Drum wisse, eh' dein Vater gutgethan hat,
Den Schaden uns und Malta zugefügt,
Kommst du nicht fort: denn frei soll Malta sein,
Kehrt Selim wieder in's Osmannenland.

Calymath.

Laßt mich, Ihr Christen, lieber nach Türkei,
Persönlich Euch den Frieden zu vermitteln!
Es hilft Euch nichts, behaltet Ihr mich hier.

Gouverneur.

Ergib dich, Calymath, du mußt hier bleiben,
Gefangner Maltas; käm' auch alle Welt
Dich zu befrei'n, jezt wahren wir uns so,
Daß eher sie den Ozean austrinken,
Als Malta nehmen oder uns gefährden.
Von hinnen fort! nicht Glück und Schicksal mehr,
Der Himmel habe Dank und Preis und Ehr!

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Helmina von Chézy.

Erster Theil.

Chézy
Univer-
sit.
1

Unvergessenes.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

von

Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

HECA
A
SIS.

Vorwort.

Dieſes Werk, welches die Dichterin in den Tagen ihrer Blindheit, kurz vor ihrem Hinſcheiden mir dictirte, und ich hiermit, ihrem Willen gemäß, der deutſchen Leſewelt übergebe, ging unter Kämpfen und ſchwerer Krankheit aus frommer Liebe hervor — ein Schwanengeſang der Dichterin. Man kann deshalb wegen vorkommender Mängel und Lücken wol auf gütige Nachſicht vertrauen.

Helmina von Chézy äußerte in ihrem letzten Schreiben an Se. Majeſtät den König von Preußen unter anderm Folgendes: „Das Werk des Dichters iſt die Perle, ſein Selbſt iſt die Muſchel, die den Himmelstropfen in ihrem Buſen zum geiſtigen Schmuck ausbildet, und ſtirbt, wenn ſie ihn vollendet hat. Die Perlenfiſcherin iſt die Zeit: aus ihrem Netz erkieſet der Ewige ſie für die rechte Stätte, wo ſie leuchten ſoll.“ Dies bewahrte ſich treu bei ihr ſelbſt: ſchon wenige Wochen nach Beendigung dieſes Werks ſtarb ſie.

Es war zu Anfang des Jahres 1857, als ich in den Zeitungen las: Helmina von Chézy läge erkrankt, erblindet und verarmt in Genf. Tief ergriffen ſchrieb ich, als erſte

ihrer nächsten Verwandten (meine Großmutter Eleonore Berngräber war die Schwester der Karschin), ihr einige tröstliche Worte. Sofort erhielt ich herrliche Briefe von ihr.

In dem ersten schrieb sie: „Meine Augen, die ausgeweinten, haben wieder einige Thränen gefunden, als ich Deinen Brief verlesen hörte, und in diesen Thränen war Süßigkeit. Wir blinde Sterbliche, wir klagen über Verlassenheit und Mangel an fühlenden Seelen, indeß ungeahnt im Verborgenen uns Veilchen blühn, die von einem himmlischen Frühling sagen. Schreibe mir ja bald wieder, denn lange leben werde ich wol nicht mehr. Wie schön, wenn Deine Verhältnisse Dir gestatteten, zu mir zu kommen, bis mein Auge bricht. Ich hatte seit allen diesen Jahren viel nach Schlesien gedacht, allein ich wußte nicht, wohin ich einen Brief adressiren sollte. Ich hatte viel Schicksale erlitten. Im Jahre 1832, am 31. August starb mein Gatte, am 14. December 1846 mein herrlicher Sohn Max, aller andern Betrübnisse nicht zu gedenken. Ich bin ausgeplündert und leide die bitterste Noth ...."

Im folgenden Briefe heißt es: „Ich lag seither wie ich selber glaubte, sterbend, jetzt scheine ich mich wunderbar zu erholen. Könnte ich das Herz von Deinem Arm umspannt sanft brechen lassen! Ich bin jetzt in einer Auseinanderzerrung meiner Gedanken, Wünsche und Entschlüsse. Ich weiß sehr wohl, was zu thun wäre, wenn ich Dich als meinen guten Engel des Trostes und der Liebe in der Nähe hätte. Ich denke mir, so süß wird es sein für die greise Dichterin, mit der jungen Tochter der Poesie, mit Dir zusammen zu arbeiten. Die Grundlage und Richtung

meiner Werke ſagt Dir gewiß zu, und wir könnten Gutes für Zeit und Ewigkeit ſtiften. Wenn Du eine Weile bei mir geweſen wäreſt, und ich, geiſtig erheitert und erhoben, wiederum den Sinn für das Leben gewinne, der mir früher eigen, ſo wäre ich neu geſchaffen, die Flügel der Seele würden ſich lüften, würden vom Thränenregen laſſen und ihre altgewohnte Schwungkraft wiederfinden. Dies iſt alſo mein wohlüberlegter Wunſch! Rüſte Dich mit Nachſicht und Liebe, und komm zu mir. In Deiner Umgebung werde ich neu aufleben, und der Troſt dichteriſcher Freundſchaft wird mich erheben und begeiſtern. Die Kriſis meiner Schwäche iſt überſtanden, und ich fühle die Quellen des Lebens jetzt ſchon wieder hervorſprudeln. Wenn Du mein Augenlicht ſein wirſt, wie bald mein Herz, ſo wollen wir um die Wette dichten und ſingen wie Trutz-Nachtigallen. Du biſt mir nothwendig, und eine liebende Seele, die mich umgibt. Wir könnten Schönes zu Tage fördern, und ich hätte den Troſt, Dir zur Herausgabe meine zu hinterlaſſenden Schriften zu übergeben .... Die Sehnſucht der Großmutter Karſchin nach Tirſchtiegel habe ich oft empfunden, und Gott erfüllt ſie vielleicht; wir wollen wie treue Kinder ihm alles anheimſtellen. In der Poeſie wollen wir fleißig ſein, Du ſollſt Dir noch einen Namen machen. Vielleicht begünſtigt mich Gott, daß ich noch früher oder ſpäter an Deinem Herzen ſterbe. Mehr als Augenlicht und Körperkraft fehlt mir, ich bedarf Liebe und dieſe bringſt Du, gutes ſüßes Herz. Ich werde Deine zweite Mutter ſein, ich bitte Dich, auch Deine neue Mutter Du zu nennen, denn

das Sie steht wie ein Schlagbaum zwischen zwei liebevollen Herzen."

Meine Mutter, die ich treu gepflegt, war mir kurze Zeit vorher gestorben, und ich reiste, fast mittellos wie ich war, mit meinem kleinen Ersparniß von Tirschtiegel bis Genf. Leider fand ich die Aussage der Zeitung nur allzu sehr bestätigt.

Meine Pflichten waren schwer; aber ich habe sie im Aufblick zu Gott, in Mitgefühl und Geduld stets treu und gewissenhaft geübt, bei unzähligen Nachtwachen und großen Nahrungssorgen immer die Leidende theilnehmend und liebend gepflegt. Dies Bewußtsein ist mir süß und macht alles Herbe vergessen.

Helmina sagte mir, sie leide schon siebzehn Jahre an einem schleichenden Fieber und heftigen Unterleibskrämpfen; diese Uebel verschlimmerten sich täglich, oft wurde sie beim Dictiren davon unterbrochen, und sie hielt dann meine Hände vor Angst fest.

Trotz ihrer großen Ungeduld, auch wol augenblicklichen Heftigkeit, deren Ausbruch zum großen Theil ihren schweren Leiden zuzuschreiben war, verlor sie nichts von ihrer fesselnden Anziehungskraft. Sie war unermüdlich thätig. Jugendfrisch lebte ihr Geist noch ein mal auf, als ich ihr vieles von der Karschin zu erzählen wußte, was, bisher ungedruckt, mir von meinem Vater treu übergeben worden war. Die Memoiren wurden nun mit rechtem Geistesfeuer begonnen, alles Neue von der Karschin wob sie mit hinein. Meine Feder konnte oft dem schnellen Dictiren kaum folgen. Ihr Gedächtniß blieb ihr fast immer treu, und die Bilder

aus ihrer eigenen bewegten, thatenreichen und ereigniß-vollen Vergangenheit bis in die Kindheit hinab standen klar vor ihrer Seele. Morgens 4 Uhr saß ich schon am Schreibtisch, ihrer Ermahnung folgend: „Schreibe schnell, nimm die Augenblicke wahr, Du hast mich nicht mehr lange, ich gleiche einer Sterbenden!“ Dann rief sie auch oft: „Schreibe fleißig, es ist für Dich, ich werde ja den Druck nicht überleben!“

Mitte December 1845 war das Werk beendet und wurde sofort an Varnhagen von Ense zur Correctur zugesandt, welcher schon auf die vorhergegangene Anfrage Helmina's erwiderte: „Ich werde Ihr Werk mit Antheil und Vergnügen lesen, von der mir ertheilten Erlaubniß zu kleinen Aenderungen gewissenhaft — das heißt nicht ohne die dringendsten Gründe — den möglichst sparsamen Gebrauch machen ꝛc.“ Nach Empfang des Werks schrieb Varnhagen von Ense unterm 28. December an Helmina: „Ich habe das werthe Manuscript mit größtem Eifer und höchstem Genuß durchgelesen. Von der Befugniß, welche Sie mir im Betreff des Inhalts und Ausdrucks gütigst ertheilt haben, konnte ich bisjetzt keinen Gebrauch machen. Das Werk ist mit so eigenthümlicher Natürlichkeit und Anmuth geschrieben, daß man ihm den größten Reiz nähme, wollte man darin etwas verändern; selbst wo die Nachlässigkeit etwas auszuarten scheint, im Fallenlassen des Fadens und Wiederaufnehmen desselben, im Vor- und Zurückgreifen, möchte ich zu keiner Abhülfe rathen, da die Eigenheit des Ganzen gerade darin besteht, ein Erzeugniß unmittelbarer Eingebung, ungezwungener

und freier Mittheilung zu sein. Denn so wie es ist, ist es sein bestes Lob. Sie haben einen überaus reichen mannichfachen und wichtigen Lebensstoff mit leichter Hand anmuthig vorgeführt und entfaltet; überall erkennt man die Wahrheitsliebe, die Ihnen ihre Schilderungen eingegeben hat, überall die Milde und Güte, von denen Sie dabei geleitet worden sind. Die großen Ereignisse und Verhältnisse einer verhängnißvollen Zeit, die bedeutendsten Persönlichkeiten, welche dieser Zeit angehören, und die eigenen Schicksale, die sich durch den großen Weltwirrwarr durchwinden, alles führt zu höhern Anschauungen, zu fruchtbaren Betrachtungen. Genug, das Buch macht Ihrem Geist wie Ihrem Herzen die größte Ehre, und ich zweifle nicht, daß es bei der Lesewelt eine günstige Aufnahme finden wird. Von den frühen Kämpfen der Karschin bis zu ihrem eigenen spätern Ringen ist eine Steigerung, der man mit eifrigem Antheil zu folgen gezwungen ist, und die einen fast tragischen Eindruck macht." Bei Vorlesung dieses Briefes weinte die Dichterin Freudenthränen, die ich mit ihr theilte.

Acht Tage vor ihrem Tode sagte sie mir noch: „Meine letzte Stunde erscheint, Gott erfüllte meinen Wunsch, dies Buch zu vollenden, und Du wirst es nebst meinen sämmtlichen zu hinterlassenden Schriften der Welt übergeben!" Durch diese Uebergabe und Schenkung ihrer Schriften, die sie mir schon in ihren Briefen zugesichert, erwies sie mir nicht nur ihre Erkenntlichkeit für Pflege und Beistand in ihrer Verlassenheit, sondern wollte mir auch einen Ersatz für meine vielfachen und großen Opfer, die meine ge-

ringe Habe ganz erschöpft hatten, darbieten. Nach Tische schlummerte sie eine Stunde, dann las ich ihr eine Stunde lang vor, oft die Bibel, das Evangelium Johannis, die Bergpredigt, wobei sie einmal mit Thränen in den Augen ausrief: „Was sind alle Schriften großer Geister — sie veralten! Aber dies Buch, wie ist es immer wieder so neu!" Ausgefahren wurde selten, dazu fehlten Zeit und Mittel, und zum Ausgehen die Kräfte. Selbst wenn sie von zwei Personen geführt wurde, mußten auf einem kleinen Gange viele Ruheplätzchen gesucht werden.

Einige Tage vor ihrem Tode dictirte sie mir noch nachfolgendes Gedicht, welches sie aber bei allzu großer Körperschwäche nicht mehr vollenden konnte. Wenn es auch nur als ihr letztes Product auf Veröffentlichung Anspruch machen kann, so halte ich mich doch für verpflichtet, es hier mitzutheilen:

An Seine Majestät den König Friedrich Wilhelm IV.

Bald wird mein selig Geist Dich frei umschweben,
O Du, mein König! Bald entsliegt dem Mund,
Der nun erbleicht, der letzte Hauch von Leben —
Und wahres Leben wird statt Traum mir kund!

So nimm denn meinen Segen vor dem Scheiden,
Der zu Dir wallet wie ein Opferduft.
Ihn höret Gott, mein Hort in allen Leiden,
Der meine Sehnsucht nun zum Ziele ruft.

So fahr' denn wohl, Du wirst mich nie vergessen
Weil ich Dich je geliebt mit frommer Treu!
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Wie bekannt, empfing die Dichterin durch die Huld des Königs eine vierteljährliche Pension von 50 Thalern; ihren Dank sprach sie meistentheils in Gedichten aus.

Der 25. Januar war der Dichterin Geburtstag; wir feierten ihn zum letzten mal und unter Thränen. Drei Tage darauf erschien ihr Sterbetag, an welchem die Baronesse Marie von Heldritt, ihre engelgleiche Freundin, wie sie dieselbe nannte und wie sie es auch war, sie noch besuchte, ihr eine Erfrischung zu bringen, welche die Sterbende schon sprachlos, doch noch eilig, mit sichtlicher Erquickung nahm. Kurz vor dem Scheiden umschlang sie mich mit offenen Armen, preßte mich an ihre Brust und küßte mich. Dies bewegte mich tief, ich dachte an meine Mutter, die ein Gleiches that.

Kniend betete ich unter Thränen einsam an ihrem Sterbebette, küßte die edle Stirn und die erkaltenden treuen Hände, — und so entschlief sie sanft in Gott. Es war um Mitternacht, am 28. Januar 1856. Am 31. Januar vormittags 10 Uhr wurde die entseelte Hülle durch den ehrwürdigen Pastor Andersen (bei dem wir kurz vorher noch communicirt) mit einer kräftigen Rede in der Wohnung und einer Einsegnung am Grabe feierlich zur Erde bestattet. Ihre Ruhestätte befindet sich Nr. 4527, tombe 5, ligne 3, auf dem allgemeinen Kirchhofe in Plain-palais zu Genf.

Ein treuer Freund Helmina's, Professor Schad, rief ihr in einer Mittheilung über sie in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Beilage zu Nr. 53, 22. Februar 1856), folgende Worte nach: „Die Erde sei ihr so leicht, als

das Leben ihr ſchwer geweſen; und ſtand ihr Lebenspfad von Dornen nie leer, ſo empfange den heimiſchen und fremden Wanderer ihr Grabeshügel ſtets voll von Roſen!"

Mir aber geſtatte man noch nachſichtig hier folgenden

Nachruf an Helmina von Chézy.

Durchfurcht von Schmerz, gebückt am Pilgerſtabe,
Das greiſe Haupt gebleicht von Lebensmühn!
Nun endlich ruhst Du ſanft in Deinem Grabe,
Du ſchwergeprüfte deutſche Sängerin!

Längſt kannteſt Du der Blumen flurentſproßen,
Des Sternenhimmels Dich nicht mehr erfreun.
Dein ſtrahlend Aug' war längſt der Welt verſchloſſen,
Und Nacht umhüllte Dich im Sonnenſchein.

Viel herbes Leid war in Dein Los gewoben,
Schon als Dein Haupt noch blond Gelock umfloß.
Dein inn'res Wühn hat ſiegreich Dich erhoben,
Indeß dem Geiſt ein Ideal ſich erſchloß.

Hier thronte Licht — es flammte hell und traut
Zum Urquell alles Lichts, der es genährt.
Jetzt in der großen Ewigkeit geſchäftig,
Wirkſt Du mit theuern Ahnen fromm verklärt.

Dein Grab — ſo fern vom heimatlichen Boden —
Wird immer friſch von edler Hand bekränzt.
Oft ſäuſelt leis herüber Liebesodem,
Wenn eine Thrän' um Dich im Aug' mir glänzt.

So ruhe wohl, bis Gott den Leib einſt weket
Ein Monument erbaute ſich Dein Lied! —
Ob auch kein Marmor Deinen Hügel decket —
In treuer Bruſt Dir ein Gedenken blüht!

Was die Herausgabe dieses Werks der verewigten Dichterin betrifft, so erachte ich es für nothwendig, noch einiger besondern Umstände Erwähnung zu thun: Als mir auf meiner Rückreise von Genf, Ausgangs Juni 1858, in Berlin das Manuscript Helmina's von Varnhagen von Ense treu übergeben wurde, bat ich ihn, dasselbe doch selbst herausgeben zu wollen, was er jedoch mit den Worten: „Es enthält Günstiges von mir" ablehnte. Ebenso legte ich bei meiner Durchreise durch Dresden das Manuscript dem Director des Historischen Museums Kraukling zur Herausgabe vor, welcher mir aber, nachdem er einen Theil desselben durchgesehen, aus ganz gleichem Grunde eine ablehnende Antwort gab. Es blieb mir nun nichts übrig, als dies Werk nur mit den oben angeführten Worten Helmina's der Welt selbst zu übergeben. Doch die dazu erforderlichen Schritte wurden durch eine Krankheit, welche mich nach meiner Rückkehr in die Heimat als eine Folge der heftigen Gemüthsbewegungen an der theuern Helmina Sterbebette heimsuchte, längere Zeit hinausgeschoben, sodaß ich erst viel später als ich gehofft hatte die Reise nach Leipzig unternehmen konnte, um das Werk der Verlagshandlung F. A. Brockhaus anzubieten, wie es Varnhagen von Ense mir selbst angerathen hatte.

Ueber eine eigenthümliche Angelegenheit noch wenige Worte. Seit längerer Zeit erscheinen im „Morgenblatt" Skizzen „Aus dem Leben einer deutschen Dichterin", die bei der gesammten deutschen Lesewelt ebenso reges Interesse als schmerzliches Erstaunen erregten; dies letz-

tere darum, weil sie von Herrn Wilhelm von Chézy in Wien, Helmina's ältestem Sohn herrühren, der darin über seine eigene Mutter, deren Liebe für ihn nicht erstorben, sondern nur zurückgedrängt war, in einem Ton spricht, der nicht eben von Pietät und Kindesliebe hervorgerufen ist. Derselbe versucht nun, nachdem er durch öffentliche Blätter von dem bevorstehenden Erscheinen des vorliegenden Werks Kunde erhalten — wol aus Gründen, die ihm selbst am besten bekannt sein mögen —, die von seiner Mutter verfaßten „Denkwürdigkeiten" als gefälschte zu bezeichnen und mein Recht zur Herausgabe derselben in Frage zu stellen, indem er sich als Universalerben der Verstorbenen betrachtet. Ueber den ersten Punkt brauche ich nichts weiter zu bemerken: für die Echtheit der Memoiren bürgt außer den in der Sache selbst liegenden Gründen mein Wort; über den zweiten kann ich mich einfach auf das oben Angeführte berufen.

Uebrigens drängt mich meine Liebe zu der Verewigten noch zu der Nachschrift: es ist mir ein schmerzliches Gefühl, daß wieder Helmina's eigener Sohn, Herr Wilhelm von Chézy, es ist, welcher abermals das Andenken der Todten beunruhigte, indem er ihren Namen mit seinen Anklagen und Schmähungen in Verbindung brachte.

Doch genug von diesen traurigen Verhältnissen!

Varnhagen von Ense, diesem so treuen Freunde Helmina's, der ihr jetzt in das Land der Verklärten nachgefolgt ist, gemahnt es mich noch am Schluß dieser Vorrede ein Wort des Dankes zu widmen für den hülfreichen

Beistand, den er mit Rath und That bei Herausgabe dieses Werks leistete. Bis zu den letzten Tagen seines Lebens interessirte er sich noch mit warmer und thätiger Theilnahme für das baldige Erscheinen desselben, dem er erwartungsvoll entgegensah. Nicht minder dankbar muß ich eines andern bewährten Freundes Helmina's gedenken, des schon oben erwähnten Directors Kraukling in Dresden der in mehrfacher Weise und besonders durch Berichtigung von vorkommenden Namen in dem von ihm durchgesehenen Theile der Handschrift den Memoiren Helmina's, an welchen auch er, so wenig als Varnhagen von Ense, irgendetwas ändern mochte, und an deren Echtheit beide keinen Augenblick zweifelten, seine gütige Mitwirkung zu Theil werden ließ. Dieser Dankaltar sei der Schlußstein meines Vermerks.

Lirchtiegel (Provinz Posen),
im October 1858.

Bertha Borngräber.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

I. Meine Großmutter Anna Luise Karschin 3

II. Aus meiner Jugendzeit. — Meine Verheirathung. — Frau von Genlis und Jean Paul 111

III. Mein Aufenthalt in Paris. — Zweite Verheirathung. — Abreise nach Deutschland 177

Erſte Abtheilung.

I.

Meine Großmutter Anna Luise Karschin.

Wie in der Nacht, wo das Treiben der Menschen schweigt, das Rieseln der Flut hörbar wird, so vernehme ich in der Einsamkeit, die ich mir erkoren, deutlicher die innere Stimme, die mir die Vergangenheit wieder zurück erzählt.

Ich bin, dies Werk entwerfend, auf einer Meerfahrt begriffen, auf der ich jedes Ufer, an dem ich vorüberschiffe, begrüße, jede Stelle wo ich jemals in Wonne oder Schmerz geweilt, mit Andacht feiern möchte. Doch mein Schiff segelt heim, die Segel schwellen, die Ruder fliegen, nah' ist das Ziel!— Der Steuermann, unerbittlich, will weiter. Ich reiche dem Leser die müde Hand, um ihn durch das Irrgewinde dreier Lebenspfade zu führen. Auch die holde Leserin wird mir gern folgen. Wir werden in eine weite Vergangenheit zurückgehen, Liebe wird den Pfad erhellen; Liebe und Wahrheit sind Eins. Die Vergangenheit bietet eine ganz andere Gestalt dar als die Gegenwart, sie ist ein Hochgebirge, das in jeder Entfernung anders aussieht, wenngleich es immer dasselbe bleibt.

Je höher man geklommen ist, je umfassender und richtiger wird der Aussichtspunkt.

Die Lebensgeschichte meiner Großmutter Karschin ist in verschiedenen Sprachen häufig erschienen, mitunter von sehr geistvollen Männern geschrieben worden; man hat sogar Romane und Novellen daraus gemacht — und sie bedurfte doch keiner Schminke, sie ist durch sich selbst schon wie eine Blume.

Das Leben meiner Mutter dagegen ist so arm an Begebenheiten, daß es nur darauf ankommt, nach innen hineinzuleuchten, um es zu lieben.

Das meinige ist von innen und außen vielgestaltig, tief und reich angeregt, schaudervoll durchklungen von den Tönen der unsichtbaren Welt, die wenigen Naturen vernehmbar werden und meist unverstanden bleiben. Für mich hat sie eine Sprache gehabt, als ich selbst nur noch lallen konnte; mehr als ein mal hat sie mir die Zukunft gezeigt, nicht in persönlicher Hinsicht, sondern in Enthüllung großer Weltgeschicke. Wer stumpfsinnig genug ist, um zu vermeinen, es gäbe nichts anderes als was er versteht und begreift; wer nicht erkennt, daß die ganze Schöpfung uns Wunder ist, der lege diese Blätter ungelesen weg: denn sie werden seinen Dünkel verletzen, er wird sie verabscheuen oder belachen. Ich aber, die so veraltet ist, deren Glaube an Gott und die göttliche Vorsehung so beseligend und unerschütterlich in mir lebt, ich am Rande des Grabes, betheuere, daß ich nach jedem Erlebniß geisterhafter Art sorgfältig geprüft, was ich sah und hörte, und klar erkannt habe, daß weder ein Spiel der Phantasie, noch irgendeine Vorspiegelung mich getäuscht hat, und ich erwähne dieser Begebenheiten nur, der Welt einen Trost mehr zu hinterlassen, der sich den schon empfangenen Tröstungen aus der heiligen Schrift

und den Werken edler Männer liebevoll anſchließt, und die gefährliche Sicherheit und Unbekümmertheit um die Beziehung der Geiſterwelt, über ihren Einfluß auf unſer Leben zertrümmere und den Nebel vor unſern geiſtigen Augen zerſtreue.

Anna Luiſe Karſch iſt am 1. December 1722 in einer zwiſchen Züllichau und Kroſſen nahe der niederſchleſiſchen Grenze gelegenen einſamen Meierei geboren. Ihr Geburtsort, Der Hammer genannt, beſtand damals aus ſieben Häuſern, darunter ein Gaſthof nebſt Brauerei. Ihr Vater, der Pachter Chriſtian Dürrbach, war im ganzen Kreiſe bis in das brandenburgiſche Gebiet bekannt wegen des ſtarken weinähnlichen Bieres, welches er brauete. Sein biederer Charakter und ſein verſtändiges Betragen verſchafften ihm die allgemeine Achtung. Seine Gattin, ein Pflegekind der Herrſchaft des Schloſſes, war die Tochter des Amtsförſters Kuchel. Anmuthig, verſtändig und ſittſam, fühlte ſie ſich etwas unbehaglich in der neuen ungewohnten Lebensweiſe, die ihr Hausweſen erfoderte. Sie hatte dieſelbe Erziehung der Fräulein von Mooſe, welche ſie mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit behandelten, genoſſen, und war in denſelben Gewohnheiten aufgewachſen.

Die Laſt einer großen Haushaltung, die Aufſicht über Bedienung der Gäſte lag ihr ob. So ſehr ſie ſich in alle ihre Geſchäfte zu ſchicken wußte, ſo ſehr ihr Mann ſie liebte, ſo litt ſie innerlich durch alle Ungemächlichkeiten, die mit ihrem neuen Stand verknüpft waren.

Das dritte Kind, deſſen ſie genas, war Anna Luiſe, unſere Dichterin, bei deren Anblick die junge Mutter mit einem Schrei des Entſetzens zurückfuhr. Die runzelige Haut hing über ihre Stirn, ihre Augen lagen tief im Kopfe, das vermagerte Geſicht hatte nichts Blühendes, ihr Körper war gelb und ſchrumpfig.

Der Mutter seines Auge, welches durch ihre ersten schönen Kinder, welche früh starben, verwöhnt war, wendete sich mit Verdruß von der Neugeborenen ab. Doch dies unwillkommene Kind gewann die blühendste Gesichtsfarbe, die strahlendsten Augen und eine Stirn, auf welcher Licht und Lieblichkeit thronte. Ihre feinen Lippen blieben purpurn bis in den Tod. Ihr Haar glänzte wie das köstlichste Gold, ihr Wuchs war regelmäßig, schlank und weiblich, ihre Haltung natürlich und anstandsvoll. Sie dankte diese Vorzüge allein der Natur. Sie war ein stilles in sich verschlossenes Kind, welches niemand Unruhe machte; sie blieb so bis in ihr sechtes Jahr. Sie kroch unter den Bänken der Gaststube umher, und saß zu halben Tagen wie ein Gedanke ganz still vor sich hin, ohne auf etwas zu merken, was um sie her vorging.

Wahrscheinlich hatten die Gespräche der Gäste keinen Reiz für ihr Ohr, und ihren Aeltern fehlte es an Zeit sich mit ihr zu beschäftigen. Doch zuweilen blitzte Lebhaftigkeit aus ihrem Wesen hervor. Als ein dreijähriges Kind, das keine Vorstellung vom Tode hatte und von der Großmutter unvorsichtigerweise mit sich nach einem Richtplatz getragen wurde, klopfte sie in die Händchen, und machte ihren ersten Vers: „Schwabb war er ab", als der Kopf des Unglücklichen weit abflog. Die Umstehenden lachten und unterhielten diesen Vers im Gedächtniß der Gegend. Das Kind vergaß ihn schnell, sie blieb still und in sich verschlossen wie zuvor.

Mit sechs Jahren ihres Lebens entriß ihr der Tod ihren lieben Vater, den schönen, gefühlvollen Mann, dessen Bild sich ihrer jungen Seele unvergeßlich eingeprägt hatte. Seine ausdruckvollen Blicke, seine regelmäßigen Züge, sein lockiges, schwarzes Haar gewannen durch ein Stutzbärtchen über der Oberlippe und am Kinn in seiner

mittelalterlichen Tracht eigenthümliche Bedeutſamkeit. Er ſah aus wie ein Bild ſeiner Ahnen, denn er war aus einem altadeligen Geſchlecht.

Anna Luiſe war nun in gewiſſem Sinne ganz verwaiſt. Der Verluſt ihres Vaters war ihr erſtes Unglück, welches auf ihr ganzes Leben Einfluß haben ſollte. Ihre Mutter konnte ſich minder als je mit ihr beſchäftigen. Im Hammer gab es keine Schule, und weit und breit keine Kirche. Niemand von Bedeutung oder von Bildung bewohnte dieſen Ort. Die Natur allein hatte ihn nicht vergeſſen, und gewiß ſprachen ſchon damals ſeine Quellen und das Säuſeln ſeiner Bäume zu des Kindes Seele, ihr unbewußt, in ihrer vollen ſüßen geheimen Gewalt. Wer ſie ſah, wunderte ſich über ſie, denn ſie war ein Kind, wie man noch keines geſehen hatte: ſchweigſam wehmuthsvoll, ernſt, aber ſanft, und in ihrer ſtillen Weiſe freundlich. Keine andern Kinder kamen ihr nahe, es war vielleicht ein Glück für ſie, kindliches Treiben hielt ſie fern von ſich. Sie wollte auch von keinem Stricken und Nähen wiſſen. So würde ſie ohne Unterricht aufgewachſen ſein, wenn nicht ihr Großoheim, der Juſtizamtmann, gekommen wäre, ſeine Nichte zu beſuchen, und ſeine Schweſter, die Großmutter Anna Luiſens, zu ſich zu holen, weil er Witwer geworden, und weiblicher Pflege und Aufſicht in ſeinem Hausweſen bedurfte.

Er ſah die Kleine im Garten unbeachtet ihr Weſen treiben. Seine Schweſter rief ſie herbei. Er bot dem Kinde die Hand mit einem ſo liebreichen Blick, daß er ſogleich das junge Herz, dem ſein Bedürfniß nach Liebe die Bruſt durchglühte, gewann. Er verlangte ſie von ſeiner Nichte zur Begleitung der Großmutter. Sie zuckte die Achſeln, und meinte: der Herr Oheim würde ſie ſchwerlich bei ſich behalten wollen, denn ſie ſei doch zu

gar nichts zu brauchen, und wolle nichts lernen. Der Großoheim sah das Kind mit Erstaunen an. Ihre Augen waren naß, sie hatte den Tadel ihrer Mutter schmerzlich empfunden, und antwortete nichts, als er sie fragte: „Willst du mitkommen?" Sie klammerte sich an seinen Rock, und sprang ohne Abschiedsthränen in die Reisekaleiche.

Der heiterste Frühlingstag glänzte über der Erde. Wie geflügelt eilten die Rosse durch die Krümmungen der Landstraße nach Tirschtiegel hin, das unter lauter Blüten versteckt war.

Die Besitzung des Großoheims, die noch jetzt das Eigenthum einiger Familienmitglieder ist, liegt unweit der Landstraße und wird durch sie vom Schlosse getrennt. Die linke Seite begrenzte ein herrlicher Wald von lebendigem Holz. Das Schloß, von unzähligen riesigen Linden umduftet, welche ein großer Garten umgrenzt, um den üppige Wiesen prangen, die das Städtchen beinahe umschließen, und wodurch sich die milde Obra in ihren blumenreichen Ufern schlängelt, bot einen romantischen Anblick dar.

Das freundliche Wohnhaus stand mitten in einem unabsehbaren Obstgarten, wo die Bienen summten, und die vielfältigen Stimmen der Natur, mit denen sie ihre schmetternde Feier des Tageswechsels begeht, um und um erklangen. Nichts störte ihr harmloses Treiben. Der Wipfel der vielhundertjährigen Linde und das ferne Rauschen der Obra begleiteten den Hymnus der gefiederten Bewohner dieses Paradieses, vernehmbar beim Erwachen des Tages und beim Einschlummern der Natur, wenn die Sterne aufgehen.

Glückliches Kind, das unter der herrlichen Linde, an eines väterlichen Greises Brust geschmiegt, den Port der

Liebe offen fand, ahnungslos und beſeligt in die Zukunft blickte, die kein Wölkchen trübte! Armes Opfer des Mißgeſchicks, das bald und grauſam aus der Oaſe in die brennende umſtürmte Wildniß der feindſeligen Welt geſchleudert wurde! Wunderſame Fügung des Himmels, daß das Paradies der Liebe und des Friedens, wenn es auch vor ihren Blicken verſchwinden mußte, dennoch in ihrem Herzen fortblühte.

Zu jener Zeit war Tirſchtiegel nur ein Marktflecken, hatte weder Kirche noch Schule, und die kirchlichen Handlungen wurden in Alt-Tirſchtiegel, welches nur durch die Obra getrennt iſt, von einem katholiſchen Pfarrer in dortiger Kirche vollzogen, woſelbſt ein Bürger täglich einige Stunden nothdürftigen katholiſchen Unterricht gab.

Das damals polniſche Tirſchtiegel liegt in einer ſehr anmuthigen, durch ausgerodete Wälder fruchtbar gemachten Gegend, zu welcher das Schloß, von einer Seite mit einem Birkenwäldchen umgrünt, den Proſpect maleriſch ſchließt. Die vielen kleinen Häuſer, die ſeit jener Zeit aus dem abgeſchlagenen Holze erbaut wurden, haben beinahe jedes einen Garten, liegen zumeiſt einzeln in freier reizender Ausſicht. Dort, wo die Wieſen aufhören, iſt der Ort von Vorwerken, Waſſermühlen und Hauländereien umgeben. Hier überraſcht ein ungewöhnlicher Anblick den Reiſenden, denn die Beſitzungen ſind, wie die alten Wehren Deutſchlands, jede von Waldung, Feld, Garten und Wieſe umgrünt, von grünem Raine umgrenzt, auf einer unabſehbaren Ebene verbreitet, und mitunter von Waldung umgeben.

Zur Zeit der Karſchin, vor der Theilung Polens, gehörte dieſe ganze umfangreiche Gegend nebſt mehreren Städten und Dörfern dem Grafen Mielczynski, der den Titel „General von Groß-Polen“ trug und ſein eigenes

Militär hatte. Er lebte mit königlichem Aufwand und vergeudete mehr durch Großmuth als durch Prunk ſein köſtliches Beſitzthum.

Die Gegend iſt überaus fruchtbar, und verſorgt die Stadt und umliegenden Ortſchaften mit guten Erzeugniſſen des Bodens.

Hier wurde Anna Luiſe zuerſt wach für ihr Leben; durch die Gegenſtände, welche die Lehren des Großoheims ihrem Verſtand zum Verarbeiten gaben, lernte ſie erſt denken und empfinden. Sobald ſie leſen konnte, wurden ihre Begriffe zu Feuerfunken, welche ſich an Alles hefteten, was ihnen Nahrung geben konnte. Sie las alle Bücher, welche die kleine Bibliothek ihres Großoheims umfaßte, mit raſtloſer Begierde. Da es unmöglich iſt, eine bolbere Schilderung ihres Lebens beim Großoheim in Tirſchtiegel zu entwerfen, als ſie ſelbſt in einem Liede gethan, ſo möge dieſes hier eine Stelle finden.

An meinen verſtorbenen Oheim, den Unterweiſer meiner Kindheit. 1761.

Kommt heraufgeſtiegen aus dem Sande,
Ihr Gebeine, die ihr in dem Lande
Meiner Jugend eure Ruhe habt!
Theurer Greis, belebe deine Glieder!
Und ihr Lippen redet einmal wieder,
Die ihr mir der Lehren Honig gabt!

Oder du! auf des Olympus Höhe
Weißer Schatten, ſiehe wo ich gehe,
Hinter Rindern auf der Weide nicht?
Blick' auf dieſe feinern Menſchen nieder,
Alle reden deiner Nichte Lieder,
Hör' auf ihr Geſpräch, dein Lobgedicht!

Ewig grünen muß die breite Linde,
Wo ich, gleich des beſten Vaters Kinde,
Zärtlich dir an deinem Halſe hing,
Wenn dich, müde von des Tages Lange
Wie den Schnitter von der Arbeit Menge,
Wenn dich matt die Raſenbank empfing.

Unter jenem Dache grüner Blätter
Wiederholt' ich von dem Gott der Wetter
Zwanzig unverſtandne Stellen dir!
Aus der Chriſten hochgehaltnem Buche
Sagt' ich dir von manchem dunkeln Spruche,
Frommer Mann, und du erklärteſt mir.

Gleich den Männern, die in ſchwarzen Roben
Auf der hohen Kanzel uns entdecken,
Welcher Weg zum Leben richtig iſt,
Wenn du von dem Fall und Gnadenbunde
Sagteſt, o dann wurden deinem Munde
Alle Worte zärtlich aufgeküßt.

Du Bewohner einer Himmelsſphäre,
Siehe, meiner Freuden ſtille Zähre
Fließet über meine Wangen oft:
Kannſt du reden, theurer Schatten? Sage,
Ob dein Herz für meine Lebenstage
Glück und Ehre dazumal gehofft!

Wenn mein Auge liegend auf dem Blatte
Täglich weiſ're Schriften vor ſich hatte,
Wenn ich auf der Wieſe Blumchen las,
Sie in meinen kleinen Händen brachte,
Sie zur Zierde deiner Haare machte,
Und auf Roſen lächelnd bei dir ſaß

Sei mir drei mal mehr mit Licht bekleidet,
Mit der Gottheit Blicken mehr geweidet
Als die andern Seelen um dich her!
Für die Tropfen alle, die uns werden
Aus dem Freudenbecher hier auf Erden,
Tränke dich des Seligkeiten Meer!

Unüberwindlich war damals ihre Abneigung vor weiblichen Beschäftigungen. Die Großmutter hatte ihr eine Puppe geschenkt, diese schleuderte sie mit aller Gewalt in den Wipfel eines Birnbaums. Sie antwortete auf die Vorwürfe nicht, die über diese Handlung um sie her laut wurden. Wenn sie nicht las oder lernte, brach sie in dem Garten ein Haselstrauchstäbchen ab und zog damit auf die Nesseln, wie auf eine Legion Feinde los; ganzen Feldern voll hieb sie die Köpfe ab. Mit den Uebergängen der Jahreszeit veränderte sie auch ihre kriegerischen Dispositionen. Statt der Nesseln wurden nun Armeen von Erbsen und Bohnen auf den Tisch gestellt, welche aufeinander losgehen mußten. Oder draußen wurden kleine Kiesel gesammelt, in Reihe und Glied gestellt, und mit großern Steinen darauf losgefeuert. Ihre Großmutter schüttelte zu solchen Zeitvertreiben und zu ihren Schreibübungen murrend den Kopf. „Daß dich der Kranich (Kranich) erschlüge!" rief sie oft in ihrem gutmüthigen Eifer ihrem Bruder zu. „Das Mädel soll mir durchaus nicht schreiben lernen, durchaus nicht. Ein Mädel muß nicht schreiben können, sie hat anderes zu thun, wenn sie 'ne Frau wird, als schreiben, das verführt sie nur zu Liebesbriefen, zu weiter nichts Gutem. Sie soll durchaus nicht schreiben lernen." Allein jemehr die Großmutter eiferte, je heftiger wurde die Begierde der Kleinen, schreiben zu können. Sobald sie die Buchstaben nachmalen konnte, blieb kein leerer Raum mehr sicher vor ihrer

Kreide, ſie beſchrieb jeden Klotz, jedes Stückchen Bret, welches ſie auffinden konnte. Auch im Rechnen machte ſie die ſchnellſten Fortſchritte. Stricken lehrte ihr die Großmutter, aber dabei hatte ſie keine Geduld, weil es ewiges Einerlei war. Sie hat oft erzählt, daß ſie in ihrem Leben nicht mehr als anderthalb Strümpfe gekrittet hat.

Nun aber war alles erſchöpft, nichts zum Lernen mehr da; doch blickten noch aus dem Staube der Bücher die lateiniſchen Grammatiken und die claſſiſchen Autoren. Anna Luiſe ſtöberte ſie aus den Schränken heraus, und ſog begierig den neuen Unterricht ein.

Schon hatte ſie der Oheim ſo weit, daß ſie geläufig leſen und überſetzen konnte, als der Schlag des Misgeſchicks auf ihr Haupt niederſank. Sie mußte zu ihrer Mutter zurück. Denn dieſe erbebte vor der Vorſtellung, daß ihre Tochter nun gar Lateiniſch lernen wollte.

Kein Cherub war es, der das wehrloſe Kind aus ihrem Paradieſe vertrieb; es war das verjährte Vorurtheil, das feindlich den Frauen gegen geiſtigen Aufſchwung entgegen wirkte. In der Wüſte des Lebens ſollte das Weib nur Kameel und Dromedar ſein, das ging ſolange es ſeine eigenſte Beſtimmung nicht kannte. In dem kleinen Landort, wo Anna Luiſe aufwuchs, war es damals noch ſehr finſter, und blieb es noch lange. Die Karſchin machte ſich unwillkürlich, unbewußt Raum. Der Druck ihres Lebens konnte die Flügel ihres Genius nicht lähmen, und wenn ſie dem Feuerdrang in ihrer jungen unſchuldvollen Bruſt nachgab, ſo war es das unaufhaltſame Aufſchwingen des Adlers zur Sonne. Sie that, was ſie mußte. Wir kennen kein zweites Beiſpiel von einem ſolchen Walten innerer Nothwendigkeit in einer jungfräulichen Natur, die den Zwang des Lebens unter

Verhältniſſe, wie die Knospe ihre Bande, von ſich ſprengt, und in einer Nacht zur Roſe aufblüht. Ihre erſten Lieder ſind verſtreut geblieben. Ihre erſten Bilder ſchöpfte ſie rein aus der Natur. Kein Ramler, kein Gleim war ihr Meiſter. Unbewußt haben ſie alle nur an ihr verdorben. Andere Dichter mußten ſich Bahnen brechen, die Karſchin faßte ihren Lichtpunkt ins Auge und ſchwang ſich empor. Die Lerche macht es ebenſo: ihr Schwung, ihr Lied, ihr Wogen durch das Luftmeer, ihr Trinken im Lichtſtrom iſt ihr Leben, ihr Glück. Sie war eher Lerche als Nachtigall. Liebesgetändel blieb ihr fremd. Ihr Kampf mit dem Leben war der rühmlichſte, den je eine hohe Natur beſtand. Nur die feinſten, ſcharfſinnigſten Denker konnten ihn verſtehen und ihm Kronen flechten. Denkzeichen ihrer Siege leuchten nur aus ihren Geſängen hervor. Kein prüfendes Auge folgte den Schwingungen ihres Geiſtes. Niemand hat die Karſchin werden ſehen. Sie war geworden, doch nicht das, was ſie hätte werden können, wenn ſie frei von fremdem Einfluß geblieben wäre. Ihr ſüßes, weiches, liebevolles Herz empfing ſeine tiefſte unheilbare Wunde, als ſie gewaltſam von der Bruſt ihres Oheims geriſſen wurde. Um ihr Glück war [illegible] gethan. Dort war ihre Heimat, ihr Himmel, nur dort konnte ſie gedeihen, nur dort war Frieden und Sicherheit. Ein Mord war an ihr begangen worden, an ihr und an dem edeln Greiſe, deſſen Werk ſie war. Seit ihrer Trennung wurde er trübe und kränklich; bald ſchloß er auf immer die Augen, welche die nicht mehr ſahen, die ſein Licht und Troſt geweſen waren. Sie aber ſchmachtete dumpf vor ſich hin, bis Natur und Liebe doch Balſam für ſie bereiteten. Ein Brüderchen, ein ſchönes Kind, wurde ihr von der Mutter in die Arme gelegt, ſie gewann es innig lieb. Das Kind wurde ihre Poeſie. Die Mutter hatte

es ihr anvertraut, weil ſie doch zu gar nichts zu brauchen war. Die Mutter ſah, daß es ſie erheiterte, erfreute, und gönnte ihr die unſchuldige Freude, ganz dafür zu leben. Ein zweites Kind, Frucht ihrer zweiten Ehe, kam auf die Welt; für Anna Luiſe war es ein Zuwachs von Glück, ſie umfing es mit wahrer Schweſterliebe. Es war ein begabter ſchöner Knabe, deſſen herrliche Anlagen aber unausgebildet blieben. Seine Schweſter liebte ihn, doch nicht wie den älteſten Bruder, welcher der erſte Gegenſtand war, der ihr welkendes Herz wieder mit Liebe erquickte. Ihre frühgeſchäftige Phantaſie lieh ihm alles, was ihm fehlte. Er hatte die ganze Natur ſeines Vaters, trotzig und geſchmeidig, gebieteriſch und unbändig; neigte nicht wie ſein Bruder zur Vernunft und Sitte, ſondern gab allen ſeinen Neigungen nach. Die rohe Umgebung, in welcher er aufwuchs, entwickelte ſeine Neigungen von ihrer gefährlichen Seite, ſein Vater verzog ihn; denn der Menſch hat die Schwachheit, die Copie von ſich ſelbſt in dem Kinde zu bewundern, in welchem er ſein Ebenbild erkennt. Daniel Hempel, ſein Bruder, dankte zum Theil der Gleichgültigkeit ſeines Vaters die gute Richtung, die er für das ganze Leben nahm. Ich habe dieſen vortrefflichen Oheim auf das zärtlichſte geliebt, denn ſeine Milde und angeborene Liebenswürdigkeit machten ihn für mich zu einem zweiten Vater, er war bildungsfähig und fleißig, doch er blieb arm. Er war mit ſeinem friſchherzigen, wackern Weibe und zwei Knaben nach Berlin gekommen, wähnend, er würde bei ſeiner Geſchicklichkeit und Arbeitſamkeit unter den Auſpicien ſeiner Schweſter Karſchin gedeihen, aber alles, was ſie vermochte, kam nur ſeinem Bruder zuſtatten; ein Beweis mehr, daß der Menſch und ſein Werth nicht immer die Geſtalt ſeines Geſchickes bedingen. Doch ich bin den Begebenheiten

vorausgeeilt und muß den Faden derselben wieder aufnehmen.

Einige Zeit nach der Rückkunft Luisens in den Hammer traf sie ein neuer Schmerz, ihr geliebter Oheim starb, und der bisherige Wohnsitz, Der Hammer, mußte geräumt werden, weil ihr Stiefvater die Gäste daraus durch seine Heftigkeit verscheuchte.

Die Familie siedelte nach Tirschtiegel über, wo man hoffen konnte, gute Nahrung zu finden; doch die Erwartung schlug fehl, weil Hempel mehr bedacht war, sich mit seinen Gästen zu berauschen als sich ihnen angenehm zu machen.

Bald wurde der Rest vom Wohlstand des Hauses erschüttert. Durch Wirthlichkeit und Fleiß suchte die Hausfrau ihn wieder herzustellen; nur mit der größten Anstrengung gelang es ihr, den Schein der Wohlhabenheit aufrechtzuhalten. Ein drittes Kind vermehrte die häuslichen Sorgen, es war ein schönes schwarzäugiges Töchterchen Johanna Eleonore geheißen, das zur Freude ihrer Mutter erwuchs und von der ältesten Schwester zärtlich geliebt wurde. Seine Pflege und Wartung übernahm die Großmutter, dagegen wurden der jungen Anna Luise drei Rinder zum Hüten anvertraut, diese mußte sie täglich nach einer entlegenen Weide führen. Noch im späten Alter gedachte sie der drei Sommer, die sie hier als Hirtin zugebracht, und pries sie als die schönsten ihres Lebens. Die Freiheit, welcher sie hier genoß, die herrliche blühende Natur um sie her, die mit Bächen durchschlungenen Wiesen und die liebliche Ruhe, welche überall ausgebreitet lag, erfüllte ihre Seele mit einer Menge reizender Vorstellungen. Als sie 13 Jahre alt war, betrat sie mit ihrer kleinen Herde zuerst die grasreichen Triften. Hier empfand sie mehr als jemals den Drang phan-

taſie- und gedankenvoller Vorſtellungen, welchen ſie ſo gern in Bilder übergetragen hätte, wenn ſie nur gewußt hätte, wie.

Eines Morgens entſprang der kleinen Hirtin eines ihrer Rinder, welches durch den angrenzenden Waſſergraben auf eine fremde Weide gerieth. In aller Angſt watet die kleine Hirtin durch den Graben dieſem Rinde nach, die andern beiden folgten ihr von ſelbſt; es dauerte lange, ehe ſie es einholen konnte. Sie gewahrte nun in einiger Entfernung einen Hirtenknaben, der unter einem Baume ſaß und mehreren um ihn verſammelten Kindern aus einem Buche vorlas.

Ihr Herz ſchlug laut vor Freude, und mit dem zweiten Gedanken war ſie auch ſchon bei dem Knaben. Drei Worte in drei Augenblicken geſagt machten ſie auf immer bekannt. Es war ein Volksbuch. Der Knabe war aus Tirſchtiegel, ſeine Geſtalt war unförmlich, ſeine Zunge ſchwer, ſeine Sprache heiſer. Gott und Natur hatten ihn mit Geiſt und Herz begabt. Er hatte viel Anlage zur Mechanik, verfertigte ſich ſelbſt eine hölzerne Uhr, und bei ſeiner Feldarbeit täglich allerlei künſtliches Schnitzwerk, worin er niemals einen Unterricht gehabt hatte.

Der Sommer verging Anna Luiſe wie ein ſchöner Traum. Zu Hauſe durfte ſie nur verſtohlen leſen. Die Bücher, welche ihr Freund ihr lieh, verſteckte ſie ſorgfältig unter einem Hollunderſtrauch, holte ſie abends, um ſie unter ihr Kopfkiſſen zu verbergen, und las vor Tagesanbruch darin, wenn noch alles im Hauſe ſchlief. Auch ſchlüpfte ſie oft in das Vaterhaus ihres Hirten und las dort.

Der ſehnlich erwartete ſchöne Frühling kam wieder und mit ihm das Leben des vergangenen Jahres. Der

Hirt wußte Bücher herbeizuschaffen, jedes befruchtete ihre Phantasie mit neuen Bildern. Der dritte Sommer ihres Hirtenstandes verging auf gleiche Weise. Doch da in jenem Lande es Sitte war, die Töchter des Hauses früh zu verheirathen, so sollte Anna Luise noch in weiblichen Handarbeiten unterrichtet werden und alsdann die Hauswirthschaft lernen. Damit man nun verhinderte, daß sie nicht ihrer Gewohnheit nach lesen und in den Gärten und auf den Wiesen herum träumen möchte, so wurde sie vom Hause entfernt und einige Meilen weit davon in die Kost einer Müllersfrau gebracht, welche Geschicklichkeit im Ausnähen besaß.

Mit schwerem Herzen schied sie aus der Nähe ihres Freundes und von den Stätten, wo sie beseligt gewesen, aus dem Schos der Natur, vom Busen der Freiheit. Aus dem Zauberland der Poesie riß sie nun die kalte Hand des Schicksals hinweg und schleuderte sie in die Schranken des wirklichen Lebens. Schon hatte sie Widerwärtigkeiten und Schmerzen gekannt, nun aber sollte sie ein Opfer der Tücke und Habsucht gemeiner Menschen werden.

Ihre Lehrerin in weiblichen Arbeiten wurde bald von ihrer Geschicklichkeit überflügelt und hatte ihr nichts mehr zu lehren. Sie benutzte nun ihre Gegenwart für ihre eigenen Geschäfte, überlud das sanfte gefügige Mädchen mit schwerer Arbeit, und hielt sie knapp und schlecht. Sie würde sehr unfreundlich gegen die junge Luise gewesen sein, wenn sie ihrer nicht bald bedurft hätte, um ein Liebesverhältniß mit einem schönen jungen Rittmeister, der in der Nachbarschaft der Mühle auf Grasung lag, zu verheimlichen. Das junge Mädchen kannte die Welt und das Leben nur aus ihren Ritterromanen. Es wurde der schlauen Müllerin leicht, Luisen zu überreden, daß sie

ein Opfer eines Tyrannen ſei, der ſie von ihrem Geliebten getrennt habe und gewaltſam von ihm entfernt hielte. Unter Thränen beſchwor ſie das junge Mädchen, ihre Liebe zu beſchützen, und ſie zu warnen, wenn ſich der Müller ihrer Wohnung nähern ſollte. Das gute Kind glaubte alles, was ihre Gebieterin ihr vorlog. Mit Eifer und Klugheit verſah ſie ihr Amt; ſie beſang das harte Geſchick der Liebenden. Doch der Rittmeiſter mußte fort. Der Müller, der deſſen Verhältniß zu der hübſchen Frau bald durchſchaut hatte, wurde grob gegen ſie. Ihre Laune wurde unerträglich, und die junge Luiſe wurde das Opfer der Misſtimmung beider Eheleute, die von den niedrigſten Geſinnungen durchdrungen waren und ſie als Sklavin hielten. Ihre zarten Schultern wurden mit einer Laſt Korn beladen, welche ſie am Tage ihrer Einſegnung dreiviertelſtundenweit in die Mühle tragen mußte. Bald darauf holte ihr Stiefvater ſie in das väterliche Haus ab. Ihr Herz öffnete ſich den ſanften Regungen der erſten Liebe. Sie wurde freundlich von den beiden Müttern empfangen, welche ihre Geſchicklichkeit und ihren Fleiß bewunderten.

Im Tirſchtiegel gab es, wie ſchon bemerkt, weder Kirche noch Schule; keine Ahnung ſagte ihr, daß zu der Kirche, welche damals ihrem Lieblingsort fehlte, einſt ihre Töne, wie die der Lyra Amphion's, den Steinen Leben und Bewegung zum Gottesbau einprägen helfen würden.

So geht der Menſch ahnungslos der Zukunft entgegen! So keimt aus den Leiden der Unſchuld himmliſche Tröſtung hervor!

Ungeduldig erwartete Anna Luiſe nun den Sonntag, wo ſie ſich geſtatten durfte, den Rinderhirten bei ſeinen Aeltern aufzuſuchen. Von neuem wurde ſein beſtaubtes Bücherbret ihr Paradies. Ihr war noch ein größeres

Glück vorbehalten; es war nicht Zufall, denn es gibt keinen Zufall, sondern Fügung von oben herab, daß sie auf dem Söller einige gedruckte Blätter fand, die sie begierig aufhob und durchflog; einzelne Gedichte des bekannten Johann Franke standen darauf. Sie hatte noch keine andern Verse als Lieder aus dem Gesangbuche gelesen, und dachte nicht, daß es eine andere Dichtungsart gäbe. Sie entdeckte nun mit der Ueberraschung und Freude eines Seemanns, der ein unbekanntes Land aus den Fluten steigen sieht, ein neues Reich für den Geist. Sie flog zu ihrem Hirten, las ihm die gefundenen Verse, und schrieb sogleich ihre Gedanken in Silbenmaß und Reime. Dies Lied war an den Hirten gerichtet und klang ungefähr so wie alle ihre frühesten Gedichte, die mit französischen Worten durchflochten sind, wie z. B. das an Fraulein von Moose, 1741.

Die Hoffnung schmeichelt mir Sie werden permittiren,
Was Dero Dienerin sich jetzo unterfängt;
Zwar kann ich meinen Vers mit wenig Anmuth zieren,
Weil kein Virgilius mir seine Silben schenkt.
Doch werden Sie darum die Zeilen nicht verachten,
Die meine Dankbarkeit zu Dero Füßen legt.
Kann man dieselben nicht als hochgelehrt betrachten,
Genug daß jedes Wort vollkommne Treue hegt.
Ein angenehmer Tag, so Dero Namen führet,
Ermuntert mein Gemüth zu der Ergebenheit,
Womit ich Ihnen bin zeitlebens obligiret:
Drum observire ich jetzt meine Schuldigkeit,
Und will durch dieses Blatt gehorsamst gratuliren,
Weil Sie der Herr, der über Erd' und Himmel schwebt,
Durch seinen Vaterarm so treulich wolle führen,
Daß Sie beglückt und froh das Namensfest erlebt.
Er bleibe dieser Herr noch ferner Dero Führer,
Er unterstütze Sie mit seiner Allmachtskraft;

Er sei Ihr Schild und Lohn, Ihr mächtiger Regierer,
Er stärke Dero Geist mit süßem Lebenssaft,
Er lasse niemals was so Widriges geschehen,
Das Ihre Gnaden kränkt und Ihre Ruhe stört.
Nein, nein, es müsse Sie auf ewig wohlergehen;
Es müsse nur geschehn was Dero Freuden mehrt,
Der hohe Himmel sei Sie ewig zugethan,
Er lasse Sie noch viel beglückte Jahre zählen,
Er schenke Ihnen mehr als ich nur wünschen kann.

Oder ein anderes an Fräulein von Moose, 1742. Dieses Fräulein Namens Gychen, wollte ihren Namen nicht hören, darüber wurde gesungen:

Englisches Gychen, o gieb dich zufrieden,
Mokire Dich doch nicht, wann man dich so nennt:
Ist dir der Name nun einmal beschieden,
So leid' ihn geduldig und lebe content!
Eva ward höchst vergnügt, da es die Vernicht fügt,
Daß sie der Adam sein Schätzchen genannt.

Nun denn, mein Gychen, so wird dir's auch gehen,
Ob Dich dein Name gleich jetzo verdrießt:
Ich schwöre, da wirst du schon freundlicher sehen,
Wenn dich ein Adam einst rufet und küßt:
Dann wird recht buchstabirt, gelesen, und revirt,
Wenn uns die Liebe den Namen versüßt.

Ihre Gegenwart that dem Hirten wohl, doch schlug sein schüchternes Herz ruhig in ihrer Nähe. Dies war zu seinem Glück, denn zärtliche Gefühle konnte er ihr nicht einflößen. Auch hatte sie bald einen Nachbarssohn bemerkt, einen wohlgesitteten schönen jungen Mann, mit dem sie gewiß glücklich gelebt hätte, wenn dessen Mutter, weiblicher Gelehrsamkeit fremd, nicht alles aufgeboten

hätte, dieſe Heirath zu hindern. So wurde das Glück ihrer erſten Liebe zertrümmert. Und bald darauf wußte ein ſchlauer Freier, der eine anſehnliche Mitgift bei ihr vorausſetzte, Frau Dürbach für ſeine Wünſche zu gewinnen.

Der junge Hirſekorn aus Schwiebus hatte den Ruf eines ſehr ordentlichen Mannes und geſchickten und fleißigen Arbeiters. Es wurde zwar zu dieſen Lobeserhebungen hinzugeſetzt, daß er ſtreng und jähzornig ſei. Die Mutter meinte: eine junge Frau, für die er Liebe heuchelte, würde ihn beſſern. Anna Luiſe, gefügſam und ſanft wie ſie war, hatte nichts gegen die Heirath mit dem ſchönen jungen Mann einzuwenden. Die Mutter verhehlte dem Eidam nicht, daß ſie faſt ihr ganzes Vermögen eingebüßt habe. Doch er glaubte, ſie wolle ihn auf die Probe ſtellen, und verſicherte, daß die Tochter einer ſolchen Mutter, ſo liebenswürdig und ſanft, ihm auch ohne Mitgabe als Gattin wünſchenswerth ſcheine. Auf dies Wort hin wurde der Hochzeitstag angeſetzt.

Die Braut war ein ſchlankes, noch nicht voll ſechzehnjähriges Mädchen mit blühendem Geſicht, ländlichen freundlichen Mienen und feuervollen blauen Augen. Ihre unbeſchreiblich ſchöne Stirn trug keine gepuderten Locken, ſondern ihr ſtark kaſtanienbraunes Haar war, nach Art der Mädchen in der franzöſiſchen Schweiz, in Flechten aufgeſchlagen. Statt des Kranzes trug ſie, nach damaliger Sitte, eine kleine Fontange von Spitzen, welche auf ein goldenes Stück Brocat getollt waren. Ueber einen großen Fiſchbeinrock blähte ſich der Brautrock von ſchwarzer Serge. Den ſchmalen Leib zierte ein Kamiſölchen von ſelbem Zeuge, ein goldener Latz ſchimmerte vor der Bruſt, und goldgeſtickte Pantoffeln nebſt rothen Strümpfen mit bunten Zwickeln bekleideten den zier-

lichen Fuß, weiße Zwirnhandschuhe und ein Zobelmuff schmückten ihre feine Hand. So stand sie vor dem Traualtar.

Nach dreitägiger Hochzeitsfeier wurde sie von ihrem Manne heimgeführt. Sobald er sie in seiner Gewalt hatte, warf er die Larve ab, und ließ es durch den unerträglichsten Geiz sie empfinden, daß er in Hinsicht der Mitgabe sich betrogen hatte; denn sie hatte wirklich nichts mitbekommen als eine Ausstattung von etwas Schmuck, Kleidern und Hausgeräth, und statt der eingebildeten tausend Thaler waren es nur hundert. Dazu kam nun noch ihre Unerfahrenheit in der Haushaltung, und ihr zerstreutes Wesen, welches sie nicht überwinden konnte. Dies verdroß ihren Mann sehr.

Das arme junge Weibchen war zu bedauern. Bei dem besten Willen, welchen sie hatte, ihrem Manne alles nach Wunsch zu thun, konnte sie doch nicht das Geringste handhaben, wobei sie nicht etwas verschüttete, im Wege liegen ließ, auf etwas trat, oder etwas verkehrt machte. Dies erzürnte ihren Mann so heftig, daß er in Thätlichkeiten darüber ausbrach. Sie hatte in Schwiebus keinen Bekannten, keinen Rathgeber, keine Freunde; nur ihre Schwiegermutter war ihr zugethan. Sie hatte noch nicht ihr siebzehntes Jahr beschlossen, als ein schöner Knabe in ihren Armen lag. Sie liebte ihren Gatten sehr zärtlich, sodaß es sie betrübte, daß der Knabe nicht sein Ebenbild war.

Ihr Mann zürnte ihr, wenn er sie weinen sah. Er störte sie mürrisch, wenn sie beim Warten des Kindes in einem Buche las. Unaufhörlich und tiefkränkend ließ er sie seinen Widerwillen empfinden, wenn sie mit dem Kinde auf dem Schos Wolle las zu Tüchern, und mehrere derartigen Geschäfte verrichten mußte, welche zur Profession

geborten, indeß ihre Gefühle in tausend poetischen Bildern herumflatterten.

Kaum war ihr Söhnchen anderthalb Jahr alt, als sie schon wieder Mutter wurde. Ihr Mann wurde nun noch geiziger; und grausam war es von ihm, daß er seinen Unmuth an dem unschuldigen Geschöpf, an seiner folgsamen und fleißigen Frau ausließ, und seine Ersparnisse von ihren Bedürfnissen abzog. Oft, wenn sie in ihren glücklichen Tagen den Wein nicht genießen konnte, der ihr im Ueberfluß angeboten wurde, erinnerte sie sich jenes darbenden Zustandes wo sie nach einem Trunk Bier schmachtete, welches ihr Mann vor ihren Augen trank, ohne ihr etwas anzubieten.

Von ihrer guten Schwiegermutter wurde sie zwar oftmals heimlich unterstützt, doch es mußte verborgen bleiben, weil er gegen die Aeltern so hart war, als gegen seine Frau. Nur Sonntags hatte die gute junge Frau einige Erholung, da pflegte er nachmittags auszugehen und vor spätem Abend nicht wiederzukommen. Da nahm sie denn ihre Kleinen neben sich, eine Feder oder ein Buch in der Hand, und erleichterte ihren Geist in dem freien Felde ihrer Ideen. Hier dichtete sie auch oder schrieb nieder, was sie die Woche hindurch sich ausgedacht hatte. Und weil sie jeden Gegenstand ergriff, woran ihr Feuer Nahrung fand, so ergriff sie oft den Anlaß, den irgendein Ereigniß in der Nachbarschaft darbot, besang es, und verschenkte das Gedicht, sodaß bald in Schwiebus bekannt wurde, daß die Hirsekorn Verse machen könne. Der umliegende Adel erfuhr davon. Zuweilen wurde sie zu Herrschaften gerufen, die sie anhörten und beschenkten.

Einstmals ließ man sie in eines der benachbarten Dorfer in eine adelige Assemblée kommen, wo sie mit

vieler Geistesgegenwart Jedem der Anwesenden einen Vers aus dem Stegreif versagte, welches ihnen ein Wunder schien, so gewöhnlich auch die Reime waren. Bei ihrem Abschied wurde sie von der Dame des Hauses mit einigen Ellen halbseidnen Zeugs beschenkt, welches damals eine königliche Aufmunterung für sie war. Als sie es ihrem Manne zeigte, gewann sie von ihm das erste freundliche Lächeln. Wäre nur öfters etwas Aehnliches geschehen, so würde Hirsekorn sein Weib schätzen gelernt haben. Doch nachdem die erste Neugier ihrer Gönner gestillt war, vergaßen sie die dichterische Frau, und sie blieb unaufgemuntert wie zuvor.

Doch bekam ihr Talent einen neuen Aufschwung durch die Nachrichten von Friedrich's des Großen Siegen, die unaufhaltsam durch ganz Schlesien in jede Hütte drangen und selbst die Einsamkeit der Dichterin durchtönten.

Schlesien war der österreichischen Herrschaft müde. Schwiebus und die Umgegend war lutherisch und litt Zwang durch die kirchlichen Verhältnisse der verschiedenen Glaubensgenossen. Friedrich's Siege brachten Luft und Licht. Alles war für ihn von Enthusiasmus beseelt, alles liebte ihn, und betete ihn an, und nie war ihnen so wohl, als wenn sie ein „Vivat der König von Preußen" trinken konnten.

Die Dichterin glühte vor Verlangen, ihn besingen zu können, wenn sie bei ihrer Arbeit von diesem Wunderkönige reden hörte. Allein völlig unbekannt mit den Regeln der Grammatik und mit jeder Art eines Heldengesanges, konnte sie ihren Gefühlen freilich nur einen unbeholfenen Ausdruck geben. Ein merkwürdiges Zeugniß ihrer Gesinnung bleibt jedoch jedenfalls folgendes Gedicht, worin sie, wie die schüchterne Liebe, es nur entfernt wagte, gleichnißweise ihre Verehrung gegen ihn

zu verrathen. Man darf es nicht spöttisch belächeln; es ist die Quelle zu dem künftigen Strom ihrer Lieder, der damals noch unbemerkt und leise rieselte.

Eine Satire auf die Verfassung von Schlesien während der kaiserlichen Regierung 1740.

Als Friedrich's große Macht in Schlesien marschiret,
Da bin ich gleichfalls mit als Volontair passiret:
Mich trieb der Vorwitz und die Neubegierde an,
So daß ich meinen Weg ein wenig seitwärts nahm.
Da ich mich von dem Marsch der Preußen abgetrennt,
Kam ich vor eine Stadt, die man Schwiebus benennt,
Und als ich im Begriff, daselbst hineinzugehn,
Sah ich ein Frauenbild bei einem Baume stehn.
Sie ließ die Traurigkeit aus allen Mienen blicken,
Die Hände waren ihr gebunden auf den Rücken,
Die Augen thränenvoll, die Haare ganz zerstreut,
Und als ich näher kam, war's die Gerechtigkeit.
Ich fragte ganz bestürzt: was ist Euch denn geschehen,
Madame, daß man Sie hier so betrübt soll sehen?
Wenn's nach den Rechten ging, so sollet ihr ja schon
Heut' auf dem Rathhaus sein, und bei der Session.
Ach! hub sie seufzend an, dem Himmel sei's geklaget,
Man hat mich schon vorlängst aus dieser Stadt verjaget,
Da lebt ein jeder so wie es ihm selbst beliebt:
Das ist es, was mir jetzt so Geist als Herz betrübt.
Bemühet Euch, mein Freund, ein wenig umzusehn,
Da wird ein neues Haus vor jenem Thore stehn;
Da wohnt ein Herr vom Rath, ein Schalk in seiner Haut,
Der mit Praktiken hat dies Häuschen aufgebaut.
Da geht der krumme Schalk, schaut wie er speculiret,
Weil er Betrug und List in seinem Schilde führet;
So sieht er unter sich nach Art der falschen Welt,
Er sucht die Schlüssel zu der Bürger Gut und Geld.
Nun wollt' ich euch noch mehr von gleicher Gattung zeigen;
Doch weil so Zeit als Ort mir jetzt befiehlt zu schweigen,
So sag' ich nur noch dies: der Consul und der Rath.

Die ſtimmen überein ſowol in Wort als That
Der große Carolus, der noch in Schriften lebet,
Und deſſen theure Seel' jetzt bei der Gottheit ſchwebet,
Der gab aus Gütigkeit der Invalidenſchar
Gewiſſes Gnadengeld zur Unterhaltung dar:
Es theilt ſich dieſes Volk in unterſchiedne Städte,
Das war nun eben recht für unſre Herren Räthe,
Sie delibrirten bald, und machten dieſen Schluß:
Daß man bei unſrer Stadt auch welche haben muß
Indem ſie dieſes ſagt', vergeß ſie bittre Thränen:
Ach Weh, o Grauſamkeit, thät ſie an mir erwähnen.
Man hat genommen mir die Wage, welcher Werth!
Die Händ' gebunden mir, dazu geraubt das Schwert'
Die Großen legten an der Bürgerſchaft viel Gaben,
Und das zu dieſem Zweck, daß ſie nichts ſollten haben
Ihr' Güter brachten ſie an ſich mit Liſtigkeit,
Und die betrieben ſie faſt ſtets zu jeder Zeit.
Weil nun die Bürgerſchaft die Steu'r nicht mehr konnt' geben,
Alſo empfingen ſie dreihundert Mann auch eben,
Mit ſie ward bequartirt ein jeder Bürgesmann;
Doch wie es weiter ging hört mich nur ferner an.
Man richt't ihn' Zimmer zu, indem ſie gute Zahler,
Ein jeder geben muß des Jahres Mieth' ſechs Thaler.
Und ob der meiſten gleich nicht hier war ihr Beſtand,
Indem ſie mußten weg heim in ihr Vaterland!
Jedennoch kamen ſie ihr Geld hier zu empfangen,
Und mußten auch ſobald allda das Miethgeld langen
Ja dieſe hatten all' die Großen unter ſich,
Kein einz'ger ihm zuſam. Nun höret ferner mich:
Sie bauten vor das Volk aus Stall und Winkel Häuſer,
Darein zu ſetzen ſie, die nicht vor ſie der Kaiſer
Wohl aber dieſer Stadt, die in der Bürgerpflicht,
Die Gaben rechnen dran und ſollten geben nicht.
Es konnten viele nicht, nicht einen Mann erlangen,
Ob ſie gleich oft und viel zum Herren ſein gegangen;
Sie ſagten bald zu ihm: Geht, ihr habt en'r Bericht,
Nicht bei euch ſchickt es ſich, und ihr verſteht's auch nicht,
Sie machten ſich gar frei, daß ſie nichts durften geben,
Und alſo thaten ſie bei großen Gütern leben.

So mußten ihre Werk' und Thun stets sein gerecht,
Auch ließ dem, der nur etwas wider sie aufbrächt'
In Gaben mußten sie die Bürger übertragen,
Und dieses konnten sie auch keinem Richter klagen.
So also bin ich hier aus dieser Stadt verbannt,
Daß ich jetzt und darin bin nun nicht mehr bekannt.
Ich sprach: sie sei getrost, man wird sie wieder kennen,
Ein jeder Mann wird sie sein'n Schatz und Freundin nennen.

Dem Könige gehört mit Recht das ganze Land,
Der, der wird geben ihr ihr Schwert in ihre Hand;
Und ob er gleich noch ist in seiner Blüt' der Jugend,
So find't man doch an ihm das Muster aller Tugend.
Er liebet Frömmigkeit, die reine Gotteslehr',
Und mit ihr zieht ins Feld Gott selbst sein Engelheer;
Ich selber werde ihm auch dieses alles sagen,
Das was sie so betrübt, und was sie mir thut klagen.
Mit ihr macht er's bald aus, es ist geschehn der Schluß,
Daß sie sich packen soll, daß sie nun weichen muß.
Sie darf nunmehro nicht an keine Macht gedenken,
Sonst wird der König sie gewißlich lassen henken.
Ein jeder nehm' sich nur vor diesem Weib' in Acht!
Auf daß er nicht mit ihr werd' auf den Bann gebracht.
Sie glaub' mir sicherlich, sie wird an ihm den finden,
Der ihre Hände wird auflesen und aufbinden;
Sie hoffe nur getrost, indem ich weiter geh',
Sie leb' indeß vergnügt, ich sage ein Adieu.

Unverhofft kam in jener Zeit der Rinderhirt nach Schwiebus, wo ihm ein kleines Grundstück als Erbschaft zugefallen war. Sein Häuschen in Tirschtiegel empfing seine gute Mutter von ihm als Witwensitz. Nun waren Anna Luisens Sonntage von neuem durch die erfindungsreiche Sorgfalt des Freundes ihrer Kindheit mit Büchern versehen. Wenn es ihr aber einfiel, auch an Wochentagen ein Buch zu nehmen, und Hirsekorn sie dabei überraschte, so gerieth er in Wuth, riß ihr das

Buch aus der Hand und warf es ins Feuer.' Tief gekränkt, wurde nun auch sie nachlässiger in ihrer sonst so rastlosen Sorge, ihm zu genügen, und versäumte in schmerzlicher Zerstreuung die Sklavenarbeit, welche er ihr täglich auflegte. Seine Abneigung gegen sie wuchs. Tag und Nacht war er mit Entwürfen beschäftigt, sich von ihr zu trennen, und es bot sich ihm in kurzem ein Anlaß dar. Er eilte ihn zu benutzen, denn auf das Höchste stieg seine Erbitterung, als er entdeckte, daß sie zum dritten mal Mutter werden sollte. Er kannte nun keine Schranken mehr und mishandelte das arme junge Weib so grausam, daß sie zu seiner Mutter flüchtete. Es gelang dieser würdigen Frau, den Frieden wieder herzustellen; doch nur auf kurze Zeit.

Eines Tages kam er von seinem Ausgang mit einem Räuschchen zurück, welches ihn sonst immer guten Muthes machte. Er warf beim Hereintreten mit lustiger Geberde den Hut auf den Tisch, schwang sich auf einem Bein herum, und rief: „Vivat, es lebe der König von Preußen. Höre Luise! weißt du ganz was Neues? Der König von Preußen hat in seinen Landen die Erlaubniß zur Ehescheidung gegeben, was meinst du, wenn wir die Ersten wären, die sich scheiden ließen?" Seine äußerst erschrockene Frau konnte ihm hierauf nichts antworten, und er fuhr fort: „Na, du hast doch nichts dawider, wenn wir den Anfang machen?" „Ach Gott, du wirst doch das nicht thun!" war ihre Antwort. „Ja, ja, das werde ich wol thun!" erwiderte er. „Und was ist denn für ein Unglück dabei, wenn man einander nicht leiden kann, ist's nicht besser als davon." Die Frau weinte jämmerlich, aber er sagte weiter: „Höre Luise, weine nur nicht, das Weinen kann zu nichts helfen, es wird nicht anders, ich habe meinen Sinn darauf gesetzt, daß ich mich scheiden

lasse. Du bist wol ein fleißiges folgsames Weib, aber es muß mir angethan sein. Genug, ich kann dich nicht zum Weibe leiden; und kann dich immer weniger leiden, was soll uns ein solch' Marterleben? Gib nur gutwillig dich darein, denn es wird nicht anders, ich gehe auf die Scheidung!"

Hiermit, ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er in seine Kammer. Ihr Zustand war schrecklich: sie liebte ihren Mann. Ihre Mutter konnte ihr keinen Schutz geben, weil sie selbst in einer drückenden Lage war. Dies alles fühlte die Dichterin. Alle diese Vorstellungen zusammengedrängt, ließen das Vorhaben ihres Mannes so unmenschlich erscheinen, daß sie ihn dessen für unfähig hielt.

Dieser Gedanke beruhigte sie bis zum Morgen. Sobald sie ihren Mann ansichtig wurde, bat sie ihn mit den rührendsten Ausdrücken des Schmerzes, und allen Vorstellungen ihres Zustandes, daß er doch den Gedanken an die Scheidung aufgeben möchte. Sie zerfloß fast in Thränen vor ihm. Allein er blieb unbeweglich: „er könnte sie einmal nicht leiden", dabei blieb's.

Andern Tages fuhren sie zusammen nach Glogau, um dort die Scheidung einzuleiten. Mit welchen gültigen Gründen er sein Gesuch unterstützte ist unbekannt, — genug, sein Wille ward niedergeschrieben, und nach einiger Zeit wurden beide Theile nach Groß-Glogau zum ersten Termin citirt. Er fuhr mit ihr zusammen dorthin, gab ihr unterwegs die schönsten Schmeichelworte, daß sie doch gutwillig in die Scheidung einwilligen möchte; denn der Widerstand hülfe ihr nichts, als nur seine Abneigung noch vermehren.

Unerachtet sie vor Kummer kaum sich selber bewußt war, so versprach sie ihm das alles aus Gutmüthigkeit und Unerfahrenheit. Sie ging alles ein, wie er es ha-

ben wollte. Ebenso verhielt es sich beim letzten Termin zur wirklichen Scheidung.

In Glogau angelangt, eilte er zuerst in das Rathhaus, und hieß sie unten warten. Jetzt war sie allein; ihr trauriger Zustand fiel centnerschwer auf ihr Herz, sie weinte heftig. — Ein junger Soldat, welcher hier Schildwach stand, sah sie weinen, frug sie nicht Warum? sondern zog Kreide aus seiner Tasche und schrieb an die Rathhausthür:

Geduld, Vernunft und Zeit,
Dies sind drei schöne Sachen,
Die, was unmöglich scheint,
Noch möglich können machen.

Darauf nahm er sie bei der Hand, und sagte: „Hier junge Frau, kann Sie lesen?" Sie schlug die nassen Augen auf, las, und wurde gestärkt. Sie hielt diese Worte für eine glückliche Weissagung, daß Gott ihre Leiden wieder in Freuden umwandeln würde. Es ahnte ihr nicht, daß, ehe dies geschehe, sie Stunden noch schwererer Prüfung bestehen sollte.

Sie ward nun zum Scheidungsverhör gerufen; alle Punkte wurden zum Besten des Mannes verfügt, und die Scheidung bewilligt. Alle vortheilhaften Bedingungen, welche List und Eigennutz ersinnen, fielen ihm zu. Er behielt, was sie ihm als Ausstattung gebracht, als Muttergut für seine beiden noch lebenden Söhne, welche in seiner Versorgung blieben. Das dritte, noch nicht geborene, schloß er von seinem Erbtheil aus, so seine beiden Söhne von ihrem etwaigen Vermögen. Sie ließ alles so geschehen, weil sie keinen Rathgeber und Beistand hatte. Beide fuhren nun in einem Wagen nach Hause. Zwar suchte er ihr Muth einzuflößen, aber Reue über das Elend, in welches er sie gestürzt, kam ihm nicht in den Sinn.

Von nun an verlangte die herrschende Sitte, sein Haus zu meiden; wohin aber ihre Zuflucht nehmen, war ihr unbekannt. Sie nahm das Bündelchen Kleider, welche er ihr gutwillig ließ, unter ihren Arm, und so zwischen Mangel und Schmach, verstoßen von einem Manne welchen ne liebte, getrennt von ihren Kindern, ohne Beistand, nicht wissend, wo sie künftig ihr Haupt würde ruhen lassen können — wankte sie aus ihrem Hause, zu ihrer guten Schwiegermutter, welche sie mit offnen Armen aufnahm; aber nur auf kurze Zeit, da der Aufenthalt einer geschiedenen Frau großes Aufsehen in der Stadt erregt hätte.

Endlich kam der Scheidungsbrief, und sie — die aller Hoffnung Beraubte, mußte den Ort verlassen, wo jeder Gegenstand sie an ihr Elend erinnerte. Sie nahm nun wieder ihr Bündelchen Sachen, und ging zum nächsten Thore hinaus, ohne zu wissen wohin? Ihre Schwiegermutter geleitete sie dreiviertel Meilen weit, schluchzte und weinte neben ihr her, streckte oft ihre gefalteten Hände vor sich aus, und rief: „Ach meine liebe Schwiegertochter, daß Gott sich erbarme, du wirst recht aus dem Hause gestoßen! — Mein gottloser Sohn! Es wird ihm nicht wohl gehen! Aber du wirst noch Freude erleben. Es müßte kein Gott im Himmel sein, wenn du so verlassen bleiben solltest! Meine liebe Tochter, es wird dir noch wohl gehen, denke an mich! — Es muß dir noch wohl gehen! Es muß dir noch wohl gehen!"

Es dämmerte nun, und sie mußten sich trennen. Es war ein herbes Lebewohl, das sich Beide sagten, und nie sahen sie einander wieder. —

Jetzt schlug die Aermste ihre verweinten Augen auf, und sah sich nach einer Ruhestätte für die Nacht um. In einiger Entfernung entdeckte sie die Strohdächer eines

Dorfes, ſie eilte hin, und wurde dort wohl empfangen. Es war das Dorf Muſchten, welches zwiſchen Schwiebus und Tirſchtiegel liegt. Heiße Sehnſucht nach der Mutter, nach dem Heimatort, bewegten ihr wundes Herz; doch ſie wagte nicht, der Mutter vor Augen zu treten. Dieſer erſchien das Unglück der Tochter in einem tief demüthigenden Lichte. In allen Blicken, die den ihrigen begegneten, glaubte ſie Hohn zu leſen, und ein argliſtiger Heuchler, dem ſie ihre Hand gegeben, um Schutz und Brot bei ihm zu finden, überhäufte ſie mit Vorwürfen wegen des Unglücks ihrer Tochter. So ſchwere äußere und innere Leiden wirkten ſo heftig auf die Mutter, daß ſie in eine Auszehrung verfiel.

So ſchrieb ſie denn unter ſtrömenden Thränen an ihre Mutter, und die unſchuldig Gekränkte bat noch um Vergebung des Leides wegen, welches ſie auf ihr Alter bringe. Statt einer Antwort erſchienen ihre Brüder, brachten ihr Geldhülfe und Troſt in ſanften Worten. Auch die gute Schwiegermutter und einige Bekannte beeilten ſich, ſie auf gleiche Weiſe aufzurichten. Sie fühlte ſich neu geſtärkt und erhoben, ſtellte ihr Geſchick Gott anheim, ſang und dichtete Troſt- und Hoffnungslieder, fühlte dann ihr Herz erleichtert, und wußte nichts mehr von ihren Leiden.

Sie brachte nun einen lieblichen Sohn zur Welt, der ſie fröhlich anlächelte, nicht ahnend, welche Sorge ſein Daſein ſeiner unglücklichen Mutter aufbürde. Doch ſie freute ſich des Kindes, blühte wie eine Roſe, und ſang wie ein Vogel auf grünem Zweige.

So wie ſie das Bett verlaſſen konnte, ſuchte ſie ſich durch Dichten Hülfe zu erwerben. Die einfachen Worte, in denen ſie ihr Misgeſchick vortrug, gingen zu Herzen. Ihr wurde zwar kärglich geholfen, doch ihr dankbares

Herz empfand jeden Tropfen Linderung in ihrem Jammerkelche wie ein Glück, das ihr Gott schickte. Mit sanften Thränen netzte sie ihren kargen Bissen Brot, schloß auf ihrem harten Lager ihr Kind in ihren Arm, und sog neuen Lebensmuth aus seinen heitern Blicken.

So vergingen dreiviertel Jahre, als sie eines Morgens, ihr Kind auf dem Arm, vor dem Wohnhause einen jungen Gesellen wahrnahm, der auf der Wanderschaft sein Bündel vom Rücken ablegte, und von der Wirthin einen frischen Trunk verlangte. Das hübsche blühende Weib, das Kind, welches anmuthig mit ihr tändelte, erregten seine Aufmerksamkeit. Beim Plaudern mit der Wirthin erfuhr er schnell ihre ganze Geschichte, fühlte sich tief bewegt und unwiderstehlich angezogen. Er hielt es für eine Pflicht, die Verlassene zu trösten und emporzurichten, und bot ihr seine Hand an. Er nahm es nicht wahr, daß sein Anblick und Wesen Mistrauen und Widerwillen in ihr erregten; er hielt das Widerstreben, mit welchem sie seinen Antrag anhörte, für weibliche Scheu, und eilte auf das erste Wort, das günstig von ihrem Munde klang, nach Tirschtiegel, wo ihre arme Mutter, freudig überrascht, daß sich ein Mann von so gesitteten Manieren und einträglichem Gewerbe um die Hand der geschiedenen Frau bemühte, ihre Einwilligung gab; ihr Gatte bestärkte sie in ihrem raschgefaßten Entschluß.

Mit ihrem Jawort eilte Karsch nach Muschten zurück, beschwichtigte die Bedenklichkeiten seiner Braut durch die feurigsten Betheuerungen, daß er sie glücklich machen wolle, — und das unselige Band wurde geknüpft. Das junge Ehepaar siedelte nach Fraustadt über. Mit ahnungsschwerem Herzen nahm sie unterwegs noch Abschied von ihrer Mutter, die nicht lange darauf starb.

Ihr Andenken hat ſich lange und lebhaft in ihrer Heimat erhalten; hören wir darüber die begeiſterten Worte der Tochter der Karſchin.

Sie war, wie ſchon erwähnt, die Tochter des herrſchaftlichen Förſters Ruchel, und wurde nach deſſen frühem Tode im Schloſſe mit den jungen Fräulein zugleich erzogen. Geliebt und geachtet von den Mitgliedern der ganzen Familie, anmuthig und bildungsfähig, an vorzüglichen Eigenſchaften unübertrefflich. In der Beſchreibung von ihr kommt jeder überein, der ſie gekannt hat, ſowol in Ausſage der Dichterin als in den Worten der untrüglichen Einfalt. Ihr ſonſt ſo empfängliches Herz wurde durch eine unziemende Geberde, oder durch ein niederes Wort verletzt. Sie war ſittenſtreng, in ihren Handlungen rein, und ihr Weſen von Anſtand und Würde. Sie vereinigte mit dieſen innern Eigenſchaften ſeltene äußere Vorzüge. Ihr Wuchs und graziöſe Haltung machten ſich auf den erſten Blick bemerkbar. Ihre Geſichtsbildung war nicht regelmäßig ſchön, doch fein und angenehm. Ihr Auge war blau und ſprechend, ihre Haut weiß und das Haar glänzend ſchwarz. Sie beſaß zwei entzückende Talente, die in dieſer Gegend noch niemand in ſolchem Umfange gekannt. Sie tanzte unvergleichlich: ſie hat wie der Vogel über dem Waſſer gleichſam nur über dem Boden geſchwebt, und führte mit dem ſittſamſten Anſtande die überraſchendſten Wendungen aus, welche ſie ſelbſt angab, weil die gewöhnlichen Tänze ihr zu unbedeutend waren. Wenn ſie bei Feſtlichkeiten tanzte, ſtrömten Zuſchauer aus dem ganzen Städtchen herbei, und ſtanden dichtgedrängt an den Fenſtern, um ſie tanzen zu ſehen. Noch entzückender war ihr Geſang, ſelbſt noch in ihrem fünfundſechzigſten Jahre, wo Alter, Hinfälligkeit und der grauſamſte häusliche Zuſtand ihr feines Nervengewebe

beinahe zerrüttet hatten. Die höchsten Schwierigkeiten, welche sie sich erschuf, führte sie mit der Leichtigkeit der im Fluge singenden Lerche aus, und mit der äußersten Höhe der Töne vereinigte sie zugleich ein Adagio, welches jeden, der sie hörte, bis zu Thränen durchdrang. Sie konnte mit unglaublicher Leichtigkeit in lauter kleinen Ringelkreisen die Stimme bis zum höchsten Triller erheben, in lauter neuen unerhörten Tönen schwebte sie allmählich wieder herab, und schmolz in einen Seufzer zurück. Auch Dichterin war sie, obgleich sie ihre Lieder nicht aufschreiben konnte. Sie sang oft Lieder, zu welchen sie selbst Melodien schuf.

Die Karschin, mit ihrem gefügigen Gemüthe, überwand den Widerwillen, den ihr Mann ihr vom ersten Augenblick an eingeflößt hatte. Treulich half sie durch seine Nahrarbeit und durch gelungene Gelegenheitsgedichte die knappen Einkünfte des jungen Ehepaars vermehren

Karsch bekam wenig Arbeit, fand keine Gönner in Frauſtadt. Sein Mismuth wurde durch die unverkennbare Kälte seiner Frau vermehrt. Er hatte sich ziemlich lange des Trinkens enthalten, und nahm nun wieder seine Zuflucht dazu. Sein Betragen erhöhte die Abneigung seines Weibes, ihre Vorwürfe erbitterten ihn heftig. Noch lange hielt er seinen Zorn in Schranken, denn er liebte wirklich seine Frau. Allein, als sie Mutter wurde, als die häusliche Noth bis auf den höchsten Gipfel stieg, und er das letzte, kaum entbehrliche Hausgeräth verschleuderte, um zu trinken, da erlag ihre moraliſche Kraft, und sie brach in Zorn und Wuth aus. Er schlug sie, um sie zum Schweigen zu bringen, und er würde in zügellose Wuth gekommen sein, wenn nicht der Anblick des Kindes eine sanfte Gewalt über den Verblendeten aus-

geübt und seinen wachsenden Haß gegen die Mutter erstickt hätte. Die Arme fand Muth zu Anstrengungen für Verbesserung ihrer trostlosen Lage.

Sie lud zur Taufe Alle, die ihr wohlwollten, sie wurde reichlich beschenkt. Doch nicht lange dauerte diese Erleichterung, denn die Leidenschaft des unglücklichen Karsch riß ihn immer tiefer in den Abgrund hinein. Rücksichtslos verschwendete er im Trunk, was seine Frau mühsam errungen, um die häusliche Noth zu mildern.

Schon war es Spätherbst, es fehlte an allen Bedürfnissen für den Winter, auch die Kleidung wurde abgetragen und nothdürftig ausgebessert. Die Arme schämte sich ihrer Noth und ließ sich nur in Frühstunden oder bei einbrechender Nacht auf den Gassen sehen. Zum Gottesdienst, den sie nicht entbehren konnte, schlich sie, wenn es noch dunkel war, in die Kirche, wo sie sich hinter einem Pfeiler verbarg. Mit erquicktem Herzen eilte sie heim, die spärliche Mittagskost zu bereiten, dann schrieb sie unter sanftern Thränen die herzstärkenden Worte, die sie an heiliger Stätte vernommen, in Verse nieder.

Eines Tages fühlte sie sich versucht, dem Pastor ihre Arbeit zukommen zu lassen. Mit hochklopfendem Herzen schlich sie sich in die noch leere Kirche, schob ihre Dichtung in den Beichtstuhl und eilte dann unter Zittern und Zagen, wie nach einem Verbrechen, in die Kirche zurück. Am nächsten Sonntage wiederholte sie dasselbe, und wurde immer beherzter dabei, bis der Geistliche, namens Herold, sie einmal überraschte, nach beendigtem Gottesdienst sich ihr nahte und sie anredete. Ihre Blässe, ihre feuchten Augen, ihre Schüchternheit und ihr dürftiger Anzug verkündeten ihren Zustand. Er lud sie in sein Haus. Ihr gepreßtes Herz ging bei seinen sanften Worten und

Blicken auf, er wurde ihr Freund. Er machte sie seinen Freunden, Rector Rückert, Prüfer, dem Bürgermeister Greiffenhagen, dem Dr. Neugebaur in Fraustadt bekannt, welche sich ihrer warm annahmen.

Sie erinnerte sich bis in den Tod dieser edeln Gönner. Zu ihnen gesellten sich später der Prediger zu Lissa, der Reichsgraf von Roedern, der Hofprediger Döbel in Groß-Glogau und der berühmte Professor Meyer in Halle. Diese edeln Männer waren ihr vor allen unvergeßlich, denn ihnen dankte sie die erste kräftige Hülfe, die ihr zutheil geworden. Zugleich war der Postmeister Körber in Lissa der Erste, der eines ihrer Lieder der Presse übergab, und der obgedachte Professor Meyer in Halle, welchem sie von Polen aus ein Lied geschickt, hatte sie der Lesewelt bekannt gemacht und sie kräftig aufgemuntert fortzudichten. Bis jetzt war sie ganz das Werk der Natur gewesen, nun wurde sie mit ausgezeichneten Schriften versorgt.

Bei aller Arbeitsamkeit der Karschin, bei aller Hülfe, die sie durch ihre Freunde empfing, konnte sie nicht emporkommen. Die unüberwindliche Leidenschaft ihres Mannes verschlang alles. Ein neuer Zuwachs ihrer Haushaltung vermehrte ihre Sorgen. Es war ein Töchterchen, ein engelgleiches Kind, welches wegen seiner kleinen Mitleid fodernden Gestalt sogleich das ganze Herz der Mutter gewann. Sie hatte es nicht allein vorzüglich lieb, sondern es wurde ihr Alles, ihre Freude, ihr Trost und das Leben ihres Lebens. Mit drei unversorgten Kindern, mußte sie jede Gelegenheit ergreifen, um mit ihrer Muse etwas zu erwerben. Die Noth, welche jede Schwierigkeit überwand, machte sie für jeden Gegenstand dreist. Bei einer Durchreise des Königs von Polen wagte sie es, ihm eine Dichtung zu senden, die auf diesen Mo-

narchen gewiß Eindruck gemacht hätte; allein sie kam ihm nicht zu Händen.

Indeß verbreitete sich ihr Ruf nach Groß-Glogau. Ihre Freunde riethen ihr, sich dorthin zu wenden. Im Jahre 1755 zog sie mit ihrem Mann und Kindern dorthin. Daselbst erwirkten die Empfehlungsschreiben ihrer Freunde ihr sogleich zwei vortreffliche Häuser, das des geheimen Finanzrath Engelbrecht und des Hofpredigers Döbel. Mehre Freunde dieser Männer schlossen sich ihnen an: Graf Reedern, von Schlabrendorff, der Commandant von Haak und andere, welche alle sich bestrebten, sie zu ermuthigen und in ihren eigenen Augen zu erheben; denn der unbeschreibliche Druck ihrer Lage hatte auch ihr Gemüth niedergebeugt.

Glogau vereinigte alle Vorzüge einer ansehnlichen blühenden Stadt. Hier gab es ein Schloß, ein Rathhaus, eine große Zahl angesehener Beamten und Bürger, viele Kirchen, und was noch das vorzüglichste für die Dichterin war — eine Buchhandlung. Diese besuchte sie, so oft sie ihrem schweren Hausstande eine Stunde entreißen konnte. Hier fand sie die merkwürdigsten Schriften der damaligen Zeit, auch die Uebersetzung der Werke Friedrich's II., ihres angebeteten Helden. Hier wäre sie glücklich gewesen, wenn sie allein und sorgenlos gelebt hätte; denn hier fand sie das Feld, wo die Saat ihres Geistes aufgehen und Frucht bringen sollte. Hier verbreiteten die mancherlei Auftritte des Krieges, welchen der König von Preußen mit allen Mächten Europas führte, täglich neue Wunder und Sagen. Ueberall sprach man nur von ihm. Er allein war der Gegenstand des allgemeinen Antheils. Hier, wo Friedrich's Siege mit Kanonendonner und heiligen Jubelgesängen gefeiert wurden, schossen die Flammen ihres Genius mächtig empor. Hier wurde

ſie die Sängerin des Königs. Jedermann ſtaunte das Wunder des niedriggeborenen Weibes an, welche in begeiſterten Liedern einen großen König beſang.

Doch bei der Aufführung des Karſch trugen die Beſtrebungen ſeiner unglücklichen Gattin keine Frucht. Die Wehrloſe konnte ſeiner Verſchwendung nicht Einhalt thun. Die Noth der frühern Jahre trat wieder ein.

Wenn ſie nach durchwachter Nacht ſich ihrem dürftigen Lager entriß, und leicht bekleidet eine lange Straße durcheilte, um ein Bündelchen Holz zu borgen, und die Bedürfniſſe für das Morgenbrot mühſam zuſammenbrachte; wenn ſie unter Wehklagen ihrer vier Kinder ſich ſelbſt das Brot entzog, um den Hunger der armen Geſchöpfe zu ſtillen; wenn ihr jähzorniger Mann ihr den letzten Groſchen abzwang, um dem Trunke nachzugeben: was war es, was ſie emporhielt? Ihr gottergebenes Herz und das heilige Feuer in ihrer Seele. Wenn nur für den Augenblick geholfen war, ſo hoffte ſie wieder, und ſang mit neuer Kraft und Glut; ja, je größer die Drangſale waren, welche ſie umnachteten, je heller brachen die Lichtſtrahlen ihres Geiſtes hervor und je reiner wurde ihr Abglanz. Alle bedeutenden Fremden, welche nach Glogau kamen, ſuchten ſie auf. Ihre Erſcheinung rechtfertigte alles, was der Ruf von ihr verbreitete. Hier ein Beiſpiel unter hunderten im folgendem Briefe, welchen ein damaliger durchmarſchirender Feldprediger namens Kletke (wahrſcheinlich ein Vater oder Verwandter des verdienſtvollen Dr. Kletke, Herausgeber der „Gottesblumen") an einen ſeiner Freunde von ihr ſchrieb:

„Ich war im Jahre 1758 Feldprediger, und mußte mit einem Transport von Reconvaleſcirten nach Sachſen zur Armee gehen. Da wir unweit Glogau gerade an

einem Sonntage Rasttag hatten, foderte mich der damalige Regimentsquartiermeister des löblichen von Moesel'schen Regiments auf, ihn bei einem Besuche zu dieser Dichterin zu begleiten, und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir fanden sie in einer armseligen Wohnung. Zwei ihrer Kinder, die ältesten, gingen in zerrissenen Kleidern in der Stube umher. Das dritte saß vor ihr, und das vierte, ganz klein, auf ihrem Schos. Sie selbst aber saß unter dem Getümmel dieser Kinder und brachte eben eine Predigt, die sie in der reformirten Kirche gehört hatte, in Verse.

„Indeß wir uns mit ihr unterhielten, hatte sie einen halben Bogen ergriffen, mit dem sie uns beim Weggehen beschenkte. Hier ist sein Inhalt:

Ihr Freunde von den Wissenschaften!
Ihr kamet mich zu sehn, von der ihr viel gehört.
Ihr sah't die Dürftigkeit. — Ich wurde nie belehrt,
Und keine Regel bleibt mir im Gedächtniß haften,
Ich bin nur von Natur, der zweiten Schöpferin,
Von ihr allein nur bin ich, was ich bin.
Vier Kinder stören mich; doch das Geräusch von Kindern
Kann nicht den Trieb in mir, und nicht das Feuer mindern.
Mein Glück ist klein, doch groß genug für mich,
Und im Gesang ist mir der Gram nicht hinderlich.
Ihr Freunde, die ihr euch die große Mühe nahmet,
Und mich so nied'res Weib zu sehn nach Wegau kamet,
Euch geb' ein solches Glück freundschaftlich das Geleit',
Als euer Herz verdient und eure Redlichkeit,
Die ich aus euren Augen kenne
Und die ich mich bereit zu euren Diensten nenne."

Selbst aus der Ferne suchte man ihre schriftliche Bekanntschaft. Der Generallieutenant von Seidlitz schrieb aus dem Felde an sie in Ausdrücken der innigsten Ver-

ehrung. Ihr Ruf war auch nach Berlin erſchollen. Eleonore, Generalin von Wreech, eine Freundin Friedrich's des Großen, nahm den lebhafteſten Antheil an der Dichterin, — doch alle dieſe Erfolge trugen keine Frucht für ihre Lage, dieſe war die betrübteſte, die man ſich denken kann. Oft ſeufzte ſie nach dem Tode, der, wie ſie glaubte, allen ihren Qualen ein Ziel ſetzen könnte. Ein Blick auf ihre Kinder erweckte wieder Liebe zum Leben in ihr. Da entriß ihr der Tod ihr liebſtes Kind namens Lottchen, welches ſie noch viele Jahre als ein Opfer ihrer Drangſal beweinte, weil es ihre Milch eingeſogen, als ſie von einer Reiſe nach Liſſa ſchwer erkältet und todesmatt zu dem halbverſchmachteten Kinde zurückkam. Hunger und Elend hatten ſie zu dieſer Wanderung getrieben. Ein Nord mit Schneegeſtöber brauſte hinter ihren eiligen Schritten her, und in ihrer Taſche war kein Heller, wodurch ſie ihre halberſtarrten Glieder hätte erwärmen können. Sie kam zur Zeit nach Liſſa, wo eine Hochzeit gefeiert wurde; ſie beſang ſie. Die Jubeltöne ſchnitten ihr durch das Herz, denn daheim ſchmachteten ihre Kinder. Liebevoll empfangen, erquickt und geſtärkt, großmüthig beſchenkt, wurde ſie im Wagen des jungen Paares nach Hauſe gefahren. Doch ihr Kind verfiel in ein heftiges Fieber und friſtete ſein Leben nur noch kurze Zeit.

Nun aber kam Linderung von oben! Ein edler Freund, der es einſah, ſie müſſe in ihren Leiden zugrunde gehen, wenn man ſie nicht von ihrem Manne befreite, brachte es dahin, daß Karſch von Glogau entfernt wurde. Die Vermittelung ging zwar nicht den Weg Rechtens; allein die Karſchin wurde dadurch frei und der ſchwerſten Sorgen entladen. Jetzt bekam ihr Geiſt ſeine eigene Schwungkraft. Zwar dichtete ſie noch immer um Brot —

aber der ſanfte Friede um ſie her, den ſie noch nicht geſchmeckt hatte, gab ihr alle die Stärke, welche ſie vorher in Sorge und Unterdrückung hatte verſeufzen müſſen. Alles, was ſie nun dichtete, athmete dieſen Frieden und ward zum Lobgeſang. Sie zitterte für die Wiederkehr des Karſch, und nicht mit Unrecht; denn ihm wurde vergönnt, zu ihr zurückzukommen. Er nahte ihr ſanft und reuig, ſagte dem Trunk und der Rohheit ab. Doch zu tief war ſeine Leidenſchaft in ihm gewurzelt.

Auf dem Hange den Abgrund hinunter iſt zuweilen ein Stillſtand, aber keine Umkehr! Karſch verging ſich wieder gegen ſeine Gattin, und mußte nun auf immer ſeinem Schickſal überlaſſen werden.

Eines Morgens trat ein goldbetreßter Diener in ihre ärmliche Wohnung ein, reichte ihr eine Karte, auf welcher ſie die Schriftzüge der Generalin Eleonore von Wreech erkannte. Dieſer Generalin von Wreech hatte die Karſchin ein „Frühlingslied" von Schleſien nach Berlin geſandt; es folgt hier:

Freundin Deſſen, der die Welt regieret,
Der an diamantnen Ketten führet
Jene Sonnen über unſerm Haupt!
Sieh, an ſeiner Ordnung goldnen Säulen
Muß der Frühling neu herumeulen
Mit dem Schmuck, dem ihm der Herbſt geraubt.

Siehe, wie beflügelt er gekommen
Und die Trauer der Natur benommen;
Wie er ſie ſchon jugendlich geſchmückt
Mädchen, die den Lenz im Antlitz haben,
Männer, Jünglinge und kleine Knaben
Und der Greis, der ſich am Stabe bückt

Alles geht gereizt von den Gerüchen
Junger Veilchen, die ſo niedrig kriechen

Und doch edler als die Tulpen ſind,
Und der Hyacinthen offne Glocken
Duften Balſam, den um ſeine Locken
Dir entgegenträgt der Frühlingswind.

Blatt und Frucht, die in der Knospe lagen,
Drangen ſich, des Schöpfers Lob zu ſagen,
Aus der Hülle nun mit Macht hervor.
Wenn die ſtummen Redner prächtig blühen,
Steigt in regelloſen Symphonien
Aus den Zweigen ein Geſang empor.

Ohne Muſe, ohne Kunſt und Schriften
Singt die Lerche ſchwebend in den Lüften
Unaufhörlich ihr pindariſch Lied!
Unter ihr in früher Tagesſtunde
Singt mit bäuriſch vollgenommnen Munde
Auch die Einfalt, welche Furchen zieht!

Lämmer, die noch an den Müttern ſaugen,
Bleken Dem zum Lobe, deſſen Augen
Das Inſekt im Staube kriechen ſehn.
Ihn muß ſo der Wurm im Graſe preiſen
Als das Herz mit ihm bekannten Weiſen,
Als wie Räder, die den Weltbau drehn.

O du Tochter ſeiner Lieb' und Güte,
Der in jedem Lenz die junge Blüte
Und die grüne Saat ſein Lob beſchreibt.
Höher als der Dichtgeiſt im Fluge
Preiſeſt du mit jedem Athemzuge
Einen Gott, der deine Freude bleibt!

Alles ſingt ihm. — Seine Nachtigallen
Oft beherchend, will ich Lieder lallen
Voll vom Lobe Deſſen, der mich ſchuf;
Bienen, die auf Lindenwipfeln ſummen,
Und des Fleißes Lehrer, jene Stummen
Im Erdhauſen, werden mir ein Ruf!

Jene Karte enthielt die Bitte an den Baron von Kottwitz, ſich bei ſeiner Durchreiſe in Glogau nach der Dichterin Karſchin zu erkundigen, die nun ſchon ſeit vielen Monaten keine Nachricht von ſich gegeben!

Dieſe Zeilen durchflogen, der liebreichen Frau danksagen, dem Baron zugleich, war das Werk weniger Minuten, und zwar in der natürlichen Sprache der Dichterin, in anmuthigen gefühlvollen Verſen.

Der Jäger ſah ihr voll Erſtaunen zu, eilte zu ſeinem Herrn mit der Botſchaft, und erzählte ihm mit Freuden und Erſtaunen über die ſeltene Frau, was geſchehen war.

Der Baron las die Briefe mit Bewunderung, fand ſie ſchön, und trug ſeinem Jäger auf, die Karſchin zu ihm einzuladen. Sie erſchien in ihrer gewöhnlichen Bürgertracht, mit einer zwar freundlichen, aber faſt einfältigen Blödigkeit. Er zweifelte ob dies die Frau wäre, welche eine ſo ſeltene Gabe beſäße; allein ihre Antwort auf ſeine erſte Frage überzeugte ihn bald, denn ſie erwiderte ihm in einem recht artigen Verſe. Sie bat hierauf um Schreibzeug, und ſetzte hierauf in unglaublicher Eile ein angenehmes Gedicht an den Baron auf. Seine Verwunderung ſtieg mit jeder Minute. Er wollte ſie näher kennen lernen, und lud ſie auf den folgenden Tag ein, um ſie ſeinen Freunden vorzuſtellen. Am Nachmittag ſchickte er ihr einen zierlichen Kopfputz und einige feine Kleidungsſtücke, mit der Bitte, in denſelben am andern Tage zu erſcheinen.

So von ſeiner Hand geſchmückt, eilte ſie am andern Tage zu ihrem liebreichen Gönner. Hier fand ſie ſeine Gäſte ſchon anweſend, und die Freude, welche ſie begeiſterte, gab allem, was ſie der Geſellſchaft ſagte, etwas Blendendes.

Als ſie ſich wieder entfernte, beſchenkte ſie der Baron

mit einer ſchönen emaillirten Doſe nach damaliger neueſter Mode. Sie eilte damit nach Hauſe, und wie ſie nichts auf dem Herzen behalten konnte, ſo zeigte ſie dieſelbe ſogleich ihrer nächſten Nachbarin. Dieſe, nachdem ſie die Doſe um und um beſehen und bewundert, macht den Deckel auf, und ſagt: „Hierin iſt ſchöner Taback, Karſchin, nehme Sie doch eine Priſe.“ Der Taback war mit Gold vermengt! Es waren ſechs Auguſtd'or unter den Taback gemiſcht. Sie ſtrömte ihren Dank in Geſängen aus. Der Baron ward davon bezaubert. Er ſtellte ihr frei, ſich von ihm etwas zu erbitten, was zu ihrem Glücke beitragen könnte. Sie antwortete augenblicklich, daß es ihr heißeſter Wunſch wäre, nach Berlin zu kommen.

Er verhieß ihr dies auf das liebreichſte. Freudenthränen quollen aus ihren Augen, und ſie eilte ihre Reiſe anſtalten zu treffen, verſchenkte, was ſie noch beſaß, druckte ihren Dank in neuen Geſängen aus, nahm Abſchied von ihren bisherigen Wohlthätern, und dichtete in der letzten ihrer Kummernächte in Glogau auf ihren Knien Dankeslieder.

Am fruhen Morgen kam ein ſtattlicher Reiſewagen, ſie abzuholen. Die Reiſe nach Berlin ging über das Stammſchloß Boyadel, wo Baron Kotwitz ſich einige Tage aufzuhalten gedachte. Er war der Karſchin vorausgeeilt und empfing ſie dort in Geſellſchaft einiger benachbarten Edelleute. Zwei Tage und Nächte brachten ſie hier wie in einem Zauberſchloß zu. Zwölf Stunden vor ihrer Abreiſe war der Baron ſchon nach Berlin voraus. Der Dichterin Sohn ward auf Befehl des gütigſten Herrn dem Amtmann des Gutes zur Pflege übergeben, die Tochter nach Berlin mitgenommen.

Auf der Reiſe bis Berlin ſah ſie ihren Wohlthäter nicht, doch auf jeder Hauptſtation wurde angehalten und

übernachtet. Die vorzügliche Bequemlichkeit, welche die Befehle ihres Herrn sie überall genießen ließen, machten ihren Zustand zu etwas Ueberirdischen. Sie hatte nur Einen Gedanken — ihren Wohlthäter, sie sah in allem auf ihn, und in ihm die wunderthätige Hand Gottes. So oft sie allein war, lag sie auf ihren Knien, und ihre Dankgefühle flossen in Thränen über. Doch wie Schiffe noch im Hafen scheitern können, so drohte auch hier der Karschin im Hafen ihrer Glückseligkeit ein zurückschlagender Sturm; denn in Kressen fand sie ihren Mann. Der Schreck betäubte sie. Er näherte sich ihr; da sie aber geschützt war, hatte er Furcht. Anstatt zu wüthen, fiel er ihr um den Hals mit freundlichen Worten und Thränen der Reue. Sie antwortete mit Freundlichkeit und dringenden Vorstellungen, daß es so wenig möglich als nützlich wäre, sich wieder mit ihm zu vereinigen.

Als sie in den Reisewagen stieg, nahm er seine kleine einzige Tochter in den Arm, und rief unter Thränengüssen: „Ach, wenn ich nur wenigstens dich behalten könnte, dich, an der mein ganzes Leben hängt.“ Aber der Kutscher und Jäger des Barons trieben zur Abfahrt. Er setzte sein Kind auf den Wagen, indem er es segnete, ihm tausendmal Lebewohl wünschte, — und in der Gestalt eines Verzweifelten, den selbst die Hoffnung verläßt, blieb er hinter dem Wagen zurück. Es ging nun am andern Morgen über Frankfurt an der Oder nach dem palästereichen Berlin. Es war am 25. Januar 1761, als sie daselbst eintraf. Ihre Aufnahme geschah im Hause des Grafen von Gotter. Hier fand sie auch den Baron von Kottwitz. Zu ihrem Empfang war alles auf das ehrenvollste vorbereitet.

So wie es bekannt wurde, die Karschin sei ange-

kommen, wurde ſie aufgeſucht, eingeladen und in glänzenden Equipagen abgeholt. Es gereicht dem Herzen und Verſtande der Berliner zur Ehre, der ſchlichten Bürgerfrau in ſo einfachem Anzuge ſo liebreich entgegen gekommen zu ſein. Vorzüglich bemühte ſich der warme Freund der Wiſſenſchaften, Dr. Krünitz, ihr Freunde zu erwerben. Er führte ſie in die Häuſer eines Oberconſiſtorialrath Koppen, Geheimrath Buchholz, Hofrath Stahl, Oberhofprediger Sack, Rector Wippel ein, wo ſie Gelegenheit fand, nach und nach alle die übrigen ihr vortheilhaften Bekanntſchaften zu machen. Der Baron ſorgte, daß ſie überall anſtändig erſcheinen konnte. Ueberhäuft von ſeinen freundlichen Aufmerkſamkeiten und den Zeichen ſeiner innigen Fürſorge, genügte ihr kein Ausdruck für ihr Dankgefühl; ſie nannte ihn „Wohlthäter, Retter, Freund; doch nur in dem Namen „Vater" fand ihr dankbares Herz einige Ruhe. Wie ſie ehemals in bittern Sorgen ihre Nächte durchjammerte, ſo feierte ſie nun vor Anbruch der Morgenröthe ihr Glück in Thränen, Gebet und Geſang. Sie ſtrebte nur nach Ruhm und Beifall, um der Vorſorge ihres Freundes würdiger zu erſcheinen. Sie hatte keine Ahnung davon, daß der Köcher mit Schmerzenspfeilen, die ihr das Herz zerreißen ſollten, noch gefüllt war; ſie hielt die ſüße Geſtalt des Glücks, das ſie anlächelte, für unwandelbar; kein Wölkchen der Ahnung trübte die heitere Bläue des Himmels über ihrem Haupte. Ach, es blieb nicht ſo!

Immer voller und blühender umduftete ſie der Kranz des Lebens, immer erquickender grünte die Oaſe des ſüßeſten Friedens um ſie her. Sie ging oft in Geſellſchaft, ſagte dort Impromptus, ſchrieb auch viel in ihrer Wohnung. Durch dieſe tägliche Uebung, durch

die Ruhe und Aufmunterung, welche ſie von allen Seiten genoß, erhob ſich ihr Geiſt zu eigenthümlicher Kraft. Sie lernte alle Männer kennen, die ſich damals auszeichneten. Ramler nahm unter dieſen eine bedeutende Stelle ein. Die herrſchende Parallelſucht jener Zeit erhob ihn zum deutſchen Horaz, da er doch nur ein deutſcher Odendichter war. Er hatte die Sprache ſehr in ſeiner Gewalt, dichtete correct, zuweilen auch mit Schwung, doch er war ein Pedant. Sein Herz und Sinn waren redlich, offen, doch war er zu ſehr für ſich ſelbſt eingenommen, keiner Hingebung fähig, weder in der Poeſie, noch in der Freundſchaft. Er wollte den Genius der Karſchin in ſeine Feſſeln zwängen, es gelang ihm zum Theil. Er durchſchnitt zarte Bande, welche ſie an das wirkliche Leben knüpften, unterwies ſie in den Regeln der Ode, und umhing ſie mit den Flittern der Mythologie. Er lähmte ihre Schwungkraft und machte ſie auf Stelzen einherſchreiten. Zum Glücke trug ſie ſein Joch nicht lange, und fand ſich nachher ſelbſt wieder; doch niemals mehr ſo wie früher, die Mythologie blieb ihr ankleben, ihr, der rein Deutſchen, innig chriſtlichen und wahrhaft volksthümlichen Dichterin. Sehr treffend ſagt Sulzer von ihr: „Es iſt eine alte und bekannte Bemerkung, daß die Dichter nicht durch Regeln und Unterricht gebildet werden, ſondern ihren Beruf und ihre Fähigkeiten blos von der Natur erhalten. Wer dieſen Beruf empfangen hat, der redet ohne Vorſatz und Kunſt die Sprache der Muſe; aber der Mangel deſſelben wird durch keinen Unterricht und keine Regeln erſetzt. Plato ſetzt den wahren Charakter eines Dichters darin, daß er ſeine Geſänge durch Begeiſterung hervorbringt, ſich ſelbſt unbewußt, was er ſinge. Die Harmonie und der Gang des Verſes ſetzen nach ſeiner Meinung den Dichter in den Enthuſiasmus, der ihm die

Gedanken und Bilder darbietet, welche er bei geſetztem Geiſte vergeblich wurde geſucht haben. Man darf ſich desbalb nicht wundern, daß die vortrefflichſten Dichter alter ſind als die Regeln, und daß die feinſte Kritik keine vollkommenern Geſange hervorgebracht hat, als die ſind, welche vor der Kunſt geweſen. Ohne Vorſatz und Kunſt ſehen wir die Karſchin unter den beſten Dichtern ihren Platz behaupten. Mit Bewunderung ſehen wir an ihr, wie die Natur durch die Begeiſterung wirkt. Die Lieder, welche ihr am beſten gelungen, ſind alle in der Hitze der Einbildungskraft geſchrieben, dahingegen die, welche ſie aus Vorſatz und mit ruhiger Ueberlegung verfertigt, allemal das Kennzeichen des Zwanges und den Mangel der Muſe nicht undeutlich bemerken laſſen. Wenn die Dichterin in Geſellſchaft, oder in einſamen Stunden von irgendeinem Gegenſtand lebhaft gerührt wird, ſo wird ihr Geiſt plotzlich erhitzt, ſie beſitzt ſich nicht mehr, jede Triebfeder der Seele wird rege, ſie fühlt einen unwiderſtehlichen Trieb zum Dichten und ſchreibt das Lied, welches ihr die Muſe eingibt, mit bewunderungswürdiger Geſchwindigkeit. Gleich einer Uhr, die ohne fernere Hulfe ihren richtigen Gang fortſchreitet, ſobald die Feder geſpannt iſt, ſingt ſie, ſich ſelbſt unbewußt, wie die Gedanken und Bilder in ihr entſtehen, ſobald die Seele durch ihre erſten Vorſtellungen in Wirkſamkeit gebracht worden. Auch die feinere Beobachtung des Plato, daß die Harmonie und der Gang des Verſes die Begeiſterung unterhalten, finden wir durch das Beiſpiel unſerer Dichterin beſtätigt. Sobald ſie den Ton, wie ſie es nennt, und das Silbenmaß getroffen, fließt das ganze Lied ohne Müh' und ohne Beſtrebung Gedanken und Bilder zu finden. Die feinſten Wendungen der Materie und des Ausdrucks entſtehen unter der Feder, als wenn ſie ihr eingegeben würden."

Obgleich in etwas veralteten Formen abgefaßt, sind diese Worte eines so verehrten Schriftstellers und wahren Freundes der Dichterin so sinnreich und bezeichnend, daß ich sie meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Verschiedenartige Stimmen haben sich früher oder später über die Karschin laut gemacht. Sie ist oft sehr ungerecht beurtheilt worden, doch spricht für sie die Thatsache, daß die Besten ihrer Zeit in dem Sinne wie Sulzer über sie geschrieben, und daß Stimmung und Stimme des Volks ihr günstig gewesen, und ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie dankte diesen wahren Vorzug nicht allein ihrem Geiste, sondern weit mehr noch ihrem Herzen. Wer irgend auch in der Ferne einer kräftigen überzeugenden Vorsprache bedurfte, nahm seine Zuflucht zur Karschin, und selten scheiterte sie in ihren menschenfreundlichen Bestrebungen für Andere. An sich dachte sie selten, ihr Ruhm hatte ihre natürliche Bescheidenheit nur erhöht, und die Empfindungen, welche ihr Lied ausdrückten, waren die ihrigen, sie waren alle schön und edel, würdig einer echten Dichterseele. Sanft gleitete ihr Fahrzeug auf ruhiger Flut, die den Himmel und beblumte Ufer spiegelte.

Baron von Kottwitz verließ seines Freundes, des Grafen von Gotter's Haus, und bezog dasjenige, welches er zu seinem Wohnsitz bestimmt hatte, wenn er vermählt sein würde. Schon seit einiger Zeit hatte die Karschin eine stille Wehmuth in den Zügen ihres edeln Freundes bemerkt, es gelang ihr selten, ihn zu erheitern. Sie sah mit Entsetzen die Farbe der Jugend von seinen Wangen weichen, das Lächeln von seinen bleichen Lippen verschwinden. Er empfing viele Briefe und beantwortete sie unter Thränen. Seine Braut, die sein ganzes Leben war, hatte ihr Herz von ihm abgewendet, und den edel-

ten liebenswürdigsten der Männer getäuscht und verrathen. Ihre Untreue brach ihm das Herz. Er reiste nach Bevadel, um dort einsam dem Kummer nachzuhängen, verfiel in Schwermuth, und fand nach langen Leiden den Tod, den er ersehnte. Er hatte alles vergessen, was ihm wel ehemals theuer gewesen, alles, auch die treue Seele, die so gern sein Weh gelindert hätte, die gern für ihn gestorben wäre. Sie blieb allein in dem verödeten Hause zurück. Was sollte sie dort? Sie verließ es still und ungehindert, denn niemand dachte an sie. Ihr Wohlthäter hatte ihretwegen nichts mehr verfügen können. Sie bezog eine kleine bescheidene Wohnung und lebte dort ihrem Kummer und der Sorge für ihren Unterhalt. Ihr Kind Karoline war bei ihr, und ihre Freunde zu erst haben ein, daß sie die Mittel nicht hatte, es sorgfältig zu erziehen. Der berühmte Mechanikus Holefeld und Sulzer waren die Ersten, die es sich eifrig angelegen sein ließen, für die Kleine zu sorgen. Hofrath Stahl, der große Arzt seiner Zeit, der seltene Gelehrte, dem die Wissenschaft das Herz nicht vertrocknet hatte, der seltene Reiche, dem sein Gold nur schätzbar war, um die Leiden der Menschheit zu lindern, nahm auch dies verwaiste Kind an sein Herz. Auch er hatte die glücklichen Anlagen bemerkt, die Sulzer und Holefeld für die kleine Karsch gewonnen hatten. Er gab die hoffnungsvolle Kleine in eine Erziehungsanstalt, die den Ruf der Frömmigkeit mit der großen Strenge der Sitten und gründlicher Erziehungsmethode vereinigte. Die Karschin hatte nun für sich allein zu sorgen. Die Einsamkeit in ihrer Wohnung war ihr unheimlich. Gleim, der begeisterte Freund ihrer Muse, lud sie so herzlich nach Halberstadt ein, daß sie mit Freuden einwilligte, einige Zeit in seinem gastlichen Hause zuzubringen.

Sie wurde mit Freuden empfangen, mit Liebe um-

geben. Graf von Stolberg-Wernigerode und die Prinzessin Christiane von Anhalt, seine Gemahlin, luden sie in ihren Palast, und beglückten sie mit ihrer Freundschaft. Hier wehte ein anderer Geist als im königlichen Berlin. — Das Herz der Karschin wurde hier erquickt durch liebevolle Zartheit und Milde. Hier war es nicht ihr Genius, ihre Unterhaltungsgabe, sondern ihr Gemüth, das ihr Bewunderung und Liebe erwarb. Ein Paradies war die Gegend, und Engel lebten in diesem Paradiese!

Die Karschin war keine Frömmlerin, sondern eine gottinnige Seele; sie fühlte sich hier wie in einer wahren Heimat, sie gedachte hier ihrer vergangenen Leiden nur, um Gott dafür zu danken, daß sie so hart und schwer geprüft worden. Sie erkannte Gottes Vaterhuld in allem, was ihr geschehen. Mit frischgestärktem Herzen kam sie nach Halberstadt zurück, wo ein reicher Kreis von Freunden sich in Gleim's Hause um sie her versammelte.

Noch ist gewiß in Halberstadt das Angedenken vom Freiherrn Spiegel vom Desenberg nicht erloschen. Seine Güte und Menschenfreundlichkeit, Hoheit und feine Ausbildung des Geistes, Zartheit und Anmuth des Wesens vereinigten sich in einem seltenen Einklang bei ihm und beglückten alle, die ihm theuer wurden. Er war der Karschin von Herzen ergeben.

Sie konnte den liebreichen Einladungen nicht widerstehen, die ihr von Magdeburg gesendet wurden. Das Haus der edeln Gemahlin des Commandanten, Frau von Reichmann, war zu ihrer Aufnahme bereit. Sie wurde hier unendlich verehrt und man gewann sie überaus lieb. Die Zeit, die sie dort verlebte, überbot noch beinahe die eben verflossene, ihr dankbares Herz hatte nun einen neuen Gegenstand der Bewunderung. Jeden Morgen begrüßte sie ihre Freundin mit einem neuen Liede

und dieſe gab ihr jeden Morgen einen Plan zu neuer Arbeit.

Der König kämpfte noch im Felde, der preußiſche Hof war zu Magdeburg, und die Erwartung zwiſchen Krieg und Frieden ſchwebte auf der Wage. Sie ſang vortreffliche, nie geſungene Lieder zu Magdeburg, mit der ihr eigenen Geſchwindigkeit; ſie mußten gedruckt werden, und auf das ſchnellſte waren ſie vergriffen. Der Hof hörte von ihr, die Königin ließ ſie rufen, ſie mußte oft bei ihr erſcheinen. Die ganze königliche Familie folgte dieſem Beiſpiel; es war ein neuer Gegenſtand der Verwunderung, daß ein ſeit elf Monaten aus dem tiefſten Staube hervorgezogenes Weib vor den erſten Verwandten des Thrones mit einer Gegenwart des Geiſtes, und zugleich mit einer Zuverſicht ſtand, welche ebenſo gefällig als ehrfurchtsvoll war.

Von Magdeburg eilte ſie wieder einmal nach Halberſtadt zu Gleim. Nirgend fand ſie alles, was Geiſt und Herz erheben konnte, ſo beiſammen, als in Gleim's Muſeum und im Cirkel ſeiner Freunde. Er, der Vater der deutſchen Dichter, welcher ſeine Geſänge aus ſeinem Herzen ſchöpfte, und die Philoſophie des Lebens in angenehmer Beredſamkeit ausſtrömte, ſann ohne Raſt darüber nach, wie die Zukunft ſeiner Freundin vor Sorge zu ſichern ſei. Seine ſinnreiche Freundeszärtlichkeit gab ihm ein ehrenvolles Mittel ein. Er ſammelte die Dichtungen der Karſchin, traf eine Auswahl darunter, und forderte das Publikum zu einem Vorſchuß für die Druckkoſten der Sammlung auf, welche Aufforderung die erſte dieſer Art war. Gleim's Vorſatz war, durch den Vorſchuß ſoviel zuſammenzuſchaffen, daß ſie in Zukunft ſo ziemlich unabhängig leben könnte, und der Plan würde vollſtändiger gelungen ſein, wenn ihn nicht der Rath eines an-

dern Freundes durchkreuzt hätte, welcher anrieth, die Exemplare der Sammlung in zwei Klassen abzutheilen, eine auf Velinpapier, die andere auf Druckpapier. Die Karschin ließ sich für diesen Vorschlag gewinnen, und ehe Gleim es hindern konnte, war die Anzeige schon in allen Händen. Der Luxus in den Ausgaben war noch nicht auf seiner jetzigen Höhe; die meisten Subscribenten waren zufrieden, wenn sie nur das Buch hatten, und zogen die wohlfeile Ausgabe vor. Gleichwol blieben nach Abzug der Kosten und Deckung einiger nothwendiger Ausgaben zweitausend Thaler in Gold Reinertrag, welche das solide Handlungshaus Farreau und Comp. zu fünf Procent Zinsen annahm. Die genügsame Karschin hielt sich mit jährlichen hundert Thalern in Gold für eine reiche Frau. Sie ging nun nach geschlossener Subscription nach Berlin, und wollte bald nach Halberstadt zurückkehren, um sich dort bleibend einzurichten. Eine Freundin nahm sie für die Zeit ihres Aufenthalts in Berlin auf. Zwei Monate war sie dort, als sie erfuhr, ihr ältester Bruder sei in Berlin angelangt, die Schwester zu besuchen. Seit vierzehn Jahren hatten beide sich nicht wiedergesehen. Damals war er ein schöner blonder freundlicher Knabe, noch nicht in den Flegeljahren, jetzt war er schon darüber hinaus, unbeholfen und roh; aber ihr Herz fühlte in seiner Gegenwart die frühere Liebe wieder, sie beschloß, ihn zu sich nehmen.

Der wiedergekehrte Friede zog eine Masse Menschen nach Berlin, es war schwer unter Dach zu kommen. Ihr Bruder fand ein großes Dachzimmer, in welchem noch eine Fenstervertiefung übrig war, denn die übrigen Räume desselben waren schon in Anspruch genommen. Die Karschin nahm unbesehen die Wohnung. Ihre Möbeln und Geräthschaften wurden nebst ihrem Bett

in ihrer Fensterverliefung übereinander gestellt, ihr Bruder zu einem Miether gebettet. Sie erschrak, als sie sich so mit einem mal unter mehreren Familien sah; doch sie ergab sich drein, vergaß, daß sie nur eben einige Paläste hintereinander bewohnt hatte, und fügte sich wie immer in ihre Lage.

In dieser Stellung erschien, kurze Zeit nachdem sie dort eingetroffen, ein Lakai des Königs, sie zur Audienz beim Monarchen zu rufen. Hier ist das Gedicht, welches sie nach ihrer Rückkehr in ihrer Bastillenkammer, unter dem Getümmel des Ameisenhaufens, an Dr. Krünitz schrieb, und hier seine poetische Aufforderung zuerst.

Als in Sanssouci der König mit ihr gesprochen hatte, den 24. October 1763.

In lange wirdest du, o Sappho, dieses Zimmer
Verwohnt an Sanssouci, verblendet von Königs Schimmer,
Monarch klingt zwar sehr schön; doch nicht so schön als „Freund".
Dein warten Blatt und Kiel; schreib wie's dein Herze meint

Dr. Krünitz.

Freund, wenn mir vor dem Schritt zum Leben
Nicht von der gutigen Natur
Schon ein Befehl zur Demuth ward gegeben,
Dann wurd' ich kleine Creatur
Mit innrem Stolz mich hoch erheben,
Und dir erzählen daß in Friedrich's Marmorsaal
Mein faltigt Antlitz sich bespiegelt
Und aus der Brust das Herz beflügelt
Auf meine Lippen trat, und meiner Worte Wahl
Und den Accent geregelt hätte,
Indem der König mit mir redte,
Der größre Redekunst besitzt
Als Marc Anton, der vor dem Volke
Des Cäsars Mörder bald verklaget bald beschützt.

Er kam, und über ihm in einer goldnen Wolke
Sah ich den schwebenden Apoll.
Er sprach, und in mein Ohr erscholl
Mit seiner schnell gesprochnen Frage
Der Donner Jupiter's, und seines Auges Blick
War wie der Blitz am Erntetage.
Doch, Freund, ich staunte nicht zurück,
Ich sagte, welcher Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich niederbeugte,
Wie mein Genie herauf gestrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt,
Und daß ich nicht der Kunst geschriebne Regeln wüßte,
Und daß mein Liebling, der Plutarch,
Oft einen finstern Blick von mir ertragen müßte,
Denn in ihm fand' ich nie den Sieger, den Monarch,
Den Mensch und Philosoph vereinet.
Ob Alexander gleich gesieget und geweinet
Und Cäsar selbst zufrieden schien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verschonen,
Und einem Brutus selbst verziehn,
Der mit dem Dolch ihm sollte lohnen,
Doch fand ich auf der Griechen Thronen
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit dem der seines Angesichts
In Winterlüften nicht geschonet,
Und wenn der Lenz geblüht das Kriegszelt bewohnet
Von Freuden und vom Throne fern,
Und mehr den Vater als den Herrn
Zurückgebracht aus soviel Schlachten
Er frug: „Wer lehrte dich Gesang?
Wer unterwies dich in Apollo's Saitenzwang?"
„Held!" sprach ich, „die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin."
Er lächelte, und wollte wissen
Woher ich Nahrung nähm'; da sagt' ich: „Freunde mussen
Mich nähren, täglich geh' ich hin
Zum niemals stolzen Stahl, der stets mich gerne siehet,
Und eine zweite Sängerin
In meiner Tochter dir erziehet."

Ich ſprach's, und Friedrich's Blick ſchien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
„Monarch!" ſprach ich, „die Sterne grenzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben!
Wenn du nicht zurnteſt, würd' ich dich
Kniebeugend bitten, daß du meine Kammer dächteſt
Wie einen Winkel der Baſtille zu Paris
In welche Ludewig viel Menſchen bringen ließ,
Die du als Krieger brauchen möchteſt,
Weil ſie oft tapfer ſind und treu."
Der König lachte laut, und ich beherzt und frei
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander, lachte ſo
Wie einer, den ein Brett hat in dem Meer erhalten
Und jetzt die Sonne ſieht, und ihren Strahlen froh
Entgegenblickt, und vor Entzücken
Das Lächeln auf der Lippe trägt,
Wenn ihm das Herz ſo laut, als mir das meine ſchlägt,
Und er mit Worten ſich nicht halb weiß auszudrücken
Des Vaterlandes Vater ſprach
Zuletzt: Er würde mir das Leben ſorglos machen!
Und alle Muſen ſprachen's nach;
Und Grazien ſah ich in ſeinem Munde lachen.
Der tauſend mal Befehle rief
Zum Angriff, oder zum Verſchonen eines Heeres.
Das ganz zerſtreut in Wälder lief,
Und fiel, wie ſtolz geſchwollne Wellen eines Meeres
Dem Zeus mit ſeinem Finger droht.

Ich ging zurück; o Freund! nun glühte Purpurrot
Auf meiner ſonſt ſo blaſſen Wange;
Mich grüßte Lentulus, und ihm
Hab' ich verwirrt gedankt; ich taumelte, ich ſchien
Den trunknen Menſchen gleich im Reden und im Gange;
Und dennoch ſchwör' ich dir beim heiligſten Gelange:
Wenn Friedrich mir von Cedernholz
Ein Haus durch Künſtler bauen ließe,
Doch würde nicht dadurch der Sappho Seele ſtolz.
Denn ihr iſt nur die Freundſchaft ſüße.

Die ſchönen ehrenvollen Hoffnungen, die Friedrich's des Großen Verheißung im Buſen der Dichterin erweckt, blieben unerfüllt. Verſchiedene Einflüſſe von außen her ſollen den König gegen die Karſchin verſtimmt haben. Es war leicht, ihr zu ſchaden, weil ſie Jedermann Gutes zutraute und von Argliſt und Bosheit keinen Begriff hatte.

Endlich verlief ſich der Schwall der Fremden, eine kleine anſtändige Wohnung konnte bezogen werden. Karoline blieb noch in Penſion, der Sohn Chriſtian noch beim Amtmann in Pevadel. Die Karſchin ſah fleißig ihre Freunde, dichtete, um Brot zu verdienen, ließ ihren Bruder nach Belieben über ihre Einnahme ſchalten, erinnerte oft den König an ſein edles Verſprechen, aber vergebens — und lebte nun wie jeder Proletarier den Tag vom Tage.

Von allen Enden Deutſchlands, aus allen Hauptſtädten Europas entſtanden für ſie Freunde, Bewunderer und ſchriftliche Verehrer. Man ſah nur auf ihren Geiſt, ſchätzte an ihr das Werk der Natur, und forderte nicht von ihr, was ihr an Lebensten mangelte und immer mehr zu mangeln anfing, je allmächtiger der neue Druck ihrer Sorgen den erhabenen Flittig ihres Geiſtes wieder herabſenkte. Man hatte Geduld und Nachſicht mit ihr, und freute ſich, daß ſie Freunde und Gönner hatte. Sie zählte unter dieſelben den tapfern und edeln Herzog von Braunſchweig-Lüneburg, deſſen Neffen Friedrich von Braunſchweig, welcher der Erſte war, der ihr ein Jahrgehalt ausſetzte, den regierenden Reichsgrafen von Stolberg-Wernigerode, dem durch den Dichterkreis der Name Karl Grandiſon gegeben wurde.

Zu der Zeit erhielt die Karſchin von ihrem alten Freunde, dem Kinderhirten, folgenden Brief:

„Gott mit uns, werthe und geehrte Freundin!

„Gegenwärtige Blätter werden Sie überzeugen, daß ich Ihr Schreiben erhalten habe. Sie aber meine nicht etwa, als ob ich Sie geringe schätze, indem ich mich so schlechten Papiers bediene; hätte ich besseres gehabt, so würde ich's wohl genommen haben.

„Ihr Briefchen zu beantworten, mögen zuvörderst Ihre Verse reden. Betreffend den Entschluß zu heirathen, so bin ich keinmal ohne Liebste gewesen. Die günstigen Musen *) haben zwei der vortheilhaftesten Heirathen mir anempfohlen. Ich hätte nur bei einer meine Religion verändern sollen; bei der andern stand mir ein Mädchen im Wege, die mir von Herzen gewogen, und von allen Mitteln entblößt war, und an der hing mein Herz. Es hat aber nichts daraus werden können, indem mich bald darauf die Russen von allen Mitteln entblößt. Das Hemde auf dem Leibe, welches nichts nutz, blieb mir nur übrig; ich danke Gott, daß ich meine Gesundheit noch erhalten habe. Bret, Kleider, Wäsche, Pflug und Zug, sammt Getreide, Alles muß mit fort, mein mit Mühe gesammeltes Geld, und drei Pferde, daß ich nun ganz nackend, und alles Verdienstes beraubt bin; doch hat Gott, ihm sei Dank, diesem Mädel einen Mann gegeben, und sie versorgt. Ich aber habe mich die Zeit über mit meinem Schnitzwerk erhalten müssen, welches nicht viel einträgt.

„Soviel ich aus Ihrem Schreiben ersehen, geht es Ihr außerordentlich wohl, deß freue ich mich von Herzen. Gott erhalte Sie in allem Wohlsein. Die ver-

*) er pflegte auch zuweilen Verse zu machen.

gnügte Zufriedenheit erhält dennoch mich bei meinen betrübten Umständen, u. s. w.

Schwiebus,
den zweiten Ostertag
1762. Ihr allezeit guter Freund
Johann Christoph Marg Graf."

Bald kam auch ihr Sohn Christian aus Bovadel zurück. Die Karschin war zu gutmüthig, um nun ihren Bruder seinen eigenen Weg sich bahnen zu lassen. Sein eigenes Gefühl hätte ihn dazu bestimmen sollen, nun nicht mehr der Schwester lästig zu sein. Ohne Erröthen erfuhr er, daß sie bei allen ihren Gönnern in rührenden Liedern um ein Fortkommen für den Knaben bat, der noch unversorgt und bestimmungslos war.

Eines Abends, wo ein glänzender Kreis bei einer vornehmer Bekannten sich an den Liedern der Karschin ergötzte, befand sich unter ihren Zuhörern ein junger Cavalier namens von Rohr, auf welchen ihre Fürbitte für ihren Sohn tiefen Eindruck gemacht zu haben schien; denn mitten unter dem Gewühl des Festes hatte sie diese Bitte poetisch aufgesetzt und vorgetragen. Er flüsterte ihr einige Worte der Bewunderung zu, und nannte ihr seinen Namen. Solche Erscheinungen waren ihr nichts Neues. Am andern Morgen erhielt sie einen Brief von unbekannter Hand, folgenden Inhalts: „Man wünscht wohl geschlafen zu haben, und durch Ueberbringerin zu wissen, worin man ihr dienen könnte, indem jemand nichts Angenehmeres wüßte, als zu ihren Diensten bereit zu sein!" Sie antwortete augenblicklich und freimüthig, daß sie jetzt kein dringenderes Anliegen hätte, als ihren Sohn auf den Weg zu einer künftigen Laufbahn zu

ſehen. Acht Tage ſpäter kam ein zweiter Brief, gleichfalls ohne Namen, doch von derſelben Hand, des Inhalts: „daß es für eine gewiſſe Perſon ein ſüßes Vergnügen ſei, ihr in einem ſo löblichen Anliegen dienen zu können, ſie möchte ſich nur nebſt ihrem Sohn auf die Realſchule bemühen, wo ſie zu ſeiner Aufnahme in Penſion ſchon alles veranſtaltet finden würde". Die höchſt erfreute Dichterin gab hierauf eine ſo ſchnelle und feurige Dankſagung, wie es die ſchöne That verdiente. Sie befolgte die erhaltene Weiſung, fand auf der Realſchule alles, was der Brief beſagte, konnte aber den Namen ihres edeln Wohlthäters nicht erforſchen. Sie rieth zwar auf Herrn von Rohr, konnte aber keine Auskunft darüber erhalten. Nicht lange nach dieſer Begebenheit kam auch Karoline in ihr Haus zurück. Sie hatte keine glücklichen Stunden in der Penſionsanſtalt erlebt. Knechtiſch war ſie zur Arbeit angehalten, despotiſch behandelt worden. Sie konnte es nie vergeſſen, daß einer der Oberlehrer, namens Hecker, ſie auf den zuſammengelegten Fingerſpitzen mit einem Lineal ſcharf gehauen hatte, ſie, das ſanfte und gehorſame Mädchen. Wenn ihre Gefährtinnen ausfuhren, oder munter im Hofe ſpielten, mußte ſie feine Arbeiten für die Lehrerin verfertigen, an den Stichen mußten die Faden gezählt werden, ſie mußte feine ſeidene Strümpfe ſtricken. Der Unterricht, der mit dem Tag nach Neujahr anfing, ſowie das Leſen der Bibel, wurde mit jedem Jahre wiederholt. Nie wurde die kleine Karſch an Feſttagen nach Hauſe geladen. Nie wurde die Lehrerin mit einer kleinen Aufmerkſamkeit ermuntert, darum wurde ſie auch in der Anſtalt zurückgeſetzt und mit Arbeit beladen. Nur in weiblichen Arbeiten war ſie gründlich unterrichtet worden, konnte auch ein wenig franzöſiſch. Sonntags durfte ſie einige Stunden ausgehen

Friedrich's II. geiſtvolle Schweſter, Prinzeſſin Amalie, hatte ſie kennen lernen, und dieſelbe Geiſtesgabe, die der Mutter zutheil geworden, in der Kleinen entdeckt. Sie gewann ſie zärtlich lieb und wollte ſie zu ſich nehmen; der Onkel war dagegen. Prinzeſſin Amalie wollte die Klagelieder Jeremiä componiren, die junge Karſch ſollte ſie in Verſe ſetzen. Die Arbeit war ihr zu ſchwierig und ſtimmte ſie zu trübe, ſie entzog ſich derſelben; und es trat einige Kälte ein. Doch bald nachher erwachte die frühere Liebe der Prinzeſſin zu dem bedauerungswürdigen Mädchen, nachdem ſie erfahren hatte, daß ſich die Karſchin habe bereden laſſen, ſie ihrem Oheim zu verloben. Die Prinzeſſin nahm ſie in ihre Arme, und ſagte ihr mit feuchten Augen: „Komm zu mir, armes Kind, ich will dich ſchützen, dich glücklich machen!" Doch die Kleine war zu furchtſam, ſie ſchlug das liebreiche Anerbieten aus — und brachte mit blutendem Herzen das Opfer, das ihr tyranniſch abverlangt wurde. Minder beklagenswerth würde ſie geweſen ſein, wenn der Despot, der ſich ihrer argliſtig und gewaltſam bemächtigt hatte, nicht Liebe verlangt hätte.

Alles was ſie über ſich vermochte, war, ihren Abſcheu gegen ihn zu verhehlen und ihre Kette geduldig zu tragen. Die ſchwerſte Laſt des Hausweſens nahm ſie ohne Murren auf ſich, übte treu ihre Pflichten und ſuchte wie die Karſchin Erquickung im Geſang. Doch nur Abends, wenn alles ſchlief, wenn ſie ganz ſich ſelbſt wiedergehörte.

Am 3. Juli 1770 genas ſie eines ſchönen Knaben. Sie fühlte ſich beſeligt und ſtolz, Mutter zu ſein. Das Kind verrieth Geiſt und Lebendigkeit, ſeine Blicke leuchteten Troſt und Muth in das Herz der Mutter. Auch die Karſchin gewann es ſehr lieb, und es blieb bis in den Tod die Freude ihrer Tage

Um diese Zeit kam Christian Hirsekorn aus der Realschule zurück. Zugleich wurde die Karschin in einem liebreichen Briefe aufgefordert zu berichten, was sie wünsche für ihren Sohn zu bestimmen. Der Jüngling wollte Theologie studiren. Wie leicht würde sie diesen Wunsch erfüllt bekommen haben! Doch der Eigennutz ihres Bruders wirkte durch Ueberredung gegen diese Bestimmung. Er fürchtete, die Kosten des Studiums möchten auf seine Schwester zurückfallen, und glaubte, der Jüngling wäre versorgt genug, wenn er in eine Handlung gegeben würde. Unglücklicherweise hatte Christian, weil er wenig geübt im Briefschreiben war, seiner Mutter einen Brief geschrieben, der ihr nicht gefiel. Aufgestachelt durch ihren Bruder, schrieb sie ihrem unbekannten Wohlthäter: „sie hätte ein Billet von ihrem Sohne empfangen, wo weder Stil, noch Gedanke darin wäre, und sie konnte sich nicht entschließen, einen Menschen von sechzehn Jahren, der noch kein Billet an seine Mutter schreiben konnte, auf fremde Kosten studiren zu lassen". Der Wohlthäter schien die Weigerung übelgenommen zu haben: Ihr Sohn ward ihr [illegible]geschickt, und es hat sich ferner keines Menschen Güte um ihn bekümmert. Er wußte es nicht, der edle Mann, welche Gewalt despotischer Einfluß über ein Gemüth ausüben konnte, dem schon alle Spannkraft durch langes Unglück entrissen war. Warum auch war Herr von Rohr der Karschin ganz fremd geblieben?

Der junge Hirsekorn wurde nun in eine Handlung gebracht. Er konnte es darin nicht aushalten, quälte sich mühsam durch das Leben, bis es ihm gelang, eine Militärschullehrerstelle in Neu-Ruppin zu erhalten, wo er rohe Kinder zu braven Menschen erzog und bildete, die Liebe der Aeltern hatte, und von seinen Obern

mehrere male in öffentlichen Blättern gelebt werden ist. Er wurde ein glücklicher Gatte und Hausvater. Seine einzige liebliche Tochter, verehelichte Wilke, wurde Mutter von vier interessanten Töchtern und einem wackern Sohn, in welchem der Geist der Familie, das Gemüth und der Sinn des Großvaters wieder auflebten. Er ist ausgezeichnet in seiner Kunst als Buchbinder, ist zugleich Kaufmann, hat in der Fremde den Kreis seiner Freunde erweitert, und auch in ihm glüht der dichterische Funke, der beinahe allen Familienmitgliedern der Karschin eigen ist.

Ich wünschte von meinen Angehörigen ausführlich sprechen zu können, denn die Anwesenheit meiner Großnichte, Bertha Christiane Berngraeber, hat mich im Geist in der lieben Familie heimisch gemacht, und ich wünschte den Eindruck dieser Mittheilungen auch denen zu vergegenwärtigen, die an meiner Schilderung der Karschin Antheil genommen. Ich muß mich auf wenige Züge beschränken, ich bedauere das, denn nicht allein das Wesen und Leben der Karschin ist als ein Kunstwerk der göttlichen Vorsehung zu betrachten, sondern alles was ich noch zu sagen hätte, gehörte eigentlich dazu, um das Bild des Ganzen zu vollenden.

Eleonore, die jüngere Schwester der Karschin, war, wie fast alle Abkömmlinge der Dürbach, ein schönes reichbegabtes Kind, und erwuchs zu einer stattlichen Jungfrau voll Herzensgüte, Bravheit und Verstand. Sie wurde Gattin eines Landbesitzers aus Sonnenburg. Er lebte glücklich mit ihr, bis ihn ein früher Tod den Seinigen entriß. Seine Eigenschaften und Fähigkeiten erhoben ihn

über seinen Stand, ohne jedoch ein Misverhältniß zwischen dem wackern Landmann und seinem Stand hervorzubringen. Es ist die Eigenschaft wohlbegabter Naturen, daß sie die Verhältnisse und Bedingungen ihres Lebens in Einklang mit sich selbst heraufzuziehen wissen, sodaß die Gaben und Befähigungen, die ihnen der Himmel geschenkt, dem innern und äußern Leben zugute kommen.

Meine Urgroßtante, Eleonore Borngraeber, die zärtliche Mutter wohlgerathener Kinder, jung verwitwet, lebte nur für diese und ihre häuslichen Pflichten. Ihre zwei Söhne, Landbesitzer, waren hochgeachtete Bürger, deren Andenken noch nicht erloschen ist. Desgleichen eine Tochter, Luise, verheirathete Bärman. Der verehrungswürdige Pastor Hecht schrieb mir: „Die Enkelkinder der Frau Eleonore Borngraeber, drei von Daniel, fünf von Gottlob und vier von Luise, möchten zu der Behauptung veranlassen, daß Talente manchen Familien zugetheilt; wenn zufällige Umstände nicht solche verdunkeln, forterben. Die Lernbegierde derselben (ich habe während meines Hierseins bereits fünf confirmirt) ist charakteristisch, und der Andrang zu gewissen Geistessteckenpferden poetischer Organe unverkennbar. Vielleicht schlummert in dem einen oder dem andern dieser Enkelkinder auch eine Dichterader, aber ohne einen äußern Impuls und ungepflegt, fließet sie zu dem näherliegenden Sinnlichen hin. Fast alle zeigen einen bemerkbaren Hang zum Zeichnen, u. s. w." Sie folgte ihrer geliebten Schwester im April 1805 in die Ewigkeit, freudig in Gott, allgemein betrauert und geliebt, und lebt noch im Andenken vieler dortigen Bewohner, weil ihre Herzensgüte, Mildthätigkeit und Frömmigkeit alle Herzen gewann. Ihren Gesang beherchte man noch in den sechziger Jahren mit

Bewunderung. Sie hatte ihr ſegenvolles Daſein auf dem Beſitzthum beſchloſſen, wo ihre Schweſter ſo ſelige Stunden verlebt. Es war ihr Erbtheil, wo die alte Linde noch grünt, unter deren Schatten die Karſchin an des Oheims Seite weilte. Aus der wohlverwahrten Sammlung der Briefe der Karſchin folgt hier einer, der in ſeiner Kürze und bezeichnenden Einfachheit wohl geeignet iſt, ein Bild von ihrem Weſen zu geben.

„Meine liebe Schweſter!

„Wir waren alle voller Freuden über dieſen Brief und gute Botſchaft, nebſt dem beigelegten goldenen Herzen, und die zwei Ellen Häutchen für meinen Enkel. Ich ſehe noch immer Deine Treue und ſchweſterliche Liebe, und gutes Gemüth, das Du noch gegen uns und unſere Stadt trägſt; unſere ganze Stadt war erfreut, als ſie hörte, daß die Glocken und das Gemälde ſchon auf der Poſt war, warteten mit großem Verlangen darauf; es kam alſo der Tag vor dem Feſte, auf den Morgen war das Gemälde auf den Altar geſetzt und Dein Bildniß iſt gleich dem Altar über angehangen. Nach der Predigt dankte der Geiſtliche für die Wohlthaten, die uns ſchon wieder von der Madame Karſchin aus Berlin erzeugt wären. Vor Freuden fielen mir Thränen aus den Augen, als ich dieſen Dank hörte. Mein Wünſchen wäre, wenn wir uns doch noch einmal ſehen könnten, und Du zu uns kämeſt. Ja, das iſt der Wunſch unſerer Stadt, ſie ſprechen auch: Es heißt mit Recht bei ihr, die Liebe wird nimmer müde. Ich werde wol ſchwerlich mehr nach Berlin kommen können, wegen meiner Berufsgeſchäfte; und die Kräfte nehmen auch immer mehr ab; doch das iſt das Beſte, daß ich mit Ruhe unter meinen Kindern lebe, denn ſie ſind gut, dies hilft mir

meine Kräfte stärken. Ich danke Dir zu vielen malen für die Andenken.

„Nun lebe wohl, liebe Schwester! Ich wünsche Dir, daß Du aus dem freyenwalder Bad recht gesund und frisch wieder nach Berlin kommen möchtest, und noch lange leben. Grüße Deine Tochter zu vielen malen.

Neu Tirschtiegel,
den 22. April
1791. Ich verbleibe Deine treue Schwester
Johanne Eleonore Borngraeber."

Nach einer neunjährigen Ehe gelang es der Tochter der Karschin, die Kette von sich zu wälzen, unter der sie hulflos geschmachtet hatte. — —

Vier Jahr später schloß sie ein neues Band wider ihre eigene Ueberzeugung, die ihr verkündete, sie würde nicht glücklich sein. Die Mutter ihres Bewerbers (die sich, aus welchen Gründen ist unbekannt, eine verwitwete Majorin von Klenck nannte, da ihr Gatte doch ein Baron Klencke, Commandant von Bremen war), eine adelstolze ehrgeizige Frau, hatte sich der Tochter der Karschin zu Füßen geworfen und unter strömenden Thränen das Leben ihres Sohnes von ihr erfleht; denn er versagte Arznei und Nahrungsmittel, und wollte sterben, wenn sie nicht die Seinige würde. Sie ließ nicht mit Vestürmungen und Bitten nach, bis Karoline sie in ihre Wohnung begleitete, wo der zweiundzwanzigjährige Klencke mit dem Tode rang. Der Anblick der Geliebten, die feierliche Versicherung seiner Mutter, daß sie seinem Glücke nicht entgegenstünde, riefen das Leben in seine Brust zurück. Klencke hatte kein Vermögen, keine Aussicht auf ein Fortkommen. Die Karschin glaubte ihn durch ihre hohen Gönner bald be-

fördern zu können, und bot ihm an, als ihr geliebter Sohn bei ihr zu leben. Sie fühlte sich beseligt durch das Glück der Tochter. So wie ihr Herz nur befriedigt war, hatte sie zu allem Muth und Kraft, und das Wort „unmöglich" hatte keinen Schrecken für sie.

Hier folgt ein Lied, das sie in ihrem Freudentaumel dem theuern Eidam zum Hochzeitsfeste sang:

Sei mir gesegnet tausend mal
Am Tage deines Ehebundes,
Sohn meiner Wahl,
Dem in der Stimme meines Mundes
Mein Herz den süßen Namen gibt
Sei mir willkommen und empfange
Dies Weib, das deine Seele liebt!
Sei glücklich mit ihr, sei nicht bange
Nach irgendeinem andern Glück
In einer frischern Rosenwange,
In einem feuervollern Blick
Und schönerm Munde, wenn du diesen
Verwelken siehst von Jahr zu Jahr,
Wie Blümlein auf den trocknen Wiesen,
Weil Thau und Regen seltsam war. —
Bleib immer Freund von ihrem Herzen
Und laß durch keinen Spötterwitz
Den Trieb aus deiner Seele scherzen
Bis deine Gattin ihren Sitz
Und ihren Gang an deiner Seite
Vertauschet mit des Grabes Raum.
Dann denke noch zurück an Heute
Als wie an einen goldnen Traum.

Diese frommen Wünsche blieben unerfüllt. Die leidenschaftliche Frau, die diese Heirath nur mit dem heftigsten innersten Widerstreben bewilligt hatte, Segen auf der Lippe, Fluch im Herzen, hatte in Gegenwart einer Freundin geschworen „ihr Haupt nicht sanft zu legen, bis dies Band getrennt sei" — sie hielt Wort. Mit

ihr verbündet, half ihre ränkevolle Tochter und ein unwürdiges ſchönes junges Weib zu dieſem Werke der Finſterniß.

Ich ziehe einen Schleier über dieſe Begebenheit, die mich im Mutterſchoos zur Waiſe machte, — doch nicht verſchweigen will ich hier ein Lied der Karſchin an den Schwiegerſohn, den ſie mit ſolcher Muttertreue geliebt.

Wiederkehren willſt du nun?
Denkſt der Tochter zu genießen
Und in meinem Arm zu ruhn,
Wenn du erſt zu meinen Füßen
Hundert mal geſunken wärſt, und dich
Einem Wurme gleich gekrümmet,
Bis du endlich mich
Hatteſt umgeſtimmt?
O du Falſcher! ſchäme dich:
Kannſt du neue Schwüre finden,
Meinen Abſcheu jetzt zu überwinden,
Der ſo unauslöſchlich iſt?
Oder denkſt du das zu wiederholen,
Was dir dein Gefühl befohlen,
Eh' du Held geworden biſt
Ueber meine Widerſprüche?
Eh' du Hand und Herz von mir gewannſt?
Sprich, ob du die Natterſtiche
Selber dir verzeihen kannſt,
Die mir deine Flucht ins Herz gegeben?
Ach ins Herz! worunter ich
Dieſe Tochter trug, die ſich
Damals bilden ließ zum Leben,
Die nur noch ein Keimchen war,
Und im Keime ſollt' erſticken —
Schäme dich vor deinen Tücken!
Welcher böſe Geiſt rieth dir,
Mich noch ein mal zu berücken?
Bleib auf ewig fern von mir

Und von dem verlaſſnen Kinde
Träume dir zur Qual davon
Zur Beſtrafung deiner Sünde;
Höre ſeiner Unſchuld Ton!
Siehe ſeine Lippen mir am Munde hangen,
Höre wie es zärtlich ſpricht,
Wie ſich die Begriffe drängen,
Wie in ſeinem Augenlicht
Geiſt und Anmuth ſich vermengen
Rufe: „Süßes, ſüßes Kind!“
Streck den Arm aus zum Umfaſſen
Und ſo wirſt dann geſchwind
Dich der Traum verlaſſen,
Wie du beſer falſcher Gaſt
Mich verlaſſen haſt.

Dies Lied iſt ſchroff, der gerechte Schmerz, der darin athmet, kann nicht die Herzen gewinnen; allein die Zukunft gab ihm eine ſchaudervolle Bedeutung, denn es liegt eine Weiſſagung darin: nie hat dieſer Vater ſeine Tochter an ſein Herz gedrückt. So oft ſie ſich ſehen ſollten, lag eine Kluft zwiſchen ihnen. Nicht dem Herzen nach, nur durch ſeine Weichheit und die Unreife ſeiner Jugend war mein Vater ſtrafbar geworden. Er war der fehlerhaft erzogene Sohn einer verſchrobenen Mutter, die durch den frühen Tod ihres Mannes einzeln ſtand. Ihr und ihrer Kinder Vermögen wurde durch ein Fideicommiß eiſern gemacht, und wir haben nie erfahren, was aus dem Ueberreſt geworden iſt.

Durch ihre Genügſamkeit, Offenherzigkeit, Erinnerung an ſchwere Prüfungen und Glauben an Freunde geſtärkt, trat die Karſchin ruhig in die Jahre des ermüdenden Alters, und theilte liebreich ihren kargen Biſſen mit Tochter und Enkelkindern. Einen Lichtſtrahl entlog ſie dem Wohlwollen, welches die Gedichtſammlung ihrer

Tochter beim Erscheinen begrüßte. Diese Lieder, welche ein Reichardt, ein Rellstab und andere Componisten von geschätztem Talent mit ihren Tönen begabten, erlangten Liebe und Anerkennung, und klangen unvergessen durch eine neuere Zeit, vor allen die sapphische Ode „An Myrtil." Das deutsche Lied war damals erst im Werden. Goethe schuf ihm den Leib, Reichardt die Seele. Die Karschin hatte nie musikalisch gedichtet. Karoline Luise von Klencke verließ unwillkürlich die Bahn der Mutter. Sie schrieb die moderne Sprache, aus welcher mehrere alte Formen verschwunden waren.

Unter den Lesern gab es viele, welche die Tochter nun über die Mutter stellten. Man könnte sagen, sie hatten Recht, wenn nicht der Geist der Zeit bei jedem neuen Zeitabschnitt der Kunst eine neue Gestalt brächte und gewissermaßen die frühere zertrümmerte.

Wer wurde jetzt ein Lied dichten wollen, wie das der Karschin bei der Ueberfahrt der Königin von England über die Elbe, 1762, zu Magdeburg? Und doch hieß diese Ode seiner Zeit ein Meisterstück, und unter gewissen Bedingungen war sie es auch. Der mythologische Wust liegt in der Rumpelkammer, und der Quell des Volksliedes erquickt durch alle Zeiten hin. Es gibt noch einige Lieder der Karschin, die frisch aus ihm entquollen sind; in ihnen fühlt man den Herzschlag des Weibes aus dem Volke, dem Ramler die Flügel des Genius noch nicht verschnitten hatte.

Um dieselbe Zeit, wo die Gedichtsammlung der Tochter der Karschin erschien, lächelte noch ein mal das Glück der Dichterin zu, es war ein Abschiedslächeln, ein warmer Händedruck vor dem Scheiden; denn dies Glück trug den Todeskeim in ihre Brust.

Wie schon erwähnt, hatte die Karschin Friedrich II.

mehrere male an sein Versprechen erinnert: er wolle ihr das Leben sorglos machen. Ihre Briefe blieben unbeantwortet. Eines Tages jedoch sendete ihr der König zwei Thaler durch die Post. Im Moment des Empfanges schrieb die Karschin dem Könige die vier Zeilen, die wie Pfeile durch alle Welt geflogen sind:

Zwei Thaler gibt kein großer König,
Denn sie erheben nicht mein Glück.
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
Drum send' ich sie zurück.

Friedrich II. soll von Herzen darüber gelacht haben. Schon darum hätte er die Dichterin königlich beschenken sollen; denn ein Lächeln von Königslippen wäre mit einer Million nicht zu theuer bezahlt! „Es sind thränenreiche, oft thränenschwere Wege, die ein König wandelt!" sagt Friedrich Wilhelm IV. Zuweilen ist das Lächeln eines Königs nur eine verkleidete Thräne. So seid denn dankbar, ihr Gewaltigen der Erde, für ein echtes Lächeln, diesen allzu seltenen Gast auf Königslippen.

Friedrich der Große war nicht dankbar. Als die Karschin mit unerschütterlichem Vertrauen ihn wieder einmal daran erinnerte, es war im Januar 1783, daß sie nichts zu leben habe, schickte er ihr — drei Thaler. Es mochte eben kein Brot im Hause sein. Die Karschin schickte sie nicht zurück, sie schrieb folgendes Gedicht anstatt der Quittung. Ihm sei hier eine Stelle gegönnt. Mir fiel der Anfang eines Gedichts von Schnitzer dabei ein:

Ich lobe mir was löblich ist, und gut ist immerdar
Den freien Muth, den leichten Sinn, die Amsel und den Staar;
Und hohen Muths Vermessenheit, die lob' ich ganz und gar.

Das übrigens auch schon bekannte Schreiben der Dichterin an den König lautete:

Seine Majestät befahlen,
Mir anstatt ein Haus zu bau'n,
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und freundlich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen.
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Bei des abgegrämten, alten
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Dieser kleine Vorgang hatte gegen den Tag meiner Ankunft auf die Welt statt. Ich kam mit einem glänzenden Käppchen an. Die Hebamme reichte es meiner Mutter, und rief aus: „Dies Kind wird große Schicksale haben, heben Sie ihr das Käppchen sorgfältig auf!" Die Mutter that es. Erst seit meiner Erblindung ist mir das kostbare Glückspfand geraubt worden. Ich war ein niedliches Kind, wie man sagt. Die Zärtlichkeit meiner zwei Mütter, meines Bruders hielten mich für den Verlust des Vaters schadlos. Noch ein mal kam mein Vater in unsere Wohnung, um Versöhnung zu bitten. Er nahm mich in seine Arme und wollte nicht von mir lassen. Meine Mutter war zu tief verletzt worden, die Karschin zu gereizt durch ihren Nothzustand, als daß sie sich seinem Flehen günstig gezeigt hätte. Meine Mutter mußte bei ihrer Weigerung standhaft verbleiben und mich des Vaters Armen entreißen. „Sie wollen also unser

Kind zur Waiſe machen", rief mein Vater. „O, bedenken Sie, was Sie thun!" — Sie nahm mich in ihre Arme, drückte mich feſt an ſich, als wollte ſie bethauern, daß ſie dem Kinde Vater und Mutter zugleich ſein würde! — So wurde, mir unbewußt, das Los der Schmerzen über mein ſchuldlos Haupt verhängt.

Friedrich II. ſtarb 1786. Die Sonne des jungen Königs ging ſo ſanft und wohlthätig auf, daß alle Freunde die Karſchin aufmunterten, ſich eine Gnade vom König zu erbitten. Sie wagte es nicht aus natürlicher Beſcheidenheit. Sie ſagte: „Der König hat an hundert verdienſtvolle Männer zu denken, die dem Vaterlande Ehre machen. Ich trete gern zurück!" Dabei blieb es nun, bis die Karſchin in ſteter Selbſtvergeſſenheit durch eine ſeltene Fügung dahin gebracht wurde, wo ihre Freunde ſie haben wollten. Ihr liebevolles Herz, ſtets bereit zu Rath und Hülfe, wagte eine Fürbitte für die Witwe eines verdienſtvollen Mannes, welche ein ausgezeichnetes Naturaliencabinet zu verkaufen hatte. Sie wendete ſich an das Fräulein von Viereck, nachherige Miniſterin von Gaudy, damals Oberhofmeiſterin der Prinzeſſin Friederike. Die Karſchin kam mit dieſer Bitte um acht Tage zu ſpät. Fräulein von Viereck erwiderte ihr, daß der König kein Anliegen dieſer Art mehr bewillige. „Es ſind der Ausgaben zu viel, fügte ſie hinzu; Seine Majeſtät bezahlen alle Schulden des verſtorbenen Königs!" — „Alle Schulden? Alle?" rief die Dichterin ihr zu: „beim Himmel! dann haben Seine Majeſtät mir auch eine Schuld zu bezahlen. Sein Oheim hat mir vor vierundzwanzig Jahren eine Verſorgung verſprochen. Man verſicherte mir eine jährliche Penſion von zweihundert Thalern; hätte ich die Summe von vierundzwanzig Jahren zu heben, ſo wäre es ſchon ein Kapitälchen, wofür ich mir

ein Häuschen kaufen könnte." — „Gut!" antwortete lächelnd die Oberhofmeisterin, „setzen Sie das Anliegen so auf wie Sie da sagen, und wir wollen sehen, ob wir es dem König vorbringen können." Die Dichterin ließ sich einen so liebreichen Vorschlag nicht zwei mal sagen, sie eilte nach Hause, schrieb eine poetische Schuldforderung an den König, und richtete solche an die Prinzessin Friederike. Die engelmüthige Prinzessin las das Schreiben dem Könige, ihrem Vater, vor, als Seine Majestät sich eben malen ließ. Der huldreichste Monarch lächelte des Einfalls der Dichterin, steckte das Schreiben zu sich, und gab dem Minister von Wöllner seine Befehle darüber.

Wenige Tage später wurde die Karschin durch einen Bedienten des Oberhofbuchdruckers Decker eingeladen, ein wenig zu ihm herüber zu kommen. Dies war schon oft geschehen. Die Karschin glaubte, man wollte ihr ein Gedicht auftragen, und eilte in ihrer Hauskleidung, am Arm des Bedienten, in Decker's nahegelegene Wohnung. Sie erstaunte, als die Flügelthüren des Gesellschaftssaales aufflogen und Decker sie auf das Sopha führte. Aus dem Kreise einer großen glänzenden Gesellschaft trat ein stattlicher Herr in schwarzsammetnen Kleide, woran ein Kreuz befestigt flimmerte, ihr entgegen und rief ihr zu:

Freu' dich, Deutschlands Dichterin,
Freu' dich hoch in deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen dir!

Es war der Staatsminister von Wöllner, welcher durch diese sinnreiche und liebevolle Weise, der Dichterin ihr Glück anzukündigen, der Huld des Königs einen noch höhern Werth verlieh.

Freudematt kam sie nach ihrer Wohnung zurück. An-

dern Tags wurde das wunderbare Ereigniß allen Freunden verkündigt. Alle Zeitungen wurden mit der für sie so ehrenvollen Nachricht erfüllt. Von allen Freunden der Muse ward der König für diese That geeignet. Zwar entsprach der Bau nicht ganz der Anzeige, die davon gemacht worden war. Aus dem großen Hause wurde ein nettes Häuschen. Die Allegorien der Musen kamen in Vergessenheit. Statt ihrer bemerkt der Beschauer an der Front des Hauses einige Genieskopfe mit Flügelchen. Neben diesem Häuschen erhob sich ein palastähnliches Gebäude, welches dem Generalchirurgus Dr. Theden, für den es gleichfalls als Gnadengeschenk erbaut worden war, gehörte. Ich weiß mich nicht mehr zu erinnern, ob es Symbole schmückten, und welche. An dieses lehnte sich ein großes schönes Haus, das für den höchst verdienstvollen Geographen, den deutschen Cassini, Soosmann, bestimmt war, allein durch eine seltsame Verwechselung des Namens, oder auf sonst eine räthselhafte Weise in die Hand eines Herrn Soßmann fiel, über dessen Verdienste Frau Fama ein unverbrüchliches Schweigen beobachtet hat. Ich erwähne dieses Umstandes nur, um ein Beispiel zu geben, daß dergleichen damals nicht unmöglich war. Man ist seitdem aufmerksamer geworden.

Diese Häuserreihe steht angesichts eines Baumganges, am Kanal am Haakschen Markt. Das der Marschin trägt Nr. 1. Zwei Fenster haben Sonne und eine prachtvolle Aussicht. Meine geliebte Großmutter bezog einen Salon mit einem Vorzimmer an der Nordseite, und gegen alle Vorstellungen einsichtsvoller Freunde, noch unausgetrocknet; denn unbezwinglich war ihre Sehnsucht, ein mal, in ihrem Leben zum ersten mal, vom eigenen Dache beschirmt zu werden. Das Haus bildete einen

ſchiefen Triangel; der Hof hat dieſelbe Geſtalt, er iſt eng, aber luftig. Weinranken und einige Akazien, nebſt einer blühenden Laube, gaben ihm ein gefälliges Anſehen. Ich verweilte bei ſeiner Beſchreibung, weil dieſer Raum meiner Kindheit erſtes Paradies war. Ich fand dort Luft und grünes Laub, auch Blumen hatte man hineingeſäet, es waren Todtenblumen. Ihre ſtumme Weiſſagung erfüllte ſich: die Großmutter verließ das Haus bald, um es mit dem Sarg zu vertauſchen. Dieſe Eindrücke wirkten mächtig auf ihr Gemüth, der Mangel an Sonne, und die Ausdünſtung der neuen Wände waren ihr ſchädlich. Bald ſtellten ſich die Vorboten einer Abzehrung ein. Wie hinfällig aber auch ihr Körper ward, ſo blieb ihr Geiſt doch freudig und ſtark. Noch immer blieb ſie halbe Tage an den Schreibtiſch gefeſſelt, und ging die übrige Zeit in die Cirkel ihrer liebſten Freunde.

Oefters kam ſie durch die Zerſtreuung ermuntert und geſtärkt nach Hauſe. Schriftlich und mündlich lud ſie alle Freunde ein, ihr Haus zu ſehen; die Worte, welche ſie darüber empfing, erquickten ſie.

Ihr Ruhm gewann durch ein neues Glück noch einen neuen abendlichen Strahl. Auch wartete ihrer noch ein ſchöner Morgen im Grünen. Graf von Schmettau lud ſie in einigen verbindlichen Zeilen zum Frühſtück im „Hofjager" im Thiergarten ein, wo die ganze Prinz Ferdinand'ſche Familie ſich verſammelt hatte, die Dichterin zu empfangen. Sie kam bleich mit ſchwankenden Schritten. Prinzeſſin Luiſe eilte ihr entgegen und unterſtützte ſie. Ihre ſchönen blauen Augen füllten ſich mit Thränen. Prinz Ferdinand, der Bruder und Waffengefährte Friedrich's II., ſaß der Karſchin gegenüber. Zu ihrer Rechten ſaß des Prinzen Gemahlin, zu ihrer Linken Prinzeſſin Luiſe, ſpäterhin Fürſtin Radziwill, deren ſchöne

Hand ihr ſelbſt vorlegte. Sie wußten alle, daß die Tage der Dichterin gezählt waren. Sie Alle wollten ihr noch ihre Verehrung und Liebe auf das innigſte bezeigen. Graf von Schmettau lenkte das Geſpräch auf Friedrich II. und bat die Karſchin, ihm die Grille zu verzeihen, die dieſen großen Monarchen verhindert hatte, die Karſchin glücklich zu machen, da er doch ihre Verdienſte anerkannt und ihre Treue gewürdigt hätte. Prinzeſſin Ferdinand zeigte auf ihre blühenden Söhne, die Prinzen Ludwig und Auguſt, die bei dieſer Familienfeier anweſend waren, und ſagte der Dichterin mit feuchtem Blick: „An den Grüften ihrer Brüder haben Sie mir Troſtesworte eingehaucht, mögen Sie einſt in ſpätern Jahren meine Freude an den noch lebenden Söhnen durch Ihre Lieder verſchönen!“ Auf einen Wink der erhabenen Mutter nahten ſich die holden Prinzen der Dichterin, ergriffen ihre bebenden Hände, und berührten ſie mit ihren Lippen. Das Geſpräch wurde immer lebhafter, alle ſchönen Erinnerungen der Dichterin wurden gefeiert. Wünſche für die Dauer ihres Lebens, für die Wiederkehr ihrer Kräfte klangen von den Lippen der Anweſenden. Zu mächtig wirkten die Gefühle an dieſem Morgen auf ſie. Faſt entſeelt wurde ſie in den Wagen getragen.

Einige Tage ſpäter empfing ſie einen liebreichen Brief vom Grafen von Schmettau, nebſt einer Taſſe, aus welcher die Karſchin Tags vorher im Thiergarten mit der Fürſtin gefrühſtückt hatte, mit der Deviſe: „Wandle auf Roſen und Vergißmeinnicht!“ Dieſe zarte Aufmerkſamkeit erfreute ſie nicht minder lebhaft, als einſt die Doſe, die ihr Baron von Kottwitz verehrte.

Gewaltiger noch als die Erſchütterung dieſes Morgens wirkte auf ſie die Trennung von ihrem Enkel,

Heinrich Wilhelm Hempel. Er ſollte ſtudiren. In Frankfurt a. d. O. lebte damals ein Schweſterſohn des verſtorbenen Karſch, wo Heinrich dringend eingeladen wurde, während ſeiner Studien als ſein geliebter Sohn bei ihm zu leben. Die Karſchin verlor durch ſeine Abreiſe ihre letzte Lebensfreude. Sie konnte ſeine Abweſenheit nicht mehr ertragen und ging im Juni 1791 ungeachtet ihrer Schwäche nach Frankfurt.

Noch eine andere mächtige Sehnſucht trieb die Karſchin zu dieſer Reiſe an: ſie wollte den Wunſch ihrer Vaterſtadt erfüllen, ihre geliebte Schweſter Eleonore Borngraeber wiederſehen, und der dringenden Einladung des verehrungswürdigen Predigers Generalconſenior Sturzel folgen, ſein Gaſt zu ſein. Seit Jahren ſchon war ſein Haus zu ihrer Aufnahme bereit und die Gemeinde auf ihre Ankunft vorbereitet, denn ihren raſtloſen Bemühungen entſproßten Wohlthaten zum Zweck eines evangeliſchen Kirchenbaus, welcher 1782 begann. Der nun folgende Bericht von der Entſtehung dieſes Gotteshauſes darf in dieſen Blättern nicht ausbleiben. Er bezeichnet die Werkthätigkeit der Dichterin, den Sinn ihrer Zeitgenoſſen, ſowol der ausgezeichnetſten unter ihnen, als im allgemeinen die religiöſe Volksgeſinnung der Maſſen, die warm und kräftig war. Jeder Wohlgeſinnte hat Freude daran, wenn ein Widerhall ſolcher Zeiten aus der Vergangenheit herübertönt; denn die Vergangenheit iſt eine Bürgſchaft der Zukunft.

In einem herzlichen Schreiben hatte ſich die kleine Gemeinde Tirſchtiegel an die Karſchin gewendet, ſie zu einer Fürbitte zu vermögen. Der polniſche Graf Mielczynski, deſſen Andenken dort fortleben wird, gab das Holz dazu. Die Gemeinde zählte zwar auch wohlhabende Mitglieder in ihrem Schoße, doch ſie war klein.

Das Verhältniß der evangelischen Bewohner zur katholischen Kirche war ein drückendes, obgleich die Katholiken, freundselig gegen ihre christlichen Mitbrüder der augsburgischen Confession, ihnen in allem entgegen kamen.

Die Karschin schrieb ihrem erhabenen Gönner, dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz, durch einen dieser Bürger folgendes Lied:

Dem Bruder einer großen frommen
Geliebten Königin,
Dem Fürst von Strelitz soll mein Gruß zu Ehren kommen.
Und meine Bitte seufz' ich hin
In seinem Herzen wohlgerieten.
Er helfe doch mit milder Hand
Um seines Herzens willen diesen
Bedrängten Städtchen, da zwei Bürger abgesandt,
Zum Kirchenbau zu collectiren
Es wäre meine Schuldigkeit
Die Kirchenwände aufzuführen
Ich brachte meine Kinderzeit
In diesem Städtchen zu bei meines Oheims Lehren.
Sein Grab und meiner Mutter Grab,
Die möcht' ich gern durch diesen Bau verehren;
Doch weil mir Gott nicht Reichthum gab,
So muß ich nur an fremde Herzen klopfen.
Ich hoffe, daß du, guter Fürst,
Dein Ohr nicht meinem Flehn verstopfen,
Dein Herz mir nicht verschließen wirst!
Und deine Herrn, und deine Damen
Beeifern sich gewiß, dir alle nachzuahmen.

Das zweite Lied, gerichtet an die Stadt Hamburg, lautet:

Helft den entfernten Christenbrüdern
Ihr Edeln in Hammonia!

Gebt Antwort ihrem Flehn, und Gott wird's euch erwidern,
Wenn euer Auge niederſah
Auf ſie voll Mitleid und Erbarmen.
Sie bitten, und ich flehe mit.
Mich jammert der bedrängten Armen,
Weil ich ſelbſt harten Kummer litt.
Und zwiefach jammert mich dies Städtchen,
Denn meine Mutter ſchlummert dort,
Bei meinem Oheim, der mich kleines Schülermädchen,
Durch ein freundväterliches Wort
Zu wenig Laien lesen lehrte.
Dort ſchlaft der alte fromme Mann,
Den ich einſt mit Geſang beehrte,
Weil ich's ihm nie verdanken kann,
Daß er mich liebreich leſen lehrte.
O, hätt' ich Gold und Silber jetzt,
Um dort die Kirche ſelbſt zu bauen!
So wurde dieſem Mann ein Denkmal aufgeſetzt.
Ich habe nichts als nur Vertrauen
Zu Gott und zu den Herzen voll Gefühl.
Er wird's vergelten, was ihr gebet;
Und euch erquickt am Lebensziel
Der Tempel noch, der vor euch ſchwebet,
Zu dem ihr Kalk und Steine gabt,
Die ihr dem Herrn, durch den ihr lebet,
Zum Brandaltar gegeben habt.

Auch an den Profeſſor Müchler ſchrieb ſie wegen einer ſtillen Collecte zum Bau eines evangeliſchen Kirchleins zu Tirſchtiegel in Polen, im Juli 1778.

Dein Sohn muß unter vielen Gaben,
Womit ihn die Natur beſchenkt,
Auch einen Geiſt empfangen haben,
Dem etwas ahnet, der zukünft'ge Dinge denkt,
Woran kein Menſchenſinn gedachte. —
Denn da mir dieſer liebe Sohn
Die Zeichnung vor'ges Jahr auf einen Fächer machte,

Da wußt' sein Weib vermuthlich schon,
Daß man mich, ob zwölf Monden kamen,
Beschworen würde fromm und treu,
Ein groß Gelübde zu übernehmen,
Und daß ich glücklich drinnen sei. —
Denn er entwarf mir auf dem Fächer
Ein kleines gottgeweihtes Haus,
Ein Kirchlein, wie man's baut für solche Kanzelsprecher,
Die keinen fetten Hochzeitschmaus,
Kein prächtig Kindelbier bei armen Bauern haben.
Ich staunete das Kirchlein an
Und wunderte mich sehr, daß sich der Kopf des Knaben
Nicht auf ein andres Bild besann.
Und siehe, nach Dreivierteljahren
Zeigt' sich's, warum er's hat gethan.
Ich soll Geld sammeln und bewahren
Zum Aufbau eines Kirchleins
In Polen, in der Stadt, worinnen
Mein Oheim mich gelehrt, die Bücher liebgewinnen
Das Schreiben und das Einmaleins.
Er ruhet da in Gott an meiner Mutter Seite,
Und voll Vertrauen bittet mich
Des Priesters *) Brief im Namen aller Leute,
Die sich dort nähren kümmerlich,
Um Beistand, um ein Vorwerk an die Armen
Und an den Mittelmann, der sich
Oft noch viel eher kann erweichen.
O welche Seligkeit für mich,
Wenn mir's gelänge, wenn ich käme,
Mit einer Summe, nicht zu klein,
Und meinen Fächer mit mir nähme,
Und sprache: Sehet! so soll just eure Kirche sein
Wie dieses Kirchlein hier, so soll der Grundriß werden
Und so der kleine Thurm von Holz.

O dazu helfe mir die Allmacht, die auf Erden
Nicht Tempel fordert groß und stolz.

*) Pastor Sturzel daselbst.

Die gern in Menſchenſeelen wohnet,
Und in ein niedres Bethaus kömmt
Mit ihrer Gegenwart, und ewiglich belohnet
Den, deſſen Hand ſich ungehemmt
Eröffnet und den Armen gibet,
Die ſich ein Bethaus wollen bau'n. —
Wohl dem, der die Gelegenheiten liebet,
Sein Geld auf Wucher zu vertrau'n
An Gott, der reich iſt über Alle,
Der uns durch ſeinen Sohn geſagt:
Daß ihm zum Opfer auch ein Scherflein wohlgefalle,
Weil er nur nach dem Herzen fragt.

Unermüdet dehnte ſie ihre Bemühungen aus. Der Grundſtein zu dieſer Kirche wurde am 19. Juli 1782 gelegt, wobei der genannte Paſtor Johannes Sturzel die Weihrede über 1. Moſes 28, 17. hielt: „Wie heilig iſt dieſe Stätte. Hier iſt nichts anderes denn Gottes Haus, und hier iſt die Pforte des Himmels.“ Die Einweihung der neuerbauten Kirche erfolgte am 10. Nov. 1782, wobei über Pſ. 122, 1. 2. gepredigt wurde: „Ich freue mich deß, das mir geredet iſt, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen, und daß unſere Füße werden ſtehen in deinen Thoren, Jeruſalem.“

Zur Zeit der Erbauung dieſer Kirche ſtand Tirſchtiegel noch unter polniſcher Herrſchaft, denn erſt 1793 kam der Diſtrict Polens, in welcher Tirſchtiegel liegt, nebſt Danzig und Thorn an Preußen.

In das Kirchenbuch der Kirche der Stadt Tirſchtiegel ſchrieb Herr Paſtor Sturzel folgendes: „Die erſten Glocken hat die berühmte Madame Karſchin dieſer Gemeinde zum Geſchenk überſchickt, die anfänglich auf dem hieſigen Rathsthurm gehangen und geläutet wurden. Dieſelbe hat überhaupt der hieſigen Kirchengemeinde ſehr

viele Wohlthaten erzeigt, und diese hat daher für billig gehalten, derselben ein kleines Denkmal in der Kirche zu errichten, worauf ihr wohlgetroffenes Bildniß en miniature zu sehen, und eine schöne Ode, die sie an die hiesige evangelische Gemeinde geschrieben, zu lesen ist."

Die Karschin sandte nämlich ein kleines Altarbild, die drei Jungfrauen, einen Kronleuchter, zwei Oelgemälde, die Kreuzigung und die Abnahme Christi vom Kreuz. Dazu diese schon bezeichnete Ode:

Weil ich itzt nichts Andres senden kann
Geb' ich diese Schildereien.
Hänget sie als Denkmal an
Ich und meine Töchter weihen
Diese Ehrenbilder gern
Euch und euern Kindeskindern,
In den Tempel unsers Herrn,
Der zur Sühnung aller Sünder
An das Kreuz sich schlagen ließ.
Und vom Kreuz ward abgenommen
Die Erinnrung sei euch süß,
Auch einmal dahin zu kommen,
Wo sein Geist ward hin verpflanzt
In des ew'gen Vaters Hand
Wenn bei euern Sterbebetten
Eure Lieben klaglich thun,
Die euch gern noch länger hatten
Dann heißt ihre Klage ruhn'
Weil der Mittler vor dem Grabe
Seinen Jüngern einst verhieß
Daß er dort im Paradies
Wohnung für sie habe.
Wenn ihr beichtet eure Schuld
Und bei dem Gedächtnißmahle
Trinkt aus heiligem Pokale,
Dann erinnert euch der Huld

Deſſen, der ſein Blut am Stamme
Eines Baums vergoſſen hat,
Voll von ſeiner Liebesflamme,
Selbſt für die verlorbne Stadt,
Die das Urtheil ausgeſprochen
Ueber ihn, der nichts verbrochen,
Der die Kranken nur geheilt,
Und auf ſeinem Lehramtspfade
Lauter Gnade
Aus Erbarmen hat ertheilt.
Seht in ſeinem Kreuzesbilde
Ihn, als war's die Gegenwart
Selber, die uns Gottes Milde,
Gottes Nachſicht offenbart.
Seht es, und gedenkt auch meiner,
Wenn ich Ring in'n Himmel nahm,
In die Welt, aus der noch keiner
Als nur Chriſtus wieder kam.

Dieſe Kirche war mit einem ſchönen Thurm geſchmückt; ſie büßte ihn mehrere Jahre darauf bei einer Reparirung durch einen Zimmermeiſter ein, welcher einen Pfeiler von denen des darauf ruhenden Thurmes durchſägen ließ. Er ſank mit einem furchtbaren Knall um und zerſchmetterte eine Katze. Im Nothfall wurde ein kleines Glockenhaus erbaut, bis Friedrich Wilhelm III. tauſend Thaler für einen neuen Thurmbau beiſteuerte.

Zum Einweihungsfeſte dieſer Kirche ſandte die Karſchin folgendes Gedicht an die evangeliſche Gemeinde zu Zirchtiegel:

Lobſinget doch mit Jubelſchall
Dem Könige der Ehren,
Daß es dort oben überall,
Die Himmelsbürger hören.

Die hier mit Thränen und Gebet
Vergebens wünschten, was ihr seht,
Für euch und eure Kinder.

Wenn's möglich ist, wenn's Gott erlaubt,
Der Wein- und Ölbaumgeber,
Auf den ihr hofft, an den ihr glaubt,
Dann öffnen sich die Gräber.
Unsichtbar wird der Staub belebt,
Horcht einem Weihgesang, und hebt
Das Haupt empor und siehet:

Da stehet Tempel und Altar,
Wonach die Väter bangten,
Was über zweimalhundert Jahr'
Viel Seelen heiß verlangten,
Und nicht gehofft, und nicht gewahnt,
Was ihr von unserm Gott ersehnt,
Zur Zeit, die er bestimmte.

Dank sei dem wunderbaren Gott
Im Himmel und auf Erden!
Wer ihm vertraut, kann nicht zu Spott,
Kann nicht zu Schanden werden.
Er weckte Herzen weit und breit
Zur Menschenlieb' und Mildigkeit,
Zum Aufbau seines Hauses.

Dank ihm und diesen Herzen all',
Von euch und mir gesungen:
Dank bis zum Berg und Hügelfall
Von eurer Kinder Zungen:
Dem Ewigvater, Ewigherrn,
Der über Sonne, Mond und Stern
Regiert und bei euch wohnet.

Bringt des Gehorsams Opfer stets
Bringt süße Weihrauchkörner
Der Kindesliebe, des Gebets,
Und freuet euch noch ferner

Auf seine Hulfe, seinen Rath.
Der große Dinge an euch that,
Wird nimmer euch verlassen.

Mit jenem Bildniß in der neuen Kirche zu Tirschtiegel huldigten die biedern Bewohner der Stadt dankbar und liebevoll dem Andenken der Karschin, deren seliger Geist gewiß noch jenseits sich an der Liebe erquickt, die dies einfache Denkmal gestiftet, das noch am 10. Nov. 1852 erneut wurde*), wo das Gustav Adolf und zugleich das Kirchweihfest stattfand, und das Andenken aller Erbauer und Wohlthäter der Kirche gefeiert wurde. Der verehrungswürdige Herr Pastor Schober predigte über denselben Text wie bei der ersten Einweihung, Ps. 122, 12. mit rechtem Glaubensfeuer, und erwähnte dabei der merkwürdigen Frau, mit Hindeutung auf die daselbst noch lebende Familie. Manche schöne Thräne floß bei seinen rührenden Worten. Die Familie der verewigten Dichterin feierte jene unvergeßliche Stunde nicht ohne gerechten Stolz, das theure Andenken der demuthvollen Frau, das unvergänglich in allen Herzen glühen wird.

Die Karschin mußte todesmatt das theure Frankfurt und ihren Enkel verlassen. Hier folgende Briefe, welche mir die geliebte Großmutter von Frankfurt aus schrieb, den 14. Sept. 1791.

„Wie befindest du dich jetzt, liebes Miechen? Ich hoffe recht munter! Die Tage sind schön für den der gesund ist, ich bin noch immer krank, ob sich gleich wieder ein kleiner Anschein zur Besserung zeigt. Ach! ich

*) Dieses Bildniß ließ meine Großnichte, Bertha Borngraeber, Enkeltochter der Schwester der Karschin, auf welcher der Geist ihrer Abkunft ruht und deren Herz warm für das Andenken der verklarten Verwandten schlägt, auffrischen und schmucken, und umwand es selbst mit Immortellen.

ward schon so oft in meiner Hoffnung betrogen, daß ich mich nicht mehr darüber freuen kann. Denn es lauscht gemeiniglich eine neue im Hintergrunde. Mir fehlt es sonst an nichts, ich habe treue Pflege, nur Gesundheit fehlt. Ich bin sehr schwach, und weiß noch nicht, welchen Tag ich stark genug sein werde, mich heim bringen zu lassen; ich glaub's, liebes Mienchen, daß dich deine arme Großmutter jammert, denn mich dünkt, ich sagte beim Abschied zu dir: «Mienchen, wie wär's, wenn ich in Frankfurt stürbe?» Hundert mal hab' ich's geglaubt, und glaub's heute noch. Aber warum sage ich dir, du gute weiche Seele! soviel von Krankheit und Tod vor, du mußt dir das nicht zu Gemüth ziehen, ich unterwerfe mich ganz dem Willen Gottes, er wird's wohl machen, und du wirst dich freuen, wenn du mich wieder siehst. Ich lege dir hier Abschrift bei von einem Liede, welches ich in der letzten Hälfte des Juli der Prinzessin Friedrike nach Potsdam schickte, wohin sie mit ihrem York gereist war. Ich begleitete dies kleine Lied mit einer Epistel, die zu deinem Besten geschrieben war; was ich geschrieben habe, weiß ich nicht mehr, so viel aber weiß ich, daß die Epistel recht hübsch war, auch erinnere ich mich darin gesagt zu haben, daß in den Tagen des Brautstandes ihr königlicher Herr Vater ihr alles bewilligen würde, wenn sie ihn bäte für dich, als für sein Pathchen, eine kleine Pension zur Erziehung auszusetzen. Die Prinzessin ist flatterhaft wie eine Zephyrette, hilft mir Gott aber nach Berlin, dann will ich sie schon daran erinnern. Ich fand das Manuscript unverbesst unter meinen Papieren in der Tasche, nachdem ich schon ein paar Wochen krank war. Heinrich hat die Abschrift in einem Briefe an deine Mutter schicken sollen, und hat's vergessen; ich eile demnach dir's zuzuschicken mit

der Versicherung, daß meine Liebe Sorge für dein Bestes trägt, und tragen wird. Grüße K. und Mienchen K. von mir, grüße auch unsere gute Elisabeth vielmal freundlich von

Deiner

guten Großmutter

Anna Luise Karschin."

„An meine liebe Enkelin!

Liebes Mienchen!

Dein Briefchen ist mir angenehm gewesen ich freue mich über deine Lehrbegierde; fahre so fort gutes Kind, und laß mich von Zeit zu Zeit Folgen davon hören. Ich kann dir heute nur wenig schreiben, ich habe eine böse, böse Nacht gehabt. Ich bin krank, sehr krank gewesen liebes Mienchen, und bin noch nicht gesund. Bruder Heinrich fing auch an zu klagen, doch ging er alle Morgen Collegien hören. Er läßt dich und die Mutter herzlich grüßen, und spielt meisterhaft auf dem Klavier, mir ists lieb, daß du auch Lust dazu hast. Die Musik vertreibt mit ihrem Zauber alle melancholischen Grillen.

Lebe wohl, liebes Kind! dich hofft wiederzusehen

Deine

Frankfurt a. d. O., gute Großmutter Karschin."

August 1797.

„Krank bist du gewesen liebes Mienchen, bist wieder gesund, hast aber indessen ganz den Inhalt meines ersten Briefchens vergessen. Es war die Sprache der Großmutter, die deine Geschäftigkeit, deine Zärtlichkeit bei ihrer Abreise zu schätzen wußte. Glaube mir's, liebes

Mienchen, ich bin sehr schwach, ich wünschte mein Sarg wäre zu Frankfurt, denn ich bin äußerst entkräftet, bin seit zwölf Tagen sehr krank, ging vorigen Sonntag am Arm eines sehr edeln Professors, mit Todesschwäche unter die herrlichen Linden in sein ländliches Häuschen geführt, Heinrich ging mit. Der Weg führte uns über den Kirchhof wo Kleist ruht, neben ihm möchte ich gern begraben sein, und ich arme alte vergessene Frau würde hier wol noch von Musensöhnen mit Blumen und Gesang beehrt werden.

Dein Bruder würde mir die Augen zudrücken, und seine Thränen würden mein abgezehrtes Gesicht waschen. Er ist gesund an Leib und Seele, wird ein Mensch wie ihn Gott haben will. Er heischt kein übertriebenes Lob, keines macht ihn stolz. Er ist unter den besten Menschen, und ist sehr fleißig. Der Professor Huth, ein junger vortrefflicher Mann, wird im engsten Verstande des Wortes sein Freund werden, wird seine Studien leiten. Heinrich hat ein dankbares Herz. Ahme diesen Bruder nach. Mienchen verstopfe dein Ohr den Schmeicheleien des Lobes, sie verderben die besten Anlagen; ich werde mich wohl hüten, deinen Bruder ins Angesicht zu loben, ob er gleich hier der einzige Trost, die letzte Hoffnung ist, deiner gewiß sterbensmatten Großmutter

Anna Luise Karschin."

Sie hatte noch Kleist's Grab und die Stelle besucht, wo Prinz Leopold von Braunschweig in den Nachen stieg, in welchem er den Ueberschwemmten zu Hulfe eilte. Hier ist das Lied, welches die Karschin dem Entseelten sang, es fand Anklang in den schmerzerfullten Gemüthern. Ich liebe dies Lied noch besonders, weil es frei von mythologischem Wust ist. Die Dichterin weinte, als

ne es niederſchrieb. Es iſt nun wol beinahe vergeſſen. Eine wahre Edelthat glänzt höher vor Gott als vor Menſchen! Auch die Roſen, welche die ſchöne liebliche Fräulein Gauſe um Kleiſt's Denkmal wand, werden nie verwelken.

Die Waſſersnoth bei Frankfurt an der Oder im April 1785.

Vom Gebirge ſtrömte das Verderben
Ins Gefilde weit und breit:
Saat und Blumenkeime wollten ſterben
Unterm Waſſerwogenſtreit.

Zarte Lämmer, junge Buſenkinder
Heiſchten Rettung aus der Flut.
Hungerleidend brüllten magre Rinder,
Die des Landmanns einzig Gut

In der niedern Armuthshütte waren
Größer ſchien die Waſsersnoth
Als ein Feldzug fremder Kriegesſcharen,
Der mit Schwert und Feuer droht,

Und mit Plünderung dem platten Lande,
Das ſein Rauſchen hört und zagt,
Wenn der Zug vom äußern Grenzenrande
Schrecken vor ſich hergejagt. —

Innerm Waffenraſſeln widerſtehet
Heldenklugheit, Heldenmuth,
Aber wenn ſich fürchterlich erhöhet
Ausgetretner Ströme Wuth,

Kann der König ſelber nicht gebieten,
Der mit ſiegreicher Hand
Sieben Jahre lang dem Waffenwuthen
Vieler Feinde widerſtand.

Rettung war unmöglich, war zu wagen.
Und wenn sie gelang, alsdann
Blieb kein Dichter stark genug, zu sagen
Wonne, die der Held gewann.

Leopold, ein junger Menschenlieber,
Grafensohn, hat es gewagt.
Menschlich Mitleid riß ihn mächtig, über
Alle Warnung laut gesagt.

Ueber alle Todesfurcht erhaben,
Sprang er in den Kahn, und sprach:
„Rudert rüstig fort, ihr Schifferknaben,
Folgt der Jammerstimme nach,

Die so kläglich Hülfe fordert drüben,
Hört die Todesangst und eilt!
Schon zu lange seid ihr kalt geblieben,
Habt zu lange schon geweilt,

Habt nur hier die Wellen angegaffet,
Die der Brücke Halbtheil schon
Angegriffen und hinweggerasset, —
Fürchtet nicht dies Wasserdrohn!

Ich bin Mensch wie ihr zur Welt gekommen
Wagt doch, was ich wagen kann.
Seht, da wo die Häuser weggeschwommen,
Kommt's auf Menschenrettung an!“ —

Also sprach der Grafensohn, und brannte
Von Begierde, da zu sein,
Wo sich zu dem Sturmgebieter wandte
Nothgedrangter Menschen Schrei'n.

Bald hinüber war die Fahrt gelungen,
Als ein Windstoß sie ergriff;
Ach! von einer Welle Wuth gedrungen,
Scheiterte das kleine Schiff

An der Wurzel einer alten Weide, —
Und die wilde Flut verschlang
Frankfurts Stolz und Ruhm und Augenfreude
Mit dem Wassertode rang.

Leerold nur wenige Minuten,
Seine Seele flieg empor
Schöner als durch vieler Wunden Bluten
In der Heldenseelen Chor. —

Und die Burger und die Musensohne
Und die Kriegesmanner all'
Klagen ihn, und ihre Klagetone
Wiederhelt der Widerhall.

Daß es alle Lufte hören müßen,
Und ein Künstler groß und mild *)
Macht der Nachwelt die That zu wissen
Durch der That Begnnungsbild.

Wahrend eines Aufenthalts von drei Monaten konnte sie nur wenig Besuche machen, und war fast immer bettlagerig oder saß matt auf dem Stuhle. Dennoch unterlag ihr Geist nicht, sondern richtete sogar durch seine immer wieder emporsteigende Flamme den hinsinkenden Körper wieder auf, und sie war oft so munter, daß sie dichtete wie in ihrer Jugend. Ihr letzter Gesang in Frankfurt war ein Vermählungsgedicht an die Herzogin von York. Mit diesem kleinen Gesange war die Flamme für dieses Leben in ihr erloschen. Sie wollte die Fürstin ihres Herzens, die Schöpferin ihres letzten irdischen Glücks vermählen sehen, und wagte sich also in ihrer Todesschwäche auf die Rückreise nach Berlin, wo sie im September 1791 zu aller Freunde Erstaunen glücklich in ihrem Hause ankam. Dritthalb Tage hielt sie sich noch

*) Chodowiecki.

außer dem Bett, besuchte noch ihre Freundin, eine edle Schweizerin, Fräulein Pury, eilte der bestellten Portchaise voraus, vom Arme des Dienstmädchens geführt. Der mühsame, obgleich kleine Gang auf den Steinen hatte sie vollends erschöpft. Sie saß noch anderthalb Tage im Lehnstuhl und las in Cäsar's Commentaren. Das Feuer ihrer herrlichen Augen war erloschen, und sie hefteten sich auf keinen Gegenstand mehr. Zu meinem unaussprechlichen Schmerz gab sie nicht Acht darauf, daß sich Fliegen in ihre Augenwinkel setzten; ich verscheuchte sie unablässig, sie merkte nicht darauf, sprach nur noch wenig. Ich wich nicht von ihrem Lehnstuhl. Ihr Tisch stand angefüllt mit Gläsern voll Erquickung, mit Flaschen edeln Weines, sie wollte nichts davon berühren. Meine arme Mutter verließ sie keinen Augenblick, sie mußte ihrem heißen Schmerz Gewalt anthun, um die Leidende nicht merken zu lassen, wie sehr sie in Gefahr schwebe. Nach einigen Tagen konnte sie ihr Bett nicht mehr verlassen; sie war völlig von Kraftlosigkeit erstarrt. Dennoch blieb ihr Geist lebhaft und selbst im Fieber sich gegenwärtig. Ihre Gespräche waren zuweilen wie in gesunden Tagen, sie schien hinter einem Schirm mehr eine Unterhaltende als Kranke zu sein. Am letzten Nachmittag ihres Lebens war sie so gesprächig mit ihrer Tochter, daß sie derselben jede Frage aus der frühern und gegenwärtigen Zeit mit einer jugendlichen Gedächtnißkraft beantwortete. Und obgleich der herannahende Tod sich schon durch das Schwerwerden ihrer Zunge in einem Schlagfluß meldete, welcher 4 Uhr nachmittags eintrat, wodurch ihre Sprache von Stunde zu Stunde lallender wurde, so sprach sie doch mit jedem, der vor ihr Bett trat, in leichtem gesellschaftlichen Ton und mit beständiger Gegenwart des Geistes. Die berühmten Aerzte,

welche ihr die Huld der Königin zusandte, erklärten, daß alle Hoffnung verloren sei. — Meine Mutter bereitete ihr einen Trank von uraltem feurigen Rheinwein, sie nippte davon, wurde gesprächig und heiter, und glaubte nun noch einige Jahre zu leben. Um 9 Uhr abends begehrte sie nun noch ein mal zu trinken. Die Todestropfen perlten hell ihre bleichen Wangen herab. Mit dem zehnten Schlage der Thurmuhr gab sie in Gott ihren Geist auf.

Ich blieb an ihrem Bette kniend, mir war zu Muthe, als verginge die Welt um mich her; ich glaubte einen furchterlichen Sturm zu hören, der durch alle Räume des Hauses tobte; mir schauderte heftig. Unser Hündchen, das ruhig im äußersten Winkel des Hauses lag, erhob dort ein entsetzliches Klagegeheul, unsere Täubchen flatterten ängstlich umher. Wir knieten mit herzzerreißendem Schmerz am Fuß des Bettes und blieben die ganze Nacht bei der geliebten Leiche.

Sie starb am 12. October 1791. Ihr Herz hatte, wie ihr Geist, seine unvergleichlichen Seiten: an unermüdeter Gefälligkeit, Dankbarkeit, Offenheit und Wahrheitsliebe war sie unübertroffen. Segen vieler Hunderte, denen sie durch ihr bereitwilliges Talent mit Vorbitten geholfen, schwebt um ihren grünen Hügel, und der Geist alles Gutes wird sie dafür erfreuen.

Der nächste Morgen fand uns schlaflos, wir alle, mich nicht ausgenommen, empfanden die Größe unsers Verlustes; selbst auf mich fiel sie zermalmend, ich hatte die Selige immer zärtlich geliebt. Ein verklärender Lichtstrahl von oben zeigte sie mir in ihrer ganzen Herrlichkeit. Sonderbar war die äußere Veränderung, die ihr der Tod verliehen: ihre Gestalt war ansehnlich größer gefunden, ihre im Leben eingedrückte Nase hatte sich gehoben

und gebogen, ſie war völlig römiſch geworden und nun erſt im Einklang mit ihren übrigen Zügen. Der feine wohlgebildete Mund war purpurfarben geblieben, und das geſcheitelte Haar war ſo goldbraun wie in ihrer Jugend. Nachdem ich ſie lange mit Schmerz und Rührung betrachtet, eilte ich in den Hof hinab, und pflückte alle Blumen von den Strauchern, die dort ſtanden; es waren, wie ſchon geſagt, Todtenblumen. Ich konnte mich gar nicht von der lieben Todten trennen, meine Thränen rollten unaufhaltſam über; ich bedeckte mit Küſſen die bleiche unermüdete Hand, die nur für Andere thätig war. Denn was bedurfte ſie? Ein wahres Dichtergemüth kennt keine Eigenſucht, es lebt nur für werkthätige Liebe und für ſchaffende Kunſt.

Die Ruheſtätte der Karſchin wurde im Schatten einiger jungen Linden unweit des Eingangs der Sophienkirche bereitet und durch nichts bezeichnet. Ich ging oft dahin, und verbarg mühſam meine ſtrömenden Thränen. — Nur Gleim war es, dem es am Herzen lag, ihr ein Denkmal zu ermitteln. Er war erblindet, der edle Mann. Er hatte keine Glücksgüter zurückgelegt; doch es gelang ihm, die fromme Aufgabe, die er ſich ſelbſt gemacht, zu löſen. Die Aufrichtung des Denkmals kam erſt 1802 zuſtande. Auf einer ſchönen grauen Marmortafel, die in der Kirchenmauer eingefügt iſt, ſtehen die ſchlichten ſinnigen Worte:

Hier ruht Anna Luiſe Karſchin
Kennſt du Wanderer ſie nicht,
So lerne ſie kennen!

Wenige Zeichen unmittelbar nach ihrem Tode hat uns die Großmutter gegeben; ich will ſie hier anführen, da ein ſüßer Troſt darin liegt, Ueberzeugung zu haben, daß die Da-

hingeſchiedenen uns liebend und ſegnend umſchweben, und ich halte es für eine fromme Pflicht, die Kunde zu übertragen, die uns vom Jenſeits zutheil wird.

Am Abend ihres Todes hatte ihre würdige Freundin, die Hofapothekers Witwe Rhebeldt, welche die Karſchin innig liebte, im Zwielicht einſam an ihrem Fenſter geſeſſen, ein wenig beruhigt über ihr Befinden, weil es noch am Nachmittag hieß, es ginge beſſer. Das Fenſter ging auf einen ſchmalen Hof hinaus, zu welchen man nur durch die Küche und durch die Apotheke gelangen konnte. Frau Rhebeldt wohnte allein im Hauſe, deſſen Eingangsthür ſorgfältig verſchloſſen blieb. Sie lebte dort, wie es ihrem kummerſchweren Gemüth behagte, in der ſtrengſten Eingezogenheit. Am Abend vor 6 Uhr hörte ſie die Thür der Apotheke gehen, glaubte, es ſei jemand von ihren Leuten daſelbſt, und blickte unwillkürlich hin, ne hörte leichte Schritte durch den Hof gehen, und erblickte ihre Freundin, die nach dem Fenſter hinaufſah, nach ihrer gewohnten Weiſe traulich grüßte, ſtatt aber zu ihr hinauf zu kommen, den Hof entlang ging und dort in einen Verſchlag hineinſchlüpfte. „Die Karſchin!“ rief ſie vor ſich hin. „Um Gotteswillen, noch geſtern ſagte man ſie ſterbend, ſie hat nicht mehr aus dem Bett gekonnt, und nun wagt ſie ſich ſchon hierher, ganz allein, und geht raſch!“ Mit dieſem Gedanken beſchäftigt, blickte ſie unverwandt nach der Stelle, wo die Karſchin ihren Blicken entſchwunden war. Sie wartete lange auf ihre Wiederkunft; zuletzt übermannte ſie die Ungeduld, ſie eilte in den Hof hinab; dort war niemand zu finden; ſie eilte in die Apotheke, die Thür war nicht gegangen. Ihr wurde nun bang' und weh, ſie ſchickte zu uns hinaus; ihr wurde der Beſcheid, daß man ſtündlich das Ende der Karſchin erwarte.

Viele hochweiſe Menſchen, die ſich aufgeklärt nennen, werden ſagen, der Vorgang ſei eine Einbildung geweſen. Denſelben Abend aber Schlag 10 Uhr hörte mein Bruder ſanft und lieblich ſeinen Namen rufen; er fühlte den Druck der Lippe der Großmutter warm und innig, ſie rief ihm zu: „Heinrich!“ Dies war in der Minute ihres Todes. Der Scheidegruß der mütterlichen Liebe. Ein dritter Vorgang fand Abends am 17. October ſtatt. Zeugen davon waren mein Oheim Chriſtian, eine vertraute Freundin aus Potsdam, meine gute Mutter und ich. Der Auftritt dauerte von abends um 7 bis gegen 11 Uhr und beſchäftigte uns lebhaft; er war bedeutungsvoll, zeigte die Zukunft deutlich an. Ich werde deſſen ſpäter gedenken. Mehr als hundert ähnliche folgten ihm nach, beſonders nach dem Verluſt meines Mar; ſollte ich ſie in dieſem Werke aufzeichnen, ſo werde ich ſie treu und wahrhaft erzählen. In den verſchiedenen großen Geſchicken meines Lebens gereichten ſie mir zum herzerhebenden Troſt, und nur deshalb ſchreibe ich ſie auf.

Ich habe von den Freunden, die meine geliebte Großmutter beſucht, bisher nur wenige genannt. Bei unſerer letzten Zuſammenkunft mit meinem Bruder in Koblenz nannte er mir ſie alle, und ſetzte bezeichnende Worte hinzu, die ich zu Papier brachte. Nur wenige dieſer Freunde hatte ich ſelbſt gekannt. Die Schilderungen, die ich von ihnen entworfen, waren für meine Denkwürdigkeiten beſtimmt; aber ich finde ſie nun nicht mehr. So muß ich mich denn einſtweilen begnügen, von denen zu ſprechen, die ich ſelbſt geſehen. Krünitz war unter denſelben. Ein echter Aeſthetiker jener Tage, von der Art, die ſchon damals ſelten zu werden anfingen. Großmutter und Mutter hatten ihn noch jung gekannt. Er war nun zum zweiten mal verheirathet, Vater einer ſchätzbaren Tochter, trug ſich nach der damals bei gereiften

Hausvatern üblichen Sitte, und war im schönen Sinn des Wortes noch jung geblieben. Wir waren oft in seinem gastlichen Hause, das in seiner stillen Weise echt gemüthlich war. Krunitz war ernst und bescheiden, seine gründliche Gelehrsamkeit schloß die Gemüthlichkeit nicht aus, er begehrte wie es schien nur Anerkennung seines Herzens und Erwiderung seiner treuen Anhänglichkeit. Er hatte die Karschin auf dem Gipfel ihres Glücks, und auch dann gekannt, als der verminderte Zudrang zu ihr anfing, dem engern Kreis der wahren Freunde Luft zu machen, solcher Freunde, die ihr Herz verstanden und sie nicht aus Rücksicht auf ihren Genius, ihren Ruhm, sondern um ihrer selbst willen liebten; denn diese edle Natur hatte im Kampf mit dem Drange des Lebens sich selber zu erhalten gewußt, darum blieb auch ihr Genius in seinem Jubelglanz, und es wurde ihr alles was sie war unverkümmert zutheil, eben weil sie nicht erstrebte, sondern als freie Gabe von oben herab freudig empfing und kindlich genoß. Krunitz und Oelrichs hingen ihr mit wahrer Liebe an. Aus des alten Oelrichs Augen fielen warme Thränen auf ihren Sarg. Beide Männer kamen gern, weil sie mit der Mutter und mir liebevoll von ihr sprechen konnten. Sie zürnten ihrem Freundesherzen, weil das lebhafte Gefühl, mit welchem sie ihr ergeben waren, sich nur vereinzelt kundthat. Die Trauer um sie hatte sie beide wieder jung gemacht, dies ist eine gewöhnliche Wirkung eines echten Schmerzes. Die Jugend, deren Keime und Blüten sein warmer Strahl aus dem erschütterten Innern hervorlockt, ist eine Bürgschaft des Ewigen!

Graf Stolberg Wernigerode gehörte zu denen, die meine Mutter in dieser ersten Trauerzeit um die Karschin schmerzlich vermißte, denn auch seine Liebe war eine tiefe

und echte, gehärtet im Prüfungsfeuer. Göckingk bezeigte ſich ziemlich kalt. Seine Rante umſtrickte ſein Herz ausſchließlich mit ihren Roſenbanden. Die Karſchin benachtete die nachherige Frau von Göckingk nicht aus dem rechten Geſichtspunkte, nämlich nicht als begabte Dilettantin. Rante hatte das damals ſehr bekannte Lied geſchrieben:

Vergleiche mich der guten Karſchin nicht:
Sie ſingt aus Noth, ich aber ſing' aus Liebe!

Mich dünkt, beides war nicht richtig. In einer andern Strophe heißt es:

Sie drängt ſich kühn zu kargen Fürſten hin,
Vergißt den Stolz, der edlen Seelen ziemet,
Indeß ich klein ſo eigenſinnig bin,
Daß mein Geſang nur dich, nicht Fürſten rühmet!

Die Karſchin ſang aus innerer Nothwendigkeit, nicht aus Noth, denn ohne Friedrich's II. Siege wäre ſie keine Karſchin geworden. Zu den Fürſten brauchte ſie ſich nicht hinzudrängen, denn alle luden ſie zu ſich ein. Die Karſchin antwortete auf das Lied Rantens mit folgendem beliebten Gedicht:

Ueber die Vergleichung, an Rantchen den 5. October 1779.

Laß dich bei Leibe nicht vergleichen
Mit meiner Kleinigkeit,
Ich lief nur unter Haſelſträuchen
In früher Jugendzeit:

Wenn unter einer Bachuslaube
Dein zartes Füßchen ging,
Wo dir die ſchönſte Purpurtraube
Ins Roſenwaldchen hing. —

Ich kannte nur die Nachtigallen;
Kein buntes Vog'chen ließ
Im Hauſe meinen Namen ſchallen,
Für's Futter fein und ſüß.

Mein Sopha war nur Wieſenerde.
Da koſete mein Mund
Mit Blumen, und mit meiner Herde,
Die trieb ich ohne Hund.

Mir horchten auf ein Wort drei Kinder
Wie dir Vögelchen hold,
Ich pflegte meiner Mutter Kinder,
Wenn du, von Liebe voll,

Auf deinem Schoſe Zuckerküchlein
Dem Küſſer gabſt, und ihm
Das Maul mit einem ſeidnen Tüchlein
Verſtopfteſt, weil es ſchien

Daß er Mamachen wecken möchte. —
Du warſt geboren reich;
Ich bin vom Ackerbaugeſchlechte,
Darum iſt ein Vergleich

Nie zwiſchen dir und mir zu machen.
Du ſingſt dem Mann allein,
Biſt groß, kannſt über Fürſten lachen;
Ich darf ſo ſtolz nicht ſein!

Doch bring' ich nicht auf Marmorſtufen
An karger Fürſten Ohr:
Der König ſelber ließ mich rufen
Nach Sansſouci empor.

Ob er gleich nicht das Deutſche liebet;
Und was kann ich dafür,
Daß Ferdinand mir Antwort gibet,
Der große Ferdinand!

So vielmal ihm mein Herz geschrieben
Von aller Hadsucht rein:
Er muß bei hohen Heldentrieben
So stolz wie du nicht sein.

Sie hatte Göckingk und manchem wahre Freundschaft gezeigt. Ihr Stolz war bei Rantens Ausfall minder gekränkt als ihr überwallendes Herz, das Liebe vor allem bedurfte. Außer Ranten weiß ich keine wirklich ausgezeichnete Frau, die der Karschin nicht Liebe bezeigt hätte. Eine Frau v. Bandemer, v. Wallenrode, eine Demoiselle Baier, auch Phyllis geheißen, eine Frau Knappin traten mit Intriguen und Lügen gegen die harmlose Dichterin auf, deren Talent und Herzensgüte sie vielfach gemisbraucht hatten. Die Dichterin war unverbesserlich, sie fiel aus einer Schlinge in die andere, ihr Glaube blieb unerschüttert.

Ich muß ein Gleiches von mir sagen, nur daß die Karschin in einer bessern Zeit geboren war, wo die Frechheit nicht so trotzig ihr Haupt erhob und die Lüge nicht so verwegen war.

Die Karschin blieb in ihrem Innern ungetrübt, wenn sie neue Erfahrungen von der Verderbtheit anderer machte. Konnte sie sich doch damit trösten, daß sie Freundinnen und Freunde aus der Elite der Menschheit hatte. Ueber einen tiefen Blick in ein frisches Menschenherz vergaß sie alles Störende, was sie ehemals gekränkt.

Die Schmähsüchtigen würden genesen, wenn sie zum rechten Arzt gingen, das thut selten einer von ihnen, denn niemand ist der Gottähnlichkeit entfernter als der Schmähsüchtige. Ein Mensch schmähsüchtigen Charakters ist der Lüge ergeben; nie schweigt die innere Stimme, welche ihm sagt, daß er sich selbst belügt; doch er sucht sie zu übertäuben. Die Selbsttäuschung ist eine der ge-

fährlichsten Waffen im Arsenal der Hölle. Kein Böse-wicht ist so bös als er handelt, denn jeder besteht durch Scheingründe vor der Selbstprüfung; es hätte wol sonst nie in Paris eine Schreckenszeit gegeben. Sie ist wieder da, nur in einer andern Gestalt! — Wer, ach! wer von uns wird sie erkannt sehen?

Die Karschin wurde, ohne darum nachgesucht zu haben, zum Ehrenmitglied der Akademie von Helmstädt erwählt. Der geistvolle Verehrer der Wissenschaften und Künste, Graf von der Lühe, zeigte ihr diese Ernennung in einem schönen Briefe an. Sie war vielleicht die erste Deutsche, der eine solche Auszeichnung widerfuhr.

Beim Markgrafen von Schwedt feierte sie herzerhebende Stunden, in einem auserwählten Kreise, wo sie ganz in der Stille war. Auch sah sie die ausgezeichnetsten Mitglieder des königlichen Theaters, Döbbelin, Koch, die junge Großmann, Unzelmann, Hänisch, Madame Ronseul die herrliche Tragikerin, den großen Schauspieler Brockmann nicht zu vergessen. Das Theater war ihre liebste Erquickung: sie versäumte es nicht, wenn sie auch nur eine Stunde darin zubringen konnte. Dort traf sie auch immer geistvolle Männer und Frauen, die sich bemühten in ihrer Nähe Platz zu finden; unter ihnen Ramler, den sie beinahe jeden Abend dort antraf. Sein Gespräch war lehrreich für sie, ohne organisch auf ihren Geist zu wirken; denn er saß auf einem Thronsessel von Pappe, mit Gold ausgeschmückt, während sie, eine schmetternde Lerche, hoch in Lüften schwebte. Er suchte sich bemerkbar zu machen, sie hätte unsichtbar bleiben mögen. Unbewußt war er ihr Neider, verkleinerte sie auch zuweilen. Es gibt noch heut solche Feinde der weiblichen Poesie, die auch geheime Feinde der männlichen sind, sich aber an keinen berühmten Mann wagen, weil es nicht unge-

straft bliebe. So z. B. erging es Goethe, als er der kranke Löwe war, und noch ärger dem Verstorbenen. Der Neid ist eine eigentliche ergötzliche Krankheit. Jeder Neider ist ziemlich blödsinnig, man würde nur über ihn lachen, wenn er keinen nachlallenden Anhang hätte. Ich habe von Männern gewußt, die man vergaß sobald sie im Sarge waren, deren Mißgunst und Verkleinerungssucht dennoch nach ihrem Tode gegen die Karschin fortwirkten. Einer derselben ließ drucken, „daß die Karschin kein Talent gehabt". Es war übrigens ein gemüthlicher Mann, dem man über sein Talent keinen Vorwurf machen konnte, und man würde es schwerlich bei Laternen- oder Fackelschein herausgefunden haben. Es gab und gibt noch viel seines Gleichen, dieser Hofrath Reinhard fand Nachlaller genug! Die Karschin lächelte zu Ausfällen, sie erkannte ihren Werth und die Nichtigkeit ihrer Verfolger. Es ist beinah leichter jemand vom goldenen Thron zu stoßen, als vom papiernen; denn dieser baut sich aus sich selbst wieder auf. Noch heute blüht der unvergeßliche Name Karschin im Andenken der Nachkommen, denn ihre Originalität, ihre Gemüthlichkeit, ihre glückliche Gabe in der Improvisation erwarben ihr nicht minder Bewunderer, als ihre kräftigsten und geschätztesten Lieder. Einer ihrer heftigsten und rohesten Gegner war der bekannte Burmann; er hatte ihr früher gehuldigt und nach einigen Jahren gesucht sie zu verkleinern. Wenn man den Mann auf die Folter gelegt hätte, er würde nicht haben sagen können, warum er sie haßte; denn sie beleidigte kein Kind. Als dieser Burmann in bodenloses Elend gerathen war, ging die gute Karschin für ihn collectiren; sie brachte funfzig Thaler zusammen, die ihm anonym geschickt wurden. Er freute sich sehr, und fing damit an sich Hemden und Strümpfe zu kaufen; allein es sagte ihm jemand, um

den Werth der Gabe zu erhöhen, daß die Karschin sie für ihn gesammelt. „Oho, die Karschin!“ rief er aus, „die will ich anführen!“ Er lief stracks zu einem Conditor und vernaschte in Leckereien das ganze Geld, um seine Feindin zu kränken.

Nie wurde ihr Gemüth von der niedrigen Gier beherrscht Geld aufzuhäufen, ja man hätte vermeinen können, daß es ihr lästig war, wenn sie Geld hatte. Einen Zug von ihrem dankbaren Herzen kann ich hier nicht unerwähnt lassen. In den Tagen ihres Elends hatte ihr einmal ein guter armer Bürger in Schwiebus zwei Brote geschenkt. Als es ihr gut ging, darbte sie sich funfzig Thaler ab und schickte sie ihm. Alle Bitten fanden bei ihr ein offenes Ohr und eine volle Hand.

Sie beschrieb ihren Lebenslauf in folgenden Versen, unter dem Namen „Belleisens Lebenslauf“:

Ich ward geboren ohne feierliche Bitte
Des Kirchspiels, ohne Priesterflehn
Hab' ich in strohbedeckter Hütte
Das erste Tageslicht gesehn.

Wuchs unter Lämmerchen und Tauben
Und Ziegen, bis ins fünfte Jahr,
Und lernt' an einen Schöpfer glauben,
Weil's Morgenroth so lieblich war.

So grün der Wald, so bunt die Wiesen,
So klar und silberhell der Bach,
Die Lerche sang für Belloisen
Und Belleise sang ihr nach.

Die Nachtigall in Elsensträuchen
Erhub ihr süßes Lied, und ich
Wünscht' ihr im Tone schon zu gleichen, —
Hier fand ein alter Vetter mich

Und ſagte: du ſollſt mit mir gehen!
Ich ging, und lernte bald bei ihm
Die Bücher leſen und verſtehen,
Die unſern Sinn zum Himmel ziehn.

Vier Sommer und vier Winter flogen
Zu ſehr beflügelt uns vorbei.
Des Vetters Arm ward ich entzogen
Zu einer Bruderwiege neu.

Als ich den Bruder groß getragen,
Trieb ich drei Rinder auf die Flur;
Und pries in meinen Hirtentagen,
Vergnügt die Schönheit der Natur.

Ward früh ins Ehejoch geſpannet,
Trug's zwei mal nacheinander ſchwer;
Und hätte mich wol nicht ermannet,
Wenn's nicht den Muſen eigen wär',

Im Unglück und in bittern Stunden
Dem beizuſtehn, der ihre Huld
Vor der Geburt ſchon hat empfunden,
Sie gaben mir Muth und Geduld.

Und lehreten mich Lieder dichten;
Mit kleinen Kindern auf dem Schos,
Bei Weib- und Magd- und Mutterpflichten,
Bei manchem Kummer ſchwer und groß.

Sang ich den König und die Schlachten,
Die ihm und ſeiner Heldenſchar
Unſterblich grüne Kränze brachten,
Und hatte noch manch ſaures Jahr,
Eh frei von andrer Pflichten Drang
Mir Tage wurden zu Geſang.

Die Karſchin ſorgte nicht für den andern Morgen Ich erinnere mich noch, daß ich eines Tags meine Mutter um einen Winterhut bat; ſie gab mir einen Wink, die Großmutter darum zu bitten, die eben am Schreib

tisch saß; sie sah mich mit ihrer herzigen Freundlichkeit an, und fragte: „Wie viel brauchst du, Mienchen?" — „Einen Thaler zehn Groschen!" war meine Antwort. Sie blickte mich wehmüthig an, zählte die verlangte Summe ab, und lächelte freundlich, als sie mir sie gab. Im Schreibzeug war kein Groschen übriggeblieben und am andern Tage kein Geld zur Ausgabe.

Es freut mich dem Namen der Karschin einen andern ewigtheuern, den eines Gesinnungsverwandten, eines Freiherrn von Kottwitz hinzuzufügen, der ebenso handelte; es war ein Verwandter unsers Wohlthäters Kottwitz. Er gab, wenn ein Bedürftiger kam, alles her, was er eben besaß. Wenn man ihm Vorstellungen darüber machte, rief er aus: „Gott wird weiter sorgen!" Und seine Zuversicht hat ihn nie getäuscht. Diesen Freiherrn von Kottwitz hörte ich in den Jahren 1815—18 sehr herzlich preisen. Ich kann mich nur noch erinnern, daß man seiner Milde mehre wohlthätige Stiftungen und Linderung vielen Elends verdankt.

Auch Daniel Chodowiecki war ein aufopfernder Menschenfreund und dabei von heiterm sinnigen Humor. Er erholte sich von seiner angestrengten Arbeit durch eine Fülle launiger Entwürfe, die er zum Theil ziemlich geheim hielt, sowol die harmlos lustigen als die spöttischen. Ich erinnere mich einer Skizze von ihm, auf der man den leibhaften Ramler erblickte, wie er, ein Rasirmesser in den Händen, vor Kleist niederkniete, seine Nase gepackt hielt und bereits das Messer an sein Kinn setzte. Die Unterschrift hieß: „Wenn er doch die Todten ungeschoren ließ!" Ramler hatte eben Kleist's Gedichte von ihm umgeändert herausgegeben, und so war dies Blatt ~~war~~ bald in allen Händen. Eine sehr humoristische Darstellung kam heraus, als die schönen Berline-

rinnen angehalten wurden, ihre Händchen am Bande zu führen. Ein Blatt aus früherer Zeit, eine Marktschreierbühne, zeigte den Hofschauspieldirector Döbbelin, durch ein Pflaster am Auge zwar entstellt, aber unverkennbar, höchst ergötzlich für alle Beschauer, selbst für die, welche die vielen Anspielungen nicht verstanden, die es enthielt. Während Chodowiecki an seinem großen Fenster seine bestellten Gruppen ätzte, zeichnete er mit Blitzesschnelle die Vorübergehenden auf den Rand der Blätter. Der Kunstwerth dieser Zeichnungen bestand in kräftiger frischer Auffassung und lebensvoller Darstellung. Er beschenkte mit solchen Blättern seine Freunde.

Auch der Karschin pflegte er einen Abdruck seiner Arbeiten zu schenken. Unter diesen befand sich ein lebensvolles Familiengemälde voll Wahrheit und Natürlichkeit, und anspruchslos wie alle seine Gruppen. Es stellte den Künstler in der Arbeit begriffen, umgeben von der Gattin und den Kindern, vor; in der damaligen zierlichen Rococotracht, die den Aeltermüttern, versteht sich den jungen, so wohl stand und auch allen Matronen gefiel. Zu Chodowiecki's gelungensten Darstellungen gehören seine Theaterscenen, sein „Brockmann als Hamlet"; „Fräulein Döbbelin als Ophelia" athmete Shakspeare's Geist. Groß war die Wirkung seines berühmten Bildes, des „Lebewohl von Jean Calas an seine Familie"; selbst die letzten Abdrücke wurden gesucht, kaum waren die Umrisse noch kenntlich. Stoff und Darstellung wirkten mächtig. Unter den neuern Malern scheint mir Wilhelm Kaulbach in seinen mehr humoristischen Darstellungen Verwandtschaft mit Chodowiecki zu haben. Ein Meister wie Kaulbach bewährt seinen Genius auch im Kleinen.

Die Karschin wurde oft gemalt und gestochen, aber selten getroffen. Man wollte sie verschönern, und nahm dadurch ihren Zügen und dem Ausdrucke Wahrheit und Eigenthümlichkeit. Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, so haben Oeser, Rode, Tischbein, Graff und andere vortreffliche Künstler sie gemalt, ehe sie sehr veraltete, wenigstens erinnere ich mich, daß ich sie begleitete, wenn ihr Bild gemacht wurde. Das gelungenste der Gemälde, zu denen sie gesessen, soll vom Hofmaler Körer aus Hallenstadt sein; ich habe es malen sehen.

Sie vermachte es meinem Bruder. Meine Schwägerin rollte es bei der Flucht von Königsberg zusammen, und steckte es in den Wagenkorb, wo es verloren ging. Mein Bruder befand sich bei den Anstalten zur Flucht im Felde. Es ist vorauszusetzen, daß die Körer'sche Familie noch ein gleiches besitzt, und daß es der Nachwelt nicht verloren gegangen.

II.

Aus meiner Jugendzeit. — Meine Verheirathung. — Frau von Genlis und Jean Paul.

Mein Bruder würde vielleicht auf keiner andern Universität gewonnen haben, was ihm durch Heinrich Zschokke's Umgang und Liebe in Frankfurt a. d. O. zutheil wurde. Beide Jünglinge waren poetisch, geistvoll, feurig und beseelt. Ihre Treue hat sich bis in das Greisenalter glänzend bewährt. Nur ihre Laufbahn war verschieden, nicht ihr Gefühl, noch ihre Gesinnung. Mein Bruder hätte seinem Talent zur Poesie vertrauen sollen; er hielt sich nicht ausschließlich genug an Zschokke: er gerieth auf abirrende Bahnen, weil er sein Ziel aus den Augen verloren hatte.

Wie Hercules kommt jeder Jüngling zu dem Punkte hin, wo der Scheideweg vor ihm liegt; doch wenige haben die Kraft, die rechte Bahn zu ergreifen, nur allzu viele geben sich selbst auf. Vielleicht auch hätte den Strebenden keine andere Wahl als diejenige beglückt, zu der seine Neigung ihn hinrief.

Eines Nachmittags, wo wir am Fenster saßen, kamen zwei zierliche Reiter auf unser Haus zu, sie trugen Jäck-

chen von Ranking mit blitzenden Silbertressen und himmelblauen Aufschlägen. Es war mein Bruder Heinrich, der mit einem seiner Freunde kam, um uns zu überraschen. Vier Wochen durfte er weilen. Karl August Jirat, Heinrich's Freund, war sanft und wohlgesittet. Seine Gegenwart verursachte viel Freude. Heinrich gefiel sich in seinem Umgang, wie manche jungen Leute sich mit denen behaglich fühlen, von welchen sie wissen, daß sie unter ihnen stehen. Es ging meinem jüngsten Sohn auch so. Es ist gemächlich, doch es bringt keinen von beiden weiter.

Karl August Jirat war schlank und wohl gebaut, sein Gesicht hatte stark von den Blattern gelitten; er blickte wohlwollend aus seinen zwei vielsagenden Augen; vor allem gefiel mir seine himmelblaue Reitjacke mit dem Schmuck der silbernen Tressen. Sein zierlicher Anstand und die Freundlichkeit, womit er sich mit mir beschäftigte, waren mir neu und entzückten mich. Er war das von seinen Schwestern zu Hause so gewöhnt. Meine Begeisterung für Jirat stieg, als er uns von Frankfurt aus zwei Körbe Kirschen schickte, dabei einen Brief und hübsche Verse. Ich war stolz auf die Sendung, und fragte Mienchen Kühl: „Möchtest du nicht auch solche Briefe bekommen?" Sie antwortete ganz kalt darauf. Dies betrübte mich, doch zum Glück verletzte es mich nicht und ich verfiel auf ein gutes Zerstreuungsmittel. Der Geburtstag von Mienchen war nicht fern, er sollte gefeiert werden. Ich faßte den Gedanken zu einer theatralischen Aufführung. Meine Schauspielergesellschaft mußte ich mir nicht allein zusammensuchen, sondern sie auch einstudiren. Sie bestanden aus Mienchen Kühl und zwei Malerburschen ihres Vaters; zufällig waren es Norddeutsche, die erträglich deutsch sprachen. Eines von

Gellert's Schäferspielen wurde einstudirt und memorirt. Wir zwei Mädchen trugen weiße Reifröcke mit Rosenguirlanden, und grüne Kränze in den Haaren, die in ungepuderten Locken um unsere Schultern flatterten. Unsere zwei Schäfer hatten uns schöne Stäbe geschnitzt. Wir sagten unsere Verse mit Grazie her, unser Publikum war überaus mit uns zufrieden. Es bestand aus Herrn und Frau Kühl, einer pommerschen Cousine, einem sehr geschickten Schuhmachergesellen aus Kühl's Verwandtschaft, der alten wackern brandenburgischen Magd in der Landestracht mit großem schwarzen Hute. Die Bühne war mit Büschen decorirt, und alles ging vortrefflich von statten. Wir hatten auch Schäferhunde mit rothen Halsbändern. Noch lange wurde von diesem Abend gesprochen; die Vorstellung mußte wiederholt werden, aber die Sache hatte ihre Neuheit verloren. Das Theaterpersonal gab sich mehr Mühe, und die Zuschauer waren lauer. Ich fing noch manches mit meinem Mienchen Kühl an, sie liebte mich und war gut geartet; hatte zwar wenig oder gar keine Ideen, aber viel natürlichen Verstand. Ich verlangte, sie möchte mit mir über verschiedene Gegenstände disputiren; es geschah im Garten. Wir vertheidigten jede unsere Meinung wegen der Trauer um geliebte Verwandte. Mienchen wollte die Trauer, ich verwarf sie. Niemand von uns beiden siegte. Mienchen behielt zwar Recht, weil Trauerkleidung eingeführt ist; aber den Kranz errang keine von uns beiden, obgleich wir Richter in der eigenen Sache waren. Ich erinnere mich noch, daß ich einmal wegen öffentlichen Einrichtungen auftrat, zuweilen auch im Ernst eine Predigt hielt. Mienchen predigte gegen meinen Satz. Wie viel unsere Suada bei diesen Controversen gewonnen, weiß ich nicht.

Verödet war das Haus seit der Großmutter Tode. In der schönen Jahreszeit erheiterten uns einige Landstreifereien. Wir wandelten, meine Mutter und ich, durch trostlosen Sand und halb nacktes Gestrüpp nach einem ärmlichen Dörfchen, Hennersdorf geheißen, zu unserer guten Milchfrau, die viele Kinder, ein kleines reinliches Haus und einen großen Gartenplatz hatte. Ein Bach schloß ihn ein, der an beiden Seiten mit Ulmen begrenzt war. Wir lagerten uns an seinem Ufer; meine Mutter las, oder flocht Kränze von der spärlichen Blumeneinfassung.

Der Cherub, der das Paradies verschlossen, hat den Kindern den Schlüssel gegeben. Mein Paradies war überall wo Bäume wuchsen, Feldblumen blühten und Schmetterlinge herumflogen. Die blaue Wassernymphe, der goldbraune Schillebolt, das getigerte Marienwürmchen gemahnten mich wie verzauberte Wesen, und erweckten in mir tausend phantastische Bilder, deren eigentlicher Sinn mir nie klar wurde; ich forschte auch nicht danach. Der unbewußte zarte, halbdurchsichtige Schleier, der über jeden geistigen Genuß des Kindes liegt, ist eben der Zauber des Kindheitsglücks.

Auch aus den Büchern, die ich gelesen habe, wogten und webten die Bilder um mich her. Die Odyssee und vor allem die Bibel gaben mir den meisten Stoff zu neuen Gestaltungen der Phantasie. Meine Mutter bezeichnete mir die Abschnitte in der Bibel, in welcher ich täglich einige Kapitel lesen durfte. Nur Sonntags nach der Kirche verstattete sie mir die übrige Zeit zum Lesen. Sie pflegte zu sagen: „Lesen ist ein feiner Müßiggang!“ und zürnte, wenn ich Werktags lesen wollte. Auch gestattete sie uns nicht oft, einen Tag in der Woche im Freien zuzubringen. Ich mußte Handarbeiten vornehmen: ich

that es als gutwilliges Kind, aber nicht gern. Auch unterließ ſie auf zierliche und ſaubere Arbeiten für mich zu ſinnen, ſodaß ich an viele derſelben mit Widerwillen ging. Ein Oberhemd für meinen Bruder nähte ich jedoch mit Luſt und Geſchicklichkeit. Bei allem, was ich vornahm, ſchwirrten die Bilder aus den Büchern, die ich geleſen, um mich herum, und ich lebte durchaus nicht in der wirklichen Welt. Das gewöhnliche Leben war mir nackt und dürr; ich erſehnte Menſchen und Dinge, wie ſie in meinen Büchern ſtanden. Die Mutter hatte mir Goldſchmidt's Geſchichte der Römer gegeben; dieſe bot Nahrung für Geiſt und Phantaſie. Raff's Naturgeſchichte beſeligte mich. Meine gute liebe Muhme Karoline von Wedelſtedt brachte mir Farben und Malergeräth, die ihr Bruder Karl bei ſeiner Abreiſe zurückgelaſſen. Meine Mutter war froh über meine Freude, ſie ließ mich gern mit den Farben ſchalten, ich ging damit um wie Könige mit ihren Unterthanen. Muſterbilder beſaß ich nicht, ich nahm Blumen vor, ich malte Medaillons, damit die Mutter ihre Gedichte hineinſchriebe; glaubte auch, man könne ſie verkaufen. Als etwa zwölf beiſammen waren, ging meine Mutter zu Chodowiecki und nahm ſie mit. Ich glaubte, der große Mann würde in Bewunderung darüber ausbrechen, allein ſie kam beſchämt und verdrießlich nach Hauſe, legte die Medaillons auf den Tiſch und erzählte: Chodowiecki habe ein jedes vor ſich hingelegt und geſagt: „und das iſt das, und das iſt das!" ſonſtiges ſei aus ihm nicht herauszubringen geweſen. Ach, da lagen die Luftſchlöſſer wie Scherben am Boden. Wir tröſteten uns damit, daß Chodowiecki geſagt hatte, die Mutter ſolle ihm die Kleine bringen.

Er empfing mich freundlich, väterlich; ſein Arbeits-

zimmer entzückte mich auf den ersten Blick, es war mit Kunstwerken angefüllt, viele darunter von des Meisters Hand. Es war dabei ein Rahmen mit Emaillegemälde von sehr lebhafter Farbengebung: die Passionsgeschichte Jesu, die Ausführung im Rococostil. Schade, daß Chodowiecki sich nicht mehr dem Colorit zugewandt. Ich konnte mich schwer von diesen Bildern trennen, so herrlich war die Farbe. Mich fesselten sehr seine Oelgemälde im verjüngten Maßstabe, vor allem zwei, vorstellend die Witwe von Jean Calas, seine drei Töchter, seinen jüngsten Sohn, und die junge Magistratsperson, die diesen Unglücklichen das Schreiben der Freisprechung und Unschuldserklärung des Hingemordeten überreicht. Zwei schöne Pastellgemälde der Rosalba fesselten mich gleichfalls durch ihren Farbenzauber und ihre eigenthümliche Lieblichkeit. Chodowiecki gab mir Nasen und Ohren zu zeichnen, ich aber hätte gleich gern mit schönen Sachen angefangen. Die kamen so schlimm weg, daß der Meister Mitleid mit mir fühlte und mir auf mein Flehen Köpfchen gab, die auch nicht besser geriethen. An zwei regelmäßigen, aber kalten griechischen Profilen arbeitete ich mich fruchtlos halbtodt. Chodowiecki sah endlich wohl ein, daß keine Zeichnerin aus mir werden würde, und er ließ es sich gefallen, daß ich mehr an seine Bücherbreter als an das Reißbret ging. Er war auch überhaupt viel zu beschäftigt, um eine Schülerin anzunehmen; nur aus Liebe, zum Andenken meiner Großmutter, hatte er gestattet zu ihm kommen zu dürfen, und später Gefallen an meinem phantastischen Treiben gefunden. Ich traf bei ihm alle Bücher an, zu welchen er Kupfer gestochen hatte, dies gab ihm Anlaß mich zu belehren; denn von allem, was ich sah, verlangte ich Erklärung, die er mir gern gab. Nun war mir eine neue Welt aufgegangen.

Manche der Bücher Chodowiecki's, die nun vergessen sind, wirkten auf mein Gemüth, vorzüglich „Karl von Karlsberg", im Schiller'schen Almanach unverdientermaßen heruntergemacht. Wer jetzt einen „Karl von Karlsberg" schriebe, würde in drei Bänden nicht Raum finden; leider haben die in diesem Werke enthaltenen Rügen noch nicht gefruchtet, die damaligen Uebelstände sind noch alle da. Mit unbeschreiblicher Freude las ich Hippel's „Lebensläufe in aufsteigender Linie", dieses Buch hat mächtig in mir gewirkt. Ein Roman „Karl Ferdiner" machte so tiefen Eindruck auf mich, daß ich kein Schnürleib anlegen wollte; es war überhaupt ein sanitätisches Buch in Gehalt eines Romans. Von der Menge der Büchersammlung des Chodowiecki sind mir nur diese im Gedächtniß geblieben. Außerdem nenne ich nur noch Jean Paul's „Unsichtbare Loge". Als ich sie gelesen, und wieder gelesen hatte, wollte ich mit einem mal schreiben, natürlich ganz so wie Jean Paul, dies dünkte mir ein Leichtes. Ich habe das alles verbrannt; doch der Funke hatte gezündet.

Meine Mutter glaubte, sie müsse mich meinen eigenen Gang ungehindert gehen lassen; sie freute sich, daß ich schrieb, und erzählte mir viel Geschehenes, um mich dahin zu bringen, mir einen Stoff auszuwählen; da gefiel mir nun nichts so gut als eine Geschichte, die ich sogleich bearbeiten wollte; sie sollte heißen: „Der Türke aus Liebe." Ein Jüngling, dessen Geliebte eine böse Stiefmutter hatte, welche seine Heirath hinderte, gelangte endlich an das Ziel seiner Mühen, er wurde im Staatsdienst angestellt, und eilte nun in das Landschloß, das seine Braut bewohnte. Er fand sie im Sarge — eilte fort, und erst nach vielen Jahren erfuhr man, daß er nach der Türkei gegangen und sich zu einem hohen Posten dort emporgeschwungen habe. Ich sah in der ganz

zen Geſchichte nur den Turban und den Kaftan, und arbeitete friſch darauf los; ich hätte vielleicht dies Werk nicht verbrennen ſollen.

Ich hatte das vierzehnte Jahr erlangt; in den Augen meiner Mutter war ich ein Meiſterwerk der Schöpfung; ſie ſchien nur zu leben, um mich zu bewundern, zuweilen aber tadelte ſie mich auch unverdient. Prediger Troſchel, der mein religiöſes Gefühl zu wecken gewußt hatte, ſprach ſo belehrend und überzeugend mit mir, daß ich aus ſeinen Lehrſtunden glühend nach Hauſe kam, und nun ſogleich den Strom meiner Begeiſterung in das Mutterherz ergießen wollte; doch ſie blieb kalt dabei, ſie war rationaliſtiſch. Einmal, weil ſie in ihrer Penſionsanſtalt in den Handlungen der Vorgeſetzten und Lehrer eine große Verſchiedenheit mit ihren Worten gefunden; ſodann, weil ihr Freund B. B. Rationaliſt war, und endlich, weil die Richtung der Gemüther in jener Zeit zum Unglauben neigte.

O wenn die, welche auf ein kindliches Gemüth wie Hagelſchlag auf eine Blumenflur wirken, an die Folgen dächten, ſie würden nicht fähig ſein, dieſen moraliſchen Mord zu begehen!

Trotz den verſchiedenen ſchädlichen Eindrücken, die ich empfing, wollte ich bei meiner Einſegnung und erſten Communion in Thränen zerfließen; allein daneben ſpielte auch die Eitelkeit ihr gefährlich Spiel. Mein einfaches Kleid dünkte mich ein Staat, die Glasperlen um Hals und Nacken waren mir königlicher Schmuck. Mein von Thränen überſchwemmtes Angeſicht ſchien mir im himmliſchen Glanze zu leuchten.

„O", dachte ich, „wenn mich die ganze Welt ſo ſehen könnte, wie würde mich alles bewundern!" und ich erſtaunte, daß ich von den Sitzen der anweſenden Zu-

hörer keinen besondern Eindruck wahrnahm. Doch ich ließ diese Bemerkung auf sich beruhen, und verließ die Kirche nicht minder entzückt von meiner Person, als ich sie betreten hatte.

Prediger Troschel hatte uns allen empfohlen, weder nach der Einsegnung noch nach der Communion spazieren zu fahren. Wir gehorchten ihm, und mancher gute Eindruck erhob sich in der Einsamkeit wieder in unsern Gemüthern.

Meine Mutter hatte nicht nach geistreichem Umgang gestrebt, sodaß, ich weiß nicht wie, die Einbildung in mir rege geworden war, die geistvollen Menschen wären alle todt. Ich hatte „Karl Pilger, Roman meines Lebens" gelesen. Der Verfasser befand sich in einer Gesellschaft, die unten im Hause gegeben wurde. Die Dame vom Hause stellte meiner Mutter einen jungen Mann von lebhaftem Wesen und angenehmen Aeußern vor; sie nannte ihn Karl Spazier, Verfasser des Werks „Karl Pilger, Roman meines Lebens". Ich hatte dies Werk mit großem Vergnügen gelesen, wendete mich zu ihm hin, und rief aus: „Wie, Sie haben den Karl Pilger geschrieben? Wie sind sie denn noch am Leben?" Er stutzte, und fragte um Erläuterung dieses Wortes. Ich erwiderte: „Ach, die Leute, die schöne Werke geschrieben haben, sind ja schon lange todt!" Er lächelte, und unterhielt sich lange mit meiner Mutter und mir. Sie wich seinen Aeußerungen aus, welche seine Besuche einleiten sollten. Sie hatte nach dem Tode der Karschin allen männlichen Bekannten den Abschied gegeben.

Etwa einige Wochen später bat uns das Ruffing'sche Ehepaar, unser Hauswirth und seine Gattin, zu sich. Ich ging mit meinem gewöhnlichen Widerwillen vor Gesellschaften hinunter. Einige Augenblicke nach unserer Ankunft wurde Fräulein Adelheid von Gerlach angemel-

ret, und es trat eine junge Schönheit herein, deren Glanz alles um sich her überstrahlte. Ich konnte vor Ueberraschung nicht sprechen. Außer der Königin Luise hatte ich nie solche Schönheit gesehen. Blick, Stimme und Wesen dieser entzückenden Erscheinung war im Einklang mit der Herrlichkeit ihrer Gestalt. Jeder ihrer Ausdrücke, den sie sprach, war sinnvoll und beseelt. Ich fühlte, aber ohne Neid, wie hoch sie über mir stehe. Ohne es nur zu wissen, war ich an jenem Abend unbedeutender als gewöhnlich; ich merkte es nicht, ich gehörte ganz der Freude an der engelgleichen Erscheinung. Es verging lange Zeit, ehe ich sie wieder antraf, doch blieb mein Gemüth von ihr erfüllt. Adelheid war vierzehn Monate jünger als ich, und einen halben Kopf größer. Wenn wir nicht beisammen waren, glaubte man eine Aehnlichkeit zwischen uns zu entdecken; wenn wir nebeneinander standen, verschwand diese Aehnlichkeit. Die innere Verschiedenheit zwischen uns war so groß wie die äußere, ich sah sie damals nicht ein. Adelheid's liebreiche Güte stellte mich ihr gleich. Ihre Nachsicht täuschte mich. Vielleicht glaubte ich mich wegen meiner schon aufkeimenden Dichtergabe ausgezeichneter als sie selbst.

Ich bemühte mich zu der Zeit, Blumen zu malen; dies war eine bunte Arbeit, die mir leichter zu werden schien als die bei Chodowiecki. Völker, ein damals renommirter Meister, den meine Zuversicht gerührt und zugleich belustigt haben mag, brachte mir gemalte Feldblumensträuße von seiner Hand, sie waren nach der Natur anspruchslos componirt, einfach gefärbt; sie gefielen mir außerordentlich, und ich bestrebte mich nicht ohne Glück sie nachzumalen. Adelheid bat sich eins davon aus, um es der Frau von Genlis zu zeigen, die bekanntlich selbst sehr artig malte. Am andern Vormittag trat Adelheid

in mein Zimmer, wangeglühend wie die schönste Rose, mit freudeblitzenden Augen und hochklopfendem Herzen. Sie legte das Blumenstück nieder, indem sie ein Blatt Papier noch in der Hand behielt; mir klang es wie Engeltöne von ihren Lippen: „Ich bringe Ihnen Verse von der Frau von Genlis!“ Sie zeigte und las mir diese Verse, sie hießen auf Deutsch:

Die Natur, die große
Blumenmalerin,
Hatte sich auf ihrem Schoße
„Kindchen“, sagte sie, „nimm hin“
Und sie gab dir mit dem Sagen
Farb' und Pinsel in die Hand.
„Male!“ sprach sie, und du malen
Blumen fast so schön wie sie.

Sie hatte die Natur zur Meisterin, und als sie diese Blumen schuf, trotz des Winters und seiner Härte, war es der Frühling, der sie entsprießen ließ. Dies Blatt war aus der Büchse der Pandora, konnte ich es ahnen? Konnte es das himmlische Wesen ahnen, welche die Schöpferin meiner Freude war? Sie hatte es so schön gemeint. Die Blüte ihrer Liebe trug dürftige Früchte für meine ganze Zukunft. —

Andern Tags schon fuhrte sie mich, um mich für die Verse zu bedanken, zu Frau von Genlis, an der jene damals sehr innig hing; was braucht es mehr für ein junges reines Herz, als Talent und Mißgeschick, um es zu besiegen?

Frau von Genlis war zu jener Zeit des Argwohns, wo alle Nasen Demagogen witterten, über die Grenze gebracht worden. Sie zählte damals 52 Jahre, und war nicht in revolutionären Absichten nach Berlin gekommen.

Der bekannte Leuchſenring, geiſtvoll, kenntnißreich, in früherer Zeit vor Ausbruch der Revolution Freund aller geiſtbegabten Männer jener Tage, vom Sturm der Schreckenszeit nach Deutſchland verſchlagen, war nach Berlin gekommen, in die geiſtvollſten Kreiſe eingeführt, und mehr darauf bedacht, ſich einen neuen Rock zu kaufen, als Preußen aufzuwiegeln; er ſuchte eine Hofmeiſterſtelle. Auch dieſer wurde aus dem Königreiche verwieſen. Er trug die glühendſte Leidenſchaft für Rahel, die wegen ihrer Kleinheit die kleine Levi hieß, im Herzen. Rahel erfuhr es nie. Ein anderes Weſen lebte in den Kreiſen, wo Leuchſenring aufgenommen war. Sechzehnjährig, engelſchön, geiſtreich, von unbeflecktem Ruf, in einer hohen Stellung, geſchätzt und geliebt von allen, die ſie kannten, ihrer Gebieterin unausſprechlich theuer. Dieſe ſchwärmte für Leuchſenring, indeß dieſer, deſſen Haupt ſchon der Schnee des Alters bekränzte, ſich in hoffnungsloſer Leidenſchaft für Rahel verzehrte.

Der zermalmende Beſchluß der Verbannung war ſchon über Leuchſenring verhängt, ohne daß er es wußte. Eliſe von Bielefeld, die junge Schönheit, der wir eben erwähnten, erfuhr davon. Urplötzlich wähnte ſie ihn zu lieben, glaubte ſich ihm aufopfern zu müſſen. Sie fuhr nach ſeiner Wohnung, trat in ein ärmliches Dachzimmer, und redete den Ueberraſchten mit folgenden Worten an:

„Leuchſenring, Sie müſſen ſich auf der Stelle reiſefertig machen. Der Grund: morgen werden Sie mit Gensdarmenbegleitung weggeführt.“ — „Warum?“ — „Sie ſind verbannt! Man hält ſie für ein Werkzeug der Jakobiner.“ — „Ich bin unſchuldig!“ — „Leuchſenring, ich weiß es! Ein Geiſt wie Sie, ein ſo erhabenes Gemüth! Sie Ränke? Umtriebe? Sie den Frieden eines Landes ſtören,

welches Sie gastlich aufgenommen? Nimmermehr!“ Leuchsenring ergriff Elisens dargebotene Hand, und küßte sie. „Ja, Liebenswürdige! Sie beurtheilen mich richtig; ich danke Ihnen für meine Rettung, doch Ihr edler Versuch ist ein vergeblicher, ich kann nicht fort. Im Gefängnisse ist Brot! Ich habe keins. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal.“ — „Ihr Schicksal ist das meinige, Leuchsenring! Welch eine Bestimmung, Ihre Sorgen zu stillen, Ihren Weg zur Größe zu bahnen! Welch eine Bestimmung, die Erleuchtung, die Beglückung der Welt durch Ihre Weisheit, durch Ihr Herz, das für die Menschheit glüht, zu befördern, indem ich Sie aller irdischen Sorgen enthebe, und in Stand setze, sich ganz Ihren großen Lebenszwecken zu widmen!“ Leuchsenring fing in diesem Augenblick Feuer. Rahel's Glanz erblich vor dem Glanz Elisens. Mit bebender Stimme sprach er: „Elise, noch habe ich die Kraft Ihnen zu sagen: Eilen Sie fort! In wenigen Augenblicken wird auch diese entschwinden. Vergessen Sie mich! Auch ohne Ihr Opfer werde ich den Zweck meines Lebens erreichen, mein großes Werk vollenden. Nie wurde ein ähnliches entworfen. Es wird die Zukunft der Menschheit gestalten, das Glück Europas feststellen.“ Elise rief aus: „Wie, Sie verwerfen mein Opfer, mich selbst?“ — „Meine Pflicht gebietet es. Vor allem bedarf ein Weltbesserer der Tugend!“ — „O!“ rief Elise, „Sie verstehen nicht mein Herz! Nicht Ihre Gattin, nicht Ihre Geliebte will ich sein: Ihre Schwester, Ihr guter Genius!“ Ein flüchtiges Lächeln glitt über Leuchsenring's Lippen. „Vergessen Sie nicht“, sagte er mit bedeutungsvollem Ton, „daß Sie zu mir gekommen sind und mir einen Himmel erschlossen haben! Ich habe zu Ihnen hingeblickt wie zu einem schönen Stern. Jetzt blüht eine Rose vor mir; ich

werde die verwegene Hand nicht nach ihr ausstrecken, aber der Taumel meiner Gefühle wird mich unwillkürlich hinreißen sie zu pflücken!"

Elise hatte mit Besonnenheit alles zur Flucht vorbereitet. Leuchsenring stand in der Nähe der bestimmten Postchaise auf der Stechbahn, die im damals so stillen Berlin menschenleer war. Vor Elisen stand der schwere Augenblick des Scheidens von ihrer Gebieterin, deren sanfte Augen mit Liebe an ihrem Antlitz hingen. Sie sah eine Thräne auf Elisens Wange funkeln: „Meine Elise, warum heute so traurig, so still und so betrübt, haben Sie schlimme Nachricht von Konstantinopel? Fühlt sich Ihr Bruder dort unglücklich?" Elise unterdrückte einen mühsamen Schrei; noch bisjetzt hatte sie an ihren vortrefflichen Bruder nicht gedacht, und an den Schmerz, den ihre Flucht in ihm erregen würde. Sie antwortete der Prinzessin ausweichend: Mein Bruder hat mir eine sehr traurige Geschichte mitgetheilt; es ist folgende:

„Ein Landsmann hatte eine schöne Sklavin gesehen, deren Reiz ihn gerührt; er begegnete ihr einigemal auf seinem gewöhnlichen Spaziergang, von andern Sklavinnen begleitet. Er redete sie auf Türkisch an; bebend und glühend gab sie ihm Antwort. In süßer Selbstvergessenheit wandelten beide unter den Palmen am Ufer, trennten sich aber, sobald sie den Aufseher mit den übrigen Sklavinnen herannahen sahen. Andern Tags, als unser Landsmann den gewöhnlichen Weg nach seinem Spaziergang wieder einschlug, war das Ufer ungewöhnlich menschenleer, und er sah schon von fern eine schlanke weiße Frauengestalt unter den Palmen liegen. Eine seidene Schnur um den Hals und ihr bleiches Antlitz verkündeten, daß sie erdrosselt sei. Es war das Mädchen seiner Gedanken, das unglückliche Opfer der

Tyrannei." — Auguſte ſeufzte: „Ach, wenn doch die von der Welt verſchwände!" — „Sie wird's!" rief Eliſe mit flammendem Blick. Sie gedachte Leuchſenring's und der beſſern Zukunft, die er der Welt bereiten wollte. Die tiefe Wehmuth des Scheidens ging bei dieſen Vorſtellungen unter. Sie enteilte — und in wenigen Minuten entführten ſie und Leuchſenring vier muthige Poſtpferde auf dem Weg nach Frankreich. Gold und Juwelen, die ſie beſaß, hatte ſie mitgenommen.

Berlin war von dieſer Begebenheit ganz erfüllt. Man glaubte zu träumen, als man ſie hörte. Eliſe wurde allgemein bedauert. Keine Silbe des Tadels oder des Hohns ward laut über ihre That.

Die Verbannung der Frau von Genlis fand Beurtheilungen verſchiedener Art. Sie hatte Werke ergötzlicher und nützlicher Art geſchrieben, war alt und kränklich und ſtand, vom vormaligen Glanz des Daſeins entblößt, ganz allein in der Welt. Das Mitleid der Berliner wurde rege. Von mehreren Seiten wurde der gutherzige Friedrich Wilhelm II. beſtürmt, die Genlis zurückzurufen. Er that es, und dieſe Handlung fand allgemeinen Beifall.

Nicht lange nach ihrer Zurückberufung lernte ich Frau von Genlis kennen. Ihre Erſcheinung hatten die Jahre noch nicht ganz von ihrer ehemaligen Lieblichkeit und Anmuth entkleidet. Ihre Züge waren ſcharf, aber fein und regelmäßig, ihre ſchwarzen Augen feurig und ausdrucksvoll; ihr abgewelkter Mund hatte nicht ganz ſein geiſtvolles Lächeln verloren, ihrer geſchmeidigen Geſtalt fehlte nicht die zierliche Haltung, welche ſie ſtets behauptet, noch ihrem Gange ſeine leichte Beweglichkeit. Auch ihr Organ war noch jugendlich. Sie trug ihr Haar mit etwas Puder, vielleicht um die einzelnen weißen Haare darin zu verbergen, ſtufenweis um die Stirn

verſchnitten, um den Nacken herliegend. Damals waren für Damen die weißen Halsbinden Mode; ſie ſtanden ihr ſehr gut. Ich finde dieſe Tracht überhaupt vortheilhaft für das Alter. Ihr Anzug war einfach und beſcheiden; die feine weiße blaugeäderte Hand und ihr zarter zierlicher Fuß boten dem Alter Trotz. Sie beſaß eine Kunſt ſich angenehm zu machen, wie man ſelten findet; ſie ſah aus wie Natur, und ſie täuſchte die meiſten Menſchen damit; aber ſie ſcheute dieſe auch, weil ſie ſelbſt fühlen mochte, wie ſehr ihre Maske ihr auf dem Geſicht brannte. Junge Perſonen ſah ſie am liebſten. Sie empfing mich mit aller Lieblichkeit, die ſie ihrem Weſen zu geben vermochte, und erhob mich in meinen Augen auf eine ſchwindelnde Höhe. Was meine Mutter durch Treuherzigkeit an mir verdorben hatte, war nichts dagegen. Das Gift der Schmeichelei der Frau von Genlis war viel feiner, viel wirkſamer. Nicht um ſie herabzuwürdigen ſage ich dies alles; ſie hatte alle die ſchönen und großen Eigenſchaften, welche ich wol ſonſt in meinen Schriften geprieſen habe. Der Himmel hatte ſie reichlich beſchenkt, aber die Hölle hatte ſie nicht vergeſſen. Ich weiß nicht, wodurch Adelheid ſie verletzt hatte, ſie ſuchte unaufhörlich dieſelbe zu verkleinern. Auch dies herrliche Geſchöpf wurde kalt gegen ſie; die Urſache hat ſie mir nie geſagt, es konnte aber keine unerhebliche ſein, denn Adelheid war treu!

Frau von Genlis lebte in der verdienſtvollen Penſionsanſtalt der Demoiſelle Boquet, deren Schwägerin ihr unausſprechlich ergeben war. Dieſer Seele voll Liebe erging es wie allen, die hier auf Erden nie heimiſch werden, weil ſie an die Menſchen im allgemeinen Anforderungen machen, die nur die Edelſten und Beſten erfüllen können, und überall den Maßſtab anlegen, der für ihr Inneres paßt. Madame Boquet beſaß einen

vortrefflichen Gatten und eine liebliche Tochter, ihr einziges Kind. Ihre Zartheit und die Ueberspannung ihrer Begriffe von Liebe und Freundschaft waren nicht in Uebereinstimmung mit dem Wesen ihres Mannes, der nach nackter Wahrheit strebte und die Tiefe der Empfindung seiner Gattin für Empfindelei hielt, von der er sie heilen wollte. Seine Schwester, ein edles Geschöpf, durch und durch rechtlich und wahr, gerieth vermöge der Verschiedenheit ihres Wesens von dem der Frau von Genlis in Uneinigkeit mit ihr. Sie trennten sich, nicht ohne vorhergehende Scenen voll Bitterkeit. Frau von Genlis bezog einige Zimmer in der Wohnung eines geschickten Schneidermeisters, Namens Bäcker. Hier besuchten sie mehrere Damen und Herren, welche sich im Französischen ausbilden wollten; unter diesen befand sich L. Lombard, der sich für seine diplomatische Carrière besser auszubilden gedachte, wenn er zu einer solchen Lehrmeisterin seine Zuflucht nähme. Eine der Zuhörerinnen der Genlis, Madame Cohen, kann ich nicht ganz mit Schweigen übergehen, weil sie eine der gütevollsten und gebildetsten Berlinerinnen war. Sie wußte die Menschenscheu der Genlis zu überwinden, zog sie in ihre Kreise und zuletzt in ihr Haus. Die Abende verflogen bei Musik und Schauspiel. Frau von Genlis war die geschickteste Schauspielerin, die man sehen konnte, und so jugendlich in Gestalt und Bewegungen, daß man hätte meinen sollen, sie habe dreißig Jahre ihres Lebens einstweilen hinter den Coulissen niedergelegt, wenn sie auftrat. Ihre Augen trugen mächtig zu dieser Verjüngung bei, sie überstrahlten die ganze Scene. Die Stücke, welche man aufführte, bestanden nur aus wenigen Personen. Einige waren von ihr selbst zu einer andern Zeit geschrieben, im Orleans'schen Palaste aufgeführt. Es möge hierbei daran erinnert sein, daß die Orleans'sche

Partei, die geistreiche und bedeutende Männer unter sich zählte, bei jenen Vorstellungen im Palaste Orleans zugegen war. Dort wurde die Revolution eingeleitet. Im Parterre wurde nicht minder wie auf den Bühnenbretern ein Schauspiel aufgeführt. Die thätigsten und wichtigsten Schauspieler suchten unbemerkt zu bleiben, ihre Plane glückten, und bald sollte ein blutiges Trauerspiel, das noch heute fortspielt, den heitern sinnigen Scenen auf jener Bühne nachfolgen. Entsetzlicher Tausch! verderbend für die Mitspielenden selbst und für die übrige Welt!

Vor einem andern Publikum spielte Frau von Genlis 1801, bei Madame Cohen. Friede schien die Welt zu beseligen, Gewitterstille galt für heitere Witterung, die bunten Wölkchen am Horizont schienen keinen Sturm zu verkunden. Frankreich hatte mehrere seiner gewandten geistvollen Söhne nach Berlin entsendet, man fand sie in allen glänzenden Cirkeln, sie hatten in allen gebildeten Kreisen Zutritt, während die jungen Spanier von der Gesandtschaft mit ihnen in Liebenswürdigkeit wetteiferten und sowie die Franzosen auch jene Kreise besuchten, die nicht probehaltig waren und wo sie sich vielleicht am besten gefielen. Von Politik war nirgends die Rede, sie schien zu schlummern und kaum zu träumen — doch sie wachte. Ihr Blumenteppich barg giftige Schlangen, ihr Lächeln Tücke.

Ich bin in meiner Erzählung den Begebenheiten vorausgeeilt, die mich selbst betreffen. Ich lebte schon seit 1789 in den Fesseln einer höchst unglücklichen Ehe. Meine Mutter hatte es gern gesehen, daß ich einen Gatten gewählt hatte, dessen Stand und Alter mir in ihm eine väterliche Leitung zu versprechen schien. Er war zwölf Jahre älter als ich, besaß ein kleines Vermögen,

welches er als ein großes vorspiegelte, und wußte meine gute Mutter zu bewegen, die fehlende Summe zu den jährlichen 600 Thalern Einnahme, welche eine neue Verfügung Friedrich Wilhelm's III. zur Verbindung mit einem Subalternoffizier erheischte, durch eine Verschreibung von 150 Thalern jährlich zu decken. Auch unser Haus ließ sich Baron Hastfer verschreiben. Mein guter Bruder sendete auf meiner Mutter Bitte eine Quittung für die 4000 Thaler ein, die er noch auf dem Hause stehen hatte. Die ganze Verhandlung über diesen Gegenstand hatte meine Mutter übernommen. Nicht eine Zeile von Baron Hastfer's Hand bezeugte, daß dies Kapital unbezahlt war, da hingegen die gerichtliche Quittung in guter Form Baron Hastfer vor jeder Forderung meines Bruders schützte. Meine Mutter und ich waren ruhig darüber. Hastfer hatte versprochen, nach unserer Verheirathung meines Bruders Kapital sogleich wieder als Hypothek auf das Haus einschreiben zu lassen. Bei der Verzögerung, zu welcher Hastfer Vorwände genug zu erdichten wußte, war meinem Bruder nicht ganz wohl zu Muthe. Eine geraume Zeit nach meiner Heirath hatte er noch keine Zeile von seinem Schwager über diesen Gegenstand aufzuweisen.

Hastfer verschwendete unsinnig, Schulden wurden gemacht und blieben unbezahlt. In meiner Unwissenheit von Lebensverhältnissen war ich unfähig, solchem unseligen Treiben Einhalt zu thun. Ich sah davon nicht die Gefahr ein. Die Bälle und Pickenicks, zu welchen mich Hastfer führte, gefielen mir. Ich kam mir in meinem weißen Ballkleide, mit dem Kranz in meinen braunen Locken wie eine blendende Schönheit vor. Meine Gedichte, die voller Fehler waren, und über die ich Schmeicheleien genug in mich sog, schienen mir vortrefflich. Ich

hatte noch mein siebzehntes Jahr nicht erreicht, überall kamen mir Wohlwollen und Nachsicht entgegen. Auf alle Dinge des Lebens warf das Prisma, das der böse Geist der Jugend vor Augen hält, sein buntes Licht.

Als ich vermählt wurde, war ich noch kindisch. Als ich in die Kreise kam, denen Hastfer vermöge seiner Stellung angehörte, hielt ich mich für reif und vollendet. Unsere frühern Bekannten, unter denen einige der ausgezeichnetsten Frauen und Mädchen Berlins sich befanden, hatten sich nach meiner Verheirathung fast unbemerkbar zurückgezogen und mich meinen neuen gesellschaftlichen Verbindungen überlassen. Bei diesen war mir's unbehaglich. Es mochten sehr ehrenwerthe und feine Frauen darunter sein; aber mein Gatte hatte mir versichert, daß sie alle unbedeutend und gemein wären, und daß er wünsche, ich hielt mich von ihnen zurück. Ich war also gewissermaßen auf mich selbst beschränkt, erfüllt von Dünkel, Eigenliebe und brennender Sehnsucht nach Erfolgen und Huldigungen. Im Innern der Haushaltung blühte mir gleichfalls kein Glück. Baron Hastfer ging nur darauf aus, meine gute Mutter aus dem Hause zu entfernen, und sie, die er völlig ausgeraubt hatte, nun dem Mangel zu überlassen. Natürlich sträubte sich hiergegen mein besseres Gefühl. Schon am Tage vor meiner Hochzeit hatte ich die Entdeckung gemacht, daß ich ihn nicht liebte und daß er nicht liebenswürdig sei, denn er war betrunken nach Hause gekommen. Am Hochzeitstage, wo sich noch der ganze Kreis meiner Jugendzeit bei uns versammelt fand, flüchtete ich bei dem Ausruf: „Da kommt der Prediger!" in ein Nebenzimmer, schloß mich dort ein, und erklärte durch die Thür hindurch: „Ich werde nicht heirathen!" Der Lieutenant von Kalenberg unternahm es, „mich zur Vernunft zu bringen", wie er

ſagte. Er eilte an die zweite Eingangsthür des Zimmers, wo ihn die Geſellſchaft nicht belauſchen konnte, und lud mich herzlich ein, in den Salon zu kommen und mich trauen zu laſſen; mein Benehmen ſei kindiſch! Ich wendete ein: „dieſe Heirath würde mich unglücklich machen", und weinte heftig. „Kann ſein!" ſagte Kalenberg, „aber Sie können nicht mehr zurück, Sie müſſen nun getraut werden. Sie ſpiegeln ſich die Dinge anders vor, als ſie ſind. Und wenn man einmal in die Welt tritt, muß man ſich der Convenienz aufopfern, und die Ueberzeugung, die uns davon abhält, hat ihr Recht verloren. Ich will Ihnen ganz im Vertrauen ſagen, daß ich unglücklich bin, aber ich laſſe es mir nicht merken!" Bei dieſen Worten zog ich den Riegel von meiner Thür zurück. „Unglücklich! Guter Kalenberg, Sie? Mit dem ſchönen lieblichen Weibe mit dem großen Vermögen? Sie haben ſie ja aus Liebe geheirathet!" — „Sie aber vergilt mir keine Liebe!" ſagte er, „ſie iſt keiner Liebe fähig, nur ſelbſtſüchtig und gefallſüchtig. Aber um alles in der Welt, kommen Sie! Man erwartet uns!" Er ſprach noch vieles. Ich, ein ſchwankendes Rohr, gab nach. Es hätte mir auffallen ſollen, daß weder mein Bräutigam, noch meine geliebte Mutter gekommen waren, mich zu überreden. Baron Haſtfer hielt ſein böſes Gewiſſen ab, meine Mutter hingegen war vernichtet. Sie fühlte, daß eine Vermählung, die ſo begann, nicht glücklich ausfallen konnte.

Die Geſellſchaft empfing mich, deren Blaſſe und verweinte Augen ſie rühren mochten, mit wahrer Theilnahme. Vermöge der Schnellkraft meiner Natur wurde ich während der Trauung ruhig, ſprach das unſelige Jawort und miſchte mich nachher unter die beglückwünſchenden Anweſenden. Noch mehr, ich tanzte! Mein

Los war geworfen, mein Lebensschiff wogte von nun an unter umwölktem Himmel, auf umstürmter Flut, wo Klippen meiner harrten und tückische Strudel lauschten.

Am 20. August 1799, am Tage nach der Hochzeit, führte mich Haftfer in das Theater, wo Schiller's „Piccolomini" aufgeführt wurden. Der große Fleck, sein entzückendes junges Weib, die ich 1816 als Elvire in der „Schuld" mit allen ihren Reizen wiedersah; Iffland, der vollendete Künstler, dessen unübertreffliches Talent vergessen machte, wie viel er der Kunst dankte; Madame Eunicke, damals noch in der Knospe ihrer Herrlichkeit, hatten die Hauptpartien; Mattausch, Beschort und andere verdienstvolle Schauspieler besetzten die übrigen Rollen. Sie standen nicht im Einklang mit den obengenannten großen Künstlern, allein sie verdarben nichts. Jene hinreißenden Leistungen erhoben die Mittelmäßigkeit über sich selbst. Ich habe keinen Moment jenes Abends vergessen. Meine Mutter war nicht mit uns; ich sehnte mich zwar nach ihr, aber ich war bereits so abgestumpft und bethört, daß ich nicht empfand, wie unschicklich es von Haftfer war, sie nicht mitgenommen zu haben. „Wallenstein", der am folgenden Abend gegeben wurde, entzückte mich noch mehr als die „Piccolomini". Diese beiden Stücke sind vereinigt worden, soviel ich mich erinnere, durch Raupach. Jedenfalls war es unrecht. Doch dies ist ja nicht der einzige Fall, wo die ursprüngliche Nichtachtung der Dichter grell hervortritt. Mußte doch in Wien lange Zeit hindurch der Vater Ferdinand's in „Kabale und Liebe" der Oheim desselben sein, und Ferdinand ausrufen: „Es gibt eine Stelle in meinem Herzen, wo das Wort Oheim nie ertönt ist." Und so wurde in „Don Carlos", versteht sich auch in Wien, Alba und Domingo in eine Person gezogen.

Frau von Genlis war nicht zu meiner Hochzeit erſchienen. Ich beſuchte ſie wenige Tage darauf. Sie ſtellte mir abſonderliche Fragen, die ich nicht verſtand, mithin verkehrt beantwortete. Sie beſuchte uns, und wie ſie denn jede Gelegenheit ergriff, etwas Angenehmes zu ſagen, pries ſie die Lage unſerer Wohnung und äußerte, in keiner großen Stadt Europas habe ſie eine ähnliche gefunden. Dies Lob war gerecht. Dieſe Ausſicht war der Brennpunkt aller Pracht Berlins, und muß jetzt noch bedeutend verſchönert ſein.

Meine gute Mutter, die von jeher inniges Mitleid mit der königlichen Familie von Frankreich empfunden, glaubte der Frau von Genlis ihre Sympathie für dieſe bezeugen zu müſſen; denn wir wußten nichts von allen Verhältniſſen dieſer Frau in Frankreich, noch von ihrem Antheil an der Revolution. Sie hatte geäußert, daß ſie bei uns eſſen wollte, und einen Tag dazu angeſetzt. Dieſe große Angelegenheit führte mich zum erſten Koch in Berlin; denn wie konnte man die berühmte Franzöſin von hohem Stand anders als mit franzöſiſcher Koſt empfangen. In meiner Unwiſſenheit beſtellte ich einige Compots zum Braten. „O!" rief der Koch aus, „wo denken Sie hin? Einer Franzöſin wollen Sie ſüße Speiſe zum Braten vorſetzen?" Er verfaßte einen Küchenzettel, der Preis war abſchreckend. Die Verhandlung zerſchlug ſich, und es wurde nichts aus dem ganzen Diner. Frau von Genlis ließ mich dieſe Unart nicht entgelten, ſie bezeigte mir Zärtlichkeit und Theilnahme, und hatte ein aufmerkſames Ohr für meine Klagen, über das Unglück meiner Ehe. Als ich ihr vertraute, ich wolle dieſe trennen, ſuchte ſie mich auf alle Weiſe von dieſem Entſchluß abzubringen. Doch da ich ihr eröffnete, daß Baron Haſtfer ſichtlich darauf ausginge, meinen Bruder

um ſein Kapital zu bringen, rief ſie aus: „Jede üble Behandlung iſt eine Gattin ſchuldig zu ertragen, und durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit ihren Mann zu rühren und zu gewinnen; aber Unredlichkeit bricht alle Bande. Sie haben das Recht ihre Ehe zu trennen.“ Zögernd ſagte ich ihr nun: „Ich und meine Mutter ſind ganz ausgeraubt, es iſt uns nichts geblieben.“ Sie fiel ein: „Sie haben Muth, Talent und Jugend!“ Ich ſah ſie bedenklich an. Sie fuhr fort: „Mein Haus ſteht Ihnen offen! Meine Freunde werden meine Zurückberufung nach Frankreich erlangen, dann gehe ich nach Beziers, das iſt ein Paradies; man lebt wohlfeil dort; das Klima iſt mild. Wenn Sie mit mir dorthin wollen, nehme ich Sie mit, Sie werden meine Tochter ſein!“ O, ich war ſo entartet, daß der Gedanke, Mutter und Heimat zu verlaſſen, ganz in den Hintergrund wich. Ich dankte mit Thränen in den Augen und willigte ein.

Ich beauftragte Herrn Advocat Derling mit der Einleitung meiner Scheidungsverhandlungen. Er ſtieß auf große Schwierigkeiten, weil Baron Haſtfer durchaus eine Scheidung verweigerte und mich von meiner Mutter zurückverlangte, zu der ich mich geflüchtet hatte. Der Ausſpruch des Gerichts zwang mich, eine Probezeit bei ihm auszuhalten. Seinerſeits wurde ihm eingeſchärft, mich ſanft zu behandeln.

Als ich zu ihm zurückgekehrt war, verſicherte er mir, er habe Gift bereitet, und würde ſterben, wenn ich nicht verſprechen wollte, alle gethanen Unbilden zu vergeſſen und die Seinige zu bleiben. Ich wußte, was ich von ſeinen Betheuerungen zu halten hatte. Er trank das Glas Gift vor meinen Augen aus — ich lächelte dazu. Er gab vor, nun die Annäherung des Todes zu fühlen, und entſandte den Bedienten nach dem Kriegsrath und

Auditor Wilkens und einem Offizier, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Er hatte ſich zu Bette gelegt und ſagte den beiden Herren, er habe Gift genommen! Dieſe wollten nach Aerzten ſchicken, er betheuerte jedoch, er wolle ſterben, das Gift werde ſchon ſeine Wirkung thun! Ich ſchwieg, und ſtrickte. „Minchen!“ ſagte er, „du biſt meine Univerſalerbin! Dies Haus iſt dein, mit Ausnahme der Hypothek deines Onkels Chriſtian.“ Ich verſetzte trocken: „Vergiß nicht die 4000 Thaler, die du meinem Bruder ſchuldig biſt, und von welchen er im edelſten Vertrauen die Hypothek hat löſchen laſſen!“

Er erſchrak und zog mich an ſich. „Minchen“, flüſterte er mir zu, „dies Geld muß dir erhalten ſein, dieſer Schuld kann ich nicht erwähnen, ohne dich arm zu machen!“ — „Alſo ſtehlen willſt du ſie für mich?“ rief ich laut. „Hören Sie mich an, meine Herren! Baron Haſtfer hat ohne Bezahlung 4000 Thaler von meinem Bruder bezahlt bekommen, dieſer muß im Teſtamente gedacht werden. Auch die Intereſſen iſt Baron Haſtfer noch ſchuldig! Sie wiſſen, daß ich die Scheidungsklage gegen ihn eingereicht habe: dies iſt hauptſächlich wegen dieſer Schlechtigkeit geſchehen.“ Die beiden Herren waren ſehr entrüſtet. „Haſtfer“, rief Kriegsrath Wilkens, „du mußt hier im Teſtament deine Schulden deinem Schwager anerkennen!“ — „Wie, mein geliebtes Weib ſoll ich in Armuth ſtürzen?“ Ich verſetzte: ich wolle doch lieber mein Brot vor den Thüren betteln, als einem ſolchen Schurkenſtreich 4000 Thaler danken. „Weißt du wohl, Haſtfer“, rief Kriegsrath Wilkens, „daß du um die heutige Geſchichte kaſſirt werden könnteſt, wenn deine Frau ſie anzeigen wollte?“ Er wurde blaß und ſchwieg. „Meine Herren!“ ſagte ich feierlich, „Sie wiſſen nun, welch einen Böſewicht Sie vor ſich haben. Thun Sie jetzt

Ihre Pflicht!" — „Ja, bei Gott, das geſchieht!" rief der Offizier. Ich entfernte mich aus dem Zimmer und ſagte noch halb lachend: „Ich gehe nicht Trauerkleidung zu beſtellen, denn ich werde keine brauchen." Ich glaubte nun meinem Bruder ſeine 4000 Thaler gerettet zu haben. Viele Jahre nach dieſem Vorfall ſagte mir ein Freund, mein Bruder ſei um dies Geld gekommen. Doch ich hoffe, dieſer Freund hat ſich geirrt. Nie hat mein Bruder über dieſen Gegenſtand mit mir geſprochen.

Als die mir auferlegte Probezeit zu Ende war, ging ich zu meiner Mutter. Sie bewohnte ſeit einem Jahre ein geräumiges Zimmer mit Gartenausſicht in der Gipsgaſſe, die damals mehr Gärten als Häuſer hatte. Wie wohl war es mir dort an ihrer Seite, ich war mir ſelbſt zurückgegeben. Der drangvolle Zeitraum zwiſchen dem 19. Auguſt 1799 und dem der Wiedervereinigung mit meiner Mutter ſchien mir ein böſer Traum, aus welchem ich mich kräftig emporgeriſſen. Der einfache Garten vor dem Hauſe war mir eine Welt. Links vom Hauſe grünte und blühte eine große Laube, im Sommer war ſie unſer Gaſtzimmer.

Hier weilte gern die unvergleichliche Freundin meiner Mutter, Karoline von Berg, geborene Gräfin Häſeler; eine Frau, die einzeln auf ihrer eigenen Höhe ſtand. Innig befreundet mit der Königin Luiſe und deren Schweſter Friederike, nachmaliger Königin von Hannover, war ſie für beide ein guter Genius, und von beiden in ihrer Aufopferung und Treue verſtanden. Verhältniſſe dieſer Art ſind ſeit längerer Zeit nicht mehr ſo ſelten wie damals, wo um den Thron her eine Scheidewand zwiſchen ihm und der Menſchheit gezogen war, welche alle innige Gemeinſchaft zwiſchen ſeinen Bewohnern und den Edeln, deren Freundſchaft ſie erſehnten, hemmte. Nicht der franzöſiſchen

Revolution, ſondern dem Fortſchreiten der Geiſtes- und Gemüthsbildung im allgemeinen iſt die Welt die Zerbröckelung dieſer Scheidewand ſchuldig. Nicht ganz iſt die Etikette von den Höfen verbannt, doch iſt vieles Beläſtigende, was ſie ehemals hatte, hinweggeräumt. In frühern Jahrhunderten war ſie ſtrenger und kleinlicher als ſpäterhin. Gleichwol beſaßen damals die höchſten Frauen ein Glück des Lebens, welches ihnen ſpäterhin entriſſen wurde und ihnen heute noch nicht wiedererſtattet worden iſt. Sie durften ihren Kindern die Bruſt geben. Die Königin Blanca von Frankreich ſäugte ihren geliebten Sohn. Eines Morgens wollte der Kleine die Bruſt nicht nehmen, da es doch die gewöhnliche Stunde war, wo er Appetit zu haben pflegte; und als die Königin hierüber Bekümmerniß äußerte, trat eine lieblich blühende Dame des Hofes ein und geſtand, der Kleine habe ſo ſtark geſchrien, daß ſie ihm die Bruſt gereicht. Königin Blanca warf einen wüthenden Blick auf ſie, ſteckte dem Kinde den Finger in den Hals, und gab ihm dann, als die fremde Nahrung beſeitigt war, die Bruſt. War dies mütterliche Eiferſucht, war es Stolz? Ich weiß es nicht, aber mir hat es gefallen, und ich habe ſtets alle königlichen und fürſtlichen Mütter bedauert, denen eine Glückſeligkeit geraubt wird, die ich für die höchſte halte, welche Gottheit und Natur den Frauen gewähren. Auch unglückliche Ehen werden durch Ausübung dieſer ſüßeſten aller Pflichten erheitert. Die armen Reichen in der großen Welt pflegen dies holde Glück zu verſchmähen. J. J. Rouſſeau hat ſehr ſchön über dieſen Gegenſtand geſchrieben; möchten alle Mütter ſeine Worte beherzigen!

Hier ein Lied, welches ich dichtete, als mein Kind mir an der Bruſt lag:

Schlafe ſüß, Kindchen, Mutter iſt wach,
Kannſt ja noch ſchlummern mild und gemach.
Lieb' iſt dein Odem! Himmel dein Traum!
Ruhſt mir am Buſen weicher als Flaum!
Blühſt wie Roſen mir an der Bruſt,
Bringeſt mir wieder Jugend und Luſt!
Weiß nicht von Leide, kann ich dich ſehn,
Möcht' um uns beide die Welt vergehn.
Sieh auf den Hügeln lächelt der Mond,
Wie es auf Erden lieblich ſich wohnt!
Schlummre nur, ſchlummre, ſelig iſt Ruh!
Lieben und leiden mußt auch einſt du!

Ich gebe mich gern der Vorſtellung hin, daß viel tauſend Mütter aller Stände dies Lied mit mir empfunden haben, denn ich fand es in Sammlungen von Liedern für das Volk nachgedruckt. Kein Name ſtand dabei, doch ich war ſo ſtolz darauf, wie nur mancher Dichter über die wiederholte und vermehrte Ausgabe ſeiner Gedichte mit der zierlichſten und prächtigſten Ausſtattung ſein kann. Jetzt, wo die Maſſen immer unpoetiſcher werden und das Auge immer begehrlicher, müſſen wol die Verleger Gedichtſammlungen möglichſt zum Luxusartikel machen, damit ſie Käufer finden.

Zu jener Zeit noch ohne Leitung, ohne Auswahl beim Leſen, ohne Kenntniß von der Geſchichte, ohne Umgang mit Denkern und Gelehrten, war ich, wie ich ſpäter bemerkt habe, ein ganz gewöhnliches Ding von einer Großſtädterin. Meine gute Mutter hatte indeß noch nichts von ihrer hohen Meinung von mir eingebüßt, ſie hielt mich für beſtimmt, in der Welt eine große Rolle zu ſpielen, wie ſie ſich ausdrückte und mir ſagte. Ich hatte keinen Begriff davon, was ſie meinte, noch von der Art, wie Gott dieſe Weiſſagung erfüllen könnte. Treuherzigerweiſe glaubte ich, es ſei an dem

genug, was ich war, um ihre Weiſſagung zu erfüllen. Meine Mutter hatte ſich das zum Grundſatz gemacht, an meinen Liedern nichts zu verändern, und mich nicht einmal auf die Fehler aufmerkſam zu machen, ich ſollte von ſelbſt auf dieſe kommen. Meine Lieder ſchoſſen auf wie die Neſſeln, aber nicht ganz ſo correct in der Form, wie alles zu ſein pflegt, was Mutter Natur gebildet. Der kleine Kreis von geiſtbegabten Freunden und Freundinnen um mich her übte liebreiche Nachſicht gegen meine erſten Verſuche, ſie hofften nur im Stillen auf kunſtgerechte Entwickelung meiner Anlage. Durch ihre Liebe zu mir ſahen ſie ſchon Blume und Frucht, wo nur noch Keim und Knospe ſtanden. Wie betroffen war ich daher, als ein lieber vernünftiger Mann ſich erbot, er wolle mich Deutſch lehren. Zum Glück war ich gefügig, und lernte fleißig in den Unterrichtsſtunden, die er mir gab. Der Regierungsſecretär Walter war gebildet, gemüthlich und verſtändig, ohne eigene und poetiſche Anlagen hatte er Gefühl für Poeſie, und Beurtheilungskraft ohne eigentliches Urtheil. Als glücklicher Gatte und Vater und fähiger Staatsdiener ſtand er in angenehmen Lebensverhältniſſen, war heiter, und ſo wohlwollend als er wohlgelitten war.

Wäre ich beim Leſen von Meiſterwerken wahrhaft aufmerkſam geweſen, ſo hätte ich keiner Belehrung über die Sprache bedurft; aber ich war einmal eine lyriſche Natur, will auf gut deutſch ſagen träge, leicht, verwöhnt, im unbewußten aber feſten Glauben, daß mir die Früchte mundrecht in den Mund fallen ſollten, und die ſo wenig von Sorge wußte wie das Kind an der Mutter Bruſt. Frau von Genlis hatte mir verſichert, ich würde ihre Tochter ſein; da hielt ich mich für geborgen. Sie hatte es wol auch ebenſo gemeint, denn

ihr Weſen war eine wunderbare Miſchung von Grauſamkeit und Milde, je nachdem ihre Leidenſchaften aufgeregt waren. Sie ſelbſt ſagte mir von ſich: „Ich habe große Fehler, dieſe werden aufgewogen durch große Eigenſchaften; um mich zu lieben, muß man ſtreben mich zu verſtehen. Dies iſt nicht leicht — aber es lohnt ſich!“ Sie machte mir dieſe Öffnung nicht früher, als bis ich ſchon bei ihr in Frankreich war. Sie mochte geahnt haben, daß ſie mich dadurch zurückſchrecken würde, weil ich ſie in Deutſchland noch weniger verſtanden haben würde wie einige Jahre ſpäter in Frankreich.

Noch war ich nicht ſechzehn Jahre alt, als ich Jean Paul's „Hesperus“ bekam. Er fiel wie brennende Sonnenſtrahlen auf Früchte, die nicht von ſchützendem Laub umgeben ſind; einzelne Stellen werden raſch gezeitigt, aber nicht gedeiblich, und nicht durchgängig iſt dieſe Reife. Soviel nur mag hier berührt werden, daß ich nun meinte, ich müſſe an Jean Paul ſchreiben und mit ſeinen Worten anfangen: „O du guter, guter Geiſt, ich kann dich nun nicht mehr verlaſſen, du mußt, du wirſt mein ſchwaches Herz annehmen!“ In Du wurde der Brief fortgeſetzt wie ein Gebet, aber die Anbetung wollte auch ſtrahlen. Es war mir ſo was von denken und ſchließen beigebracht worden, ich glaubte ſchon die Welt zu kennen, ich hatte die Karſchin zur Großmutter. Dies alles und mehr mußte in den Brief. Baron Ahlefeld munterte mich dazu auf.

Ich ſchrieb wie alle jungen Weſen, die zu einem großen Mann hinaufblicken und ſich einbilden, ſie müßten ihn recht belehren, und alles, was ſie ihm ſagen könnten, wäre ihm neu. Als mein Brief fertig war und ich ihn der Mutter vorlas, merkten wir beide, daß viel zu viel darin ſtand. Ich kürzte ihn, er war uns

wieder nicht recht; er wurde noch ein paar mal geschrieben und immer kürzer; aber der Anfang war vortrefflich, denn er stand wörtlich in Jean Paul's „Hesperus".

Ahlefeld nahm den Brief mit. Ich äußerte ihm Bedenklichkeiten darüber. Er tröstete mich: „Jean Paul kommt nächstes Jahr nach Berlin, da wird sich alles finden." Jean Paul antwortete nicht; doch er schrieb seinem Freund Ahlefeld, er solle ihn zu mir führen, wenn er nach Berlin käme. Wie beseligt war ich, hatte ich doch noch keinen wahrhaft großen Mann gesehen. Die Hoffnung, Jean Paul in Person kennen zu lernen, lächelte mir zu wie ein Stern am Himmel, drang wie ein Ton aus höhern Sphären durch alle Mißlaute des Lebens. Mir war zu Muthe als könne mich kein Unglück mehr treffen, als breite mein Schutzgeist seine lichten Schwingen über mein ganzes Dasein hinaus. Land! jubelte meine Seele; denn ob vieles mir gebrach, war mir doch auch viel gegeben worden, und Ueberreichthum der Phantasie und Empfindung glänzte und quoll neben fast trostloser Dürftigkeit der Kenntnisse und fühlbarem Mangel an harmonischer Ausbildung. Vieles des Wesentlichsten, besonders für die Erscheinung, war übersehen, vieles des geistig und gemüthlich Knospenden gestört worden. Der Anlage zur Poesie allein und der angeborenen Herzensgüte waren Strahlen mütterlicher Sorgfalt und Liebe, wenngleich nicht anhaltend, doch im fortschreitenden Ebenmaß zugewendet worden, sodaß sich einseitiges Aufblühen zwar in voller Freiheit, allein in verkehrter Richtung entwickelte. So wächst ein Baum mitten in einem Garten, vereinsamt auf einem Hügel, keine Stütze zur Seite, keine Gartenschere hemmt üppiges Gedeihen, und Sonne, Luft, Stürme und Regenschauer geben ihm in ungehinderter Wirkung Wachsthum, Blüte, Richtung und

Geſtalt. Um und um ſtehen die wohlgeordneten Reihen der Blumenſtauden und Bäume, ein Schmuck wohlgefälliger Geſtaltung, Auge und Sinn erfreuend und jeden Blütenbüſchel auf pyramidaliſchem Wipfel wie einen Strauß zur Zierde tragend. Nachtigall und Amſel ſuchen den einſamen Baum auf luftiger Höhe und lieben ſeine Schatten, doch er wird ausgehoben, in die Reihen der Gartenbäume eingepflanzt, und dort kann er nicht gefallen, nicht gedeihen. Warum ſieht er nicht aus wie die andern? Die Welt iſt einmal ſo — wer kann ihr's verdenken?

Der Tag erſchien, wo ich Jean Paul ſehen ſollte. Er kam unbegleitet. Unſere Berg kam auch. Der Garten ſtand voll Roſen, der Morgen war heiter. Wir alle waren beſeligt. Jean Paul's Erſcheinung hatte nichts Auffallendes; ſeine einfache Kleidung paßte zu ſeinem Geſicht und Weſen. Auf ſeiner Stirn thronte Licht, auf ſeinen Lippen Anmuth und Milde. Seine hellblauen Augen leuchteten in ſanfter Glut. Seine Bewegungen waren im Einklang mit ſeiner Einfachheit und ſeinem natürlichen Anſtand. Vielleicht würde ſeine Erſcheinung einem Unkundigen nichts von ſeinem Genius verrathen haben. Ernſt, Anſtand, viel natürliche Anmuth blickten daraus hervor; durch ihre Anſpruchsloſigkeit ſelbſt war ſie gewinnend. Ich kann mich keiner Einzelheit jenes Morgens erinnern, ich war zu freudeberauſcht, um irgendein Wort in das Gedächtniß zu faſſen. Jean Paul verhieß bald wiederzukommen. Ich ſchickte ihm in einigen Tagen das Heft meiner Gedichte. Er ſchrieb mir darauf folgende Worte:

„Roſe, Lilie, Nelke, Vergißmeinnicht! Ich komme zwar, aber um eine Fünfviertelſtunde ſpäter, da ich die Freude habe, bei Ihnen eine Stunde länger zu ſein, weil

ich nicht ins Schauſpiel gehe. Man muß die Freude verkürzen, um ſie zu verdoppeln. Ich bin eigentlich ſchon bei Ihnen, aber auf dem Parnaß — unter Ihren Verſen.

Richter."

Eines Abends trat Jean Paul unvermuthet bei uns mit freudeſtrahlendem Geſicht ein. „Ich komme von der Königin!" rief er aus, „wir ſind lange im Garten umhergegangen." Ich ſah ihn an, gleichſam um ſeine Beſeligung einzuſaugen. Himmel! dachte ich mir, wie glücklich iſt ein großer Dichter, er kann mit Königinnen luſtwandeln. O, dahin wird es mit mir niemals kommen! Man ſieht, meine Eitelkeit war zuſammengeſchrumpft.

Jean Paul war in dem Augenblicke, wo er ſeine Bewunderung der Königin äußerte, ſehr liebenswürdig, und ſeine Empfindungen hatten etwas Erhebendes für uns. Ich hatte die Königin Luiſe an ihrem Geburtstage mit einem Blumenſtrauß und einigen franzöſiſchen Zeilen begrüßt, die ich für Verſe hielt. Mit der zarten Huld, die ihr eigen war, empfing ſie mich, hauchte mir einen Kuß auf die Stirn und ſagte mir einige Worte, die auf den Wellen meines Entzückens dahinrauſchten. Wie Mendelsſohn Lieder ohne Worte dichtete, ſo ſang dieſe himmliſche Stimme Worte ohne Lied. Wehmüthig beklemmt es, zu denken, daß die Mehrzahl der Menſchheit ſein könnte, was eine Luiſe, ein Gerhard von R — R und einige andere Erkorene, hier der Welt und dem Throne dort, ihrem ſtillen Kreiſe ſind. Doch ſagt uns die Hoffnung, es werde noch der Morgen tagen, wo eine beſſere Nachkommenſchaft ſich der Tugend und dem Guten widmen wird, und daß Ideale eine Wahrheit ſeien. Noch aber regieren Wahn und Irrthum die Welt, und dem

Golde allein wird gehuldigt. Recht wie zum Hohn des Elends erſchließt allerorten die Hölle die Schätze des Erdenſchoſes, nach welchen die Begier ſchmachtend langt, wie Tantalus am Quell, nach welchen die Armuth ſtöhnend ſeufzt und hungernd ringt. Bald wird man nur Millionen auf der einen Seite, Verſchmachtende auf der andern und nichts mehr in der Mitte liegen ſehen. Damals ſtößten weder Zeit noch Menſchen ſo trübe Vorherſagungen ein, die Welt war genügſam, Genuß und Freude waren noch wohlfeil und leicht zu erlangen; jetzt werden ſie erjagt, und nichts als ſie hat Werth für die Maſſen. Das Ueberbieten und Steigern aller Genüſſe ſteigert auch die Forderungen der Gemüther. Ein großer Theil der männlichen Jugend gleicht wandelnden Leichen, vor der Zeit der Reife tritt die Erſchöpfung ein. Derſelbe Dünkel, der Gott vom Throne ſtoßen möchte und ſich ſelbſt für göttlich hält, weil er das Göttliche leugnet, ſchämt ſich tugendhaft zu ſein, verſpottet jede edle Regung in andern und drückt die eigene nieder. Wie ſelten wird dem Beobachter die Freude, rein menſchliche Menſchen zu ſehen. O, es war einſt anders, und unter den Beſſern war Jean Paul einer der Beſten. That und Lehre waren bei ihm unzertrennlich. Sein innerer Menſch war von vollendeter Schönheit; dieſe hatte er erſtrebt, indem er nach Wahrheit rang.

Meine Mutter konnte mich für das Leben nicht ausbilden, für die Welt nicht erziehen; ſie lebte in der Sphäre ihrer Träume, die Trümmer ihres Lebensglückes ragten daraus hervor: hier mit Moos bedeckt, dort mit Epheu und holden Blüten umwunden, dort verunſtaltet durch Wuſt ängſtlicher häuslicher Mühen. Maria und Martha waren noch in keiner weiblichen Natur ſo eng und unauflöslich verbunden, ſo herbe zugleich geſchieden.

Ein ſiameſiſches Zwillingspaar, ein Sein in zwei Weſen, deren jedes ein eigenthümliches Ganzes. Vielleicht war es ein dunkles Gefühl des Nichtverſtehens und Vernachläſſigens ihrer eigenſten höhern Beſtimmung, was meine Mutter anregte, mich, eine entſchiedene weiblich-häusliche Natur, bei Wahrnehmung meiner geiſtigen Anlagen zum Schreiben anzuſpornen, ſtatt mit weiſer Berechnung mich dem angeborenen Triebe zum Praktiſchen folgen zu laſſen und gründlich für das Häuslich-Weibliche zu erziehen, da ſich hierbei jene geiſtigen Anlagen unfehlbar im ſtillen gedeihlichen Fortſchreiten entwickelt hätten. Sie brachte mir Kenntniſſe bei, allein ſie verſäumte alles, was dem häuslichen Treiben Schmuck und Zierde gibt und den weiblichen Fleiß durch anmuthige Zwecke ſpornt und erheitert. Auch vereinſamte ſie ſich und mich ſo ſehr, daß ich nie Gelegenheit fand, glückliches, geordnetes, an lieblicher Thätigkeit und ſinnigen Genüſſen reichhaltiges Familienleben gründlich zu beſchauen und verſtändig zu würdigen. Da ich nicht ahnte, wo es fehlte, und jeglicher Freiheit genoß, oft ins Feld und in die Tannenheide kam, und nach und nach alle Bücher, die ich ſah, an mich reißen durfte, dabei meine Mutter inniglich liebte, hatte ich viel glückliche Stunden, und alles wurde für meine Seele Poeſie. Daraus hätte trotz allen Misgriffen das Schönſte werden können, wäre ich nicht verheirathet und mit den verkehrteſten Anſichten und Begriffen in Kreiſe geſchleudert worden, die mir nichts verleihen konnten, wo ich viel einbüßen mußte, und aus deren Leerheit und Dürre ſich das lechzende Herz in eine Traumwelt flüchtete, die auch durch ſchlimme Truggeſtalten bevölkert war.

Das einfache Weſen und den Umgang Jean Paul's möchte ich dem ununterbrochenen milden Rauſchen hoher

Waldeswipfel, das in ſich ſelbſt Muſik iſt, vergleichen, indeß je und je ein ſchmetternder Nachtigallenwirbel durch die grünen Wölbungen wogt, und mit einem mal alle Symphonien, die je die Waldung durchtönten, im Widerhall ringsum erwachen und die Seele in ihren Wirbeln mit ſich fortreißen. Er war nur im holden Selbſtvergeſſen ſeiner Wunderpracht für das Weſen da, von dem er ſich verſtanden fühlte, und wie der Kolibri ſuchte er, wo er auf Blüten verweilte, nur den himmliſchen Thau, den ihr Kelch bewahrt.

Die Königin Luiſe und Friederikens, ihrer Schweſter, große Seelenvertraute, Karoline von Berg, machten auf Jean Paul den Eindruck, den eine ſolche Erſcheinung — von der Petrarca geſungen hätte:

Chi vuol veder quantunque puo' natura
E 'l ciel tra noi vénga el mirar Costei —

auf ihn, dem himmliſcher Seelenduft das Innere durchſtrömte, machen mußte. Meine Mutter nannte ſie nur die Himmliſche, und um ſo wärmer, als ſie von ihr verſtanden wurde. Karoline von Berg mochte damals etliche dreißig Jahre alt ſein; ſie war mir in zarteſter Kindheit wie ein Feengebilde erſchienen, ich hatte die kleine ſchlanke, roſig- und weißblühende Geſtalt im zierlichen Amazonenkleide, den Federhut auf den goldenen Ringellocken über den blitzenden Azuraugen, wie Gewölk über klarem Sonnenhimmel, immer nur im Fluge auf lichtbraunem ſchongeſchirrten Pferde vorüberſchweben ſehen, mit durchdringendem Blickesſtrahl, ſchön, ernſt, gebietend und mild. Zur Großmutter kam ſie wenig, ich war dann nicht zu Hauſe; dafür mußte die Karſchin oft bei ihr ſein, denn ſie liebte ihr Geiſtesfeuer, ihre Kunſtlosigkeit, ihr Gemüth und ihre Lieder. Meiner Mutter

wurde ſie innig gewogen und beſuchte ſie oft. Ihr liebſtes Geſpräch war die Königin Luiſe, die mit ihrer eigenen Luiſe, mit dem Erbprinzen Georg und mit Friederike die heiligſten Liebesgefühle in ihr wach und flammend erhielt.

Sie war die ſinnreiche Spenderin der meiſten königlichen Wohlthaten. Keine Hütte war ihr zu entlegen, kein Sterbelager zu ſchaurig, kein Elend zu abſchreckend — ſie ſuchte es auf, ſie brachte Troſt und Erquickung. Ihr war bei dem wärmſten, reichſten Herzen kein anderes Glück in das Leben übergegangen, als das der Mutterzärtlichkeit und Freundſchaftstreue und der Linderung fremder Leiden. Ihren Geiſt hatte ſie mit gründlichen Kenntniſſen, Phantaſie und Gemüth mit den ſüßeſten Blüten geſchmückt. Sie las die Dichter aller Lande, ſie kannte das Schöne in allen ſeinen Reichen. Auf jeder heiligen Stätte, wo der Genius thronte, loderten ihrer Andacht heitere Opferflammen. Frühe Leiden hatten ſie zum Manne geſtählt. Von der Weiblichkeit behielt ſie nur den Anſtand, die Milde und die Tugend, männlicher Ernſt und Gleichmuth war der Grundton ihres Weſens. Mit ſolchem Seelenadel mußte Ahnenſtolz unvereinbar ſein und bleiben. Darum iſt alles Echte vornehm, und ſelbſt auf Thronen das Gemeine gering.

Jean Paul und ſein Freund verlebten die herrlichſten Morgen mit ihr, mit Auguſte von Haake, Minna von Knebel, deren beſcheidene Anmuth und gehaltvolle Sinnigkeit wie ein Frühlingshauch labte und erfreute, und auch mit uns, mit meiner freudefunkelnden Mutter, die ihren Urſprung aus galliſchem Blut (mein Großvater war ein Abkömmling der Hugenotten, die in Preußen Zuflucht gefunden) nicht verleugnen konnte

Wie groß und mild Jean Paul war, wo er Liebe fand, dies wiſſen alle, die ihn kannten; uns aber wurde es auf eigene Weiſe kund. Es gab in ſeinem Kreiſe ein weibliches Weſen, zu zart und glühend für ihr laſtendes Misgeſchick, und ſchon an der Neige ihrer freudenloſen Tage. Sie hatte einmal nur im Leben geliebt. Durch den Anſchein einer Treuloſigkeit getäuſcht, hatte ſich der Erwählte ſchweigend von der Unglücklichen abgewendet. Er blieb unvermählt. Sie konnte Herz und Gedanken von ihm nicht trennen, konnte ſich nicht troſten, daß ſie ſeine Liebe verſcherzt.

Wilhelm B. war von ſeltenem gediegenen Gehalt, von umfaſſender Bildung. Seine verlaſſene Geliebte fand ihren einzigen Troſt darin, in einſamen Stunden ſein Andenken zu feiern, ſie gab ihm ihre Thränen. Sterne, einzelne Laute, ja die Blumen der Wieſe, darin Thautropfen bebten, und das Rauſchen der Waldung, Sonnenlichter, die auf grünem Raſen ſpielten oder im Flutenſpiegel hüpften, waren ihr Grüße von Wilhelm, Boten ſeines ſehnenden Angedenkens, und jeder unerklärbare Klang, den ein Zufall erweckt, war für ſie eine geiſtige Annäherung. Bei dem Gedanken einer wahrhaften Trennung wäre das Herz ihr gebrochen. Die Gewalt ihrer Empfindung ſchuf um ſie her eine Welt, in der ſie das Daſein ertrug.

Wie wenige werden den Sinn dieſes Wahnſinns faſſen! Jean Paul faßte ihn, als jene Leidende ihm ſagte (es war in meiner Gegenwart): „Sie ſind es nicht, der dieſe Werke geſchrieben hat, es iſt mein Freund! Ich habe mehrere unſerer Geſpräche im «Hesperus» in den «Palingeneſien» wiedergefunden, ich habe in den «Blumen-, Frucht- und Dornenſtücken» die geheimen Beziehungen erkannt. O ſeien Sie ſo gut, geſtehen Sie es mir, Sie ſind

ſein Bote! Sie ſollen mir Troſt bringen, mich vorbereiten auf ſeine Wiederkehr. Sie ſind Leibgeber! es iſt ſonnenklar. Aber ſagen Sie mir es auch nun, denn ich weiß es ja!"

Mit feuchten Augen und einer Milde, die wie Frühlingslüfte-Liſpeln auf Blütenzweigen weich und innig klang, ſagte Jean Paul, der, während ſie ſprach, ſeinen Sternenblick auf der Leidenden ruhen ließ und ein ſchmerzliches Lächeln, das um ſeine Lippen ſpielte, in ein freundliches liebendes umſchuf: „Nein, Liebe, ich bin Richter, und habe meine Werke ſelbſt geſchrieben; wenn Sie dort ihren Freund wiedergefunden, ſo halten Sie ihn dort feſt! Er lebt Ihnen dort!" Und ſo oft ſie auf ihre Einbildung, die ihr bis in den Tod blieb, zurückkam, blieb der Herrliche mild, und ſuchte im Hort ſeines Innern Troſt für die Freundin.

Gern feierte Jean Paul im Kreiſe ſeiner Lieben das Andenken der Entfernten. Oft ſprach er von ihr, dieſem erſten Sternbild, mit dem ſein Jugendhimmel ihn angeſtrahlt, von der Freundin, deren Erinnerungen dieſen Blättern vorausgehen. Er liebte ſie mit frommer Brudertreue. Eine ſolche Erſcheinung, deren Licht zuerſt ein Jünglingsherz zu zarter Huldigung erſchließt, rettet ihr ganzes Geſchlecht in ſeiner Phantaſie, in ſeinem Glauben an weibliche Würde und Tugend, und veredelt ſein ſchöneres Selbſt für alle Zukunft.

Er ſprach zuweilen von der Verfaſſerin der „Caladonia", Emilie von Berlepſch, nachherige Harmes, die auch zu den früheſten ſchönen Erſcheinungen ſeines Lebens gehört. „Agnes von Lilien" empfahl er mir zu leſen als den „meiſterhafteſten Roman, den je eine Frau geſchrieben". Es war im Jahre 1800. Von der Verfaſſerin ſagte er nichts; vielleicht, weil er überhaupt ungern von Weimar

ſprach. Damals hatte ihn die öffentliche Meinung noch nicht den Grundpfeilern und Koloſſen deutſchen Ruhmes beigeſellt: Goethe, Schiller, Herder, Jean Paul verſchmolzen im deutſchen Gemüth noch nicht in Einen Gedanken. In den „Xenien" ſtanden zwei Zeilen, „Jean Paul" überſchrieben, und gerichtet: An....

Meinſt du, er werde größer, weil du die Schultern ihm leihest?
Er bleibt klein wie zuvor, du trägſt den Höcker davon.

Nun, es ſteht noch mehr im „Muſenalmanach", herausgegeben von Schiller (1799), z. B.: „Die Spree".

Sprache gab mir mein Ramler, und Stoff mein Friedrich, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem!

Die Spree ſchwieg nicht lange mehr. Selbſt in ſeinen Leiden fand Preußen neue Größe, und bald überflügelte es ſich ſelbſt und jeden frühern Ruhm. Wer aber hätte Jean Paul „klein" genannt? O ſtill! Erde deckt ſie nun alle. Steine tragen die Bildung der ſterblichen Hülle unſerer Rieſengeiſter, und droben ſchweben ſie liebend vereint und lächeln auf die kleine kleinliche Erde herab. Ich ſprach eines Tags mit Entzücken von „Don Carlos" und von den „Idealen". Jean Paul überraſchte mich durch den Ausſpruch: „Schiller iſt kalt! Sie fühlen das jetzt nicht, Sie werden es noch fühlen! Schiller iſt Eis, er iſt ein Gletſcher, nie Sonnenſtrahl mit göttlichem Farbenſpiel, warmen Purpurtönen; eilen Sie hin, Sie finden weder Glut noch Leben, Todesodem ſchleudert ſie weg."

War dies eine Wirkung der „Xenien"?

Von Goethe ſprach Jean Paul nie, damals auch nicht von Herder, den er ſpäterhin ſo liebevoll würdigte. Die anmuthig liebreiche Wendung im Hinblick auf mich, die er nahm, um von Amalie von Imhof zu ſprechen, bleibe hier unerwähnt, ich weiß auch nicht recht ſeine eigenen Worte mehr. Er fuhr dann fort: „Sie werden bald eine ſchöne Dichtung leſen: «Die Schweſtern von Lesbos», im antiken Silbenmaß und im antiken Geiſt, doch kalt vor lauter Vollendung.“ Aber ſie ließ uns nicht kalt, als ſie die Dichterin las. Alles was Weimar von geiſtigen Größen in ſich faßt, war um ſie her verſammelt; Amalie von Imhof war noch ſehr jung, wol noch nicht zwanzig. Sie trat in den Dichterkreis im weißen griechiſchen Kleide, mit goldenen Spangen, ihr braunes wunderreiches Haar geflochten, geſcheitelt, griechiſch gewunden, ihre großen blauen Augen ſtrahlend vor innerer Bewegung, die Wangen glühend, der Buſen flog und wallte; welch ein Marmor war lebendig geworden? Sie hatte ein Geſicht ſo claſſiſch wie ihre Dichtung. Man ſah die ſchöne Hofdame ſonſt ruhig abgemeſſen; heute erſchien uns die Sängerin wie die griechiſche Muſe ſelbſt, mit ſüßen Klängen die Dichtung vortragend, jedes Wort Muſik. Es war uns allen eine Erſcheinung, ein Wundertraum, der Olymp war offen, und ſeine anmuthſtrahlendſte Göttin lebte!

Von den Erinnerungen, die Jean Paul im Kreiſe der Freundſchaft wie flatternde Bilder zu begrüßen kamen und ſich hineinwoben, damit ſeinem Glücke nichts fehle, war Frau von Krüdener diejenige, von der er am liebſten ſprach. Er ſehnte ſich tief und innig ſie wiederzufinden, und erſehnte für mich das Glück ihr zu begegnen. Frau von Krüdener war die erſte ſichtliche Offenbarung deſſen, was Raſael Sanzi vorſchwebte. Jean Paul hatte ſie in ihrem

Frühling gekannt. Manche irdiſche Hülle ſcheint verdichtetes Licht; ſo dieſe! Sie war keine Schönheit, aber ſchön! Ihre ätheriſch ſchlanke wunderliebliche Geſtalt voll Muſik der Bewegungen, ſymmetriſch wie ein Kunſtwerk von griechiſchen Meiſters Hand, ihr lockiges Haar, jede Locke eine Seele, des Hauptes feines Oval, die blühenden Farben des Angeſichts, die freundliche Bildung jedes Zuges, der Geiſt auf der lichten Stirn, die liebeſtrahlenden himmelblauen Augen, der ſüße Mund, der Purpurthron zarter inniger Güte, dem kein unſchönes Wort je entflogen, der nur Troſt und Liebe gab, und der volle Einklang der ganzen Erſcheinung machten ſie ſchön. Ihr Tanz war nur die freudige Entfaltung des innern Aufblühens, das im gewöhnlichen Leben ruhig in der Knospe blieb. Er war nur der Strahl der Offenbarung innerer Begeiſterungsfülle, und ſo war die Krüdener Madonna, Mater doloroſa, oder was immer ſonſt Holdſeliges, Großes, Inniges in Schmerz und Liebe verklärt hienieden geblüht, jedes Bild ein neues vollendetes Meiſterwerk. Als Jean Paul ſie gekannt, war ſie noch nicht in Paris geweſen und viel natürlicher und herziger als ſeitdem. Ihre Poeſie war noch nicht auf Papier gekommen, ſie trug ſie noch, wie die Muſchel die Perle, im Innern.

Es iſt bei Frauen ganz etwas Eigenes um den geheimnißvollen Reiz deſſen, was ſie blos ahnen laſſen, was unbewußt wie der Duft der Blume aus ihrem Innern hervorſtrömt, abſichtslos ſich enthüllt.

Der liebſte Aufenthaltsort Jean Paul's war ſtets im Freien, er dichtete gern im belebenden Strom der friſchen Luft unter wehenden Wipfeln. Wir fuhren oft hinaus. Der Thiergarten hat doch durch Gras und Bäume ſo etwas von einem Wald, und der Spiegel der ſtillen Spree ſtrahlt freundlich aus dem Wieſengrün. Jean Paul

ſagte einmal: „Ja, Berlin iſt eine Sandwüſte; aber wo ſonſt findet man Oaſen?“ Er liebte Berlin, vielleicht beſonders dadurch, weil er dort Liebe fand. Auf eine unſerer Einladungen ſchrieb er mir: „Ich werde kommen, aber erſt um acht, da ich vorher noch mit Ahlefeld zu Madame Bethmann gehe; eine kurze Freude iſt oft eine große. Noch immer mache ich keine andern Reiſeanſtalten, als von einem Haus in das andere; Addio cara!“ Nur einen dieſer Zettel habe ich freiwillig verſchenkt; es gab viele, die meiſten ſind mir abgeſchmeichelt worden, einige verloren gegangen. Auf einem ſtand: „Warum müſſen ſelbſt unſere Himmelsträume Lichter und Farben bei der Erde borgen? Warum müſſen die Engel eine Leiter haben, um zu Jakob herniederzuſteigen?“

Ich könnte ſie nicht mehr aufzählen, die Reihe der ſchönen Tage, die Jean Paul's Freundlichkeit uns gewährte. Mir blieb ſeine Gegenwart das Beſeligendſte, was ich je empfunden. Für meine Mutter und mich, die damals unſaglich litten, lag ſchon Troſt in ſeinem theilnahmvollen Blick, in ſeinem Bezeigen. Worte ſtanden, wenn er tief erſchüttert war, ſeiner Empfindung zu fern. Aber ſeine bloße Nähe war Labung. In geſellſchaftlichen Kreiſen war er ſtill, faſt wie eine Aeolsharfe, die ſchweigend ruht, bis der Lufthauch ſie berührt; dann wogen die Melodien aus ihrem Buſen hervor, und enthüllen nie geahnte Wunder. Ein Wort, Ein Blick konnte den innern Reichthum weckend hervorrufen; doch immer blieb er mild, ſelbſt in der höchſten Kraft. Am anmuthigſten und heiterſten war er morgens im Freien.

Am 28. October 1800, wo endlich meine Trennung vom Gericht beſtätigt wurde, nachdem ich ſie ſechs Monate vorher vergebens nachgeſucht, ſchrieb mir Jean Paul: „Liebe Freundin! Gerade jetzt um 1 Uhr

wo das Räderwerk Ihres Schickſals auseinander gelegt" u. ſ. w.

Der trübe Ernſt dieſes Briefchens lagerte ſich wie eine Wolke vor meinem Blick in die Zukunft — doch die Jugend richtet ſich bald wieder aus der Muthloſigkeit empor. Und es lagen nur etliche leere Tage zwiſchen dem verſprochenen Sonnabend bei Knebels. Der Abend war ſchön! Jean Paul ſprach von ſeinen weiblichen Schöpfungsbildern. Zuerſt von Klotilden. Er ſagte unter anderm: „Die Frauen, die ich geſchildert, ſind alle treu nach der Natur. Ich habe ſie nicht als Ideale aufſtellen wollen, ſie erſchienen mir in den Beziehungen, in welchen ich ſie aufgefaßt, ſo wie ich ſie darſtellte; die übrigen Seiten ihrer Geſtalt ſind unberührt geblieben. Meine Klotilde iſt das treue Abbild meiner erſten edeln Jugendfreundin, ich war noch nichts für die Außenwelt, als ſie mir erſchien; ſie rief mein Innerſtes zur Geſtaltung hervor. Klotildens Mängel ſind mir gar nicht ſichtbar geworden, ich denke ſie mir ganz vollendet, in allem klar, gediegen, tief, feſt und großartig wie ſie im «Hesperus» ſteht. Wir alle ſehen von den Welten dort oben die Strahlen und nicht den Kern.

„In der Lenette wollte ich Realiſt ſein, um zu zeigen, daß ich die Frauen nicht durch ein Prisma ſehe, und daß das Weibiſche in meinen Augen keine Weiblichkeit iſt!" —

„In Ihnen erkenne ich meine Liane wieder", ſagte er mir, „es iſt als hätte ich Sie errathen, ich habe mir dieſe blos gedacht, wenn ich auch einzelne Züge zu ihrem Bilde beſaß. Leſen Sie meinen «Titan», Sie werden ſich darin wiederfinden!"

Das war Troſt für die wehmuthsvolle Farbe des Briefs vom 28. October! Meine Mutter ſprach an jenem

Abend wieder von ihrem schönsten Schmerz, von Maria Antoinette, und von Madame Elisabeth, dem Dauphin und Charlotte Theresia, die vor seit kaum zwei Jahren ihrer Familie zurückgegeben worden. Sie hatte schon 1794 an Zschokke geschrieben, weil sie ihm für sein „Pantheon" eine Schilderung der schönen unglücklichen Königin senden wollte. Im „Pantheon" standen Scenen aus Zschokke's Trauerspiel: „Charlotte Corday", eine Apotheose der damaligen Helden der Tage, die der Dichter im höchsten Glanz republikanischer Tugend verklärt sich gedacht. War er doch jung, und erscheint doch edler Jugend mancher Wahn als ein Engel des Lichts.

Zschokke's Antwort auf meiner Mutter begeisterten Brief fiel wie Hagelschlag auf dies schone Aufblühen, und die Schilderung unterblieb. Die erste Lebendigkeit jener Eindrücke, die Kraft der Darstellung war nun erloschen.

„Sollten Sie noch Stimmung für solche Schilderung finden", sagte Jean Paul, „so müssen Sie sie mir schicken. Ich sende Ihnen einige Bruchstücke, die ich mir aus Blättern jener Tage ausschreiben ließ, vergiftete Pfeile aus dem Köcher der Hölle!" Hier ist eins dieser Blätter: „Auf die nichtssagende Anrede der Deputation von der Municipalität, als Ludwig XVI. nach Paris hingezwungen worden (Anfang October 1789) antwortete die Königin:

„Mit Vergnügen nehme ich die Huldigungen der Stadt Paris entgegen, dem Könige werde ich stets freudig hinfolgen, wohin er geht, und vor allem hierher." Wenn nun (so fährt derjenige fort, der diesen Bericht in einem französischen Blatte abstattet) irgendein Bürger, glühend von Vaterlandsliebe und fähig sich zum Standpunkt der Dinge in jener Stunde zu erheben, berufen gewesen

wäre, die Königin anzureden, so hätte er Folgendes geſagt:

„Indem Sie unſern König in dieſe Stadt begleitet, die nur eben mit Brand und Hungersnoth kämpfte, haben Sie, Madame, begonnen, die Gerüchte zu widerlegen, die alle guten Franzoſen betrübten und ein Echo durch ganz Europa gefunden. Feindlich Geſinnte, die Ihnen Ergebenheit heucheln, ſtellen Sie als die Stütze der Faction dar, die den Staat zertrümmert. Ihnen, Madame, verhehlen, daß dieſe Gerüchte auf das Volk ſchrecklich gewirkt, hieße Verrath gegen Sie begehen! Sie müſſen erfahren, daß nur die Furcht, Ihren Gemahl zu betrüben, Ihren Namen mitruft in den Segenswünſchen, in den Freudentönen, die dem König gelten.

„Wir wiſſen, wie Verleumdung jeden Rang, jede Tugend begeifert. Wir wiſſen nicht minder, was Schmeichelei und unbegrenzte Herrſchſucht über Könige vermögen. Wir ſehen ein, was im Herzen einer Gemahlin, einer Mutter vorgeht, die dem Gatten und dem Sohne Rechte erhalten ſehen möchte, die ſie für ihre wahrhaften Rechte hält. Wir wiſſen, wie feſter Wille des Gelingens in einem menſchlichen Gemüth wirkt, wenn es ſeines Strebens Ziel im Auge behält; aber es kommt uns nicht zu, Madame, Ihre Geſinnungen, Ihre Handlungen zu erforſchen; Sie haben für dieſen Moment keinen andern Richter als Gott und Ihren Gemahl, den König! Unſere Pflicht iſt erfüllt, wenn wir Ihnen die Hoffnungen einer glücklichen Zukunft ſchildern, die bei Ihrer Ankunft und Ihrem Aufenthalt in Paris in uns erwachen.

„Die Geſchichte unſers Landes hat nur wenige Beiſpiele von Königinnen aufzuweiſen, die des Volkes Glück ſich zu Herzen genommen; vielmehr ſchildert ſie viele, die

ſein wahres Unglück geweſen. Anna von Oeſterreich verurſachte einen Bürgerkrieg, indem ſie einem Miniſter beiſteht, den ſie nicht achtete und dem ſie gram war. Maria von Medicis, das Opfer des jammervollſten Ehrgeizes, der Frankreich in Unruhen geſtürzt, ſtirbt in Köln im tiefſten Elend, unter der Laſt der Verachtung ihres Sohnes und der Königin Frankreichs. Wechſelsweiſe beſtürmten Sorgen und Gewiſſensängſte jener andern Medicis Daſein, welche blos jene Partei, der ſie diente, die ſie zum Spielwerk brauchte, indeß ſie ſich als die Seele und Herrſcherin wähnte, als ein geniales Weib geſchildert.

„Iſabeau von Baiern verrieth Frankreich, übergab es den Engländern gab es allen Greueln des Bürgerkriegs preis; ihr Geſchick war entſetzlich wie ihr Verbrechen. Abbé Velly ſchreibt von ihr in ſeiner Geſchichte von Frankreich: «Sie wurde von ganz Frankreich verabſcheut, alles mied, haßte, verließ ſie; mit ihrer Schmach, ihren Schandthaten, ihren Gewiſſensbiſſen blieb ſie allein; Beſchimpfung und Jammer hefteten ſich unauflöslich an jeden Augenblick ihres Daſeins. Die ihr alles ſchuldeten, höhnten ſie ohne Unterlaß. Sie waren ſo niederträchtig, ihr vorzuwerfen, Karl IX. ſei nicht der Sohn ihres Gemahls. Nur ihre Thränen erleichterten ihre Pein, zur Strafe nur verlängerte die göttliche Vorſehung ihr Leben; zu ſchändlich, um vor Schmerz ſterben zu können, ſchleppte ſie in Armuth und Dunkelheit die letzten Jahre eines mühſeligen entehrten Alters mitten in Frankreich hin, deſſen Abgott ſie geweſen; es fehlte ihr an allem, und keine Seele empfand Mitleid mit ihr!»

„Wir brauchen nicht tiefer in die Geſchichte unſerer Vorzeit einzugehen, nicht bis zu Fredegund und Brunhilden hin, deren Handlungen jede ein Verbrechen waren, und

jeder Gedanke ein Unheil, um zu beweiſen, daß eine ränkevolle Königin, die nicht ihr Glück in der Tugend ſucht, die gräßlichſte der Frauen und die unſeligſte der Königinnen war. Uns fehlt eine Königin, Madame, deren Leben im entſchiedenſten Gegenſatz zu all dieſen Scheuſalen ſteht. Eine Königin, die, mit der Herzensausbildung ihrer Kinder, mit dem Glück ihres Gemahls beſchäftigt, die Erleichterung der Volksbedrängniſſe zu ihrer theuern Pflicht ſich macht, die der verfolgten Unſchuld, der verdienſtvollen Nothleidenden entſchiedene Beſchützerin ſei, die ſich jeder andern Theilnahme an der Staatsverwaltung entſchlage, und nur ein Miniſterium der Wohlthätigkeit errichte, ſodaß ſelbſt ihr königlicher Gemahl die Dankbarkeit der Nation, und die Bewunderung aller Staaten nicht ganz ohne eiferſüchtige Regung wahrnehmen könne. Dies iſt's, Madame, was Sie uns gewähren können! Sie vereinigen in ſich alles, was dazu gehört, die Natur hat Ihnen alles geſchenkt. Sollte eine vorgefaßte Meinung, ein Groll gegen das beſte der Völker (!) in Ihrer Seele walten, ſo ſagen Sie ſich davon los, Ihre Thaten geben Sie ſeinen Blicken, Ihr Herz ſeiner Liebe preis. Der Franzoſe iſt die glücklichſte aller Naturen, über eine einzige ſchöne That kann er hundert Ungerechtigkeiten verſchmerzen, ein Lichtſtrahl auf ſeine Vergehungen und er fühlt und bereut. (!) Er bedarf des Glückes, Sie ſo zu lieben, wie er ſeinen König liebt. Nur die Furcht hinweggeſtoßen zu werden, hemmt den Erguß dieſer Empfindung. Indem Sie mit Vertrauen, mit einem Vertrauen, das nicht wird verrathen werden, unter uns erſcheinen, haben Sie den Gemüthern ſchon Luft gemacht; vollenden Sie Ihr Werk, indem Sie Ihren Patriotismus ſo laut, ſo offenkundig üben, daß die Ariſtokratie ſich in jeder Hoffnung getäuſcht ſieht,

fürderhin Ihren Namen zum Schreckbild des Volks, zur Beschönigung ihrer frevelhaften Plane misbrauchen zu dürfen."

Wir litten alle unsaglich, als wir dies Blatt durchlasen. Jean Paul sagte: „Selbst Unbefangene wurden in Paris durch die ersten Wahrnehmungen bei Ausbruch der Revolution getäuscht, und wir alle konnten noch eine lange Zeit hindurch aus der Ferne das Wahre von dem Falschen nicht unterscheiden."

Noch einige klare schöne Novembertage verbrachten wir mit den Freundinnen und mit Jean Paul im Thiergarten, dann trat eine Pause ein, wo ich nicht so glücklich war, ihn zu sehen. Er schenkte uns jedoch einen Abend mit Ahlefeld; seine Braut kam nicht mit, sie schrieb mir, daß sie ein häusliches Geschäft zu revidiren habe, eine Wäsche. Von unsern Gästen erinnere ich mich der Freiherren Kreß von Kressenstein, Haller von Harsdorf, der edeln Freundin von Heydebreck, geb. von Brano, der Fräulein von Knebel und Don Pedro's de Casa Valencia, eines geistvollen Spaniers, der späterhin als geborener Amerikaner sich nach seiner Heimat einschiffte, um ihre Rechte und Freiheiten zu vertheidigen, aber durch einen Schuß durchbohrt, noch ehe das erste Treffen begonnen, todt niedersank, den vaterländischen Boden mit feurigem Herzblut tränkend. Er konnte gut deutsch und liebte die Poesie. Jean Paul's Wesen erschien ihm sehr anziehend, und dieser fand Großartiges und Feuerdurchstrahltes in der schönen poetischen Natur. Der Abend war fröhlich. Fast alle deckt Erde, die mit uns dort vergnügt gewesen; mir ist's bei der Erinnerung, als läge nur eine Minute zwischen heute und jenen glücklichen Stunden!

Jean Paul nahm mehrfach Anlaß mich zum Dichten

und zum Trucken einiger meiner damaligen Verſuche aufzumuntern; auch den Romanentwürfen widmete er Aufmerkſamkeit. Was die Poeſie betrifft, ſo hatte ich endlich, nachdem ich manches Neuere mit Fleiß und Erſtrebung die Form zu verſtehen, durchleſen, einige Fertigkeit gewonnen. Nun ging ich nicht mehr völlig in der Irre, aber die mühſam errungene Form war noch unbelebt, der Inhalt ungewichtig, die frühere, nicht anmuthloſe Unbefangenheit in der Fülle des jungen Werdens, im angeborenen Reichthum des Gemüths, war fort und durch nichts erſetzt. Ich fühlte, was mir abging, ſo tief und heiß, daß ich darüber vergaß, was ich hatte. Jean Paul aber hatte es nicht vergeſſen. Ich theilte ihm einen Abſchnitt aus meinem Romanbuche mit; wie ſehr dieſer Nachſicht bei ihm fand, bezeugen die Worte, die er darunterſchrieb; aber nun gab ich ihm auch die Fortſetzung in der ſpätern Eklektik der ſchon erwähnten Jean Paul-Lafontainiſch-Genialiſirenden und wer weiß was noch für Manier, und der hohe Meiſter gab dieſe Blätter ſchweigend zurück. O weh! kein Buchſtabe mehr wurde dazu geſchrieben; jener frühere Abſchnitt, der ihm gefiel, war noch aus der früheſten guten Zeit geweſen. Ein Gedicht gefiel ihm, noch heute weiß ich nicht warum. Vielleicht weil er durch einige frühere, die ihm glücklich aufgefaßt ſchienen, voraus gewonnen war, und weil es in der Form kunſtreich und ziemlich gefügig ſich darſtellte; hier iſt der Anfang:

Jetzt da Vielen blühn auf duftenden Matten,
Komm, mein Geliebter, aufs Land!
Komm und wandle mit mir in traulichem Schatten,
Mir und dir nur bekannt!
Fluten rieſeln im Hain, und glühende Roſen
Spiegeln ihr Antlitz im Bach u. ſ. w.

Jean Paul unterbrach mich: „Das iſt ein ſchöner Gedanke, glühende Roſen kühlen ihr Antlitz im Bach!“ So wurde in ſeinem Innern gleich brillantirt, was er empfing. Ich enttäuſchte ihn nicht, ich war damals noch ſo arm und ließ mich ſchweigend mit der Paradiesvogelfeder ſchmücken, die nicht mein eigen! Ich habe mir das nie vergeben können und habe es ihm auch 1822 eingeſtanden. Gütiger und milder war nie eine Gröſſe als er; Hingebung eines Kindes, und kindliches Hinnehmen deſſen, was vom Herzen kam, hat kaum ſonſt wer auf Erden je in dieſem Grade geübt. Er war dabei ſo hold und herzig, daß ſich Gütigkeit, Milde und Nachſicht von Freude über uns nicht unterſcheiden ließ; denn alles ſah er von der ſchönſten Seite, trug auf alle Erſcheinungen die Reinheit und Echtheit und die Fülle innern Reichthums über. So oft ich ihn ſah, und wie oft war das damals, und 22 Jahre ſpäter kam nie ein unſanftes Wort gegen Abweſende über ſeine Lippen, er entheiligte nie den Witz, ließ ihn nie der Perſönlichkeit fröhnen, fand im Quell der Gedankenfülle der Bilder und ewig ſchönen Anmuth der Gefühle Würze der geiſtigſten Art, die des Salzes nicht entbehrte. Auch hatte er eine eigenthümliche Weiſe, in Sinn und Weſen ſeiner Lieben einzugehen und ihr Herz zu erſchlieſſen, ohne je durch eine Frage zu verletzen. Karl Maria von Weber's Wort: „Man ſoll in der Muſik nie fragen“, übte Jean Paul in der Freundſchaft.

Niemand hat gröſſer, vollkräftiger auf das deutſche Gemüth eingewirkt als Jean Paul, ohne jemals in das Getriebe der Weltthätigkeit einzugreifen, einzig durch das was er war. Das entquollene Wort, die Ausſtrahlung des Genius aus innerm Drang wirkte durch die ihm innewohnende himmliſche Kraft. Keiner hatte vor ihm

Deutſchland zum Selbſtbewußtſein emporgerufen. Er kannte das, denn keinem waren wie ihm die Seelen offen und eigen. Er hatte ſein Volk an ſein Herz genommen, an ihm war die Generation aufgerankt und aufgeblüht, da mußte ſie Frucht tragen, als ihre Sommerſonne die Mittagshöhe erreichte. Er war der ethiſch-religiöſe Erloſer des Romans, der einige Jahrzehnde vor ihm Fleiſch geworden. Er kann nichts dafür, daß niemand nach ihm in ſeinem Geiſt und Sinn gewirkt; doch wird ſich die Kunſt in allen ihren Reichen ſchon wieder vergeiſtigen.

Was der Unverſtand in ſeinen Dichtungen für Manier hält, war Eigenthümlichkeit. Er war kunſtreich am Schreibtiſch, kunſtlos im Umgang, beides aus Echtheit und innerm Trieb, wie alles was er war.

Seine Erſcheinung war Weſen, das aus freier Kraft zur Erſcheinung hervorblühte. Niemand war einfacher von Grund aus vermöge ſeines Freiheitsſinnes. Ueber alles ging ihm innere volle Wahrheit, Kunſtloſigkeit. Der Schein konnte ihn vermöge ſeiner Gutmüthigkeit gewinnend täuſchen, vorzüglich wo der Zauber der Jugend und blühenden Reize der Täuſchung zu Hülfe kam.

Doch die Entlarvung entfremdete ihn bitter, und er blieb auf ewig abgewendet. Kinder waren und blieben ihm das Liebſte und Lieblichſte auf Erden, und nichts war reizender, als wenn er mit Kindern ſprach. Innig mitfühlend wie mit einer Jeſusſeele, ſchöpfte er aus dem Born des Lebens die Bitterkeit unvertilgbarer Schmerzen, aber er war auch gleich mit dem Troſte da. Alle ſeine Nachtſtücke tragen am Rand ihres Horizontes den Schimmer des ewigen Morgens, und der Hesperusſtrahl dringt durch alle ihre Wolken, durch alle Schatten ihres Urwaldes. Er führt in düſtere Hütten des Jammers ein,

doch er zeigt den Sonnenstrahl, der durch die kleine Fensteröffnung in die rauchgeschwärzten Räume fällt und die Wange küßt, die der Tod schon umdämmert. Er reißt Welten nur in Trümmer, um einen Himmel zu bauen. Sein Genius brachte vollsaftiges Blühen, hier und da wol ein welkes Blatt, aber gold- und purpurgefärbt in Himmelsblau flatternd, und nur durch den glühenden Strahl frühzeitig geröthet.

In frohen Stunden wie im Leid lag etwas unendlich wohlthuendes in der harmonischen Milde seines ganzen Wesens, seines Blicks, im Ernst seines stillen Lächelns. Nie hörten wir ihn lachen, aber sein Lächeln mit dem Augenstrahl war Frühling.

Jean Paul steht in seinen Dichtungen einsam auf seiner Höhe, er hatte keine Vorgänger, und wird keine Nachfolger haben; auch steht der Cyklus seiner Schöpfungen als abgeschlossenes Sonnensystem vollendet da. Seine Bestrebung, eine reine, unbewußte, blieb stets nur Eine, und war eben durch ihre Absichtslosigkeit groß und erhaben. Seine Vielseitigkeit der Richtungen, sein Adlerschwung zu den Sternen und sein liebevolles Verweilen bei den einfachsten Anschauungen des Menschenlebens findet sich außer bei Goethe und Jean Paul nur selten und kaum sonst wo in solcher Anmuth des Einklangs wieder. Die Zeit wird seinen Werken noch erst recht entgegenreifen und wird die meisten seiner sogenannten Absprünge als durch innere Nothwendigkeit bedingte und zum Ganzen gehörige anerkennen. In seinen ersten Werken sind mehr und grellere als in den spätern. Sein Geschmack war geläuterter geworden, sein innerer Reichthum quoll freier und sein krystallheller Lauf zeigte ebenso klar die Edelsteine und den Goldhort seiner Tiefe, wie früherhin die Kiesel und Moose, die den Anfang seines

Grausses bezeichnen, und die er sprudelnd im heitern Wellenspiel emportanzen ließ und zurückschleuderte.

Jean Paul versprach sich mit einer der Töchter des Tribunalraths Meyer, deren ältere Schwester, Minna, dem Hofrath Spazier ihre Hand gab. Ihre Mutter war eine Cesar. Minna war ein sehr hübsches und lebhaftes Mädchen, welche reiche Anlagen des Geistes in sich vereinigte und viel Gemüth hatte. Was in ihren ausdrucksvollen schwarzen Augen loderte, war nicht Himmelsglut, doch konnte man es eigentlich auch nicht sinnlich nennen. Ihre Schwester Karoline war ganz ihr Widerspiel. Sie sah so streng auf die Form in allen Lebensverhältnissen, wie Minna in dieser Hinsicht nachlässig war; sie übte großen Ernst und gefiel sich im Beifall der Welt, an welchen ihre Schwester gar nicht dachte. Karoline hat wenig geschrieben. Ihre Töchter sind Muster von schöner Weiblichkeit und mit Geist und Bildung begabt. Ich traf sie viele Jahre nach unserer ersten Bekanntschaft in München wieder. Ihre Mutter, die ich als reizende Braut gesehen, war nun eine angenehme Matrone. Nach oftmaligem freundlichen Wiedersehen in München misverstanden wir uns wegen meines Nekrologs von Dorothea von Schlegel, welcher Jean Paul's Witwe beigemessen wurde. Seit es Nekrologe gibt, ist dieser vielleicht der erste, der widerlegt worden ist. Der Mensch geht durch mehr innere Metamorphosen, als manche interessante Thiergattung durch äußere. Die süße Braut, die ich 1804 bewunderte, war mir eine bittere Tadlerin geworden; sie hatte nicht bedacht, daß ich nur aus Liebe gegen Dorothea Schlegel gefehlt haben konnte, wenn etwa mein Nekrolog fehlerhaft war, denn ich habe sie heiß beweint.

Im Spätherbst 1804, als nur der Mond unsere

kleine Wohnung erhellte, trat Jean Paul in Begleitung seines Freundes Ahlefeld bei uns ein. Der Mond goß Lichtströme über eine hohe weibliche Gestalt, in welcher uns Jean Paul eine geliebte Freundin, Ahlefeld's Verlobte, eine Gräfin Henriette von Schlabrendorf, vorstellte. Diese entzückende Erscheinung übte den mächtigsten Zauber auf mich und die Mutter. Der Abend entfloh wie ein Traum und ließ einen unauslöschlichen Eindruck in uns zurück.

Diese Gräfin Schlabrendorf war Mutter zweier erwachsener Kinder und getrennte Gattin eines Gemahls, der ihr liebevoller Freund blieb, so unglücklich ihn auch diese Scheidung machte. Der Abstand der Jahre zwischen beiden war nicht unerheblich. Beide verstanden einander nicht, ohne daß sie doch einen Augenblick aufhörten, sich anzuerkennen. Nur wenige Jahre überlebte Graf Schlabrendorf den Verlust seiner Gemahlin. Er war sehr lebhaft, herzbedrückt und zerstreut. Man fand in Dresden seinen entseelten Körper in den Wellen. Ein heißes vereinsamtes Herz hatte Kühlung gesucht, die ihm die Erde nicht gewährte. Antheil seinem Andenken, Friede seinem Geist! Er war gut, empfand zart und tief und hat die Welt so wenig verstanden als sie ihn. Kann man den bitter tadeln, der nirgends eine Zuflucht für sein Herz findet, und wer von Jugend auf nicht dazu gewöhnt war, sie in Gott zu suchen?

Wir mußten oft bei unserer neuen Freundin sein, sie war voll Milde und Nachsicht gegen mich, die derselben sehr bedurfte. Jean Paul war sehr eifrig darauf bedacht, mich für die Poesie auszubilden; er munterte mich nur allzu nachsichtsvoll auf, erhob mich nur zu sehr in meinen eigenen Augen. Ich hatte durch Walter's Lehrstunden, durch Matthissons Gedichte das Formlose in mei-

nen eigenen abzuwerfen gelernt; ich ſehnte mich danach, ein Meiſterſtück hervorzubringen, nachdem ich einen Begriff von Silbenmaß erlangt hatte. Das Meiſterſtück wurde fertig, aber es war hohl und ſaftlos; es klang gleichwol ganz artig, aber ich ſelbſt war die erſte, die ſeinen Unwerth bekannte. Walter verlangte es indeß für einen Almanach, den er herausgab. Jean Paul lobte es. Er hatte unrecht. Er hätte mir ſagen ſollen: „Helmina! In allem, was Sie bisjetzt gedichtet, iſt auch kein Funke von Poeſie! Das Weſen der Poeſie kann kein Meiſter erklären, im Dichter ſelbſt muß es tagen: ihr rechter Schlüſſel iſt ein ſchöner Schmerz, den konnten Sie auf ihrem Lebenswege noch nicht finden. Sie gewöhnen ſich das Dichten ordentlich an, Sie ſind betrogen und betrügen ſich ſelbſt!“ Dies und Aehnliches hätte mir der Meiſter ſagen ſollen. Er that es nicht: Was er verſäumt, hat das Geſchick bei mir nachgeholt.

Der Tag, welcher mir Frau von Genlis entreißen ſollte, erſchien. Ich hatte ſie vor ihrer Abreiſe ziemlich oft beſucht und dieſe Zeit ſo wenig anzuwenden gewußt, als manchen andern günſtigen Umſtand meines Lebens: doch Frau von Genlis war nachſichtsvoll gegen mich. Es lag, und wahrſcheinlich nicht zu meinem Glücke, bei allen meinen Fehlern und Albernheiten etwas Beſtechendes in meiner Erſcheinung und meinem Weſen. Wer mich ſah, hielt mich für ein hübſches unkluges Kind, das in ſeiner eigenen Welt lebe und das auf ſeinem eigenen Wege wol zum Ziele kommen werde. Ich weiß nicht, wo die Menſchen damals alle Nachſicht herbekommen haben; ich war leer und oberflächlich, hatte auch nicht einen richtigen Begriff vom Leben und den Verhältniſſen, ſtrebte nicht nach Wahrheit, nicht nach Einſicht, und ahnte nichts von der Gefahr, in welche mich ein ſolches

Treiben ſtürzen würde. So unſchuldig war noch keiner ſchuldig, ſo dumm noch keiner geſcheidt!

Obgleich ich in Blindheit umhertappte, hatte ich eine dunkle Ahnung von dem, was mir gebrach. Den Aufenthalt bei Frau von Genlis hatte ich mir ganz anders vorgeſtellt, als er ſich geſtaltete. Meine Mutter, die herrliche Seele, brachte ihr Opfer heldenmüthig, ohne Schmerz zu zeigen. Auch ſie begann zu empfinden, was mir fehle; auch ſie glaubte, es würde mir in Frankreich zu Theil werden, was mir in Berlin entriſſen blieb. Zudem waren wir beide mit leerer Hand aus dem Kampfe mit unſerm Geſchick gegangen. Meine Mutter beſaß noch das Haus allein. Baron Haſſfer hatte es hinterliſtig mit einer neuen Hypothek beladen. Meine ohnmächtigen Verſuche, es vortheilhaft zu verkaufen, mislangen ſämmtlich. Die Reiſe nach Paris erforderte Geld. Frau von Genlis hatte in einem ihrer Briefe verſichert, General Beurnonville würde mich koſtenfrei nach Paris befördern. Es ergab ſich, daß ſie ihn falſch verſtanden hatte. Meine arme gute Mutter trieb das Reiſegeld von den Hausmiethern auf. Sie würde ganz ohne Geld zurückgeblieben ſein, wenn nicht Frau von Berg für ſie geſorgt hätte.

O, ich hätte in Berlin bleiben, mich redlich bemühen und beſtreben ſollen, mit meiner Hände Arbeit meine Mutter zu erhalten. Meine edeln Freundinnen, Frau von Heidebreck, geborene von Brand, Henrike und Minna von Knebel, Auguſte von Hacke, die vortreffliche Frau von Berg und viele andere würden mir durch Rath und Vermittelung beigeſtanden haben. Doch niemand war da, der mir geſagt hätte, was ich mir ſelbſt hätte ſagen müſſen. Und ich folgte der Lockung der Hoffe und verließ die kränkelnde Mutter, das geliebte Jugendland,

den schönen Kreis herrlicher Freundinnen, um einer fremden Frau nachzugeben, über welche die öffentliche Stimme bei weitem nicht einig war, und der es, wie sie später gestand, auch nicht einen Augenblick Ernst gewesen war, mich zu sich zu nehmen, besonders seit sie ihr Pflegekind, Kasimir Bäcker, einen Knaben voll Geist und Anlage, gefunden hatte.

Frau von Genlis fand sich bei ihrer Ankunft in Paris in ihren Erwartungen getäuscht: ihr Schwiegersohn wirkte nicht für sie, wie sie gehofft hatte. Frau von Montesson, morganatische Gemahlin des verstorbenen Vaters von Philipp Egalité, war kalt gegen sie, ein alter Haß lag dieser Kälte zum Grunde. Folgende Einschaltung wird dem Leser von Interesse sein: Es ist nicht ganz unbekannt geblieben, daß General Graf Valence in der zärtlichsten Freundschaftsverbindung mit Frau von Montesson stand. Eines Morgens, als er zu ihren Füßen lag, trat unvermuthet ihr morganatischer Gemahl, dem irgendeine Einflüsterung zu Ohren gekommen sein mußte, in ihr Zimmer. Schnell gefaßt rief Frau von Montesson dem Herzog entgegen: „Sehen Sie einmal den kindischen Valence an, da liegt er auf den Knien und will sterben, wenn ich ihm meine Nichte nicht gebe; aber das kann ja nicht sein!" Der überraschte Herzog runzelte die Stirn und rief aus: „Warum sollte das nicht sein können? Lassen Sie auf der Stelle die Gräfin Sillery holen, ihre Tochter soll sie begleiten, und hier in Ihrem Zimmer soll sofort die Verlobung sein!" Es geschah so, und eine unauflösliche Kette knüpfte zwei Wesen zusammen, die nicht geschaffen waren einander zu lieben. Das junge Paar nahm seine Wohnung bei der Frau von Montesson. „Der Rest ist Schweigen!" sagt Hamlet.

Frau von Genlis hatte erwartet, von der Regierung

für die Güter entſchädigt zu werden, welche bei den Wirren der republikaniſchen Verwaltung verloren gegangen waren. General Valence wußte den größten Theil dieſer Entſchädigung ſeinen Kindern zuzuwenden; allein Frau von Genlis litt deshalb keine Noth. Sie contrahirte mit dem Buchhändler Maradan über die Fortſetzung der Romanbibliothek, welche der Graf von Treſſan unter König Ludwig's XVI. Regierung geſtiftet hatte. Dieſe Sammlung beſtand aus Nachrichten über alte und neue Romane, franzöſiſchen und fremden Urſprungs. Graf Treſſan gehörte noch in die Zeit der Regentſchaft voll Ueppigkeit und Muthwillen; er verfehlte nicht, die Speiſen, die er auftiſchte, damit zu würzen. Die zarte Dichtung „Medſchnun und Leila" erlitt unter ſeiner Feder widerwärtige Entſtellungen, nicht minder die herrliche Dichtung „Geſchichte des Grafen Gerhard von Nevers und der ſchönen und tugendhaften Prinzeſſin Eurvanhe von Savoyen, ſeiner Geliebten", urſprünglich in altfranzöſiſchen Verſen geſchrieben und von einem franzöſiſchen Literaten herausgegeben. Auch dieſe keuſche anmuthige Dichtung war in der Romanbibliothek von Treſſan entſtellt. Ihre Auffindung verdanken wir Friedrich von Schlegel; die Ueberſetzung iſt von mir, wiewol ſie unter Friedrich von Schlegel's Namen herauskam. Dorothea von Schlegel und ich überſetzten die „Geſchichte des Zauberers Merlin", deren erſte Spur Schlegel gleichfalls in obengenannter Romanbibliothek entdeckte. Für die äußerſte Noth war Frau von Genlis durch den Ertrag dieſer Romanbibliothek geborgen. Der eigenſte Grund der Handlungsweiſe des Generals Valence war, die Adoption an Sohnesſtatt des Pfleglings der Frau von Genlis, welchem ſie ſchon angefangen hatte ihren Namen zu geben, zu verhindern. General von Valence verbot es ihr, er

vermuthete, dieſer Name würde zu einem Erbrecht auf ihre Güter dienen, und entzog ihr dieſe, um ſie ihren Enkelinnen Roſamunde und Felicie zu erhalten. Niemand tadelte ihn deswegen. Frau von Genlis grollte im Stillen; doch ſie bewahrte äußern Anſtand, der bei Familienzwiſten immer obwalten ſollte. Kaſimir wurde ihr lieber, je mehr ihre Angehörigen ihn fühlen ließen, daß er ihnen aufgedrungen worden.

Vor ihrer Abreiſe von Berlin hatte Frau von Genlis Jean Paul's Bekanntſchaft gemacht; er war ihr in einer Geſellſchaft vorgeſtellt worden. Solange Frau von Genlis in Berlin vom Ertrag ihrer Schriften und Lehrſtunden lebte, war ſie kaum beachtet worden. Jetzt, da ſie nach Frankreich zurückberufen war, und es hieß, ſie bekäme ihr Vermögen wieder, wurde ſie gefeiert: denn noch immer hat die Welt den Glücklichen gehuldigt. Die Literatur ihrer Zeit hatte ihr viel Angenehmes und Nützliches zu danken, aber höchſtens zeigten die Bewohner Berlins die berühmte verdienſtvolle Frau einander, wenn ſie in ihrem beſcheidenen Coſtüm unter den Linden ging. Erſt die Bekanntſchaft mit der Ihig'ſchen Familie, mit Cohens, machte die große Welt aufmerkſam auf ſie. Jean Paul hatte ſtets ihre Schriften geſchätzt. Er war ein Verehrer berühmter Frauen, und die Verfolger derſelben dünkten ihm verächtlich. Er trat demnach der Genlis achtungsvoll und wohlwollend entgegen. Wie überraſcht war er, als ſie ihn anredete: „Mir iſt von Ihnen, mein Herr, geſagt worden, daß Sie religiös und moraliſch ſchreiben. Ich thue daſſelbe, und bin erfreut, einen Schriftſteller zu begrüßen, der dieſelbe Richtung nimmt wie ich."

Jean Paul, der ſich wol erſt in dieſem Augenblicke entſann, welche Polemik die Frau, die vor ihm ſtand,

gegen die Philoſophen des 18. Jahrhunderts geführt, und wie lieblos ſie die große Staël verfolgte, blickte ſie kalt und abweiſend an, und zog ſich nach wenigen Redensarten in einen andern Raum des Salons zurück.

Jean Paul's Weichheit ſchloß eine gewiſſe gerechte Strenge nicht aus, er war nachſichtig, aber nur gegen unwillkürliche Vergehen. Charlotte Cordan beſaß ſeine volle Bewunderung; darüber geriethen wir in Streit, denn erſt in reifen Jahren habe ich ihre That verſtanden. Damals fehlte es an einem Marat, zum Glück für die Welt, und namentlich auch für mich; denn es würde mir an einem Dolche nicht gefehlt haben.

Der einzige Schmerz, den mein herrlicher Freund und Meiſter mir gemacht, war ſeine Misſtimmung gegen Schiller, für den meine junge Seele glühte und immer glühen wird. Uebrigens vermied Jean Paul über Dichter und Literatur zu ſprechen. Er hatte viel damit zu thun, Fragen über ſeine eigenen Werke zu beantworten, und nachzuforſchen, welchen Eindruck ſie gemacht. „Man wirft mir vor", ſagte er unter anderm, „daß ich Ideale der Vollkommenheit in den Geſtalten dargeſtellt, die ich geſchaffen. Nein, ich habe nur Mängel unberührt gelaſſen, die ich nicht ſchildern wollte. Ich kenne eine Clotilde, eine Beata, eine Hermina, ſie ſind wie ich ſie geſchildert, und wol noch herrlicher. Ihre Fehler wollte ich nicht bezeichnen, weil die Jugend ſich immer noch zu höherer Vollkommenheit aufſchwingen kann und weil ſelbſt aus manchem Fehler eine Tugend hervorblüht. Die Wege, welche die Reue nimmt, gehen alle bergauf."

Oft vereinigte der Garten beim Hofjäger den ganzen kleinen erleſenen Kreis, der ſich bei uns um Jean Paul her geſchloſſen hatte. Ich war die Jüngſte dieſer Geſellſchaft.

Kein anderer Wald von allen, die ich durchstreift, hat so viel Entzückung um mich her verbreitet, wie dieser im Heimatland. Wo gab es noch einen Jean Paul? So anspruchslos und rein blicken wenige Männer auf ein junges weibliches Wesen hin. So klar wie er hat wol kein Dichter die Frauen verstanden und mit ihnen die ganze menschliche Gesellschaft. Was er am tiefsten ersehnte, leuchtet aus seinen Schriften hervor. Seine Worte waren sein eigenes Selbst, von den Auswüchsen schweige ich: sie entspringen bei Geistern und Pflanzen aus Ueberfülle. Es sind auch in Jean Paul's Schriften fremdartige Stellen, die durchaus in keinem Einklang mit seinem Geist und Wesen sind, diese wird niemand in Schutz nehmen wollen, am wenigsten zu einer Zeit wie diese, welcher die Form über alles geht, und der vor lauter Sinnlichkeit die Empfänglichkeit für das geistig Schöne verloren gegangen ist. Es ist die Frage, ob nicht dies Streben auf eine höhere Stufe des Geschmacks und der Bildung führen und die Geister zu einer Läuterung, zur süßen poetischen Einfachheit zurückschwingen wird, die wir ersehnen müßten. Wenn die Männer das weibliche Geschlecht im Sinne Goethe's in der „Iphigenia", und im Sinne Jean Paul's in allen seinen Schriften anschauten, so würden viele Gebrechen der menschlichen Gesellschaft geheilt werden; wenn auch viele Frauen schuld sind, daß Männer sie herabwürdigen, so sind doch auch Männer schuld, welche sie verlocken, mit Netzen umstellen, sie demüthigen und verhöhnen. Hohn ist das ätzendste Gift im menschlichen Verkehr. Zorn zermalmt und beugt, aber Hohn zerreißt die Seele. Wenn der liebende Sohn einer edeln Mutter, seit er an ihrem Busen zum Bewußtsein erwacht, so glücklich ist, von seiner Mutter aus auf alle weiblichen Wesen zu schließen, so wird er die

Frauen ehren und dereinſt in ſeiner Gattin das Bild der geliebten Mutter wiederfinden. Das künftige Los der Erwählten hängt oft vom ſittlichen und geiſtigen Werth der Schwiegermutter ab. Auch die Schweſtern eines Ehegatten werden der Mutter nacheifern, und die junge Gattin wird in ihrem Kreiſe ein ſchönes Glück finden. Die Zerrüttung der Familien hingegen muß alles häusliche Glück vertilgen. Niemand weicht ungeſtraft vom Pfade der Tugend und Sitte ab, auf welchem der einzige wahre Führer die Religion iſt. Durch die Wachſamkeit der göttlichen Vorſehung, durch das Walten der ewigen Gerechtigkeit wird auch der Gedanke, der Wunſch beſtraft, der von der Tugend abirrt. Welchem weiblichen Weſen es ernſtlich darum zu thun iſt, würdig zu ſein und zu bleiben, die möge ſich unabläſſig ſtrenger Selbſtprüfung unterziehen, die göttliche Gnade wird mit ihr ſein; denn ſie hilft, wo ihr Beiſtand erfleht wird.

In ſeinen Werken iſt Jean Paul wie die Magnetnadel, wie der Polarſtern: er weiſt immer auf Gott hin. Auch ſein edler Vorgänger Hippel hat die Frauen verſtanden, doch nicht in dem Maße wie Jean Paul für ſie gewirkt. Möchten aber auch die Frauen ſich beſtreben, Jean Paul, den weiſen Lehrer, zu verſtehen und ſeinen hohen Begriffen von der Vortrefflichkeit des weiblichen Weſens zu entſprechen, dann wäre die Hälfte der Arbeit gethan. Achtung und Vertrauen, dieſe mächtigen Stützen der Liebe, können nur aus der Vortrefflichkeit des Betragens der Frauen, aus der Reife ihrer Ausbildung, aus dem Ernſt und der Würde ihres ganzen Daſeins hervorgehen. Das Studium der „Levana" iſt viel erſprießlicher als das von Rouſſeau's „Emile". Rouſſeau war zu ſehr mit der Geſellſchaft zerfallen, durch zu widerwärtige Umgebung beengt, um von einem hohen ſichern Stand-

punkt aus ein klares Urtheil über die menſchliche Geſellſchaft zu faſſen.

Sophiens Abirrung in „Emile", Juliens Fall in der „Neuen Heloiſe" hat mich immer empört, beſonders Sophiens Entwürdigung. Rouſſeau's Liebloſigkeit gegen ſeine eigenen Kinder iſt verzeihlicher als ſeine unwillkürlichen Läſterungen des weiblichen Geſchlechts in ſeinen Schriften; denn ſeine Vergehen gegen ſeine Kinder betrafen nur ſein Haus, allein ſeine Schriften verwirrten einen Theil der ganzen menſchlichen Geſellſchaft auf unabſehbare Zeit hinaus. Man kann Jean Paul den Vorwurf nicht erſparen, daß er die Frauen etwas verweichlicht, ihre gerechten Anſprüche auf häusliches Glück etwas zu ſehr in die Höhe ſchraubt, daß er die blos häuslichen Frauen, die er die verkochten, vernähten, verwaſchenen Frauen heißt, zu ungerecht behandelt, und zu ſehr für diejenigen eingenommen iſt, die ſeine Schriften leſen und für den Dichter gluhen. Auch die geraden ſchlichten Ehemänner, die nun eben blos für das praktiſche Leben erzogen worden und keine äſthetiſche Bildung genoſſen haben, kommen in Jean Paul's Schriften zu übel weg. Doch der edle Dichter hat bei alledem Gutes geſtiftet, indem er die Geſellſchaft anfeuert, auf die äſthetiſche Höhe hinaufzuſtreben, die ſie erreichen muß, wenn Sitte und Liebe bei ihr vorwalten ſollen. Karl Chriſtian Friedrich Krauſe, der Gründer einer verſtändlichen philoſophiſchen Sprache, iſt als ein Nachfolger Jean Paul's zu betrachten. Jede Bildung erſtrebende Frau ſollte Krauſe's „Urbild der Menſchheit" leſen.

Zu raſch entflog die ſchöne Zeit, wo ich des herrlichen Meiſters Jean Paul Umgang und Lehren genoß. Bald nach ſeiner Vermählung verließ er Berlin mit ſeiner ſchönen jungen Frau. Er hätte dort bleiben

ſollen oder wenigſtens dahin zurückkehren, nachdem er ſeine Ausflüge durch andere Länder gemacht. „Berlin und Dresden ſind die wahren Heimatlande für den Genius!“ Ein großer Geiſt, ein großer Name bedarf auch einer großen Stadt, um frei zu athmen.

Einige Zeit vor ſeinem Abſchiede ſah ich Jean Paul ſeltener. Wenn ich aufmerkſamer geweſen wäre, würde mir ſeine Wehmuth über mich und mein Los nicht entgangen ſein. Die Thatſachen, welche man aus Wirtanner's „Annalen“, die mir gänzlich unbekannt waren, über Frau von Genlis erfuhr, und der Ausſpruch der öffentlichen Meinung über ſie flößten Jean Paul Beſorgniſſe für mich ein, da ich ihr ſo glühend anhing, und über ſie verſäumte, ihn ganz verſtehen zu lernen und ſeine zarten Winke für meine Zukunft zu beherzigen. Die meiſten franzöſiſchen Emigranten, ihre Familien und deren Angehörige wendeten ſich mit Unwillen von ihr hinweg und nannten ſie laut die Stifterin der blutigen Greuel der Revolution und der ewig fluchwürdigen Ermordung der königlichen Familie Frankreichs. Sollte ſie an dieſen Geſchicken Antheil gehabt haben, o, ſo wage ich laut zu behaupten, daß Gott ihr verzeihen wird, denn ſie wußte nicht was ſie that. Adalbert von Chamiſſo's Familie gehörte zu den ſtrengſten Richtern der weltberühmten Frau. Frau von Chamiſſo war ſehr geachtet, ausgezeichnet durch Geiſt und liebenswürdige Eigenſchaften und verhehlte mir nicht ein zartes inniges Mitleid und eine liebende Beſorgniß wegen meiner Anhänglichkeit an Frau von Genlis. Ich war ſo verblendet und bethört, daß ich dieſe edle verſtändige Frau befangen vom Vorurtheil, wenn nicht gar für eine Feindin ihrer berühmten Landsmännin hielt. Ich kannte wenig geflüchtete Franzoſen; es hätte mich ſtutzig machen

ſollen, daß keiner von ihnen eine günſtige Meinung über Frau von Genlis äußerte. Doch weder Frau von Chamiſſo, noch andere Emigrantenfamilien meiner Bekanntſchaft hatten Thatſachen zum Beleg ihrer Behauptungen angeführt, indeß die Theure ſelbſt in aller Lieblichkeit ihres Weſens, allem Glanz ihrer Berühmtheit, mit dem gewinnenden Zauber ihrer Herzlichkeit vor meinen innern Augen ſtand. Die Liebe, welche die gute ſanfte Bouquet für ſie empfand, erhob noch bei mir die Verdienſte und die Anmuth derjenigen, die verſprochen hatte, mir Mutter zu ſein. Auch des edeln Freundes Gleim warnende Worte in ſeinen Briefen verhallten, und ich darf mir zu meiner Vertheidigung nachſagen, daß nur die Liebe und Bewunderung, welche mir Frau von Genlis eingeflößt hatte, und die Nothwendigkeit eine Exiſtenz zu begründen mich den Armen der Mutter und den Freundinnen entriß. Mir wenigſtens wurde kein anderer Beweggrund bewußt. Darum flehe ich meine Mitſchweſtern an, alle ihre Handlungen der ſtrengſten Selbſtprüfung zu unterwerfen, und vor allem im Gebet mit Gott zu Rathe zu gehen: der Segen wird nicht ausbleiben!

III.

Mein Aufenthalt in Paris. — Zweite Verheirathung. — Abreise nach Deutschland.

Der schöne Mai verging, zum 23. wurde meine Abreise festgestellt. Zwei nach Frankreich zurückkehrende Emigranten, Herr von Dempmartin, und die Marquise von St.-Prix, erbaten sich mich mitzunehmen. Ich würde angenehm und billig gereist sein, allein da mir Frau von Genlis geschrieben hatte, daß mich General Bournonville kostenfrei nach Paris entsenden würde, glaubte ich dies letztere vorziehen zu müssen. Ich habe bereits oben erwähnt, wie bitter ich in dieser Hinsicht getäuscht wurde.

Ich nahm einen kleinen Koffer mit, in welchem die Gedichte der Karschin nicht fehlen durften. Da ich mich für zeitlebens versorgt hielt, kamen nur einige Kleidungsstücke nebst der nothwendigen Leibwäsche in das Köfferchen. Meine damalige Briefsammlung beschränkte sich auf die allerliebsten Morgenbillets von Jean Paul, sowie schöne Briefe von Gleim, von Frau Karoline von Berg und einigen andern. Jedes Blatt war für mich ein Juwel. Uebrigens war ich nicht heiter bei den Anstalten

zu meiner Abreise. Trennungsschmerz fing an mich heiß zu beklemmen und trübe Ahnungen lagerten sich wie Wolken vor meinem Blick; doch die Stimme der Täuschung überbot jede andere und wurde durch die Briefe der Frau von Genlis gewinnend und mächtig. Meine liebe Mutter war etwas heftig. Von Frau von Genlis hatte ich nur Schmeichelworte vernommen. Paris war mir von vielen Seiten her als der Ort gepriesen worden, wo Jugend und Talent unfehlbar Glück machen müßten. Dann wähnte ich, meiner damals erst 48 Jahre alten Mutter Ersatz bieten und ihre Tage verschönern zu können. Mir ahnte nicht, daß ihr die Trennung das Herz brechen würde. Zugleich glaubte ich mich der Liebe der Frau von Genlis so gewiß, daß ich mir nicht denken konnte, sie würde nur noch Gefühl für Kasimir haben, und daß der muntere freundliche Knabe irgend darauf ausgehen würde, mich in Schatten bei ihr zu stellen. Frau von Genlis hatte mich in ihren Briefen sehr gedrängt, mit meiner Abreise zu eilen, weil sie nach einem Badeort reisen müßte. Sie hat mir späterhin eröffnet, daß sie diese Reise nur vorschützte, damit ich die meinige aufschieben sollte; sie zögerte mit der Erfüllung der Worte, weil sie selbst in ihren Erwartungen von der Rückerstattung ihres Vermögens getäuscht worden war. Auch Kasimir mochte ein Zuwachs der häuslichen Bedürfnisse unwillkommen sein. Meine treuherzige deutsche Natur glaubte nur den Worten der Frau von Genlis. Ich las ihre Briefe dem General Bournonville; ich hätte in seinem Gesicht lesen sollen, was er eigentlich meinte, indem er bei jedem Briefe, der fertig gelesen war, mit großer Kälte sagte: „Das ist sehr gut geschrieben!" Ich hielt den erfahrenen Mann für beschränkt und gemüthlos. Er mußte mich für verständiger gehalten ha-

ben als ich war, indem er meinte, ich würde ihn verstehen. Mein ganzer Kreis in Berlin bewunderte diese Briefe, und glaubte in ihnen die Gewähr einer glücklichen Zukunft für mich zu finden. Diese redlichen Seelen dachten nicht an Täuschung, und sollten sie an der Genlis gezweifelt haben, so würde ihr heißer Wunsch, mich glücklich zu wissen, über jede Bedenklichkeit gesiegt haben.

Die theure Karoline von Berg verlangte von mir die Stunde meiner Abreise genau zu erfahren, diese war auf 3 Uhr nachmittags festgestellt. Meine Mutter kam bis an das Leipziger Thor, wo der Reisewagen bereit stand, mich aufzunehmen. Sie zerfloß fast in Thränen in meinen Armen; sie sprach noch einige fromme Abschiedsworte. Ich konnte nicht sprechen. Sie rief noch drei mal: „Denk' an mich!" und enteilte, indeß ich in den Wagen gehoben wurde. O welche bittere Abschiedsstunde! Schon schlug Reue ihre Krallen tief in mein Herz; ich weinte, als wollte ich mich in Thränen auflösen. Da hielt plötzlich der Wagen. General Bournonville kam an den Schlag geritten. „Wie!" rief er uns zu, „Sie weinen? und Sie verlassen ein Land voll Sand und Fichten, um in das schönste Land der Welt zu ziehen!"

Ich vermochte nicht ihm eine Silbe zu antworten. Er warf mir zwei ungeheuere Düten Zuckerwerk in den Schos, wünschte freundlich glückliche Reise und eilte davon. Noch lange mußte ich weinen. Erschöpft schlummerte ich zuletzt ein und erwachte erst in Leipzig, wo mir mein Reisegefährte eine Suppe reichen ließ und wo ich meiner Mutter einige Zeilen schrieb. Nun ging es weiter. In Kassel bemerkte ich beim Durchfahren freundliche Straßen, funkelnde Scheiben von Spiegelglas

an den Fenſtern; und am Thore hohe klapperdürre Soldaten, friſirt und gepudert mit ellenlangem Zopf. Der Schnitt ihrer Uniform glich nicht der preußiſchen. Mitten in meinem Kummer beluſtigten ſie mich.

Ich hatte auf dem ganzen Wege viel geſchlafen, und fing nun erſt an, Berge zu bemerken, die mit runden bewaldeten Kuppen hier und da aus den Thälern hervorragten, ſie beklemmten mich. Ich hatte von Bergen geleſen, aber nie daran geglaubt; ſie kamen mir fabelhaft vor. Die raſchen Gäule führten mit beflügelten Schritten den Wagen weiter und weiter fort, ſo leicht flog er dahin; aber ſchwer drückte ſein Inhalt auf Europa. Dünne Blätter, die das Geſchick Deutſchlands in ſich faßten, lagen darin gepackt. Mein Reiſegefährte war redſelig, er lud mich ein, mich an ſeine Schulter zu lehnen, und erzählte mir mancherlei, wovon ich das Meiſte vergeſſen habe, manches nicht verſtand, und vieles noch heute wiederzuerzählen nicht für gut finde.

In einem Walde überraſchte uns ein furchtbares Gewitter. Mein Gefährte äußerte: „Wir könnten hier leicht zu Grunde gehen!“ Doch ich war in einer Stimmung, die mich für die Gefahr gleichgültig machte. Die Nacht der alten Bäume von Blitzen durchzuckt, das Rauſchen des Regens, welches Donnerſchlägen und Sturmwirbeln melodiſch nachklang und mit Grauſen füllte, war mir Muſik. Mein Begleiter ſagte: „Ich weiß nicht weit von hier eine Forſtwohnung, wenn Sie bange ſind, ſo können wir dort raſten; aber ich käme einige Stunden ſpäter zum Miniſter Talleyrand, der ungeduldig meiner Depeſchen entgegenharrt.“ „Und ich“, rief ich aus, „käme einige Stunden ſpäter zu Frau von Genlis.“ So fuhren wir denn weiter.

Der Himmel klärte ſich auf. Wir kamen andern

Tags zur Abendzeit an den Rhein. Wer hat nicht auch aus der Ferne für den Klang dieſes Namens empfunden! Welche Vorſtellungen knüpfen ſich daran! Wir ſtiegen aus und erwarteten die Fähre. Ich ſah nicht ohne Schauder den Kahn, der mich hinüberführen ſollte zu Frankreichs Ufern, und nicht ohne Wehmuth labte ich mich am herrlichen Schauſpiel der Gegend um mich her. Welche ſegensreichen Fluren, vom Buſen des kräftigen Stroms getränkt; welch ein lachender Himmel über uns! Das Korn in den weiten Gefilden ſtand über Mannshöhe. Ich beugte mich nieder, küßte das Ufer, pflückte eine manneshohe Kornähre ab und barg ſie in ein Taſchenbuch. O, wie manche moraliſche Größe muß ſo klein geknickt und den Verhältniſſen angepaßt werden. Daran dachte ich damals nicht. An den Bäumen, die hier und da auf dem Acker ſtanden, glühten ſchon reife Kirſchen, und vollaufgeblühte Roſen ſandten uns ihre Düfte entgegen. Hier, wo vor kurzem noch die Schrecken des Kriegs wütheten, wo der Huf der Roſſe die junge Saat zerknickte, ſtanden nun ſchon lebendige Hecken, und wogende Kornfelder und neues Leben ſproßten mir überall entgegen. Es war ein ſchöner Frühlingsabend, deſſen ſanfte, balſamiſch laue Lüfte liebkoſend an mein junges Herz drangen und es erquickten. Ich weidete mein trunkenes Auge an der Pracht um mich her. Ein Hügel am Ufer, auf deſſen Spitze die Trümmer einer friedlichen Hütte, vom Kriege zerſtört, über die Gegend hinſchauten, lockte mich an. Ich ſtieg hinauf und ſah nun in ihrer ganzen Majeſtät die beiden Ufer des Rhein von Gebirgen und dunkler Waldung und ſchimmernden Städten bekränzt, in üppiger Fruchtbarkeit prangend.

Ich blieb angefeſſelt ſtehen, mein Auge ſchwelgte im Anblick der idylliſchen Landſchaft und der weiten Waſſer-

ſlache, es ſog begierig die Bilder der Natur ein, die wie die Hoffnung ſich immer von neuem verjüngt und mit Blüten ſchmückt, und die jungen Keime auch unter kaltem Schnee der künftigen Sonne entgegenpflegt.

Unendlich göttliche Liebe, wie haſt du der menſchlichen Seele den Balſam bereitet, der ihre Leiden mildert und aus allen Quellen der Natur ihr entgegenſtrömt! Jedes Lüftchen weht Troſt, jeder Lichtſtrahl iſt erquickend, und Muth und Glauben quellen dem Leidenden entgegen aus dem unendlichen Schatz des Lebens um ihn her. Wer mag ſich bei Genuß und Leben einſam und verlaſſen fühlen, und ſich hoffnungslos von den Menſchen wenden, die alle wie er lieben, leiden, genießen und ſterben, und ihm die Hand reichen werden, wenn ſein Glaube nicht wankt?

„O, meine Mutter!“ ſeufzte ich, da ich die Fähre beſtieg, mir ahnte, daß ich ſie nicht wiederſehen würde, und meine Thränen floſſen, bis ein Blick zum Himmel, zu den ewigen Sternen, deren Strahlen ſchon durch die Dämmerung brachen, meine Seele zum Gefühl ihrer Unendlichkeit erhob und ihre Bangigkeit ſtillte.

Ich war nun auf franzöſiſchem Boden, in den neueroberten Landen. Die traurigen Spuren der Verwüſtung ruhten noch auf allen Städten, aber die Einwohner waren froh und lebten unter Trümmern ſo ruhig wie in feſten Plätzen. Wir landeten in Oppenheim, und raſteten in einem Hauſe am Ufer. Nichts war ſo intereſſant als das Geſpräch und die Haushaltung dieſer jungen Eheleute von beiden Nationen. Die Frau ſprach kein Franzöſiſch, der Mann kein Deutſch, und der junge Knabe verſtand weder Vater noch Mutter. Ein wahres Bild vom Thurm zu Babel, wenn alle nicht in herzlicher Eintracht gelebt hätten. Ach, die

Menſchen ſind im Willen einiger als in Worten. Wenn keiner des andern Sprache verſtände, würde er deſto mehr ſein Herz belauſchen, und die Menſchen könnten einander näher treten. Worte ſind's, Worte allein, welche die Welt verwirren. Doch es ſoll ja nicht ſein, daß Frieden und Eintracht auf Erden wohnen.

Tief bewegt verließ ich das Rheinufer. Es gehörte damals zu Frankreich und es überkam mich ein Gefühl, als wäre dieſe Grenze eine ewige, wie Frau von Staël ſie ſpäterhin nannte. In Metz ſchlug mir mein Begleiter vor, ein Mittagsmahl einzunehmen. Ich hatte vor Unwohlſein, Gemüthsbewegungen und Reiſehaſt noch keine Mahlzeit gehalten. Die Tafel in dem Hotel, wo wir abgeſtiegen, war ſtark beſetzt; der Kaffee wurde uns im Saal aufgetragen. Auf die Frage der Wirthin, wie er mir ſchmecke, bezeugte ich mein Wohlgefallen darüber. Sie lächelte fein, und ich bemerkte, daß ein ältlicher Stabsoffizier daſſelbe that. Die Wirthin flüſterte:

„Es iſt echt arabiſcher Mokka. Einer meiner Gäſte, der ihn aus Aegypten mitgebracht hat, hegt den Wunſch, daß Sie ihn gut finden mögen.“ Ich fühlte mich erröthen, und traute nicht mich im Saale umzuſehen. Der Offizier nahm neben dem Sopha Platz. Er flüſterte: „Er kommt aus Aegypten, der köſtliche Trank! Ich erlaube mir ihn ſelten, aber heute“ — er hielt inne und ſchwieg verlegen. Ich ſah zum erſten male einen Krieger Napoleon's. Aegyptens Sonne hatte ſeine Stirn gebräunt, ſein lockiges Haar gebleicht. Seine Augen glänzten von Heldenfeuer. Er neigte ſich zu mir und ſprach leiſe: „Sie gehen nach Paris! Ihr Reiſegefährte hat mir ſchon alles geſagt, der iſt ein braver Mann und nimmt großen Antheil an Ihnen. Sie gehen zu einer Frau, von der ich viel gehört habe; ich fürchte, Sie

werden bei ihr nicht glücklich sein!" Ich wollte ihn unterbrechen. Er bat mich sanft, ihn anzuhören. „Noch sind Sie nicht fern von ihrem geliebten Vaterlande, von einer Mutter, deren Armen Sie sich mit Thränen entrissen haben. Sagen Sie ein einziges Wort, Ihre Frau Mutter soll bald in Ihren Armen sein, und Sie tauschen ein sicheres Los gegen ein ungewisses ein. Bleiben Sie in meiner Nähe." Ich konnte nicht sprechen. „Soll ich Fürsprecher für mich herbeiholen, soll ich meine Redlichkeit durch wackere Freunde beglaubigen lassen? Ich bin zu allem bereit, was Ihnen Vertrauen einflößen kann." Ich schwieg, denn eine mächtige Stimme erhob sich in mir für den schönen ernsten Mann. Mein Reisegefährte stand auf von seinem Sessel und trat zu mir. Ich blickte ihn fragend an, er verstand mich. „Einen Rath habe ich Ihnen nicht zu geben, folgen Sie Ihrem Herzen." Ich brach mein Schweigen. „Mein Herz", sagte ich, „entscheidet für die edle Frau, die Mutterstelle an mir vertreten will. Ich darf die Hoffnungen nicht täuschen, die sie auf mich gesetzt." Tiefe Wehmuth umschattete die schönen Züge des Generals. „Verzeihen Sie mir!" sprach er, „ich war zu rasch, zu unbesonnen, seit ich Sie erblickt, glaubte ich, ich dürfe Sie nicht von mir lassen. Ich hätte Ihre Adresse neben Ihrer Spur verfolgen sollen." Ich lächelte und hätte ihm gern laut gesagt, daß er etwas zu spät anfange dies einzusehen.

Mein Begleiter bemerkte, daß die Pferde angespannt seien und wir fort müßten. Mein Abschied von dem Manne war kurz und ernst. Ich las tiefe Beschämung in seinen Blicken. Als er mich an den Wagen begleitete, rief er mir zu: „Vergessen Sie mich nicht, ich meine es redlich; darf ich Ihnen schreiben?" Ich verneinte. Die

Räder rasselten fort. Noch heute weiß ich nicht, ob ich recht gethan habe.

Am 2. Juni 1801 kamen wir in Paris an. Tausend dunkle Vorstellungen von dieser Stadt trug ich im Gemüthe und keinen einzigen deutlichen und wahren Begriff. Es hatte mich gereizt, den Helden unserer Zeit von Angesicht zu Angesicht zu sehen und sein ruhmvolles Streben in der Nähe zu betrachten. Sonst aber hatte ich keine Absicht als diejenige, im Umgang mit der geistreichen Frau, auf deren Ruf ich hierher gekommen war, mich zu bilden und zu einer neuen thätigen Lebensbahn zu bereiten.

Wie süß bildete ich mir die Idee unsers Verhältnisses aus! Sie hatte mir feierlich verheißen, mir Mutter zu sein, und so hatte ich voll Vertrauen die eigene Mutter, Heimat und Freundinnen der Jugend in der Ferne lassen können.

Mein Begleiter schlug mir vor, außerhalb der Mauern um die Barrièren herum zu fahren und durch die herrliche Straße von Neuilly über den Pont-royal den Weg nach der Rue du Bac zu nehmen, wo er seine Depeschen einreichen wollte.

„Fahren wir denn nicht auf der Stelle zu Frau von Genlis?" fragte ich. „Nein! Sie müssen in meinem Hause absteigen, Ruhe genießen, sich umkleiden und erfrischen." Ich sah ein, daß dies alles sehr vernünftig war, und folgte.

Herrn Besançon's artige Frau empfing uns herzlich. Ich sank in ein Sofa und schlief schnurstracks ein. Erst um 12 Uhr folgte ich der Einladung zu einem Gabelfrühstück, und lehnte nachher nicht die Bemühungen der guten Besançon ab, die alles aufbot, die Raupenhülle der Reisekleidung in ein heiteres Schmetterlingsgewand umzuschaffen. Mir war sonderbar zu Muthe. War es

meine Erſchöpfung, die Aufregung der überſchnellen Reiſe, war es Ahnung — ich weiß es nicht. Aber in den Augenblicken, wo die Salonthür der Frau von Genlis mir geöffnet wurde, da klang es um mich her wie Sturm und Donner; mir war es, als öffne ſich eine ungeheuere Kluft zu meinen Füßen, und als müßte ich darin unterſinken.

Frau von Genlis trat mir aus ihrem Schreibzimmer raſch entgegen, ſchlang die Arme um mich und rief mir zu: „Nun, da ſind Sie ja mein Kind! Und meine Bouquet, wie geht es ihr?“ Dieſer Empfang kam mir ſehr kühl vor. Er war es auch! Herr Beſançon empfahl ſich der Frau von Genlis mit wenigen Worten. Sie bemerkte, daß ich vor Mattigkeit in Gefahr war umzuſinken, wies mir ein freundliches Zimmer neben dem Salon an, und ermahnte mich auszuruhen. Schweigend leiſtete ich Folge. Die Dienerin zerſtörte unbarmherzig das ganze künſtliche Werk der Frau Beſançon, und verhieß, mich wieder anzukleiden, wenn es zu Tiſche ginge, man würde mir zu Gefallen heute um 5 Uhr eſſen, auch erwarte man Gäſte.

Ich war noch immer in meiner Betäubung und lechzte nach Ruhe. Als ich um 5 Uhr zur Tafel kam, empfing mich Frau von Genlis, indem ſie mir zwei ihrer Freunde vorſtellte. Sie nannte den jüngern dieſer Männer Corvin, den ältern gar nicht; doch wurde ich ihm zur linken geſetzt, und zur rechten Corvin. Der blauäugige Herr zu meiner rechten fiel mir durch ſeine nordiſche Geſichtsbildung auf. Dünnes gelocktes Haar umſpielte ſeine hohe Stirn und ſeine eingeſunkenen Schläfe. Nie war ein Blick offener, ein Lächeln wehmüthiger. Ich bemerkte, daß er ſeine Tabacksdoſe neben ſich auf den Tiſch ſtellte, ſie war ſo ſchlicht wie die

ganze Kleidung des Inhabers. Unwillkürlich heftete ich meine Augen darauf. Auf dem Deckel bemerkte ich ein Gemälde, wo ſturmdurchwühlte Wellen ein faſt zertrümmertes Schiff unter ſchwarzem dichtumwölkten Himmel umherſchleuderten. Oben ſtanden die Worte: „Armes Vaterland!“ „Polen!“ rief ich mit tiefer Bewegung aus. Des edeln Mannes Hand ergriff die meinige, und mit einem ſanften Druck ſeufzte er kaum hörbar: „Kosciuſzko.“ Mich durchbebte ein Schauder. Ich hatte den Helden vor mir, für den meine junge Seele geglüht; und es hatte einer Minute bedurft, ihn mir zum Freund zu machen. Kosciuſzko's Begleiter war der General Kosakowski, er wollte in Paris Corvin genannt werden. Er war höchſt geiſtreich und liebenswürdig, Kosciuſzko mit ganzer Seele ergeben und ein großer Bewunderer der Frau von Genlis, überhaupt talentvoller Frauen. Er hatte auf ſeinen Reiſen Eliſa von der Recke kennen gelernt, und verehrte ſie ſehr. Er umringte Frau von Genlis mit der zarteſten Aufmerkſamkeit, welche ſie mit einiger Gleichgültigkeit empfing. Leon Lombard von der franzöſiſchen Colonie, den Frau von Genlis ſchon in Berlin gekannt, ein junger Mann von Kopf und äſthetiſcher Bildung, ſtand ihr näher als der liebenswürdige Pole Corvin.

Feiner Weltton und richtiger Takt zeichnen den Franzoſen und Polen von guter Familie vor andern Nationen aus und gelten zuweilen für hohe harmoniſche Bildung, wie die Folie den Glanz des Edelſteins erhöht und auch wol den falſchen für einen echten gelten läßt, wenn nicht ein echter Kenner ihn prüft. Corvin war ein echter Edelſtein à jour gefaßt. Die zarte Huldigung, die er ausgezeichneten und liebenswürdigen Frauen zollte, ging vom Herzen aus und war rein. Er ver-

einigte viele Kenntniſſe mit gebildetem Geſchmack und mit Anſpruchsloſigkeit. Er beſaß ein ſchönes Kunſtcabinet, welches er gern ſeinen Freunden zeigte. Ich erinnere mich von tauſend Gegenſtänden, die hier den Künſtler und den wiſſenſchaftlich Gebildeten, den Naturforſcher und den Gelehrten anzogen, nur noch eines: es war ein kleines Denkmal in Marmor abgebildet nach dem Monumente Abälard's und Heloiſens, das im Muſeum der Auguſtiner errichtet war und die Körper der zwei Liebenden umſchloß. Mit unbeſchreiblichen Mühen und Unkoſten hatte Corvin von jedem eine Fingerſpitze erobert, dieſe lagen im Sarkophag des unvergeßlichen Paares.

Corvin war eine der erkorenen Naturen, die rein und innig dem Schönen in allen ſeinen Geſtaltungen huldigen, und die vom Glück begünſtigt ihrem Geſchmack und ihrer Neigung leben können. Wir ſahen ihn oft mit ſeinem Freunde Koſciuſzko und bei werthen polniſchen Familien.

Frau von Genlis hatte beſchloſſen, nach Verſailles zu ziehen, ſie glaubte dort zu ſparen; allein es gelang ihr nicht. Doch ihre Freunde arbeiteten ſo eifrig für ſie, daß ihr der erſte Conſul eine ſchöne Wohnung im Arſenal einräumen ließ. Ehe wir hinüberzogen, führte mich Frau von Valence in das Theater. In der italieniſchen Oper entzückte mich die Strinaſacchi in den Meiſterwerken von Cimaroſa und Paeſiello, die von Geiſt und Laune überſtrömen und nicht mehr geſchrieben werden können; denn die harmloſe Blütezeit der Kunſt und der Menſchheit iſt vorüber, die der Ueberbietung und Ueberreizung iſt an ihre Stelle getreten. Die Menſchheit dieſer Zeit gleicht ſolchen Jahren, in welchen es keinen Frühling gibt; ihre Jugend hat gleich Sommer.

In der italieniſchen Oper, von der ich eben ſprach, nahm mich die Aufmerkſamkeit auf die Sängerin Strinasacchi ſo ein, daß ich für ihre Mitſänger kein Auge noch Ohr hatte. Die Strinasacchi war klein, wohlgenährt und rund, ihre Geſichtszüge formlos. Die Augen hatten Mühe gehabt, ſich in der Fleiſchmaſſe des Geſichts Platz zu machen; aber wenn ſie ſang, wurde ſie ſchön, ihre Seele trat in den Blick dieſer Augen, ihre Lippen umſpielte das Lächeln der Anmuth, die feine zierliche Hand begleitete harmoniſch ihre Bewegungen.

Die Loge, in welche mich Frau von Valence führte, war im zweiten Rang und gehörte irgendeinem Miniſter. In jenem italieniſchen Theater hatten die Logen keine Brüſtungen; die ganze Geſtalt der Zuſchauer drinnen war ſichtbar, ſodaß eine elegante Toilette und ſeidene Strümpfe und Schuhe unerläßlich waren: der Anblick war reizend. Der erſte Conſul begünſtigte die erſte italieniſche Geſellſchaft ſehr. Als der Director klagte, daß das Publikum kalt dagegen ſei, rief er aus: „Ich will Ihr Publikum ſein!“ Und er hielt Wort. In der italieniſchen Oper bemerkte ich eines Tags eine ſchöne Frauengeſtalt, von der ich die Augen nicht abwenden konnte, ſie war reizend, obwol die Form, rund und voll, nicht jungfräulich genannt werden konnte. Man mußte wünſchen, man hätte ſie zehn Jahre früher geſehen. Das blendende Angeſicht war beſtrahlt von großen ſchwarzen Augen, die zu den ſchönſten gehörten, welche mir je in die Seele geleuchtet. Schmelzend, glühend, feurig, ſanft, ein ganzes Leben der Wonne und des Schmerzes war darin zu leſen. Der ſchwellende Mund ſchien noch von den Küſſen zu träumen, die er eben empfangen; über die hohe Stirn rundeten ſich ſchwarze Locken, welche ſie mehr offenbarten als verhüllten und die herrliche Form des

Nackens sichtbar ließen. Ein amaranthfarbiges Kleid, nach damaliger Mode griechisch geheißen, ließ Hals und Busen frei, und entzog dem Blicke nicht die entzückenden Arme von blendender Weiße. Lange fesselten mich die zarten Hände, die mit dem elfenbeinernen chinesischen Fächer spielten, den sie bei der großen Hitze vielfach beschäftigten. Drei Schnüre der auserlesensten Perlen umwanden den Hals und senkten sich mit einem smaragdnen Schlosse tief herab bis zum Gürtel. „Perlen bedeuten Thränen!" dachte ich, und als mir der Name der schönen Frau genannt wurde, wußte ich auch, daß diese entzückenden Augen viel Thränen vergossen hatten. Es war Madame Tallien, geborene Gräfin Cabarrus, nachherige Prinzessin Moritz von Chimay, die durch die Irrgewinde der republikanischen Schreckenszeit und durch die Nacht des Kerkers wandeln mußte, ehe sie unter dem stillen Himmel des Consulats im Hermelinmantel einen Fürstensitz an der Hand eines der liebenswürdigsten Männer bezog. Die Familie des Prinzen Caraman, welcher Madame Tallien anfangs unwillkommen schien, gewann sie innig lieb.

Nicht oft in Irrgewinden zeigt sich ein Weg, der zu einem Fürstensitze und zur Glückseligkeit führt. Josephine Beauharnais fand sogar einen zum Kaiserthron. Dieselben Kerkermauern, welche die schöne Spanierin umfingen, breiteten auch ihre Nacht um Josephinen aus. Beider Thränen vermischten sich oft auf ihren bleichen Wangen. Robespierre's Untergang rettete beider Leben. Bekanntlich war Josephinen im Kloster, wo meine verstorbene Schwägerin Baronin Prony, damals Fräulein von La Poir de Freminville, zugleich mit ihr erzogen wurde, von einer Zigeunerin der Thron von Frankreich geweissagt worden. Die Baronin Prony, meine Schwä-

gerin hat mir ſelbſt erzählt, wie die reizende Creolin Taſcher de la Pagerie, damals ſiebzehnjährig, ſich im Kloſtergarten befand, wo eine Menge liebenswürdiger Geſpielinnen ſie umringten.

Ein altes dürres zerlumptes Weib, mit olivengelber verſchrumpfter Haut, hatte die Pförtnerin zu gewinnen geſucht, daß dieſe ſie in den Garten zu den ſchönen Koſtgängerinnen des Kloſters ließ. Anfangs erſchreckte ihr Anblick die Fräulein, ſie wollten davonlaufen, doch die Alte rief ihnen zu: „Bleiben Sie einen Augenblick, ich trage Ihr Schickſal unter meinen Lumpen!“ Die Alte ließ bei dem allgemeinen Stillſtand ihre Augen wie Feuerräder im Kreis umherrollen, ſie ſtarrte zuletzt Joſephinen an, eine dunkle Glut überflog ihre dürren Wangen. Sie neigte ſich tief vor Joſephinen und bat um ihre Hand, welche ihr mit Widerwillen gereicht und überlaſſen wurde.

„Hier iſt“, rief ſie, „die Ehrenlinie, die mit einem ſcharfgezogenen breiten Strich bis an den Arm geht, auf ihrer Spitze wiegt ſie eine Krone.“ Sie beugte ein Knie. „Empfangen Sie von mir zuerſt die Huldigung, Majeſtät! Königin von Frankreich!“ „Geh, wahnwitzige Alte!“ rief Joſephine, und drehte ihr den Rücken, indem ſie ihr raſch ihre Hand entzog. Doch die Zigeunerin richtete ſich in die Höhe und herrſchte ihr mit feierlichem Tone zu: „Du, die du einſt über alle gebieten wirſt, mußt heute der alten Zigeunerin gehorchen! Her die Hand! Ich habe dir mehr zu ſagen.“ Joſephine wurde blaß und zitterte. Sie reichte der Wahrſagerin nochmals die Hand. „O ſchöne milde Hand!“ rief dieſe mit weicher Stimme, „du würdeſt, könnteſt du, das Gold aller Welt ausſpenden. O geſegnete Hand, des Scepters würdig. Warum, ach! warum mußt du dich

so früh im Sarge falten? Noch feucht von den Thränen, die du auf dem Sterbebette vergossen, noch schimmernd von den Huldigungen der Mächtigsten der Erde: warum liegst du nun im Staube zu den Füßen des Throns, auf welchem du einst geglänzt?"

Die Zigeunerin ließ die Hand der zitternden Josephine los und wendete sich zu den übrigen Damen. Doch die Glocke des Klosters erschallte. Erschrocken und verdrießlich stäubten sie alle auseinander. „Auch ich erfuhr nichts", schloß Frau Baronin Prony ihre Erzählung. Doch Josephine wurde oft mit der Wahrsagung der Zigeunerin geneckt. Sie lächelte wehmüthig und sprach: „Mir kommt die Sache gar nicht lächerlich vor. Jedermann sagt, es wird Revolution geben; da kann der Mann, den ich heirathen werde, bei einer Schilderhebung zum König ausgerufen werden, — vielleicht dauert die ganze Herrlichkeit keine 24 Stunden." Die Alte hatte in einem so schmerzdurchdrungenen, so feierlichen Tone gesprochen, daß man wol sah, sie glaubte an alles, was sie sprach, dadurch überzeugt man die Hörer am besten.

Frau von Genlis vereinigte in Paris nur wenig Menschen um sich. Ihre treuesten Anhänger waren die zwei obengenannten Polen. Kosciuszko blieb ernst und wehmüthig; wenn er sich erheiterte, konnte man dennoch bemerken, daß dem Spiel seines Geistes eine dunkle Folie unterlag. Wenn er in sanften Augen bei der Erwähnung seines Landes einen feuchten Glanz bemerkte, so wurde es ihm so wohl ums Herz, wie es ihm auf dieser Welt nur werden konnte. Er lebte auf dem Lande bei werthen Freunden aus der Schweiz gebürtig, traulich, wie das geehrte Haupt einer liebevollen Familie. In große Gesellschaften war er nicht zu bringen. „Es fühlen so wenig Leute für Polen", sagte er, wenn er sich

entſchuldigte nicht hingehen zu wollen; „ich merke das gleich, die Luft beklemmt mich, da wo kein Herz für unſer Unglück ſchlägt, oder gar da, wo dem Manne gehuldigt wird, der mit einem Augenwink unſer Schickſal umgeſtalten könnte.“ Viele Polen dagegen ſchwärmten für Napoleon. Was er vermocht hätte, und nicht that, galt ihnen für die That, die er unterließ. Es genügte ihnen vor der Hand die Möglichkeit, daß er das große Werk nur ſo lange aufſchiebe, als es Zeit bedürfe, es zur Reife zu bringen.

Unter den polniſchen Familien, die bei Frau von Genlis einheimiſch wurden, bemerkte man mit einigem Antheil die liebenswürdige Parandier, eine Polin von Geburt, die einem ausgezeichneten Franzoſen ihre Hand gegeben. Sie war geſchmückt mit vielen Geiſtesvorzügen und mit einem durchaus ſchönen Herzen. Ihr Mann war Legationsſecretär bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Berlin, an deren Spitze der Abbé Sieyès ſtand. Der erſte Conſul pflegte den ehemaligen Häuptern der Revolution glänzende Wirkungskreiſe anzuweiſen, weil niemand ſo gern wie jene Freiheits- und Gleichheitsmänner das Treiben der Menſchen von oben herab mit anſieht. Napoleon ſtellte ſeine Marionetten, wohin ihr Herz begehrte, aber er behielt die Fäden in den Händen, an denen er ſie bewegte, und gelegentlich wieder unter die Maſſen miſchte. Es gelang ihm mit den meiſten, allein nur ſchwer mit Sieyès, und niemals mit Talleyrand. Weder Napoleon noch andere Hochbegabte ſahen oder fühlten die Fäden, an welchen ſie tanzten, wenngleich die Führer ſelbſt mit großer Gewandtheit ſich von ihm leiten zu laſſen ſchienen. Das erſte Sühnopfer, das er binden ließ und zu den Stillwaltenden ſchleppte, war die edle hochherzige Staël.

Als ſie nach Erſcheinung ihres Romans „Delphine“ von Gensdarmen begleitet über die Grenze mußte, glaubte Napoleon, die Religion und die Tugend in Frankreich zu retten. Die Prieſter aber hatten ganz andere Dinge in Sicherheit zu bringen als dieſe, und es gelang ihnen. Nur ſelten trägt die Wahrheit den Sieg über Liſt und Lüge davon.

Auch Frau von Genlis war im Spiele, doch ſie wußte es nicht. Aelter als Frau von Staël, wollte ſie ihr dennoch auch in der Liebe bei Talleyrand den Rang ablaufen; dies wurde ihr nicht ſchwer, weil beide Damen nicht jung und ſchön genug waren, ihn zu feſſeln. Seine Eitelkeit allein war bei dieſen Verhältniſſen im Spiele; er huldigte dem Talent der beiden Frauen allein, und verbarg ſchlau unter der Maske der Sentimentalität ſeine eigentlichen Abſichten. Für dieſe war Frau von Staël zu redlich. Frau von Genlis war vor dem Fall Philipp Egalité's zu ſelbſtiſch, zu lebhaft mit eigenen Planen beſchäftigt, um zur Maſchine zu dienen. Erſt als ihre Schickſale ſie mürbe gemacht, als die Leiter zum Emporkommen für ſie zertrümmert war und ihre Beſtrebungen ſich demüthiglich auf die Bedingungen des Lebens beſchränkten, konnte ſie für ſeine Plane wirken. Er benutzte ihren alten und neuen Haß gegen ihre große Rivalin, die man zwar im eigenſten Sinne nicht ſo nennen kann; denn ſie ſtand viel zu hoch und viel zu rein gegen Frau von Genlis, um auf dieſem einzigen Felde, wo dieſe ſchlagfertig ſtand, gegen Frau von Staël zu kämpfen. Noch kaum im Altern begriffen, hatte ſie ſchon die Fahne des Kriegs gegen den Philoſophen aufgeſtellt und den Fehdehandſchuh hingeworfen; er wurde nicht aufgenommen. Frau von Staël, die ſich von jeher in die Reihen der Kämpfer für Licht und Wahrheit ge-

ſtellt, verfolgte die Bahn nach ihrem Ziele mit Muth und Beharrlichkeit, und klimmte empor, indeß Frau von Genlis den ebenen Weg nach der entgegengeſetzten Richtung nahm. Noch heute iſt das Los des Kampfes, der vor ſo vielen Jahrzehnden begann, unentſchieden, er iſt heftiger als je; ſchwankt er in der Ungewißheit des Sieges fort, ſo wird Erſchlaffung erfolgen; auf welche Seite er ſich neige, droht er Verderben, denn es iſt mit beiden Parteien zu weit gekommen.

Nicht lange war Frau von Genlis in Paris, als der erſte Conſul ſie beauftragen ließ, ihm jede Woche einmal zu ſchreiben. Er nahm ſich einige Notizen aus dieſen Schriften in ſeine Schreibtafel, und verbrannte ſie dann bis auf die letzte Silbe. Dieſe Briefe wurden bei ihr abgeholt; niemand hat je erfahren, was darin ſtand.

Frau von Genlis wußte, daß ich durch Feßler und Rambach aufgefordert worden war, für ihre Zeitſchrift „Eunomia" mitzuwirken und Artikel aus Paris einzuſenden. Der Buchhändler Friedrich Maurer, der ſich im Namen der zwei Herausgeber bei meiner Mutter dieſes Auftrags entledigte, hatte den Titel zu dieſer Schrift vorgeſchlagen: „Empfindungen und Erfahrungen einer jungen Deutſchen in Paris." Ich, die ich noch kein Buch, geſchweige denn einen Titel abgefaßt hatte, fing Feuer bei dieſem Vorſchlag, beſonders da mir Herr Maurer bedeuten ließ, ich möchte dieſe Aufſätze in „Sterne's Manier" ſchreiben. Ei, der las ſich ſo leicht, es mußte ja federleicht ſein, ſo zu ſchreiben wie er, und ſechs Thaler der Druckbogen! Das Geld konnte die liebe Mutter behalten. Wer war glücklicher als ich. Frau von Genlis fragte mich: „Worüber wollen Sie denn ſchreiben?" „Ei über alles!" gab ich zur Antwort. Sie lächelte. „Nun

z. B., worauf alle Deutschen gespannt sind, über den ersten Consul." — „Sie thäten klüger, ihn gar nicht zu nennen." — „Das ist ja jetzt unmöglich!" rief ich aus. Und ich hatte recht; sie sah dies selbst ein. „Schreiben", bemerkte sie, „wollen alle, vorzüglich die jungen Leute. Keiner bedenkt, daß das gerade darum, weil es so leicht ist, seine Schwierigkeiten hat. Man muß doch erst nachdenken können, Erfahrungen gesammelt haben, sich über sich und andere Rechenschaft geben, unterrichtet sein. Von dem allen sehe ich nichts bei Ihnen." Diese Worte schlugen meinen Muth nicht nieder. „Ich soll ja nur aufschreiben, was ich sehe und höre!" rief ich aus. „Wohl, aber es kommt auf die Stelle an, von welcher aus man sieht und hört. Glauben Sie mir Helmina, bleiben Sie davon!" Mir traten die Thränen in die Augen, schluchzend sagte ich: „Meine Mutter in Berlin hat nichts zu essen, ich muß ihr Brot verdienen." Sie war gerührt, klopfte mir die Backen und sagte mit sanftem Tone: „Nun, so schreib denn, meine Taube; Gott wird deinen Fleiß segnen!" So schrieb ich denn, und es wurde gedruckt. Wie stolz, wie glücklich fühlte ich mich, und was ich geschrieben hatte, entzückte mich. Unbedenklich mußte es alle Leser entzücken. O frischer Muth der Jugend, rosenwangig wie sie! Du, den nichts beugen kann, der über nichts erblaßt, wo bist du hin? Wer darf dich Leichtsinn heißen, wer dich Uebermuth schelten?

Meine Begriffe von Paris waren durch das einformige Leben der Frau von Genlis sehr abgeblaßt, und mein Leben in ihrem Hause hatte bittere Unannehmlichkeiten in Menge. Ich habe schon anderswo einige davon berührt, und will sie hier nicht aufs neue in ihrem Umfang schildern.

Ich habe seitdem den Schöpfer dieser Widernärtigkeiten wieder angetroffen, er war das Werk der Erziehung, die er genossen; seine Anlagen waren reichhaltig, sein Talent für Musik ging im gewissen Sinn seiner Zeit voraus, unübertrefflich reizend und zart, eine Frucht ohne Kern, aber mit berauschender Schale. Ich habe Maru, Radermann, Madame Laval und einige andere mit Entzücken gehört; aber ich möchte Kaumir wieder hören. Es ist etwas Heinrich Heine'sches in seinen Melodien; wer ihn gehört hat, wird mich verstehen.

Meine liebste Erholung in Versailles waren die einsamen Spaziergänge im schönen Wiesenthale, am Fuße des Waldes in Meuden. Hier im Schatten der Eichen, am Fuße der grauen Weiden, wo der stille Bach seinen Silberlauf durch das blumige Gefilde mit traulichem Rieseln verfolgte, mochte ich den Druck meiner Sorgen minder fühlen; erwärmt vom liebevollen Hauch der Natur, erhob sich meine Seele zu sanften Ahnungen, und kehrte zurück in das stille Land der Erinnerung, sich an ihren blassen Bildern wehmüthig zu ergötzen. Dies Thal ist wahrlich mit allen Reizen der Natur geschmückt: die dichten Gänge der Waldung von Eichen und Birken, die malerischen Anhöhen, bekränzt mit blühenden Büschen und hohen Ulmen, die würzigen Düfte, die aus dem Boden hauchen — wie hätte ich mich da nicht wohl und heiter fühlen können, als wäre ich im Vaterlande? O, das Haus meiner Qualen lag versteckt hinter den Anhöhen, und das Andenken der erlittenen Schmerzen blieb zurück am Eingang des Hains, wie wenn ihm die Schutzgöttinnen der Waldung den Eintritt versagten. Selbst der Winter konnte dem lieben Thal nicht alle seine Reize rauben. An den Eichen blieb das Laub, die Wiese blieb grün und blumig und das Klima mild.

Das Erwachen des Frühlings hier in der Einsamkeit geschah in all seiner Pracht, und ich genoß es jeden Morgen und jeden Abend in seinem liebevollen Entfalten. Alles war Freude um mich her. Blumen und Laub schienen Empfindung zu haben von ihrem süßen Erwachen zum neuen Leben, und die gaukelnde Heerde, der muntere Hirte mit der Schalmei, das Rauschen des Windes in den Zweigen mischte sich mit fröhlicher Lebendigkeit in die tausendfachen Gesänge der Vögel, und im sanften Accord zu den Liebesklagen der holden Nachtigall. Lange ließ ich mich hinnehmen von der süßlockenden Stimme der Natur, die zur Freude ruft und zum Genuß. Aber ach! wenn ich an dich dachte, meine leidende Mutter, und an euch, ihr Lieben in meinem Vaterlande, so fühlte ich mich übermannt von unendlicher Sehnsucht, und meine Seele wünschte sich ungeduldig zur unerreichbaren fernen Heimat, und im Gefühle des Druckes der Nothwendigkeit, die mich in Fesseln hielt, sehnte ich mich nach dem Tode und erflehte vom Himmel eine Gruft unter den Blumen dieses Thales.

Eine hohe Lindenallee, die bei meiner Ankunft in voller Blüte stand, führte nach dem Luxemburg uns hinüber und linker Hand nach dem durchaus zerstörten Karthäuserkloster: es waren nicht einmal Trümmer, sondern nur Staub; nicht die Zeit hatte es zermalmt, sondern die Revolution. Ich, die ich schon bei der alten Post in Berlin in der Heiligengeiststraße, bei der Burgstraße, dem alten königlichen Schlosse gegenüber, mit schaudervoller Wonne die ersten Tropfen aus dem Becher der Romantik geschlürft hatte, ich konnte mich hier auf einen Stein niederlassen, der einer Ruine gehörte. Einige magere Grashälmchen sproßten daraus hervor, ich

pflückte sie zum Andenken. Es war mir dabei zu Muthe, wie dem Wanderer sein mag, der auf einem Schlachtfelde umherstreift, von welchem Leichen weggeräumt sind, und das eben gekehrt worden; es ergreift nicht, es läßt dem Schmerz keinen Raum, und doch ist einem unheimlich dabei zu Muthe. Die Schrecken schweben noch alle auf der ruhig gewordenen Stätte, doch sie sind erstarrt und nackt. Der Zustand der Gemüther war ebenso. Die Greuel hatten ausgetobt, die Blutspuren waren weggeschwemmt, aber die Stimmung war nüchtern und trübe. Das Bedürfniß der unaufhörlichen Aufregung war geweckt worden und lebte sein todbringendes Leben: denn ertödtet waren heilsame Gefühle. Verflacht war das Dasein, ohne daß sich die Gesellschaft oder das Volk ihrer eigentlichen Stimmung bewußt waren, noch sie eingestanden hätten, wenn man sie errieth.

Zuweilen machte Frau von Genlis, nicht ohne einige Schüchternheit, eine flüchtige Bemerkung über den eigentlichen Zustand der Dinge. Sie war höchst unzufrieden mit dem ersten Consul, bis er sich ihrer mit Geldhulfe kräftig annahm. Sie wünschte inbrünstig die Orleans zurück; daran war aber damals nicht zu denken. Napoleon war zu klug, um sie zurückzuberufen, und die Familie Orleans würde schwerlich dabei etwas gewonnen haben. Wenn solch ein unsicheres Pfand für die Zukunft auch der Zustand der Dinge gab, so war es doch eins und man wollte es nicht verschleudern. Viel schwankende Gemüther wurden durch das Concordat beruhigt. Viele Anhänger der Freiheiten und Annehmlichkeiten, welche man seit der neuen Gestaltung der Dinge für errungen und haltbar ansah, zogen eine Menge Menschen in die Zauberkreise süßer Hoffnungsträume.

Noch immer war alles erlaubt, was gefiel, und noch

immer, gefiel alles was erlaubt war. Noch immer standen an den Mauern und Hausthüren die entsetzenvollen Worte, welche Zügellosigkeit und Blutdurst dahin geschrieben, man las sie noch in den kleinen Städten, in entlegenen Vorstädten und Gassen von Paris, obwol sie von lebhaften und stattlichen Plätzen und Häusern beinah unwahrnehmbar weggebeizt wurden. Paris war ein Augiasstall, als Napoleon die Zügel der unbändigen Massen ergriff. Er that es mit Besonnenheit und Kraft. Er schonte nichts und niemand als das Kleine, er wußte warum. Er bereitete eine neue Gestaltung der Dinge vor, welche niemand ahnte, und welche auf lange Zeit ihm und den Seinigen schädlich wurde, ohne daß er es ahnen konnte. Hierbei waren Hände im Spiel, die dem großen Mann unsichtbar blieben. Vor ihm lagen zwei Wege, an deren äußerstem Saum er stand. Der eine war der redliche, offene, gerade; der andere war der, welchen er betrat. Er führte ihn nicht zum Heile und Europa nicht zum Frieden, er führte abwärts. Es war das gaukelnde Irrlicht, das auf Sümpfen tanzt. Man sieht jetzt, wohin es die Welt verlockt hat. Frau von Genlis hatte Verstand genug, um die Dinge kommen zu sehen; sie seufzte darüber, vielleicht minder aus Patriotismus, als weil sie kein Mittel fand sich auf glänzendem Wege bedeutend zu machen. Ehe die Revolution ausbrach und bei ihrem Ausbruch war sie lenkende Gewalt. Philipp Egalité wollte ernten, wo er nicht gesäet hatte, er war sinnlich und bequem. Mit allen Kräften seines Wesens ersehnte er die Macht und das Geld, verließ sich aber auf den Geist, die Kraft und die Schlauheit seiner Gefährtin. Daß ihn seine dunkle Bahn zu demselben Ziele führen würde, wo das Blut seiner Verwandten floß, glaubte er nicht. Er hatte den

Thron im Auge und hielt den blutigen Sumpf, durch den er waten mußte ihn zu erreichen, nicht für undurchdringlich, nicht für bedenlos, fürchtete nicht, im Hafen selbst noch zu scheitern. Dies sind die Wege der göttlichen Vorsehung! Nur reine strenge Bahnen können zum Ziele führen. Der Sieg der Lüge und Heuchelei kann nicht von Dauer sein.

Mit einem Gefühle, in welchem sich Grauen und Schmerz verschmolzen, erzählten mir zu jener Zeit die Bewohner von Paris, welche ich kannte, von den gräßlichen Begebenheiten der Schreckenstage. Diese Erzählungen machten eigentlich nicht tiefen Eindruck auf mich, sie kamen mir vor wie märchenhafte Sagen, welche mir die höflichen, zierlichen, freundseligen Menschen, die mit mir sprachen, zur Kurzweil erzählten. Die jungen Männer, Frauen und Mädchen aus den mittlern und untern Klassen, die mir der Zufall entgegenführte, waren sehr für den Helden des Tags eingenommen. Vor ihrem Geistesblick rollte die Hoffnung einer neuern schönern Zukunft auf; sie glaubten, Frankreich habe einen Aufschwung genommen, es ginge nun bald allen Völkern voran, nachdem bei blutig erkämpftem Frieden, bei stillem heitern Himmel die süßen Früchte der Freiheit reiften. Paris hieß ihnen die Welthauptstadt! Sie waren stolz darauf, daß es ihre Heimat war. Der erste Genius begünstigte mit großer Vorliebe das Maschinenwesen. Höhern Zwecken gewidmet, sollte der Mensch nicht mehr selbst Maschine sein. Englands Kunstfleiß sollte überboten werden; zugleich auch wollte ihn Napoleon lähmen, damit Frankreich die goldenen Früchte genesse, die so viele Jahrzehnde hindurch England an sich gerissen; auch sollte die Aufgabe der menschlichen Thätigkeit veredelt werden. Zeit war durch die neue Einrichtung für die Jugend

so viel gewonnen, um sich zu großen Meistern in den freien Künsten auszubilden. Zeit, aber die Mittel nicht. Wie manches echte Talent zerschellte im Staube. Wie mancher hoffnungsvolle Dichter, Schriftsteller, Publicist ging im Elend unter! Besonders die letztern waren zu beklagen. Die Parteien mußten Sammethandschuhe anziehen, um nach keiner Seite hin unsanft zu berühren. Geoffroy, ehemaliger Geistlicher, dessen „Journal des Débats" in kurzer Zeit an der Spitze stand, hatte das Glück gehabt, den rechten Ton zu treffen, der belehrend, ergötzlich, scharf und zu rechter Zeit schonend war. „Der Publicist", das „Journal von Paris", schlugen denselben Weg ein wie Geoffroy, allein nicht ganz mit demselben Glück, noch mit derselben Befähigung. Geoffroy, der geheime Begünstigungen erfuhr und geheime Aufträge hatte, suchte mit vieler Geschicklichkeit Mücken zu Elefanten zu machen, nämlich, er wußte die Aufmerksamkeit der Massen seiner Leser auf Gegenstände zu ziehen, welche keine verdienten. Wichtige Momente gingen durch diese Kunstgriffe unbemerkt vorüber, und ehe man es sich versah, waren entscheidende Zwecke erreicht, die man gar nicht geahnt hatte. Talleyrand, der bewunderungswürdigste Geist seiner Zeit, war die Seele aller Bestrebungen, durch welche die Menge wieder gezähmt werden und wieder in das alte Gleis hineintappen sollte. Seine Aufgabe war keine leichte, war keine schöne; sie gelang ihm auch nur theilweise. Die Nation ist eine edle, sie dürstet nach Ruhm und Ehre, sie dürstet nach Vergeistigung, sie ersehnt den Fortschritt; doch der Druck von oben war zu gewaltig, der bessere Theil des Volks mußte unterliegen. Talleyrand meinte es in materieller Hinsicht gut mit dem Volke. Er gab ihm zu essen und zu arbeiten. Der kriegerische Hang des französischen

Volks war vielleicht weniger ein angeborener als ein durch die Ereignisse des letzten Jahrzehnds erzeugter. Mit wenigen Ausnahmen waren alle militärischen Größen aus dem Schos des Volks hervorgegangen. Jeder Conscribirte, der zum ersten mal die Muskete ergriff, fühlte schon auf seiner Brust nach seinen künftigen Orden umher. Hatte doch Murat auf der Landstraße an der Thür eines dumpfigen Wirthshauses den Reisenden die Pferde gehalten: der schöne Bube, dem sich früh schon ein zarter Flaum über die geschwellten Lippen kräuselte, durch dessen seidenzärtig behaarte Brust einst mörderische Kugeln pfeifen sollten und sie zerreißen, die jetzt so freudig wallte! Ja, der Krieg allein konnte diese thatendürstende Jugend auf die Höhe des Lebens hinschwingen.

Wenn der Krieger von der Zukunft träumte, so sah er nur das große Ehrenkreuz auf seiner benarbten Brust, oder er fühlte die brennenden Todeswunden, die auf dem Bette der Ehre bluteten, und fühlte das Welken der Lorbern auf seiner Stirn; an einen dritten Fall dachte er nicht: an den des spurlosen Dahinsinkens auf dem Schlachtfelde unter dem feindlichen Kugelregen, oder des Verschmachtens auf der Landstraße bei siedenden Sonnenpfeilen, oder des langsamen Schmerzentodes einsam auf dem Wahlplatze, wenn Maden in den Wunden seinen Körper zernagen und sein brennender Gaumen vergebens nach Wasser lechzt. Der ruhmsüchtigen kriegerischen Jugend wurden bald die Schranken breit geöffnet; wer nicht gutwillig hineinwollte, der mußte. Mit Zittern sahen die Mütter einen Knaben an ihrer Brust. Schon in seinen ersten Nahrungstrank fielen ihre Thränen und sie weinten bei seinem Aufblühen und Reifen. Nur zuchtvergessene Mädchen freuten sich, wenn sie eines

Knaben genaſen, denn ſie empfingen wöchentlich Brot und Geld, das friſche Fleiſch für die Schlacht aufzufuttern.

„Haben Sie vergeſſen", fragte Napoleon einen Wohlmeinenden, der wegen ſeiner Kriegszüge und des ungeheuern Verluſtes von Soldaten Bedenklichkeiten äußerte, „daß ich alle Monate zehntauſend Mann daranzuwenden habe?"

Napoleon hatte alle Künſtler und Kunſttreibenden von der Conſcription ausgeſchloſſen; dies war für viele ein mächtiger Anreiz, ſich der Kunſt zu widmen, denn ſie waren ſicher, aus der Laufbahn, zu welcher hin der Genius ſie drängte, nicht weggeriſſen zu werden. Am beſten hatten es die Befliſſenen der Kochkunſt. Denn Paris war kein Sparta und der Kamin kein Kanonenfeuer! Am Ziel einer blutbeſprengten Laufbahn ſank der Goldregen in Strömen auf das vom Beifall bekränzte Haupt der Kriegführer, und ihre letzten Jahre ſollten behaglich dahinfließen. Auch Melpomenens und Thalia's Jünger und Terpſichore's Lieblinge erlangten ein heiteres, ja ein glänzendes Los. Der Ruhm vergaß ſie nicht und das Publikum liebte ſie. Napoleon erhöhte die Preiſe ihrer Bemühungen, denen er mit Antheil zuſah; allein er machte ihnen den Kummer, daß nicht mehr applaudirt werden durfte, ſobald er in ſeine Loge trat. Ich habe ſchon irgendwo über die ſtörende Unart des Beifallklatſchens und Herausrufens geſprochen, und vorgeſchlagen, man ſollte das Brüllen und Toben der Bewunderung aus Theatern und Concertſälen verbannen, aber nach jeder Production ſollten ſich die Zuhörer zu einem Ehrengeſchenk für die vortrefflichſten Künſtler und Künſtlerinnen vereinigen; indeß habe ich bisher tauben Ohren gepredigt.

Napoleon hatte Sinn für Verfeinerung der Lebensgenüsse. Vielleicht kannte er Goethe's „Faust" und murmelte leise vor sich hin: „Knurre nicht, Pudel; zu den himmlischen Tönen, die jetzt meine ganze Seele umfassen, will der thierische Laut nicht passen." Doch er konnte ja kein Deutsch! Das war eine Anomalie, durch welche vielleicht eine Säule seines Thrones Schaden litt. Hätte er Deutschland und Deutsch verstanden, er würde der größte Monarch aller Zeiten geworden sein. Auch würde er Deutschland nie mit Krieg überzogen haben.

Friedrich Schlegel äußert irgendwo, der beste Gewinn, den die Franzosen von ihren Eroberungskriegen gezogen hätten, sei: „daß sie eine gute Portion Deutschheit dabei erlangt". Es war dem aber nicht so! Sie waren Gegenfüßler, und zwar stöckischer als je in dieser Hinsicht. Sie nannten sich die „große Nation", und gewöhnten sich nach und nach, alles was sie berechtigen konnte, sich so zu heißen, von sich abzustreifen und auf den Mann der Gegenwart und der Zukunft zu übertragen. Die Verderbnisse riefen alle Aenderungen herbei, die zum Herabsinken wirken mußten. Gerüchte verbreiteten sich, die absichtlich erfunden wurden, um ihn herabzuwürdigen, die aber mit dem größten Wohlgefallen aufgenommen wurden. Die Schlechten ruhten nicht, bis sie in der Meinung den Halbgott zum Menschen gestempelt hatten. Zum Menschen mit allen seinen Schwachen und Irrthümern, den sie sich gleichzustellen wagten. Die Unbefangenen gewannen ihn um so lieber, je mehr sie glaubten, er sei ein Mensch wie ein anderer.

In harmloser Liebenswürdigkeit und anmuthiger Sitte konnte das Haus des Generals Bonaparte nicht überboten werden. Josephine, mit mächtigen Zaubern bewaffnet, übte ihr Talent, die Gemüther hinzureißen

und ſie zu feſſeln, mit einer Kunſt aus, die ganz Natur zu ſein ſchien; der gewinnendſte dieſer Zauber ging aus ihrer Herzensgüte hervor, denn gütiger war nie ein geſchaffenes Weſen. Das Bedürfniß zu erfreuen, zu beglücken, beherrſchte ſie ganz. Alle die, denen ſie wohlthat, mußten ſich für Verpflichtete halten; kindlich gab ſie ſich ſelbſt im Zauber der Gegenwart hin, ganz ohne Abſichtlichkeit. Dieſe glückliche Zeit erblaßte, es wurde alles anders um Joſephinen her, ſie aber war dieſelbe geblieben. Die Roſe duftete nicht unbefangener, als Joſephine Vergnügen um ſich her verbreitete. Den Frauen gefiel ſie durch Weiblichkeit und durch die gute Art und Weiſe, womit ſie alles zu beſeitigen wußte, was ihnen in ihrer Erſcheinung noch von der Revolutionszeit anklebte.

Der erſte Conſul wollte die Fabriken heben, vor allen Lyon. Wie gern entſchloſſen ſich die Damen, nur noch in Seide und Seidenblonde bei ſeiner Gemahlin zu erſcheinen, ſobald ſie einen Wink dazu gegeben! Es wurden Shawls vom feinſten Tuch mit goldener Schnureinfaſſung und Puſcheln getragen. Eine Dame hatte den ihrigen auf die Lehne ihres Stuhls gehangen, ſie war aufgeſtanden und plauderte mit einer Bekannten. Erſt als ihr Stuhl leer war, ſchien Madame Bonaparte den Shawl zu bemerken, und ſagte: „Wie unanſtändig iſt das, da hat ein Herr ſeinen Ueberrock hier gelaſſen.“ Das nächſte mal nun erſchienen alle Damen in Kaſchmirſhawls oder in den köſtlichſten Seidentüchern aus Lyon.

Joſephine beſaß gründliche Kenntniſſe; Botanik war ihr Lieblingsſtudium. Sie vereinigte mit dem ausgebildetſten Kunſtgeſchmack die holde Anmaßungsloſigkeit, die den Frauen ſo gut kleidet und in Frankreich über-

haupt sehr geschätzt ist, ich möchte sagen gefordert wird. In Gesellschaft sprechen die Frauen wenig, ehe sie das dreißigste Jahr erreicht haben. Dichterinnen, Künstlerinnen, Schriftstellerinnen überhaupt machen Ausnahmen von dieser Regel. Unverheirathete junge Damen dürfen weder Augen noch Zunge haben. Der erste Blick auf einen Mann gehört ausschließlich der Liebe, er bleibt im Schrein des Herzens, bis die Empfindung es erschließt. Man sollte glauben, diese Zurückhaltung brächte Langeweile hervor. Doch man würde sich irren, auch die stumme Liebe, von der kein Dritter weiß, findet Mittel sich Luft zu machen, und blitzt hervor unbemerkt von den Anwesenden; das Regen eines Fingers schreibt sich in das Herz eines geliebten Gegenstandes; ein Hauch, ein kaum vernehmbarer Seufzer enthüllt sie, sodaß es niemand anders weiß. Den scharfen Beobachter mahnt dies holde geheime Spiel wie das der Spanierinnen mit ihrer Mantille, der sie eine Sprache zu geben wissen; denn der mächtigen Liebe muß alles dienen! Der Herzog Adrian von Montmerency, ein schöner junger Mann, dessen rosiges Haupt wie von reinem Golde umlockt war, hatte eine Braut im Kloster, die ihm in zwei Jahren angehören sollte. Vergebens flehte er ihre Verwandten und die seinigen an, die Vermählung zu beschleunigen; denn er war schon bald 18, die Geliebte bald 14 Jahre alt. Am Sprachgitter durfte er die Angebetete sehen, und in Gegenwart der Oberin und einiger Nonnen mit ihr sprechen. Jede tausendäugig wie Argus! Sie beneideten die schöne liebeglühende Braut um ihr nahes Glück. Adrian klagte die Familien der Grausamkeit an; man verlachte seine Klagen und wußte seine Besuche im Kloster immer mehr zu beeinträchtigen. Dennoch siegte die Liebe! Adrian fand Mittel, seine Geliebte aus

dem Kloſter zu entführen, ohne daß ſie ein Wort darüber wechſelten. Er flüchtete mit ihr nach England und kam triumphirend zurück mit ſeiner angebeteten Gemahlin. Er konnte ſich denken, daß ſein Wageſtück Beifall fand, weil es gelungen war. Doch es zeigte ſich bald, daß die künſtliche Steigerung, welche ſeine Leidenſchaft, durch die Schwierigkeiten, die ihr entgegenſtanden, unaufhörlich angefacht, nun in ſich ſelbſt verſinken mußte, als ſie keinen Kampf mehr zu beſtehen hatte. Das junge Ehepaar wurde gleichgültig gegeneinander. Es wandelte friedlich Arm in Arm durch den Pfad des Lebens, und Adrian würde ſeine Erkaltung gegen ſeine Gemahlin noch offener als er that an den Tag gelegt haben, wenn er ſich nicht vor der Welt darüber geſchämt hätte. Es ging ihm ungefähr, wie es jetzt den Völkern geht; ſie erſehnen nur, was ſie nicht beſitzen; ſollten ſie es jemals erreichen, ſie würden es wieder von ſich werfen!

Ich gebe dieſen flüchtigen Umriß der damaligen Stimmung und Farbe der Geſellſchaft, weil aus dieſer Erläuterung für den Denkenden zu ſchließen iſt, wie alles kam, was nachher geſchah, und warum die Franzoſen ſo wankelmüthig erſcheinen. Sie ſind es nicht! Nicht vom Volke ging alles Fluchwürdige aus! Was bei Ausbruch der Revolution und in der Schreckenszeit geſchah und vielleicht noch geſchehen kann, wird auch nicht aus ſeinem Herzen entſpringen, ſondern ſeinen Urſprung in der Verderbniß der höhern Klaſſen haben. Doch, was auch die Zukunft ihm bringen möge, es muß zu einem entſcheidenden Reſultat führen. Dies große, feurige, beſeelte Volk wird ſich lautern und vergeiſtigen oder ganz zu Grunde gehen. Noch iſt der Franzoſe zu entflammen, der Deutſche kaum

noch mehr. Noch fühlt sich der Franzose als Volk. Nicht so der Deutsche; bei ihm steht das Ehrenvolle hoch und kräftig, aber einzeln da, emporragend, unerschütterlich; aber zwischen ihm und der Gemeinheit liegt nichts in der Mitte, denn jede Erhebung erzeugt Besorgnisse ohne Zahl und Maß, und jede Schnellkraft drückt ihr Dämpfer.

Frau von Genlis war weit entfernt davon, mit mir oder der jungen Stephanie, welche eben aus dem Kloster der Ursulinerinnen kam, oder mit Kasimir, ihrem angenommenen Sohne, von Gegenständen dieser Art zu sprechen. Sie wurde nicht in die Kreise des ersten Consuls noch der Marschälle gezogen, keine Art von Gunstbezeigung wurde ihr zu Theil, sie schien auch keine zu erstreben. Ihre Lebensweise schien aus ihrer Wahl hervorzugehen. Sie hatte wohl berechnet, daß dies das einzige Mittel war, früher oder später emporzukommen. Der Trotz des ersten Consuls gegen Frau von Stael, deren Grundsätze er verwarf und welche er haßte, weil er glaubte, diese geistreiche Frau sehe zu klar und zu tief, um sich über ihn zu täuschen, erweckte bald einige Sympathie zwischen dem Oberhaupt des Staats und der fruchtbaren Schriftstellerin, die sich behutsam und mit raschen Schritten der Bahn näherte, welche sie für angemessen hielt einzuschlagen. Sie suchte in ihren Schriften Frau von Stael zu verdächtigen und zu verkleinern. Auf den gesunden Sinn der Bessern machten diese Versuche keinen Eindruck, aber bei der Partei, der sie sich anzuschließen strebte, erweckten sie Gunst und Beifall. Frau von Genlis hätte nun in Paris bleiben können, doch sie hielt es für vorsichtiger, sich auf einem Umweg ihrem Zweck zu nähern. Sie entfernte sich von Paris, wo sie viele Gegner hatte, um bei ihrer Rückkehr mit mehr Nachdruck aufzutreten.

Geräuschlos zog sie fort. Ihre dürftigen Umstände dienten ihr zum Verwand. Paris verursachte Geld- und Zeitverlust, in Versailles konnte sie billig leben und ihre gewonnene Zeit zu Geld machen. Indeß war ihr Kreis nicht zahlreich genug, um sie zu stören. Der Schriftsteller Fievée, bekannt als Publicist und durch ein niedliches Romänchen: „Susettens Aussteuer", und sein Freund Theodor Leclerc waren ihre eifrigsten Besucher. Fievée hatte eine Haft im Tempelthurm bestanden, sein Vergehen war ein sehr geringes. Frau von Genlis kannte ihn und bat ihn durch eine Vorstellung an den ersten Consul los. Sie machte darin seine Arglosigkeit und sein Talent geltend. Dem ersten Consul lag daran, sich geschickte Federn zu gewinnen. Fievée hatte Charakter. Er mußte zwar seine frühere Bahn verlassen, doch er trat nicht in die neuere über. Der junge Theodor Leclerc, dem die Lesewelt manches Ergötzliche, unter anderm die beliebt gewordenen dramatisirten Sprichwörter dankt, ging an der Hand seines Freundes Fievée auf dem geebneten, hier und da umblümten Wege fort, der niemand verschlossen war, und bei sinnreichem Nachdenken und Talent auch Anlaß zu einer geschickten Persiflage gab, die geistreichen Lesern zugute kam. Die beiden Freunde verlangten nicht in das Schloß, doch sie vermieden auch den Weg zum Tempel; sie waren die einzigen Besucher der Frau von Genlis, welche auch in Versailles öfters erschienen. Selbst Kosciuszko und Corvin blieben aus.

General Valence kam nie nach Versailles, seine Gemahlin deste öfter, begleitet von Leonce Lombard oder auch von ihren aufblühenden Töchtern Rosamunde und Felicie. Rosamunde hätte für eine Deutsche gelten können. Sie war blond und frischwangig, ihre blauen

Augen glänzten heiter und freudig; üppig schlängelten sich ihre vollen blonden Locken um das Blumenbeet ihres Angesichts. Sie war das Bild ihres Vaters und wie er hoch und schlank gebaut. Ihre Schwester Felicie hingegen glich ihrer Großmutter Genlis, sie war lebhaft und geistvoll, ein angenehmes Kind, der es auch an Gutmüthigkeit nicht fehlte. Die Großmutter hatte Sinn für ihre Liebenswürdigkeit, doch beide Kinder waren ihr etwas fremd geblieben, und es blieb dabei.

Des Generals Valence's improvisirte Ehe konnte keine glückliche sein. Seine schöne junge Frau, die auch Geist und Gemüthlichkeit besaß, wurde durch sein Verhältniß zu Frau von Montessen in ihren zartesten Gefühlen gekränkt. Nach wenigen Jahren eines schalen Ehelebens entzog ihr der Sturm der Zeit und der Krieg des Gemahls Gegenwart. Valence war Adjutant vom General Dumouriez und nahm an dessen Uebergang zum Feinde Theil. Durch die freundliche Gesinnung Josephinens zur Frau von Montessen kam er wieder in Gunst, und konnte seinen Kindern das der Nation verfallen gewesene Vermögen seines Schwiegervaters, des enthaupteten Grafen Sillery, retten.

Frau von Genlis hatte einen Bruder, Namens Ducrest, der voller Geist und Erfindungskraft war. Ihm dankte der erste Consul die flachen Schiffe, mit denen er England anfallen wollte; man weiß, wie diese Unternehmung mislang. Dieser Bruder der Frau von Genlis war arm geboren und geblieben. Der einzige Sprößling seiner ersten Ehe, Cäsar Ducrest, kam 1807 auf der Seine um. Er war voll Gemüth und Geistesgaben, eines schönern Todes werth. Seine Tochter aus zweiter Ehe Georgetta, war eine gewinnende Erscheinung, voll Lebhaftigkeit und künstlerischen Anlagen; auch sie

kam mit ihren Aeltern nach Verſailles. Das liebenswürdige Paar Parandier wohnte ſchon ſeit längerer Zeit dort, ſo auch die Beſitzerin eines ſchönen Hauſes und prachtvollen Gartens, Madame Lemoniers, die Witwe eines der verdienſtvollſten Gelehrten Frankreichs; ſie war jung, lieblich und geiſtbegabt. Sie liebte ihren zweiundſiebzigjährigen Onkel mit der wärmſten Bewunderung und innigſten Zärtlichkeit. Sie erklärte ihm und ihren Aeltern, ſie würde keines andern Mannes Hand annehmen, und da ihre Familie ihr Schwierigkeiten entgegenſetzte, flüchtete ſie ſich zu ihm hin, wurde ſeine Gattin und lebte glücklich. Sie hatte ſich vorgenommen, keine zweite Heirat einzugehen und blieb lange ihrem Vorſatz treu. Wir beſuchten ſie oft. Frau von Genlis war in der Botanik ſehr erfahren, und freute ſich des pflanzenreichen Gartens ihrer Freundin. Unſer Wohnhaus lag neben dem ehemaligen Hotel de Vergennes, in deſſen ſchattenreichem Garten ein klares Gewäſſer ganz mit Blumen umgeben uns junge Welt ſehr entzückte. Wir durften dort im Kahn umherfahren. Hotel und Garten waren das Eigenthum eines alten ehemaligen Armeelieferanten, der, wie alle ſeines Standes, die Kunſt verſtanden hatte, ſchnell reich zu werden. Wir beſuchten ſeinen Garten oft und immer mit Genuß. Frau von Genlis fand ihn abſcheulich, ſie liebte die franzöſiſchen Gärten in Lenotre's Stile nicht, ich auch nicht; aber welch junges friſches Herz erfreut ſich nicht an grünen Bäumen und blauer Flut!

Im geräumigen Hauſe, das Frau von Genlis mit uns bezog, war es ſchlecht um mein Zimmer beſtellt. An den Wänden hingen zerriſſene Tapeten herunter und es ſtand beinahe gar nichts darin; doch ich war getröſtet, wenn ich Tinte, Feder, Papier und einen Schreibtiſch

hatte. Ja, wenn ich nur Ideen und Bilder beſeſſen hätte! Frau von Genlis baute gar keine Hoffnungen auf meine Anlagen zum Schreiben, und wenn es nach ihr gegangen wäre, ſo würde ich ganz davongeblieben ſein. Sie hatte damals recht. Sie meinte es überhaupt ehrlich, wenn ſie Rath gab.

Verſailles war zu der Zeit ziemlich öde. Der erſte Conſul hatte dort ein Lyceum für Heranwachſende hinbeſchieden. Ein Gelehrter, Namens Belin de Ballu, war Director deſſelben. Kaſimir mochte fühlen, daß ihm Gymnaſialunterricht nothwendig ſei, vielleicht auch ſtach ihm die Uniform in die Augen. Er verlangte von ſeiner Pflegemutter, auf ein halbes Jahr dort eingeſchrieben zu werden. Dem blonden Knaben mit ſeiner Haut und brennenden ſchwarzen Augen ſtand die grüne goldverzierte Uniform allerdings ſehr hübſch, allein der Unterricht behagte ihm nicht lange, und er hing die Uniform an den Nagel, übte fleißiger als je ſein Harfenſpiel, zuerſt auf einer kleinen klangloſen Harfe nur wegen der Fingerſetzung, bis er nach und nach zum Inſtrumente ſelbſt überging. Stephanie, eine liebliche junge Freundin, genoß auch den Unterricht bei Frau von Genlis. Kaſimir machte dieſer ſehr viel zu ſchaffen.

Frauen ſollten nicht Knaben erziehen wollen.

Ueberdem ſchrieb ſie um Brot, und es blieb ihr keine Zeit, ihrem Pfleglinge die Kenntniſſe beizubringen, die ſie ſelbſt beſaß. Der Knabe war auch nicht ſehr lüſtern danach, er liebte das Umherſtreifen lebhaft, und die Einſamkeit eines ganz freudenloſen Hauſes konnte ihm nicht zuſagen. Die Folge ſeines Unbehagens war gegenſeitige Erbitterung, die nicht ſelten gegen Frau von Genlis ſelbſt losbrach. Ich und Stephanie vernahmen durch den Kamin die bittern Worte, welche ſich

der Pflegling und ſeine Wohlthäterin ſagten; ſie thaten uns in der Seele weh, denn wir beide liebten Frau von Genlis aufrichtig und freuten uns herzlich ihrer Mittheilungen, am meiſten, wenn ſie uns den Plan einer Erzählung, welche ſie ſchreiben wollte, entwarf, oder uns eine vorlas, die ſie eben verfaßt hatte. Sie ſchrieb ſchnell und beſonnen, und arbeitete alles, was ſie ſchrieb, vorher im Kopfe aus, nie machte ſie ein Concept. Buffon hatte ihr dieſen Grundſatz eingeprägt, damit der Gedanke in ſeiner Urſprünglichkeit auf das Papier käme. Muſterhaft war ihr Fleiß. Sie ſtand nachts um 2 Uhr auf und ſetzte ſich an den Schreibtiſch, ohne etwas zuvor genoſſen zu haben. Um 8 Uhr legte ſie ſich wieder zu Bett bis 10 Uhr, wo man ſie mit ihrem Frühſtück weckte, das allein aus Früchten beſtand. Kein Wein, kein Kaffee kam über ihre Lippen, höchſtens Orangenblütenthee mit Milch und Eierdotter; ſie bereitete ſich einige ſtärkende Mittel. Solange man jung iſt, glaubt man nie altern zu können, ſonſt würde ich mich wol um ihre Arznei gekümmert haben. Sie ſtarb mit 89 Jahren im vollen Genuß ihrer Geiſteskräfte, ohne vorhergehende Krankheit. In ihrer Todesnacht hatte ſie noch an Ludwig Philipp zwei Vorſtellungen geſchrieben. Die eine zu Gunſten Kaſimir's, für den ſie eine Penſion erflehte; die zweite enthielt eine Bitte für eine arme Familie, die ſich, wie ſo viele thaten, an ſie gewendet hatte. Beide ſchrieb ſie im Vorgefühl des herannahenden Todes. Sie ſtarb einſam, man fand ſie dahingeſchieden in ihrem Bette. Stets ſpendete ſie ſo viel Wohlthaten, daß man nur noch ſechs Sous bei ihr fand. Frau von Valence eilte an ihr Todtenbett, und bemerkte bald, daß kein Betttuch da war ſie einzuſargen; ſie erfüllte dieſe und andere Pflichten an der Dahingeſchiedenen.

Hiermit bin ich aber der Zeit, wo ich mich in ihrem Hause befand (1801) und dem Lauf der Geſchichte vorausgeeilt und nehme den Faden jener Tage wieder auf. Ich werde noch öfters Gelegenheit haben, von Frau von Genlis zu ſprechen, und nicht ermangeln, ſie ihrem ganzen Weſen nach treu zu ſchildern. Wer ſie kannte, wird ſie in dieſem Bilde treuer und lebendiger dargeſtellt finden als in ihren wohlbekannten Memoiren, in welchen vieles Unwahre ſteht, manches Ueberflüſſige verzeichnet iſt und die Geſchichte ihrer Zeit überaus lückenhaft behandelt worden, ohne daß man entdecken konnte warum; doch Frau von Genlis, gleichwie die Herzogin von Abrantes, waren der Wahrheit fremd, die Lüge hatte ſich ihrer bemächtigt. Ich ſage das nicht, weil ſie über mich gelogen haben, und will nicht deshalb den Stab über ſie brechen, ſondern betrachte dies Unglück wie jede andere moraliſche Krankheit und trauere darüber. Nur eine Geſtalt aus der Vergangenheit ſtand ihr treu zur Seite. Es war der Leibarzt Philipp Egalité's, der brave Vater meiner lieben Stephanie, welche eine vortreffliche Erziehung in dem Urſulinerinnenkloſter genoſſen. Ihre natürlichen ausgezeichneten Geiſtes- und Gemüthsanlagen waren dort harmoniſch ausgebildet worden. Ihr Vater hatte ſie zu fernerer Ausbildung der Frau von Genlis anvertraut. Kein Umſtand aus dem Leben der Frau von Genlis, ſolange ſie in Frankreich war, konnte ihm entgangen ſein, er war ihr deshalb nicht minder ergeben. Napoleon hatte ihn an die Spitze der Aerzte als Director des Hospitals ſeiner Garde geſtellt. Alyon bewunderte und liebte den erſten Conſul wegen ſeiner väterlichen Fürſorge für das Wohl ſeiner Soldaten; auch war es ihm vielleicht nicht gleichgültig, daß er ſämmtliche Wundärzte und Aerzte der Armee

zum Offiziersrang erhoben, und ihnen den Titel „Gesundheitsoffiziere" beigelegt hatte. Auch verschiedene Prärogative des Offizierstandes waren ihnen zugetheilt worden. Viele freuten sich ihrer schönen Uniform, welche auch Alvon nicht gleichgültig war; sie war theegrün mit Gold gestickt, und wurde nur bei außerordentlichen Gelegenheiten getragen. Der erste Consul liebte in allem Pracht und Stil, allein das römische Costüm der Deputirten, wiewol es sehr hübsch war, mußte ihm lächerlich erscheinen, denn er schaffte es ab. Das Römer- und Griechenthum blieb ausschließlich David und seiner Schule, während der ägyptische Stil in Möbeln und Geräthschaften herrschend blieb.

Mit Wonne kehrten die Franzosen wieder zum Franzosenthum zurück und die Französinnen zur Schnürbrust, die alle äußerlichen Mängel des Körperbaues beseitigte, kaum bemerkbar ihre Herrschaft wieder einnahm und zur Wespe umschuf, was erst Grazie gewesen. Josephinen stand die verlängerte Taille sehr schön, sie erlebte nicht mehr die Wespenmetamorphose und noch weniger die Nürnbergerspitzen-Taillen mit den Wespen und spitzen Schneppen hinten und vorn. Der Reifrock und die Pariser Poschen werden nicht ausbleiben, wenn es so fortgeht. Die Modenveränderungen sind der fressende Krebs, der am Wohlstand und an der Bildung des Menschengeschlechts zehrt! Denn die Männer sind zu Modengecken geworden, wie die Frauen und die Kinder auch. Besonders in Paris scheint die Eitelkeit der Kinder ein uraltes Erbtheil zu sein. Ich sah einmal zwei niedliche Mädchen durch den Tuileriengarten gehen; die eine faltete den Rock ihres Kleides mit großer Sorgfalt zusammen, und fragte dann das Schwesterchen: „Anna, ist auch mein Bein zu sehen?" Dies war sehr zierlich geformt,

Anna bejahte, und die Kleine war zufrieden. Eine andere, von deren schönen Augen man schon gesprochen hatte, sagte: „Die Sonne thut meinen schönen Augen weh!“

Noch im Frühling 1802 stand an allen Wänden geschrieben: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, oder der Tod.“ Man übte die Vorsicht, diese Inschriften nur einzeln zu vertilgen. Die Stadt bot übrigens auch ohne sie den traurigsten Anblick dar, sie war so gut wie verwüstet, sah verwildert aus. Um das prachtvolle Schloß her schwebten gleichsam mit dunkeln Flügeln die Geister der alten Schreckenstage. Ihr Schwirren und Sausen schien neues Unheil zu verkünden, das noch schlief und sich in Träumen regte. Im Winter würde ich in Versailles vergangen sein vor Langeweile, wären nicht Parandies dort gewesen und hätte ich nicht die deutsche Familie von Gräfe dort gefunden. Der Oberst war Erzieher des unvergeßlichen Georg von Mecklenburg-Strelitz, seine liebenswürdige Gemahlin hatte die ersten Jahre der vier Schwestern des Prinzen geleitet. Drei hübsche Kinder umgaben Gräfe, von denen mir das eine durch eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der Königin Luise von Preußen auffiel. Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, sagte der Oberst: „seine Gattin sei zu der Zeit, wo sie die kleine Luise unterm Herzen trug, mit der Königin von Preußen sehr beschäftigt gewesen, und liebe sie unaussprechlich, daher die Aehnlichkeit!“ Es war dem nicht so, sondern Luise war das Pfand einer ersten Liebe des Prinzen Georg. Als sie 17 Jahre wurde, verlor sich diese Aehnlichkeit. Gräfe war durch seine Hofkabale von seiner Stelle beim Prinzen Georg entfernt worden. Erst viele Jahre nachher, als ich die frechsten und empörendsten aller Hofkabalen, die es jemals gegeben, an mir

ſelbſt erfuhr, konnte ich mir denken, was der vortreffliche Mann gelitten haben muß. Er ſprach nie darüber; erſt durch andere erfuhr ich ſein Verbrechen: er hatte einige Pappeln umhauen laſſen, die ihm die Ausſicht hemmten. Die Schmähſucht verbreitete, daß ihm die Pappeln hinderlich geweſen wären, die Fenſter der Wohnung einer ſtillgeliebten hohen Dame zu erblicken. Aus ſolchen Fäden wurde der Lügenknäuel gedreht, aus dem ſein Netz bereitet wurde. Der Erbprinz war keinen Augenblick in Zweifel über ihn. Ich habe die Briefe geleſen, die er ihm ſchrieb, ſie ſind voll Geiſt und Herzigkeit. Oberſt Gräfe lebte vergnügt im Schoß ſeiner Familie und einer ländlich freundlichen Natur. Er konnte mit Karl Lappe ſagen:

Stadt oder Land, nur nicht zu eng die Räume,
Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume,
Zum Schatten vor der Sonne Brand.
Nicht an das Wo iſt Seligkeit gebunden;
Wer hat das Glück noch außer ſich gefunden?
Stadt oder Land! Die Außenwelt iſt Tand!

Theurer Sänger Lappe! lebſt du? Birgt das Dach deiner neuen Hütte in Pütte Glückſeligkeiten deiner werth? Sind deine Söhne wie du, deine Töchter der Mutter gleich? O, möchten die ſtillen Wünſche aller Guten, die dich unſichtbar umſchweben, in Erfüllung gehen! Deutſcher Sänger, deſſen ſeelenvolles Lied vom Geklingel künſtelnder Reimhaſcher übertäubt wird und der den Kampf mit dem Leben freudig beſteht! Vor mehreren Jahrzehnden baute dir Liebe dein Häuschen wieder, das in Aſche lag. Heutzutage würde es in Aſche liegen bleiben. Und auch damals gab es für dich nur einen Caſtelli. Denn

von allen Redacteuren von Journalen und Verlegern von Taschenbüchern, die Karl Lappe mit seinen entzückenden Liedern geschmückt, sind ihm wol nur die wenigsten honorirt worden: „weil es nur Gedichte sind!“ Ferdinand Castelli war der einzige, der dem Sänger dankbar war. Er pränumerirte auf 25 Exemplare der Gedichtsammlung für den Neuaufbau der Hütte in Pütte. Für manchen Herausgeber und Verleger sind die Dichter Citronen zum Ausdrücken und Wegwerfen. Amphion machte die Steine beweglich, die sich zum Bau Thebens fügten; unsere Verleger verstehen dagegen unsere Lieder festzumachen, um sich ihre Paläste zu bauen. Möchten sie doch! Der Dichter bedarf keines andern Palastes, als das Feenschloß der Phantasie; aber in der Noth ihn verlassen, das setzt die Verleger den schlesischen Fabrikherren gleich.

Wenn ich zur Familie Gräfe ging, mußte ich mitbringen, was ich seither geschrieben hatte. Es waren meist Uebersetzungen nach Novellen der Frau von Genlis, die ich für musterhaft hielt und die ohne Zweifel Verdienst haben. Unvergeßlich wird der Lesewelt z. B. die Novelle „Fräulein von Clermont“ bleiben; auch die Erzählung „Der Malencontreur“ ist höchst eigenthümlich; man kann das von vielen ihrer Schriften nicht sagen. Letzteres Werk deutet darauf hin, was in ihrem eigenen Herzen vorgegangen sein mag, ehe die Revolution ihre Schwingen entfaltete. Auf eine so feine als geistreiche Weise ist die Unsitte und Nichtigkeit des französischen Hofes, wie er zur Zeit der Regentschaft bestand, hier gerügt. Menschen-, Welt- und Hofkenntniß sind hier in einer seltenen glänzenden Vereinigung zu finden. Die Witzpfeile sind mit treffender Hand abgeschnellt und gehen bis in das Mark. Man sieht, daß die Verfasserin das Gute erkannte und ersehnte, und eine bessere Zeit aus den Trümmern des Herge

brachten aufbauen wollte. Ob sie nachher im Strudel der Zeit mit fortgerissen, durch Leidenschaft verblendet, das, was sie zuerst absichtslos erstrebte, nun selbstsüchtig zur Erreichung eigenen Vortheils anzuwenden bemüht war, ist noch unentschieden, und mögen wir das Beste von ihr denken, da das Schlechte nicht bewiesen ist.

Eines Tages war ein Brief gekommen, mit dem bekannten Namen eines Republikaners Soulavie unterschrieben. Der Brief war in einem freien Tone abgefaßt, schien auf große Vertraulichkeit in politischen Dingen und gemeinsame Wirksamkeit für die Sache der Republik hinzudeuten, und verlangte eine neue Zusammenkunft, um wiederum die frühern Verhältnisse anzuknüpfen. Frau von Genlis war über diesen Brief in der höchsten Bestürzung; sie versicherte feierlich, den Verfaßer nie gekannt zu haben und nichts von ihm wissen zu wollen. Ein Bekannter kam an demselben Tage von Paris, setzte einige Zeilen in diesem Sinne abgefaßt, auf, welche sie unterschrieb, und es war vom Bürger Soulavie keine Rede mehr, er meldete sich nicht mehr. Kurz nach dieser Aufregung sagte sie uns einmal von den ersten Schritten, welche sie im Auftrage des damaligen Herzogs von Orleans mit Hülfe Sheridan's für die Revolution gethan. Sie hatte eine große Anzahl Ringe mit Brillanten, Saphiren und Rubinen, den drei Nationalfarben, bekommen, um sie nach England zu bringen; diese wurden an alle Gleichgesinnten verschenkt, und dienten zum Erkennungszeichen. „Ich liebte die Revolution", sagte Frau von Genlis, „damals konnte man sie lieben!" Dies sind die einzigen Worte, welche sie jemals in unserer Gegenwart darüber ausgesprochen. Ueber den Ersten Consul äußerte sie sich mit schwer verhaltenem Unwillen. Ueber die Ermordung der Prinzessin von Lam-

balle sprach sie edle Worte des Mitleids aus. Madame Elisabeth hieß sie einen reinen Engel der Tugend und des Erbarmens. Marie Antoinette wurde auf eine Weise erwähnt, die schonend sein sollte, ebendeshalb aber nur schärfer einschnitt. Ueber Ludwig XVIII. und die Herzogin von Angoulême beobachtete sie ein schmerzliches Stillschweigen; doch Ludwig XVI. kam schlimm weg. Es gab keine Lächerlichkeit, keine Unsitte, keine pöbelhafte Gewohnheit, welche sie dem seligen Märtyrer nicht aufgebürdet hätte. Auch Necker's Andenken litt unter ihrer Zunge, nicht minder das seiner edeln Gemahlin und seiner genialen Tochter, von welcher sie nicht müde wurde, Lächerlichkeiten zu berichten und Schriften herabzuwürdigen, welche sie als sittenverderbend und unsinnig darstellte.

Die vierzehnjährige Stephanie, Kasimir, der dem Knabenalter kaum entwichen, und die achtzehnjährige Helmina hatten den berühmten Namen der Frau von Staël nie zuvor aussprechen hören; wir wunderten uns, erstaunten über so viel widerliche Gewohnheiten einer Frau, welche uns Frau von Genlis selbst als höchst geistvoll schilderte. Wenn sie den Köcher ihrer Giftpfeile auf jene abgeschossen, pflegte sie sich zu mir zu wenden, und sagte mit unverkennbarer Erbitterung: „Sie, Helmina, haben manche der Fehler der Frau von Staël, werden aber nie ihren Geist haben!" Ich weiß nicht, warum dieser Tadel mich stolz machte, und ich vertheidigte mich darüber nicht; er dünkte mir gehässig und benahm mir den Begriff, den ich von der Gerechtigkeitsliebe und der Klarheit des Urtheils, die ich ihr einmal zugetraut, gefaßt hatte. Sie erzählte von Necker's Nichte einen kleinen Charakterzug, den ich nicht vergessen habe. Madame Necker habe bei der Aussicht auf einen baldi-

gen Tod ihrem Gemahl eine große Anzahl Briefe geſchrieben, welche ſie numerirte und einem Freunde anvertraute, der ſie in verſchiedenen Zwiſchenräumen an ihn abſenden ſollte. Ich fand die Idee ſinnreich und eigenthümlich. Frau von Genlis fand darin Ziererei, Anmaßung und ſogar Grauſamkeit. Sie ſagte: „Dieſe Briefe mußten Wunden aufreißen!“ Ich habe kein Urtheil darüber, halte aber meine Empfindung für die richtigere. Ich kenne manche gefühlvolle Frau, die daſſelbe gethan hätte wie Madame Necker, wenn es ihr eingefallen wäre. Wie vieles hat nicht eine liebende Gattin auf dem Herzen, für welches der Ausdruck durch das Leben beeinträchtigt wird und was erſt über dem Grabe beſprochen werden kann. Das Grab trennt ja weder die Liebe noch den Zuſammenhang mit dem geliebten Gegenſtande. Mich hat Gott gewürdigt, mir hiervon die unumſtößlichſten Beweiſe zu geben — ein mächtiger Troſt, eine ſüße Erquickung, ein unumwölkter Blick in das ſchönere Daſein, dem wir entgegenreifen, das wir nie aus den Augen verlieren ſollten; denn, o! wir finden uns wieder! Das Wie und Wo weiß der Allmächtige! Die menſchliche Vernunft auf unſern Pilgerwegen kann uns kein Licht darüber geben. Unſer Licht ſei Chriſti Lehre!

Wir waren nicht lange vor dem Namenstage der Frau von Genlis in Verſailles angekommen. Ich hatte ein kleines Spiel dazu entworfen. Fievée ſchrieb es um, und dichtete dazu ein Lied, welches Stephanie ſingen ſollte.

Kaſimir hatte die Hauptrolle. Frau von Genlis ſollte damit überraſcht werden, weswegen wir das kleine Spiel auf das ſorgfältigſte mit Kaſimir durchgingen und einübten. Fievée war ſehr zufrieden mit der Darſtellung.

Eine kleine Gesellschaft war zugegen; die Anwesenden merkten bald, daß Kasimir's Rolle einstudirt sei. Am 14. Juli hatte sich Dr. Alyon seine Stephanie und mich erbeten, um uns zum Feste der Eroberung der Bastille zu führen. Es war das letzte dieser Art, und wurde mit großem Pomp begangen. Es gab großes Concert im Freien, Revolutionshymne und Chöre, große Tafel in den Elyseischen Feldern für die Invaliden, Maste mit bedeutenden Preisen für die geschickten Aufklimmer, heroische Ballete, Feuerwerk und noch viel anderes mehr, um das glückliche Volk zu ergötzen, welchem auch noch Geflügel, Schinken und Wurst ausgetheilt und volle Becher Weins dargereicht wurden. Es war die Büchse der Pandora, die herabgeschüttet wurde, aber auch Angenehmes enthielt. Die Menge war äußerst zufrieden. Das Tuilerienschloß, noch vor wenigen Jahren der Aufenthalt des Entsetzens und Jammers, war vom Fuß bis zur Thurmkuppel ganz mit Flammenzügen gezeichnet, und bot einen prachtvollen Anblick dar. Einen betäubenden Dampf verbreiteten die Pyramiden mit Talglampen besetzt, welche den ganzen Garten erleuchteten. Am verletzbarsten für das Gefühl der Gutgesinnten war die fabelhaft prächtige Ausschmückung des Revolutionsplatzes. Hier hatten unzählige unschuldige Opfer geblutet. Hier hatte auch Philipp von Orleans seinen Geist ausgehaucht. Feierte man nun das Andenken dieser Greuelthaten oder den endlich errungenen Frieden? Die Zukunft hat bewiesen, daß das Mene Mene Tekel Upharsin dieser Flammenschrift dem Belsazar jener Zeit galt, und daß Babylon von der Zukunft nur neuen Jammer zu erwarten hatte. Kurz vor Anbruch des Tags erloschen die Lampen, das Tuilerienschloß stand starr und düster wie eine stumme Drohung da. Die

vergnügungssüchtige Menge verlor sich schweigend, übersättigt von Genüssen. Das Wort „Gallisches Kaiserthum" stieg wie aus dem Boden empor, und kreiste durch die Massen. „Was heißt das?" fragte ich meinen Führer. „Sie hören ja", antwortete dieser, „es ist ein Gallicismus!"

Ich war zu müde zu noch andern Fragen, und wir begaben uns sehr abgespannt nach Hause. Andern Tags bemerkten wir nur Erschlaffung und Trübsinn. Jedermann wußte, was dies zu bedeuten hatte, aber niemand sprach darüber. Frau von Genlis ermahnte mich mit Freundlichkeit, nicht wieder ein solches Volksfest mit anzusehen; ich entschuldigte mich mit der Nothwendigkeit zu schreiben, um Geld für meine Mutter zu verdienen. Sie ließ die Entschuldigung gelten, zweifelte aber am Erfolg. Ich erkrankte indeß schwer an den Masern. Frau von Genlis zog auf drei Wochen aus dem Hause, damit Stephanie und Kasimir nicht auch erkranken sollten. Ich schrieb aus Langeweile eine kleine Geschichte, die mir ganz allerliebst vorkam. Fessler nahm sie gern in die „Eunomia" auf. Ich hatte sie aus meinem eigenen Französisch übersetzt. Ich wurde gesund, und der Frühling kam, er brachte mir Blumen und Lieder. Ich durfte morgens in das schöne Wiesenthal nahe an unserm Hause gehen; es war sehr lieblich und hätte verdient, besser besungen zu werden.

Im März erhielt Frau von Genlis die langersehnte Nachricht, daß ihr der Erste Consul eine schöne Wohnung im Arsenal bewilligt habe. Wir zogen im Triumph hinein, wir sahen mit Recht in dieser Begünstigung den Vorläufer mancher andern. Auch Parandies kamen nach Paris. Sie hatten die Hoffnung aufgegeben, daß Frau von Genlis auf ihre Lage Einfluß üben

könnte oder vielmehr wollte; denn sie behaupteten, daß sie es könnte. Sie nahmen sich meiner sehr herzlich an und wollten mir ein freundliches Zimmer in ihrer Wohnung bereiten, unüberlegterweise schlug ich es aus.

Schon lange war die Rede davon gewesen, daß ich mir eine Bahn brechen müßte, um nicht länger bei Frau von Genlis zu sein. Sie hatte mich nach Polen schicken wollen; ich empfand Scheu vor dem fremden Lande, dessen Sprache mir unbekannt war. Diese Scheu war um so kindischer, als ich mehrere polnische Familien kannte; doch ich konnte nach den Erfahrungen, die ich in Frankreich gemacht hatte, den Gedanken an Abhängigkeit, und wäre es auch die mildeste von allen, nicht mehr ertragen. Ehrgeiz und Neigung bestimmten mich, eine literarische Laufbahn zu suchen; diese sollte mir auf unerwartete Weise geöffnet werden. Ich hatte mich nach einer lutherischen Kirche umgesehen, womöglich nach einer deutschen; diese befand sich im Hotel der schwedischen Gesandtschaft.

Ich ging dorthin, denn ich hatte in Paris keine einzige deutsche Familie, die mich hätte dorthin führen können. Ich gerieth in einen prächtigen Gartensaal, der offen stand. Unwillkürlich hefteten sich meine Blicke auf den großen Kaminspiegel, der das junge Maigrün und die Blütenpracht des Gartens zurückstrahlte. Beim Hineinsehen bemerkte ich einen Mann, der, den Garten entlang kommend, sich nach dem Hause hinbewegte. Seiner Kleidung nach zu schließen, mußte es der Pastor sein. Er war im jugendlichen Mannesalter, seine Gesichtsbildung sprach Freundlichkeit und Offenheit aus. Ich suchte ihm unbemerkt in das Haus nachzufolgen, und befand mich nun an der Stätte, wo die Andacht gehalten wurde, in der Mitte der Gemeinde und der

Kanzel gegenüber. Ein klarer einfacher Vortrag, Frömmigkeit athmend und troſtreich für ein leidendes Herz, nahm mein ganzes Gemüth hin. Es wurde mir wohl und bang dabei; hatte ich mir doch viel vorzuwerfen, und ging ich doch einer ungeſicherten Zukunft entgegen. Geldlos, heimatlos, verwaiſt, ohne Freunde, beinahe ohne Bekannten in der fremden Stadt — was ſollte aus mir werden? Ich konnte es nur Gott anheimſtellen und der Hoffnung Raum geben, die mir verhieß, es würden ſich unter den mehr als hundert Menſchen, die mich umgaben, alle gleichen Glaubens, gleicher Sprache, doch wol einige Seelen finden, die ſich mir nähern und befreunden könnten. Nach beendetem Gottesdienſt kam der Paſtor von der Kanzel und näherte ſich mir. Nach einigen freundlichen Worten lud er mich zu ſich ein, bat um meine Adreſſe und gab mir die ſeinige. „Wir wohnen ſehr entfernt voneinander", fügte er hinzu. „Die Eſſenszeit iſt meine freieſte; beſtimmen Sie mir einen Tag, wo Sie kommen können, ich werde einige Freunde zu mir laden." Ich verſprach wie er verlangte, und entfernte mich, durchdrungen von ſeiner Güte und tief bewegt von Freude und Hoffnung. So mag dem zu Muthe ſein, der mit den Fluten kämpft und plötzlich einen Zweig erfaſſen kann, an welchem er ſich ans Land ſchwingt!

Ich eilte nach dem Arſenal zurück, wo ich ſchon ſeit mehreren Wochen nicht mehr das Mahl der Frau von Genlis theilte. Sie ließ nämlich ſchon lange Zeit nicht mehr zu Hauſe kochen. Ich kaufte einiges Obſt und etwas Brot, nur genug, um mein Leben zu erhalten.

Ich brachte den größten Theil des Tags auf der Bibliothek des Arſenals zu, oder nahm ein Buch mit in den Baumgarten des Gebäudes. Ein kleiner Nachen

führte mich nach dem gegenüberliegenden botaniſchen Garten, dort ſuchte ich den großen Blumenmaler Vanſpandonk auf, zu welchem mich die liebenswürdige Gräfin Miecilska hingeführt hatte. Gern gab er mir Unterricht im Blumenmalen. Als ich unter ſeiner Anleitung eine Roſe beinahe vollendet hatte, gab er mir dieſelbe mit, und weil die Schildwachen alle den Befehl hatten, keine Blumen herauszulaſſen, ſo ſchrieb er mir ein Zettelchen mit den Worten: „Laſſen Sie eine Roſe durch!“ Vanſpandonk's Unterricht hätte mir ſehr erſprießlich werden können, und würde mir eine bequemere Laufbahn eröffnet haben, als Schriftſtellerei. Allein meine Geſundheit machte einen Aufenthalt auf dem Lande für mich wünſchenswerth, und es bot ſich ein günſtiger Anlaß dar, auf einige Zeit von Paris zu ſcheiden, den ich ergriff, wiewol mir Paris ſeit kurzem ſehr theuer geworden war. Ich hatte einen ausgezeichneten jungen Mann kennen gelernt: Johann Gottfried Schweighäuſer, Sohn des verdienſtvollen Helleniſten dieſes Namens. Alles vereinigte ſich, ihn mir theuer zu machen: ſeine Geiſtesgaben, ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung, ſein Herzensadel, ſeine ſittliche Würde. Ich ſchrieb meiner Mutter von der Wahl, die ich getroffen, und von den Ausſichten meines Verlobten in die Zukunft. In zehn Jahren konnte er erſt hoffen angeſtellt zu werden. Allein was ſind denn zehn Jahre einem liebenden glaubenden Herzen! Meine Mutter warnte mich vor dieſer Liebe. Nahe dem Grabe, wie ſie war, konnte ſie nicht mehr jugendlich fühlen, und ſie betrübte mich, ohne mich in meinem Entſchluß wankend zu machen. Es kam jetzt nur darauf an, für meinen Lebensunterhalt zu ſorgen. Ich beſaß nichts in der Welt, doch dies kümmerte mich keinen Augenblick. Meine Schriften wurden gut aufge-

nommen und anständig honorirt, was bedurfte es mehr! Schweighäuser, ein gewandter und geistreicher Publicist, stand mit Cotta, dem großartigsten aller Verleger seiner Zeit, in Verbindung. Dieser hatte ihm vorgeschlagen, die Redaction der französischen Miscellen zu übernehmen, welche er nach dem Muster der englischen Miscellen zu stiften gesonnen war.

Da Schweighäuser die Hofmeisterstelle beim Marquis Le Veyer angenommen hatte, konnte er die Verbindlichkeit mit Cotta nicht eingehen, und kam auf den Gedanken, mich für diese Redaction anzubieten. Er schrieb Cotta hierüber, wie nur ein Liebender schreiben kann. Cotta schlug ein, nachdem er mehreres von mir gelesen hatte. So war ich denn Herausgeberin einer Zeitschrift, die von Wichtigkeit und Einfluß werden sollte — und kannte kaum zehn Straßen von Paris. Ich war, wie von Marcell in den Hugenotten steht, ein roher Diamant, gefaßt in Eisen, aber ich war doch ein Edelstein!

Meine gute Mutter hatte mich daran gewöhnt, niemals an mir zu zweifeln. Der Werth des Geldes war mir zeitlebens unbekannt geblieben. Cotta hatte sechs Louisdor für die Redaction der Miscellen angeboten; damit dünkte ich mich reich und schrieb frohlockend meiner Mutter von der Sache. Nur die Kleinigkeit, wovon ich vom Monat Juli 1802 bis Januar 1803 leben sollte, war noch zu bedenken, doch auch hier waltete mein guter Stern.

Ein greiser Schweizer ließ sich bei Frau von Genlis vorstellen. Ich war zugegen. Als er erfuhr, ich sei die Enkelin der Karschin, die er gekannt und bewundert, erglühte er mit freudiger Ueberraschung. „O, Sie müssen mich einmal in meinem Wohnhause besuchen, und mein Gast sein!“ rief er aus. „Das kann geschehen, sobald

Sie es wünschen", sagte ich mit Frau von Genlis zugleich, und sofort wurde der Tag angesetzt, wo mich Graf von Escherny nach Versailles abholen sollte. Wie froh war ich, wie gerührt; meinte ich doch, der Segen der Großmutter habe hier über mich gewaltet. Auch diese Gunst des Schicksals konnte ich noch vor ihrem Sterben der lieben Mutter mittheilen. Soll ich hier noch anführen, daß eine wunderbare Mittheilung aus der Geisterwelt mir eine Gewaltthat der Frau von Genlis verkündete? Graf Lucchesini, der preußische Gesandte, dessen gastliches Haus allen Landesgenossen offen stand, hatte geglaubt mir nicht verschweigen zu dürfen, daß Frau von Genlis gegen ihn und mehrere Personen geäußert habe, ich sei ohne Zufluchtsort in Paris umhergeirrt und sie habe mich aus Mitleid aufgenommen, könne mich aber nicht mehr behalten, weil ich mir selbst meinen Weg bahnen müßte, um meine Zukunft zu sichern. Mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit rief ich aus: „Das ist erlogen!"

„Oho", sagte Graf Lucchesini mit verweisendem Blick, „das ist leichter gesagt als bewiesen!" — „Und nicht schwerer zu beweisen als zu sagen!" sagte ich. „Ich besitze alle Einladungsbriefe der Frau von Genlis, zu ihr nach Paris zu kommen!" — „Die bringen Sie mir, junge Dame, die muß ich lesen!" — „Morgen früh, Herr Gesandter!"

Ich entfernte mich höchst aufgeregt, suchte alsbald im Arsenal meine Briefe zusammen, und nahm mir vor, sie nebst einigen von meiner Mutter dem edeln Pastor Gambs zu bringen. Ich muß an dieser Stelle anführen, daß das Arsenalgebäude abends verschlossen wurde. Es enthielt nur die Wohnung des Portiers, und die der Frau von Genlis, über welcher mein Zim-

mer lag. In diesem anmuthigen Gemach, an welchem die Seine vorüberfloß und das einen malerischen Theil von Paris beherrschte, waltete eine herzerhebende Erinnerung aus der Vorzeit.

Heinrich IV. pflegte hier mit Sully täglich einige Stunden in trautem Gespräch zuzubringen. Diese Erinnerung begrüßte mich, so oft ich mein Zimmer betrat.

An jenem verhängnißvollen Morgen wurde ich geweckt, weil ich zu hören glaubte, daß jemand mit starken Schritten der Eingangsthür, welche verschlossen war, nahte und gewaltsam hineinwollte. Ich kleidete mich schnell an und ging nach der Thür; die Hausflur war einsam, nirgends regte sich etwas. Ich verschloß wieder die Eingangsthür und ließ den Schlüssel wie vorhin im Schlosse stecken. Kaum saß ich auf meinem Bette und las, als derselbe Lärm wieder begann, sehr oft wieder anfing, und allemal aufhörte, wenn ich Anstalt machte, nach der Thür zu gehen. Ich kleidete mich nun an und ging aus, meine Briefe nicht vergessend. Graf Pucheßini las sie mit mir, sehr erstaunt und entrüstet; er versprach mir in allem, was ich unternehmen würde, behülflich zu sein, und entließ mich. Ich eilte nun zu meinem Freunde, Pastor Gambs, der mit seiner holden Gattin die Briefe durchlas. Mittags kamen Schweighäuser und die Familie Pfeffel zum Kaffee. Es wurde musicirt. Die herrliche Stimme der liebenswürdigen Gambs schien mir noch zu übertreffen, was ich sonst Entzückendes gehört. Es ist ganz etwas anderes um die Töne einer geliebten Freundin, als um Theater- oder Concertmusik, denn bei ihr singt alles mit, ihr Werth und ihre Liebe für uns, alles steht im Einklang. Selbst die süßen Kinder, die wie Amorinen oder Engel um die holde

Mutter herſtanden, erhöhten den Reiz und den Genuß dieſer Stunde. Ich habe ſpäter die ſchöne und liebenswürdige Herzogin von Kent in ihrem Familienkreiſe gehört, und von neuem empfunden, wie ſo anders Tugend und Sitte den Kunſtgenuß erhöhen, den eine unbekannte Künſtlerin uns gewährt. Es iſt ſelten, und himmliſch überraſchend, wenn die Roſe auch Veilchen iſt.

Als ich Nachmittag wieder ins Arſenal kam, erſchrak ich heftig, ich fand die Eingangsthür meines Zimmers offen, Briefentwürfe, die auf dem Tiſche gelegen hatten, entwendet oder zerſtreut, alles, was ich beſaß, aus Schrank und Kommode heraus- und durcheinandergeworfen. Ich eilte hinunter. Meine geliebte Stephanie entdeckte mir alles, was geſchehen war. Sie vertraute mir, daß Frau von Genlis ihre eigenen Briefe an mich geſucht hätte, um ſie zu vernichten. Ich war empört darüber, durfte aber Stephanie nicht verrathen und behielt meine Briefe fortan in der Taſche. Nachdem mir Frau von Genlis nicht ohne ſichtbare Beſchämung erklärt hatte, ſie habe ſich durch den Augenſchein vergewiſſern wollen, daß ich unſern gegenſeitigen Freunden und Bekannten keine Klagen über ſie ſchriebe, gab ſie mir meine Briefe freundlicher zurück, als ich ſie empfing. Nun erſt dachte ich an das Vorzeichen, welches mir am frühen Morgen zu Theil geworden. Die ſtarken Schritte, die ſich meiner Thür nahten, das Eindringen von außen eines Schlüſſels in mein Thürſchloß, das Rütteln am Schloſſe, welches ich gehört, bezeichneten deutlich das Beginnen, welches wahrſcheinlich in denſelben Augenblicken, wo ich dies Geräuſch vernahm, im Sinne der Frau von Genlis aufgährte: in meine Zimmer einzudringen und meine Briefe zu durchſuchen. Mehrere Vorgänge ähnlicher Art, die ich erlebte, haben mich beim Nachdenken davon überzeugt,

daß Vorsätze, die ein Mensch in leidenschaftlicher Aufregung faßt, sich auf diese Weise dem Gegenstande solcher Gedanken und Pläne kundgeben.

Nicht lange nach diesem Vorgang kam Graf von Eschernay, mich nach Versailles abzuholen. Ich hatte noch etwa fünf Sous in meinem Vermögen, denn meine Wäscherin hatte bezahlt werden müssen. Ich besaß zwei Kleider, einige Kragentücher, einen Strohhut und drei Paar Strümpfe, die ich sorgfältig ausgebessert hatte. Die Lieder meiner Großmutter Karschin lagen in meinem Koffercben nebst der Bibel und einigen Kleinigkeiten, nicht zu vergessen der Briefe meiner Mutter und einiger andern der theuersten und edelsten Freundinnen. Graf Eschernay war schweigsam und tief bewegt; er hatte der Karschin ein liebendes Andenken bewahrt und sagte zu mir: „Theures Kind, ich lasse Sie nicht wieder!" Aber ich hatte einen Verlobten und vor mir eine Laufbahn, die ich für glänzend hielt; denn in früher Jugend beherrscht uns der Wahn, und ein Glück, das wir nicht mühsam errungen, hat wenig Reiz für uns.

Der einfache Obstgarten bei Graf Eschernay, voll Blumen und Früchte, umgab drei Theile des Hauses und prangte mit der Fülle herrlichen Obstes. Der Graf führte mich in seine Bibliothek, die zugleich ein Wohnzimmer abgeben sollte, sie war groß und reichhaltig; dann fragte er mich, ob er mich nicht seinen Damen vorstellen sollte, und führte mich in zwei Zimmer des untern Geschosses, wo mir eine ältliche Dame mit einem jungen Mädchen an der Hand entgegentrat. Beide empfingen mich mit auszeichnender Freundlichkeit. Das junge Mädchen war hoch und schlank gewachsen, ihr Körperbau vereinigte Zierlichkeit und Würde im hohen Grade, ihre vollen goldblonden Locken umwallten einen

Hals von Alabaster. Arm und Hände waren tadellos. Sie trug ein griechisches Kleid von gedrucktem Musselin, eine weiße gestickte Pelerine und Sommerschuhe. Ihre hohe leuchtende Stirn überthronte zwei strahlende Augen, zwei rosige Wangen und einen Purpurmund, der zwischen dem Schwellenden und dem Feinen das Gleichmaß hielt; ihre Züge drückten Ernst und Heiterkeit aus, ihr ganzes Wesen trug das Gepräge hohen Standes und sittiger Gewöhnung. Ihre Gouvernante drückte Freude darüber aus, daß wir eine Zeit lang unter demselben Dache wohnen sollten. Graf Esdorny fügte hinzu, daß Gouvernante und Fräulein anvertraute Pfänder seien, die schon einige Jahre in seiner Behausung lebten und nie ausgingen. Ich kann mich nicht entsinnen, auf welche Weise der Graf zu verstehen gab, seine Pflegebefohlene sei eine königliche Prinzessin von Schweden. Ich habe nie weiteres darüber erfahren können, und unsere Verhältnisse blieben in den Schranken der wohlwollenden Höflichkeit. Der Graf hatte oft Gesellschaft, und die zwei Damen erschienen darin. Es sind mir in meinem Leben noch manche ähnliche Erscheinungen zu Theil geworden, deren Leben gleichsam in Chiffreschrift geschrieben war: man sah die Buchstaben, aber man hatte den Schlüssel nicht.

Ich wohnte noch nicht lange beim Grafen Esdorny, als eine sonderbare Erscheinung vor seinem Hause vorfuhr und sich am Arm eines alternden Herrn heraus begab. Die Dame trug ein hohes gepudertes Toupet aus der Regentschaft, aber am Rand mit gesteckten Locken, mit Rosen von Porzellan umkränzt. Ihr ganzer Anzug entsprach dem Anzug jener Tage, ein ungeheurer Blumenstrauß steckte an ihrer Brust. Die dunkle seidene

Levite senkte sich über ein pfirsichblütenes, mit Seidenspitzen garnirtes Unterkleid. Ihr Begleiter trug einen rehfarbenen Rock, schwarze gestickte Sammtweste, feine schwarze Unterkleider, seidene Zwickelstrümpfe und Cordouanschuhe mit vergoldeten Schnallen. Seinen verflachten und verschwenkten Zügen fehlte es gleichwol nicht an dem Ausdruck einer gewissen negativen Gutmüthigkeit; seine Augen konnten groß und schwarz gewesen sein, jetzt waren sie gar nichts mehr, sie hatten keinen Blick. Auch der Mund war aus seinem Angesichte nicht mehr herauszufinden: er hatte Lippen, die ehemals geschwellt werden wollten, aber von Küssen ohne Glut und Weihe platt gedrückt worden. Seine zollhohe Stirn strahlte nicht von Licht oder Gedanken, und es würde schwer gehalten haben, für die Nuance seiner Gesichtsfarbe einen Namen bezeichnend zu finden. Die Dame war Fanny Beauharnais, die Witwe eines Oheims von Josephinens erstem Gemahl. Ihr Begleiter war der Herr von Cubières, der in Versen und Prosa schrieb und nicht ohne alles Talent war. Man hieß ihn Dorat Cubières, späterhin nannte er sich Palm Eseaur. Ich erkundigte mich bei mehreren, warum er diesen Namen trüge, man gab mir überall die Antwort: weil er seinen Namen nicht mit Ehren führen könne; mehr erfuhr ich nie. Einige Jahre später, als Fanny Beauharnais als echte Tante Josephinens zu ihrer bescheidenen Chrysalide schlupfte, und ihren gemüthlichen Kreis von Dichtern und Dichterlingen abdankte, mag sich die Sprache über Cubières geändert haben. Graf Escherny bewillkommnete die Beauharnais mit unverkennbarer Freude, nicht wegen ihrer Verwandtschaft mit der Gemahlin des Ersten Consuls, sondern weil sie eine der gutmüthigsten und geistvollsten Frauen war, die man sehen konnte. Sie

erwies mir besondere Freundlichkeit und führte mich nach St.-Cloud, welches der wachthabende General mit großer Bereitwilligkeit zeigte. Er war ein feiner Mann, der in Aegypten gewesen war.

Nach Versailles zurückgekehrt, fanden wir viele Gäste, unter welchen sich Mesmer, dem ich zur Seite gesetzt wurde, angelegentlich mit mir unterhielt. Sein treuherziges Wesen, seine kräftigen wohlausgeprägten Züge, seine hellen Augen gewannen die Gemüther. Es fiel auf, daß ich nichts von den Speisen berührte, welche auf der Tafel standen. Ich erklärte ihm, daß ich überhaupt die Eßlust verloren, vermuthlich weil ich mich seit diesem Frühjahr nur mit rohem Obst und Brot genährt hätte, auch wegen scharfen Sonnenstichs an heftigem Kopfweh litte. Augenblicklich und unbemerkt von den Gästen stillte Mesmer mein Kopfweh durch beruhigende Striche mit seiner flachen Hand. Ich drückte ihm mein Erstaunen über die schnelle und kräftige Hülfe aus. Er lächelte bedeutsam und sagte: „Meine Striche haben so schnell gewirkt, wie es jedesmal geschieht, wenn ich mit einem Leidenden in Rapport stehe. Die rohe Masse verspottet mich. Kotzebue hat ein Pasquill über mich geschrieben, welches als Lustspiel über die Bühne geht und die Lacher auf seiner Seite hat. Gleichwol findet der Magnetismus Anhänger und Bewunderer! Der Nervenäther übt seinen gewaltigen Einfluß auf Leidende. Es ist durch mich bewiesen, daß die menschliche Natur bis auf einen gewissen Grad des Einflusses der Sinne, auch des Organismus der Sinne entbehren kann, und daß der Geist der mächtigste Lenker aller Functionen des Körpers ist; während des magnetischen Schlafes, wie man diesen wunderbarsten aller Zustände heißt, entweicht aus dem Körper alles, was in ihm geistig wirkt, wahr-

nimmt, empfindet; sein ganzer geistiger Bestandtheil, sein Bewußtsein, und die Schranke sinkt fort, welche im gewöhnlichen wachen Zustande seinen Geistesblick für die Gegenwart und Zukunft hemmt. Sowie man aber den Hellieber durch beruhigende Striche aufweckt, verschwindet aus seiner Erinnerung alles, was er gehört, gesehen und gesprochen; die Fesseln der Erde empfangen ihn aufs neue und er weiß nicht mehr, daß sie abgesunken waren: er hat mit Geistesaugen alles gesehen, was denen des Fleisches verborgen bleibt und was der geschickteste Arzt nur aus äußern Zeichen entnehmen kann, und auch der nicht immer, ohne sich zu irren. Wie mancher hat z. B. in der Leber gesucht, was in ganz andern Bestandtheilen des Körpers hauste. Nur der Magnetismus kann die dem fleischlichen Auge stets unsichtbaren Fäden wahrnehmen, welche das Uebel in den verschiedenen Theilen des Körpers fest verstricken und ihm Dauer geben. Ich sage Ihnen das in der Laiensprache, weil Sie die Kunstsprache nicht verstehen würden." — „Wenn dem so ist", fiel ich Mesmer ins Wort, „so muß der Magnetismus und seine Anwendung der wichtigste Fortschritt des Menschengeistes sein." Wiederum überflog ein Lächeln wie ein Glanz des Meisters Züge. „Wenn Sie schweigen können", sagte er, „so will ich Ihnen nächstens mehr sagen." Doch dieser Tag erschien nicht. Eine unaufschiebbare Reise entfernte Mesmer von mir. Ich blieb im Dunkel zurück, bis späterhin die Bekanntschaft mit erleuchteten Magnetiseurs und Magnetisirten mir einiges Licht gab; und ich bemerke demnach, daß die Menschheit sich selbst dereinst klarer sein wird, wenn der Magnetismus erst sein volles Licht über das Leben verbreitet. Ich danke diese Ueberzeugung wichtigen Erlebnissen, bei denen keine Einbildung und keine Täuschung obwalten

konnte, und jenem unvergeßlichen Abend, wo ich aus Mesmer's Gespräch die ersten Kunden seiner Wissenschaft schöpfte. Niemand war stupider ungläubig als ich hinsichts des Magnetismus, soviel Enthüllungen mir auch zu Theil wurden. Friedrich Schlegel hatte wichtige Entdeckungen in dieser Wissenschaft gemacht, die er mir mittheilte; so auch mein verstorbener Freund Karl Schnorr von Karolsfeld. Auch mein Freund, der Hauptmann Stirle von Holzmeister, ließ mich eine kostbare Thatsache erfahren: Seine junge liebenswürdige Gemahlin, eine hohe, schlanke und kräftige Gestalt, sanft und heiter von Natur, versank zuweilen in Schlummer, den man für einen magnetischen Schlaf erkannte. Eine zufällig an sie gerichtete Anrede ihres Gemahls wurde auf eine Weise beantwortet, die unverkennbar enthüllte, daß sie Somnambule sei. Sie gerieth in diesen Zustand, wenn irgendetwas einen lebhaften Eindruck auf sie gemacht hatte; unter anderm Musik. Nach dieser Entdeckung suchte ihr Gemahl sie vor allem zu bewahren, was sie lebhaft und tief aufregen konnte. Dennoch befragte er sie in solchem Zustande über die Gesundheit seiner erkrankten Mutter und die Mittel ihr zu helfen; sie gab dieselben klar und umständlich an, und erhielt sie noch sieben Jahre am Leben, nachdem sie schon am Rande des Grabes gewesen. Ich habe seit meiner Entfernung von Wien keine weitere Nachricht von ihr, und muß die Vorsorge ehren, mit welcher ihr Gemahl sie vor einem magnetischen Schlaf zu bewahren wußte, und nur den behutsamsten Fragen Raum gab. Professor Schelver, der sinnreiche Naturphilosoph, hatte tiefe Blicke in das Wesen des Magnetismus gethan. Justinus Kerner und sein Sohn Theobald scheinen mir noch weiter als ihr Vorgänger darin

eingedrungen zu ſein und den Schleier der Iſis noch kräftiger gehoben zu haben.

Madame Fanny Beauharnais gab der Unterredung mit Mesmer keinen Raum mehr zur Ausdehnung; ihr war Erheiterung Bedürfniß und das Nachdenken eine Laſt. Sie wendete das Geſpräch auf den Gegenſtand, der ihr jetzt der angenehmſte war zu beſprechen: auf den Conſul, Joſephine, Eugen, Hortenſe und die kleine Stephanie Beauharnais, Tochter des Senators, welche ſie das geſcheidteſte und lebhafteſte aller Kinder nannte, die ſie geſehen. „Sie iſt eine Sylphide, eine Grazie", rief ſie aus, und ihre großen blauen Augen erglänzten wieder im Jugendſtrahle; „es ſcheint, daß der Erſte Conſul auf Stephanie große Hoffnungen baut, denn er hat ſchon viele anſehnliche Freier zurückgewieſen; er hat recht: die europäiſchen Throne beißen ſich zwar noch »von Gottes Gnaden«, aber ſie ſind es nicht mehr. Man ſagt, Schweden ſei dem General Bernadotte zugedacht! Der Erſte Conſul ſcheint keine Krone für ſich zu verlangen, er ſpendet ſie lieber aus!" —„Aber das galliſche Kaiſerthum!" wandte Hippolyte von Murat, der geiſtreiche Verfaſſer des »Unſichtbaren Prinzen« ein. „Ich glaube nicht daran", ſagte Fanny. „Der Name Franzoſe iſt ein Theil des Weſens der Nation geworden! Ihn verbannen heißt den Begriff einer Menge ſeiner Eigenſchaften vertilgen. Wer iſt närriſcher und wer geſcheidter als der Franzoſe! Wer iſt leidenſchaftlicher verliebt und wer wankelmüthiger! Seine Thorheit iſt ſeine Weisheit, ſein leichter Sinn ſeine Conſequenz! Er beherrſcht die Moden, die Gebräuche, die Sitten, weil er überhaupt die Welt beherrſcht! Hoch leben die Franzoſen!"

Bei der Pauſe, die Fanny Beauharnais jetzt im Ge-

spräch machte, begann Graf Eſchernу Anſtalten zu einem Concert zu treffen, das den Beifall der Anweſenden ſtürmiſch gewann. Eſchernу's Stimme war wie ſein Geiſt jung geblieben. Seine anweſenden muſikaliſchen Freunde führten mit bewunderungswürdiger Präciſion die beliebteſten Muſikſtücke jener Zeit aus. Der Reſt des Abends entfloh wie auf Flügeln. Fanny Beauharnais ſagte zu Graf Eſchernу: „Ich bemühe mich vergebens herauszufinden, ob es Ihr Geiſt oder Ihr Herz iſt, welche der Geſelligkeit in ihrem Hauſe ſoviel Reiz geben!“ — „Nicht doch, liebenswürdige Fanny“, verſetzte der Graf, „meine Gäſte ſind es!“ Fanny Beauharnais hatte mehrere hübſche Novellen und das damals noch unvergeſſene Buch über den falſchen Abälard geſchrieben. Einem Manne würde man dies Buch leichter verziehen haben, aber nur eine Frau konnte es ſchreiben, wiewol es keine Frau hätte ſchreiben ſollen, ſo harmlos es eigentlich iſt. Es gehört in die Uebergangszeit der Licenz zur Sitte, und iſt kunſtfertig geſchrieben. Vielleicht würde es bei allem Talent, das darin athmete, bei der ungeheuern Menge der Productionen des Geiſtes vergeſſen werden ſein, wenn nicht Fanny Beauharnais zur Familie des Erſten Conſuls gezählt worden wäre, und wenn die Damen hätten geſtehen dürfen, es geleſen zu haben; denn es iſt ganz Natur und Wahrheit und vollkommen eigenthümlich. Es wäre nicht möglich geweſen, die Klippen, in welche ſich die Verfaſſerin hineingewagt hatte, behutſam zu umſchiffen; aber es bleibt einmal wahr, daß ſich eine Frau auf ſolche Klippen nicht hinwagen darf.“

Zu kurz für das Vergnügen, welches die gemüthliche Beauharnais in dem Kreiſe des Grafen verbreitete, war ihr Aufenthalt in dieſem Hauſe. Der Abſchied von ihr

wurde mir ſchwer. Ich erfuhr, daß ſie Thränen über mein Schickſal vergoſſen. Prophetiſche Thränen, warum wart ihr keine Worte!

Friedrich und Dorothea Schlegel beſuchten mich bei Graf Sicherny im Laufe des Sommers. Es gefiel ihnen dort; vor allem aber, als unſer freundlicher Wirth alten edeln Rheinwein auftiſchte und Deutſchlands Poeſie und Literatur dabei doch leben ließ, ging Friedrich das Herz auf.

Graf Sicherny war in den Zeiten gebildet, wo die franzöſiſchen Philoſophen, wie man ſie nannte, wo Rouſſeau, Voltaire, Helvetius, Condorcet, Diderot u. ſ. w. ſich emigemal in der Woche im Hauſe des Barons Holbach, wenn nämlich Rouſſeau in Paris war und Luſt hatte hinzugehen, vereinigten. Bekanntlich hing dieſer Kreis mit dem Necker'ſchen Hauſe zuſammen. Necker's junge Tochter ſchöpfte dort Belehrung, Licht und Wärme für ihren Geiſt. Nie war ein weibliches Weſen noch in der Knoſpe ſo reichhaltig und vielverheißend, und nie wurde das Pfand ſolcher Verheißung glorreicher gelöſt als durch ſie. Rührend iſt ihre kindliche Liebe, die Denkmale davon thun dem Herzen wohl; denn nichts erhebt mehr die Bewunderung vor einem Genius wie dem ihrigen, als dieſe Zärtlichkeit, die aus dem heiligſten und reinſten Quell der Liebe entſpringt und mit der Liebe zu Gott verwandt iſt.

Echte Religioſität war das Grundelement der Frau von Staël und die Quelle ihres Denkens und Thuns; dieſe wird in dem Maße ſeltener, als Scheinheiligkeit und Wortprunk graſſiren. Die meiſten thun ſich damit genug, und volle Kirchen zeigen oft von der Abweſenheit der Seelen. Frau von Staël konnte in einem gewiſſen Sinne mit Maria Stuart ſagen: „Ich habe menſchlich

jugendlich gefehlt!" Und ein großer Theil ihrer Landsleute hatte sie unbarmherzig büßen lassen, gleichsam als ob nicht der himmlische Vater auch auf Irrwegen eine liebende Seele zu sich führen könne. Als wenn nicht Christus am Kreuz dem Reuigen verheißen hätte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!" Die Reue findet den Weg in den Himmel besser als der eigengerechte Dünkel, und nur die Demuth gefällt dem Herrn. Die Werke der Frau von Stael und selbst die der Philosophen ihrer Zeit führen nur den auf Irrwegen, der sie nicht versteht.

Allmählich rückte der Herbst heran. Vergebens strebten die prunkenden Blätter die Fülle der Sonnenblumen, auf die sie herabzitterten, zu ersetzen. Ich mußte wegen der Vorbereitung zu den französischen Miscellen nach Paris zurück. Auch mein Freund Schweighäuser, den ich oft in Versailles gesehen, durfte nicht säumen, zu Graf Boyer d'Argenson zu reisen, denn es gab dort Söhne, denen er bald mit Liebe anhing. Auch befand sich dort eine junge Verwandte des Hauses von entzückender Schönheit und Liebenswürdigkeit. Sie machte tiefen Eindruck auf ihn; mein Bild schwand in Schatten! Wie ein Eishauch wehte es mich aus seinen Briefen an. Vielleicht wäre mein Schmerz und der Wankelmuth eines Mannes, der mir als ein Inbegriff aller Vollkommenheiten erschienen war, heftiger gewesen, wenn nicht zu eben der Zeit die Briefe meiner Mutter mir angekündigt hätten, daß sie bald sterben müsse, und mein Herz von der bittersten Reue, daß ich sie verlassen hatte, so ganz erfüllt gewesen wäre, daß kein anderes Gefühl darin Raum fand.

Ich glaube die Homöopathen haben es dem Lenker aller Dinge abgelernt, einen Schmerz durch einen größern

zu heilen. O, wenn es damals Eisenbahnen gegeben hatte, wie würde ich zur Mutter geeilt sein! Meine Liebe hätte dann Mittel dazu gefunden, mich mit ihr zu vereinen.

Vanderbourg, der lange im gräflich Stolberg'schen Hause gelebt hatte, wo ihm die Erziehung der Söhne anvertraut war, lernte mich durch Vermittelung seines Freundes Schweighäuser kennen. Er war ernst und geistvoll, doch ein wenig pedantisch. Er tadelte meine Dichtungen, weil sie nicht regelrecht waren, und meine Prosa, weil sie zu arm an Bildern und Gedanken war.

Uebrigens nahm er sich meiner sehr freundlich an; er bemerkte sehr richtig, daß ich in Paris nicht allein leben konnte, und schlug mir eine Pension bei dem deutschen Buchhändler Henrichs vor. Der Aufenthalt in diesem Hause hatte manche Annehmlichkeit. Madame Henrichs war musikalisch, hatte oft Abendgesellschaften und bezeigte mir Freundlichkeit. Viele Deutsche kamen hin. Ich lernte dort Sylvestre de Sacy kennen, der wegen der Grundlichkeit seines Wissens für einen Deutschen gelten konnte.

Graf Schlabrendorf, den in der Schreckenszeit sein Stiefel vom Tode gerettet hatte, ließ sich bei mir einführen. Er wollte die Enkelin der Frau kennen lernen, die er noch in den Knabenjahren gekannt und verehrt. Wiederum ein Segen vom Himmel, der von der Ahnfrau auf mich überging. Hätte ich nur Geist genug gehabt, meinen edeln schlesischen Landsmann zu verstehen! Er hatte unendliche Nachsicht mit mir. Ich aber war so sehr von mir selbst erfüllt, so selbstzufrieden, daß ich mir nicht einmal Mühe gab ihn zu verstehen. Dagegen beschäftigten sich Friedrich und Dorothea von Schlegel so anhaltend und liebreich mit mir, daß es ihnen gelang,

mich für die Kunst zu entwickeln. Die große Nachsicht für mich, die bei ihnen wirkte, hemmte jedoch jede andere Bestrebung zu meinem Besten. Ich werde meine Mittheilungen über Friedrich und Dorothea von Schlegel, die in Theodor Mundt's „Freihafen" und „Pilot" stehen, aus der Urschrift, die mir nicht ganz glücklich abgeändert scheint, wiederherstellen und in gegenwärtiges Werk verflechten. Manche damals aus Gründen zurückgelegte Stellen des Manuscripts sollen hier wieder Aufnahme finden.

Dem Grabe so nahe, wie meine Jahre und meine Leiden mich gebracht, erscheint es als Gewissenssache, nichts von dem zu verhehlen, was der Welt als Vermächtniß gehört.

Schweighäuser war wieder nach Paris gekommen, für alle seine Freunde befremdend verändert; nur seine rege, biedere Gutherzigkeit war dieselbe geblieben. Einige Monate nach seiner Zurückkunft entdeckte mir Oberst von Gräfe, daß unser Freund in schlechten Händen sei, und indem er mir enthüllte, was ich nicht ahnen konnte, machte er mir zur Pflicht, ihn zu warnen. Ich that es mit Besonnenheit und herzlicher Zuneigung. Er misverstand meinen schwesterlichen Eifer, dem er späterhin volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Dennoch hat mir seine Entrüstung durch ihre Ausbrüche bei meinen Freunden empfindlich geschadet.

Das Schlimmste bei der Sache war, daß ich Schweighäuser's Freundschaft aufs Spiel gesetzt hatte, ohne meine liebevolle Absicht zu erreichen; denn er zappelte lange in dem Netze, in welches er gerathen war. Ich habe seitdem oft bemerkt, daß der gröbste Betrug am unfehlbarsten wirkt, und zwar besonders auf edle Naturen. Und mit diesen Worten sei ein Schleier auf die traurige Begebenheit geworfen, die den edeln jungen Mann allen

denen entfremdete, welche ihn herzlich ehrten und liebten, seine Laufbahn störte, seine Familie kränkte, seine Gesundheit zerrüttete und ihn nach langen entsetzlichen Leiden früh in das Grab stürzte.

Die empörenden Umstände dieser Begebenheit werden mir zartfühlende Leser gern erlassen, sie gehören nicht für das unentweihte Auge der blühenden Jugend, der ich dies Vermächtniß an die Nachwelt am angelegentlichsten widme. Ich glaube jedoch eine ernste Warnung nicht zurückhalten zu dürfen und einer Unthat erwähnen zu müssen, von der ich viele Opfer weiß, an deren Möglichkeit aber nur wenige glauben; es ist die Bereitung eines Getränks, dessen Genuß die vortrefflichsten Menschen sich selbst entfremdet, die Sinne verwirrt und die heftigste Leidenschaft für die Vergifterin erzeugt, die es ihrem Opfer beigebracht hat. Möge niemand diese Warnung belächeln, sie ist auf Wahrheit begründet und so wichtig, daß ich es für Gewissenspflicht halte, noch öfters darauf zurückzukommen. Mögen verdienstvolle Aerzte sie beherzigen und als Menschenfreunde eine neue Spur zu Maßregeln entdecken für Wissenschaft und Sittlichkeit! Viele würden sich an meiner Stelle enthalten, einen solchen Gegenstand zu berühren, um sich nicht lächerlich zu machen; allein die Pflicht, der Wahrheit zu huldigen und die Jugend vor Gefahr zu warnen, muß alle Rücksichten überbieten. Und wenn von allen, die mich lesen, auch nur eins gerettet wird, so ist mein Lohn schon überschwenglich.

Bei Erwähnung der Deutschen von Auszeichnung, die mich in Henrichs' Wohnung aufsuchten, darf ich den Kapellmeister Reichardt nicht übergehen, welcher der Tondichtung des deutschen Liedes Schwung und Eleganz verlieh. Seine Oper „Brennus" habe ich nie gehört:

ſie hatte claſſiſchen Stil, wurde bewundert, ging aber nicht zu Herzen. Seine Lieder auch nicht, ſo lieblich ſie ſonſt waren; die, welche er von den meinigen wählte, waren ſeine ſchönſten. „Myrtill, wenn deine Lippen mich berühren", ein Lied an den Mond und einige Frühlingslieder ſollten auf unſere Zeit noch übergegangen ſein.

Ich ſah Reichardt oft. Er begleitete mich in die große Oper, und machte mich auf die ſchönſten Stellen belehrend aufmerkſam. Er liebte den Geſang der Madame Branchu und nannte nicht mit dem größten Unrecht die Madame Maillard Braillard. Das Publikum ging eigentlich des Ballets wegen in die große Oper, die Logen füllten ſich erſt, wenn ſie aus war. Duport entzückte das Publikum. In der „Wiederkehr des Zephyr" war Duport der Zephyr, mit unvergleichlicher Anmuth und Leichtigkeit. Veſtris wurde durch ihn verdunkelt. Madame Gardell war eine Pſyche, die keine fünf Loth zu wiegen ſchien. Clotilde, die claſſiſche Tänzerin, wirkte pantomimiſch, ſie war keine Marie Taglioni, jedoch eine würdige Vorläuferin derſelben.

Damals hatte die Bühne noch keine Elßler, und das Publikum ſpannte nicht die Pferde vom Wagen der Balletgöttinnen aus, wenn ſie in die Thore der Städte einzogen. Mich ließ zeitlebens das Ballet faſt immer kalt, ich konnte nie die Unnatur darin verſchmerzen.

Fanny Elßler und ihre Schweſter Thereſe ſah ich nur, wie ſie beinahe noch Kinder waren. Meiner Freude an der Vigano kann ich nicht recht trauen, weil ich ſelbſt noch ein Kind war, als ich ſie ſah. Madame Duport tanzte nicht mehr, als ich nach Wien kam. Ihr Töchterchen Luiſe, damals ſiebenjährig, riß uns in improviſirten Solotänzen in ihrer Wohnung zur Be

wunderung hin; doch ihre liebenswürdige Mutter mußte ne durch Zerstreuungen von dieser Uebung abwenden, denn das Kind wurde jedesmal krank, wenn sie getanzt hatte.

Zum Erstaunen ist das Fortglimmen des Geniusfunkens in der Brust der Kinder hochbegabter Künstler. Nach allem, was ich hier beobachtet, dünkt es mich jedoch noch erstaunender, wenn aus dem Schos einer schlichten Familie ein solches Phänomen hervorgeht.

Hienieden wird uns Sterblichen das geistige und seelische Walten in uns und der übrigen Welt wol zeitlebens ein Räthsel bleiben, und nächst dem Glauben und der göttlichen Vorsehung ist auch dies ein Pfand der Fortdauer nach dem Tode und der Unvergänglichkeit unsers psychischen Seins, für dessen Entwickelung und Vervollkommnung nur die Ewigkeit Raum hat.

Armer Schiller! Wie konntest du deine „Resignation" dichten? Und mit welchem reuezerrissenen Herzen mußt du später darauf hingeblickt haben!

Zu meinen theuersten Freunden in Paris gehörte Achim von Arnim, einer der wenigen, die mich mit einem Bruderherzen liebten, meine unbeschirmte Lage nie durch selbstische Anmaßungen kränkten. Arnim war des schönsten Loses werth und des blütenreichsten Kranzes, den ihm gewiß auch in den spätesten Zeiten die Liebe des Volks winden wird. Im Umgang suchte er seinem tiefen regen Gefühl hier durch Spott, der selten anmuthlos war, dort durch Ernst einen Damm zu setzen. Er hegte unüberwindlichen Abscheu gegen Entwürdigung, und strebte unablässig nach Vervollkommnung und Schönheit des innern Menschen. Arnim kam viel mit mir und Schlegels zusammen. Er gerieth oft in Streit mit Friedrich Schlegel, und kam mir alsdann etwas

bitter vor; sein schönes Herz glich jedoch bald alles wieder aus.

Zu unsern Freunden gehörte auch Wallenberg, ein junger vortrefflicher Arzt, der Schlegel's Collegia über deutsche Poesie besuchte. Seine Excerpte waren unklar; dies lag mitunter am Vortrag. Friedrich Schlegel goß aus seinen Ideenvorrath leuchtende Gedanken; doch er hatte den Standpunkt seiner Zuhörer nicht berechnet. Er glaubte, sie ständen wo er stand, und seien gereift wie er.

Graf Hardenberg, Reventlow und seine engelschöne Gemahlin, Baron Bülow, nachheriger Staatsminister, der große gelehrte Däne Oersted, sein kunstliebender Landsmann Neergard, der treffliche Arzt Dr. Harbauer, damals Leibarzt des Generals Clarke, und eine Menge der ausgezeichneten Zeitgenossen Friedrich Schlegel's besuchten seinen Hörsaal. Nicht alle hörte ich nennen, denn manche hospitirten blos, und waren deshalb nicht minder willkommen. Einer der ausgezeichnetsten Zuhörer Schlegel's war Charles Villers, der berühmte Freund der deutschen Sprache, der den Franzosen ihre Geheimnisse erschloß, ihre Schönheiten offenbarte, ihren Geist fasslich machte. Er und Frau von Staël waren die siegreichsten und beharrlichsten Kämpfer für deutsche Poesie und Philosophie in Frankreich.

Villers' geistvolle Freundin Rodde, geborne Schlözer aus Lübeck, verherrlichte oft Schlegel's Kreis durch ihre Gegenwart. An solchen Abenden las Schlegel nichts vor; sein Gespräch mit diesen beiden Gästen war unser Genuß. Madame Rodde war schön, edel, großartig und gedankenreich. Man wußte, welche Richtung ihr Vater ihrer Erziehung gegeben. Er ließ sie auf der Universität unter seiner Aufsicht studiren. Mit siebzehn Jahren ihres Alters krönte der Doctorhut ihr rosiges Haupt. Man

bewunderte sie als das gelehrteste und zugleich das bescheidenste der weiblichen Wesen.

In unsern Tagen ist es den Frauen mit der Wissenschaft minder Ernst als mit der Poesie, obschon es aus vielen Gründen wünschenswerth wäre, daß sie sich Kenntnisse erwürben; denn diese wären der Weiblichkeit weit angemessener, ihrem Berufe als erste Erzieherin der Menschheit viel entsprechender und keine Nahrung der Eitelkeit, wie bei vielen die Koketterie mit Reimgeklingel ist.

Friedrich Schlegel meinte, meine eigenste Bestimmung sei die lyrische Poesie; doch sei es wünschenswerth, daß ich nicht unter meinem Namen dichte, daß ich niemals in Prosa schriebe und nur der höchsten Begeisterung im Liede Raum gäbe. Ich wollte, ich hätte seinem Rath gefolgt: denn ich verstand ihn nicht recht, denn er erklärte ihn mir nicht.

Ich glaube nicht, daß die Welt jemals über die Frauen in das Klare kommt! Die Begriffe von Weiblichkeit werden zu sehr mit denen vom Weibischen verwechselt. Es wird einem weibischen Wesen leichter zu entzücken und zu fesseln als einem weiblichen. Das weibische Weib ist halb Thier, halb Engel! Das weibliche Weib ist Engel, auf Erden nicht heimisch! Die Elemente seines Wesens sind Liebe, Treue, Zartheit. Es will zart berührt sein! Der Schmetterlingsstaub seiner Psychenschwingen ist leicht zu verletzen. Ich habe es für einen schweren Irrthum erkannt, daß man glaubt, echte und strenge Geistesbeschäftigungen entfremdeten eine Frau der Weiblichkeit. Im Gegentheil bilden sie mit dem Geist das Gemüth zugleich, und befähigen sie zu dem großen Beruf, die frühesten Erzieherinnen der Menschheit zu sein.

Meine Geistesausbildung war in Berlin noch unreif

geblieben. Wir hatten keinen gediegenen männlichen Umgang. Baron Haſtfer hatte mich dadurch gewonnen, daß ich ihn für einen ſehr gebildeten Mann hielt. Beſonders hatte es mir von ihm gefallen, daß er viel über die Unſterblichkeit nachdachte. Er verſicherte, darüber viel in einer Nacht geſonnen zu haben, wie der unerſchaffene Gott den Menſchen zum Daſein gerufen und die unermeßliche Ordnung der Sonnen und Welten hervorgebracht, die nichts vor ihm geweſen ſeien, wie der Raum ohne Grenzen, die Zeit ohne Anfang noch Ende ſei. Er ſagte das mit andern Worten, die voll Begeiſterung waren, und fügte hinzu, er habe ſich nach dieſen Betrachtungen wie leblos gefunden und ſei erſt ſpät wieder zur Beſinnung gekommen; dann habe ihn Entzücken und Schmerz beſtürmt, ſodaß er ſich nur gewaltſam dieſem Zuſtand entreißen konnte.

Baron Haſtfer's Freund, Ludwig von Voß, ein junger Artillerieoffizier, dem der Himmel viel Gaben verliehen hatte, gab meiner Mutter recht, wenn ſie ihm ſagte: man müſſe mich denken lehren, eben weil ich augenſcheinlich Gedanken hätte, dieſe aber nicht zu regieren wüßte! Voß übernahm dies ſchwere Werk. Es ſchien anfangs zu gedeihen, doch er mußte ablaſſen, weil meine Mutter die unſelige Idee gefaßt hatte, ſie müßte bald ſterben und wollte mich doch vorher verſorgt wiſſen.

So einſam wir lebten, hatten ſich doch ſchon früh Männer um meine Hand beworben, die mich vielleicht glücklich gemacht hätten, wenn ich nie den Richardſon geleſen hätte. Ich machte zu große Anforderungen. Neigung hatte ich nicht für Baron Haſtfer, allein er wußte mich und meine Mutter durch den Anſchein von Bildung, den er ſich gab, zu täuſchen, hatte einiges Ver-

mögen, und war beinahe zwölf Jahre älter. Meine Mutter glaubte, er würde mich schätzen und leiten, statt dessen hat er meine aufblühende Jugend verkümmert und verbittert.

Von Bemühung für die Ausbildung eines so jungen Wesens konnte keine Rede sein, wo die Beschäftigungen mit meiner Aussteuer, der häuslichen Einrichtung, den gesellschaftlichen Verhältnissen, die uns urplötzlich über den Kopf wuchsen, die unsere Zeit und Besinnung in Anspruch nahmen, es unmöglich machten, dafür zu sorgen. Ich habe schon berührt, wie die Zuneigung und vorgefaßte gute Meinung unsers Kreises mich bethörten. Frau von Genlis trug viel zu meiner Verblendung bei. Sie hat mich nachher mehr gedemüthigt, als sie mich anfangs ohne Grund erhoben; und es hat vieler Züge aus dem Kelch des Unglücks bedurft, ehe ich begann, an mir selbst zu arbeiten.

So war ich denn nach Paris gekommen, wie eine noch unreif abgenommene Frucht, die auf einer Seite besonnt worden, auf der andern in Schatten gelegen hatte.

Schlegels hatten mich zu lieb, um recht zweckmäßig auf mich zu wirken, vielleicht setzten sie voraus, daß Leben und Geschick mich ausarbeiten würden. Friedrich wies mir den Weg zu reichhaltiger Beschäftigung. Nicht ruhmlos habe ich ihn durchwandelt! Dorothea's Genius und Gemüth wirkten bedeutend auf mich. Leider gerieth ich in einen zu reichgewebten gastlichen Kreis. Ich sah die berühmtesten Dichter und Künstler mit ihren vorzüglichsten Leistungen. Ich begann eine weite Uebersicht über die Geschichte der Kunst, und glaubte in allen Dingen des Lebens auf dem rechten Wege zu sein.

Friedrich Schlegel nahm Stunden im Persischen bei seinem Freunde Chézy. Eines Tags führte er Doro-

thea und mich in die herrliche Manuſcriptſammlung der Bibliothek ein, die ſchon öfter ihre Namen gewechſelt, zu jener Zeit aber die Nationalbibliothek hieß; denn das Kaiſerthum ſtand noch auf dem Halme! Wir traten in den erſten Saal, wo der junge Orientaliſt an einem Tiſch am Fenſter arbeitete. Seine Erſcheinung war von überraſchender Schönheit. Die Seele, die aus ſeinen ſchönen Zügen leuchtete, verlieh ſeiner Anmuth einen überirdiſchen Glanz. Das regelmäßige Oval ſeines Hauptes war von dunkelbraunen Locken umwallt. Seine großen blauen Augen ſtrahlten von Geiſtesglanz, die ſchönen gewölbten dunkeln Augenbrauen, die langen ſchattigen Wimper, die ſanft gebogene Naſe, der feine Purpurmund, die warmen Töne des bräunlichen Angeſichts, bildeten ein harmoniſches Ganzes, das ſo lebhaft an den Orient mahnte, daß man glauben konnte, man leſe in dieſen herrlichen Zügen ein ſchönes orientaliſches Gedicht. Auch der Wuchs des jungen Mannes entſprach der vollendeten Schönheit ſeiner Erſcheinung. Er brannte für Poeſie und liebte leidenſchaftlich die deutſche Sprache. Er hatte ſchon einigemal von mir reden hören, und bezeigte große Freude, mich auf der Bibliothek zu ſehen. Mit allen ihren Schätzen vertraut, brachte er die bedeutendſten derſelben Dorothea und mir zum Anſchauen. Friedrich und meine Freundin liebten vorzüglich die Kunſt des Mittelalters, Geiſt und Sinn der Altvordern, welche ſie von ihrer poetiſchen Anſicht aus beurtheilten.

Dieſe Liebe entſprang aus dem Bedürfniß, eine ſchöne deutſche Zeit aus voller Seele mit Bewunderung und Glut zu umfaſſen und über ihre Vorzüge ihre craſſen Uebelſtände zu vergeſſen. Ein ſo edler Antrieb mußte genußreiche Früchte tragen und richtige Würdigung für

alle Meisterwerke jener Zeit erwecken. Goethe und Friedrich Schlegel ist es beizumessen, daß der ausgebildete und großartige Geschmack an dem Baustil und den Kunstwerken des Mittelalters jetzt so mächtig vorherrscht.

Schon 1842 waren am ganzen Rhein keine Trümmer mehr zu finden, die nicht im Begriff standen, in ihrer alten Herrlichkeit neu hervorzuglänzen. Dies Beispiel wird in allen Ländern Nachfolge wecken, und es kann nicht fehlen, daß auch der Geist jener Zeiten neu emporsteigt. Möge es dann nur der gute Geist jener Tage sein, geheilt von Misständen. Die Folterwerkzeuge sind zertrümmert, mögen nicht Seelenfoltern an ihre Stelle treten! Die Raubritter sind ausgestorben, mögen räuberische Beamte nicht geduldet werden! Die christliche Religion ist reformirt worden, mögen die Tractätchen und die Umtriebe der Jünger Loyola's sich nicht allzu sehr an ihrer Stelle verbreiten! Möge jeder Fortschritt ein Vorschritt sein! Und keine Rückkehr eine Umkehr! Nur echte Frömmigkeit kann uns den Klauen ihrer heuchlerischen Schwester, der Scheinheiligkeit, entreißen; mögen wir sie mehr und mehr üben. Die Welt ist an des Abgrunds Rande, nur Licht von oben kann unsere Schritte leiten.

Wir verbrachten einen herrlichen Morgen. Chézy, ein Inbegriff aller Liebenswürdigkeit, feinen Sitte und ästhetischen Bildung, beschäftigte sich sehr angelegentlich mit mir. Beim Nachhausegehen scherzten Schlegels darüber. Wem gelüstet es nicht nach dem Salz solcher Neckereien? Es wetteifert mit der Süßigkeit jedes Liebesgefühls. Ich war stolz auf die Huldigung eines solchen Mannes wie Chézy. Ach! es wurde alles anders wie es in der Knospe war, und ich trug

große Schuld daran. Wäre ich das geworden, was Natur und Himmel von mir gewollt, wie hätte ich ihn beglücken müssen — denn er liebte mich von ganzem Herzen.

Zu dieser Zeit lernte ich Frau von Krüdener kennen, die damals mit Julie, ihrer Tochter und mit ihrem sechzehnjährigen Sohn nach Paris gekommen war und dort ein Haus machte. Sie suchte Dorothea und mich auf, um uns für die Uebersetzung ihrer „Valérie" zu gewinnen. Dorothea gab mir den zweiten Theil dieser Dichtung (so nenne ich dies Werk, obwol es nicht in Versen geschrieben war), und bearbeitete den ersten mit aller ihrer Treue, Gediegenheit und Klarheit, ich meinen Theil mit großer Innigkeit, aber strafbarer Willkür. Die Schuld hiervon lag zum Theil im Original. Der zweite Theil der „Valérie" hatte mehr Gepränge und flacheres Gepräge. Frau von Krüdener hatte gehofft, durch dies Werk die Gesellschaft zu retten; denn auch in ihren Blütentagen empfand sie, was für eine Wunde in ihrem Innern blutete. In ihrem Werk war ein Theil ihres eigenen Lebens enthalten, doch im romantischen Gewande und ohne daß sich die Verfasserin dazu bekannte. Die Darstellung war anmuthig, die Sprache zierlich, man könnte sagen meisterhaft. Unsere Uebersetzung wurde nicht gedruckt. Frau von Krüdener, die uns oft besuchte, ließ uns die Misgriffe, die größtentheils von mir herrührten, nicht entgelten. Sie zog besonders mich in ihre Gesellschaften, mit denen sie musikalische Leistungen, Declamationen und mimische Darstellungen vereinigte. Dorothea war an ihr Haus gefesselt und schlug beinahe immer die Einladungen der Frau von Krüdener ab. Auch Schlegel zog es vor, im Familienkreise zu bleiben. Seine Dorothea, sein Pflege-

ſohn Philipp Veit, ſeine Freunde Sulpice und Melchior Boiſſerée und Bertram, die vielen Beſuche von Dichtern, Gelehrten und wiſſenſchaftlichen Freunden, die ſein Haus belebten, machten ihn gleichgültig gegen die Kreiſe einer belletriſtiſchen Frau, die nur unterhaltend waren.

Bei Frau von Krüdener fand ſich auch Lorenzo Bartolini ein, der ſpäterhin mit dem Herzog von Lucca, Felix Bacciochi und deſſen Gemahlin, der geiſtreichen älteſten Schweſter Napoleon's, nach Florenz reiſte.

Jedes Künſtlerherz muß wärmer ſchlagen, wenn der Name Bartolini genannt wird. Sein Marmor iſt Leben, ſeelendurchzucktes Leben, jedes ſeiner Gebilde Wahrheit und Natur. Schade, daß ich noch nicht reif genug war, ihn vollkommen zu verſtehen, als er mich im Muſeum umherführte. Frau von Krüdener war ſehr für ihn eingenommen. Kleine Schwachheiten, die ſie nicht verhehlte, entſtellten ſie ein wenig. Sie ſagte unter anderm, daß ſie in Florenz mit dem Zirkel wäre ausgemeſſen worden, und daß jeder Theil ihres Körpers genau mit dem der Venus von Medicis übereingekommen wäre. Sie ſtützte Bartolini gegenüber ihre blendend weißen Füße auf die Feuerböcke, nur um dem Künſtler die Augenweide zu gewähren, Füße mit ungekrümmten Zehen zu ſehen, die vielleicht einzig in ihrer Art waren. Solche kleine Flecken entſtellen nicht eine ſo edle Natur! Das Ungewöhnliche iſt nicht immer das Unſtatthafte! Frau von Krüdener war nicht in dem Fall, daß man den gewöhnlichen Maßſtab der weiblichen Welt an ſie hätte anlegen können. Sie hat bewieſen, daß ſie eine ſelbſtſtrenge Natur war.

In der Neujahrsnacht 1803 drückte mich das Gewicht aller trüben Erinnerungen meines Lebens, ſodaß ich die Feier dieſes Tags mit heißen Thränen beging.

Vor allem ſchmerzte es mich, daß mir in ſo früher Jugend durch die Verſtimmung, welche zwiſchen der Großmutter und Tante väterlicherſeits und meiner Mutter herrſchte, mein Vater entriſſen wurde, der ebenſo wie meine gute Mutter an dieſer Trennung unſchuldig war. Nach einigen rührenden Briefen, die ich noch beſitze und die mein Vater ſeiner gekränkten Gemahlin geſchrieben hatte, um ihre Liebe und Verzeihung zu gewinnen, welche ſie jedoch mit ſtandhafter Weigerung beantwortete, weil Freunde die Regung ihres liebevollen Herzens durch überklugen Rath hemmten, hatte mein Vater, ſchmerzlich und unheilvoll gekränkt, nichts wieder von ſich hören laſſen. Da im Kriege 1797 viele Offiziere, die denſelben Namen trugen, den Tod gefunden hatten, glaubte meine Mutter, daß auch mein Vater unter den Gebliebenen ſei. Sie hielt ſich nun für eine Witwe, und ich war im Ernſt eine Waiſe. Oft ſchon in meiner Kindheit hatte ich dies entſetzliche Geſchick beweint, denn man ergibt ſich viel leichter in Gottes Willen, wenn uns der Tod einen Gatten, einen Vater oder ſonſt einen unſerer geliebteſten Angehörigen entreißt, als wenn die Bosheit der Menſchen uns des theuerſten Gutes beraubt. Nunmehr war ich im fremden Lande, ſo ganz ohne Stütze und Troſt, und dachte mir in jener Nacht: mein Vater könne doch wol noch leben, aber vielleicht ſterbend nach mir verlangen. Dies Bild, welches meine Einbildungskraft wie in das Leben rief, ängſtigte mich fürchterlich. Ich fand nach einem langen Gebet Hoffnung und Muth, und ſchrieb in jener Nacht eine kindliche Bitte auf, die ich meinem würdigen Freunde Paſtor Gambs andern Tags zur Beförderung in die hamburger Zeitung brachte, und drei Wochen ſpäter erhielt ich von der Poſt einen liebevollen Brief meines

Vaters, der, nachdem er den Abschied aus dänischen Diensten genommen, sich eben in Hamburg befand und meinen Aufruf gelesen hatte. Ich sollte zu ihm kommen, allein die Aussicht, in Frankreich eine glückliche Ehe zu schließen, hielt mich davon ab. Mein Entzücken, mein Dank zu Gott war unbeschreiblich. Ich war den Tag freudematt und segnete die Schmerzen jener Nacht, welche so süße Frucht getragen hatten.

Im Hause, wo Schlegels wohnten, wurden einige Zimmer frei; sie lagen im Garten, den ein schönes Treibhaus und zwei Reihen hoher herrlicher Bäume schmückten. In der Mitte stand ein wohlbestelltes Blumenbeet. Ueber den Bäumen erhoben sich die Hügel Montmartre mit ihren Wohnhäusern und Gärten. Mehrere Häuserreihen von Paris bildeten schöne Linien, welche auch den ganzen Beifall eines uns besuchenden jungen Malers fanden. Der Horizont war weit, malerisch begrenzt, die Aussicht schön; aber sie trug einen Charakter der Traurigkeit. Das Grün der hohen Bäume war nicht frisch, die Blumen hätten aus Papier geschnitten sein können, nur das Treibhaus erfreute mich im Herzen. Die Pflanzen darin waren zart, transparent und trugen schöne Blüten. Ich pflegte darin zu arbeiten, so angenehm auch meine Zimmer waren. Abends tranken wir den Thee bei mir. Ich habe unsere Hausgenossen schon erwähnt, die Brüder Boisserée und ihren Freund Bertram, sämmtlich aus Köln am Rhein gebürtig.

Es hatte sich eines Tags getroffen, daß ich allein zu Hause geblieben war. Der Portier kam, drei Herren zu melden; diese traten ein, ganz weiß gepudert mit Taubenflügeln und Zöpfen, in Fracks, seidenen Strümpfen und Schuhen mit goldenen Schnallen. Ihre Haltung

war steif. Sie erregten meine muthwillige Laune so sehr, daß ich sofort beschloß, eine Neckerei an ihnen zu üben. Die Gelegenheit bot sich augenblicklich und sie fragten, ob sie die Ehre hätten, die Frau Dr. Schlegel vor sich zu sehen? Ich sagte ja! Bertram rief aus: „Das Gerücht hat Sie uns nicht ganz schön beschrieben, Frau Schlegel!" – „Es hätte auch unrecht gehabt, dieses zu thun", versetzte ich mit niedergeschlagenen Augen. Ich lud die Herren ein, Schlegel hier zu erwarten, und knüpfte ein lebhaftes Gespräch mit ihnen an, bei welchem mir jedoch etwas bang ums Herz wurde, denn meine Rolle war keine leichte. Nach etwa einer guten Viertelstunde öffnete sich die Thür. Friedrich und Dorothea traten ein. Ich behielt meine ernste Miene bei und sagte mit großer Trockenheit zur Schlegel: „Jetzt bin ich lange genug du gewesen, nun sei du's einmal wieder." Die Schlegel, die solche Possen von mir gewohnt war, errieth sogleich, was geschehen war, und glich die Sache aus. Auch die Kölner waren bald zufrieden gestellt. Sie gingen mit Friedrich Schlegel allein in sein Wohnzimmer und sprachen lange mit ihm, indeß ich mit Dorothea den Thee bereitete.

Friedrich Schlegel kam allein zurück, sehr heiter; wir erfuhren von ihm, daß diese Herren von morgen an unsere Hausgenossen sein würden, daß sie Friedrich's wegen nach Paris gekommen seien, ein Collegium von ihm zu hören, welches sie hart in Gold vorausbezahlt, wozu sie mich sogar einladen ließen. So wurden mir feurige Kohlen auf mein Haupt geladen, und ich bereute meinen Muthwillen aufrichtig. Die kölner Freunde erschienen andern Tags mit Titusköpfen, in Kleidern vom modernsten Schnitt. Bertram sah mich beim Eintritt mit vielsagender Miene an. Ich sah, daß er mich

beschämen wollte; es gelang ihm, doch war meine Strafe mild.

In wenigen Tagen eröffnete Schlegel sein Collegium. Sein ganzes Auditorium bestand aus vier Köpfen, davon ein einziger, der meinige, noch ziemlich leer war; gleichwol war Schlegel mit meinem Nachschreiben zufrieden. Unsere Stunden waren sehr belebt, der Geist durchwehte sie wie eine angenehme Zugluft.

Auf Chodowiecki's Bücherbretern standen Hefte, in denen ich eines Tags umherblätterte. Friedrich Schlegel's Zeitschrift „Athenäum" war in meinen Händen. Führt einen Tauben in ein Concert, oder einen Blinden vor ein Gemälde, oder ein buttiges Kind in einen Hörsaal, wo der Geist von der Lippe des Redners strömt, so habt ihr die Wirkung, welche das „Athenäum" auf mich machte. Ich hatte Aphorismen von Friedrich Schlegel aufgeschlagen: „Das hat ein Wahnsinniger geschrieben!" rief ich aus und blieb dabei, bis ich ihn in Paris kennen lernte und so nach und nach begriff, daß es eine andere Welt der Ideen gebe, als die in meinem Dunstkreis lag.

Schweighäuser hatte mir eine Einladung von Schlegels gebracht. Ich ging hin und fand Menschen, wie ich mir noch keine geträumt hatte. Dorothea ganz Seele und Geist, Schlegel ganz Witz und Feuer. Beide kamen mir wahrhaft liebevoll entgegen. Dorothea hatte meine Großmutter Karschin gekannt; sie war des großen Mendelssohn Tochter, in ihrem Busen loderte die strahlende Flamme, die in ihrem Volke lebt, aus ihren Augen blitzte sie empor. Sie war freudig und stark, großartig und mild, duftend wie eine Blume, saftig wie eine Frucht, feurig wie ein Mann, zartfühlend wie ein Weib. Ich konnte ihr Wesen und ihre Vorzüge nicht in den paar Stunden schätzen, die wir am ersten Abend bei ihr

zubrachten, aber ich fühlte mich unbeschreiblich angezogen. Sie erkannte und verstand schnell mein Herz. So schnell als Dorothea sah Friedrich Schlegel ein, was mir fehlte, und es ergötzte ihn. Meine Unkunde aller Dinge des Lebens war ihm neu und erfreulich; er drehte mich gleichsam in seiner Hand herum, wie ein Bildhauer einen Marmorblock, den er beschauen will. Er schlug die Masse etwas hoch an, doch wendete er allen Fleiß darauf und verließ sich dabei auf Genius und Natur. Die Milde und Anmuth Dorothea's wirkten nur wohlthuend und sanft auf mich. Ich fühlte ihre Ueberlegenheit nicht, ich überließ mich der Wirkung, welche beide auf mich machten ohne Nachdenken. Durch ihre Liebenswürdigkeit hoben sie mich sich gegenüber. Daß der Standpunkt eigentlich unhaltbar für mich war, fiel mir nicht ein. Es gab einige Ursachen, wegen welcher es ihnen in verschiedenen Beziehungen lieb war, mich zu gewinnen; es würde mir heilsam gewesen sein, wenn das nicht der Fall gewesen wäre und wenn sie ihre Herzensgüte minder hätten vorwalten lassen; doch es war nun einmal so, und ohne es zu wollen, wirkten sie zum Theil unheilsam auf mich, was ich in der Folge erkannt habe. Friedrich Schlegel war unharmonisch, theils in den Elementen seines Wesens, theils in der Verschmelzung derselben. Dorothea brachte Licht in das Chaos seines Innern, sie weckte in ihm Großes und Herrliches; er war gleichsam ihre Schöpfung. Liebe, wie noch kein Weib sie schöner empfunden, begeisterte sie bei ihrer Wirksamkeit. Es war nicht sein Genie, welches sie zu hoch anschlug, sondern die Wirkung des Genies auf die Welt, die sie unrecht beurtheilte. Friedrich Schlegel war, wie alle, die berufen sind, einen Fortschritt zu begründen, seiner Zeit vorausgeeilt, und hatte nicht Kraft genug,

ſie mit ſich voranzubringen. Weil die Geliebte für ihn die Welt war, ſo glaubte er auch, die Welt empfinde für ihn und erkenne ihn an, wie die Geliebte es that; natürlich mußte er mit ihr zerfallen. Eine ſo koloſſale überſtrömende Natur konnte nicht verloren gehen; aber nicht minder bedauernswürdig war ſein Fall von der ſchwindelnden Höhe, zu welcher er ſich in der Jugend hinaufgeſchwungen. Friedrich Schlegel wurde der Welt und ſeiner Zeit unbeſchreiblich mehr, als ſie je anerkannt hat; doch wird ſie es in der Folge noch anerkennen. Gleichwol hat er nicht ſich allein, ſondern auch der guten Sache geſchadet, und das nicht allein durch ſeine Eigenſchaften und Vorzüge, ſondern auch durch ſeine Fehler und Misgriffe.

Novalis würde ſein Schutzengel geweſen ſein, wenn ihn nicht der Tod zu früh entriſſen. Was Novalis war, das ſagte niemand ſo ſchön und einleuchtend wie die Thränen, die Friedrich Schlegel um ihn vergoß. Dies Andenken hielt ihn empor. Die Welt würde ihn in Trümmer zerſchlagen haben, trotz Dorothea's gewaltiger, großartiger und reiner Liebe, wenn nicht dieſer ſchöne Schmerz noch lange mächtig in ſeiner Bruſt gewaltet hätte. Friedrich Schlegel und ſeine Freunde ſchlugen ihre Gegner nicht hoch genug an. Wer die Maſſen für ſeine Meinung gewinnen will, darf den Feind nicht mishandeln; denn es lebt in ihnen ein Gefühl des Rechts und Unrechts, welches die Beſſern auf die Seite des Gekränkten hinüberzieht. Unſere großen Geiſter, unſer Schiller, Goethe, Herder, Jean Paul begnügten ſich, das Schlechte vorzugsweiſe dadurch zu bekämpfen, daß ſie das Rechte übten. Dies iſt die würdigſte und ſiegreichſte Waffe. Man darf nicht fürchten, daß Ungeſchmack und krankhafte Richtungen der Kleingeiſter das Echte und

Kräftige beſiegen, denn früher oder ſpäter ringt es ſich wieder ſtrahlend aus dem Kampfe hervor.

In den Jahren 1802—4 erſchien mir Friedrich Schlegel meiner oberflächlichen Wahrnehmung nach einklanglos und in ſeinem Weſen die entſchiedenſten Gegenſätze offenbarend: weich wie ein Kind und ſchroff wie ein Gigant, hinwogend im Aether wie ein Adler und wühlend im Boden nach Vergnügungen, die ganz irdiſcher Natur waren. Er war zu ſehr von Selbſtgefühl erfüllt, zu fleißig und zu bequem, um Schritte zu machen, die ihn zur Erreichung einer Abſicht hätten führen können. Er glaubte vielleicht auch, daß ſich alles von ſelbſt finden und fügen müſſe. Es iſt auch kaum möglich, daß der Menſch ſich zerſplittern kann, den ein inbrünſtiges Streben beſeelt, daß er zugleich Gott dienen und den Götzen opfern kann. Es iſt überſchwer, aus ſeinen Himmeln heraus in Frack und Glacehandſchuhen und durch Vorzimmer Lakaien Rede ſtehen. Beſſer läßt ſich's mit zehn Monarchen reden, als mit einem halben Lakaien. Am Schreibtiſch iſt jeder tüchtige Menſch ein Gott; aber was iſt er im Vorzimmer?

Dorothea's verſorglicher liebender Sinn wußte die Häuslichkeit ihres ſtillen wohlgeordneten Lebens angenehm zu geſtalten. Immer war's bei ihr heimlich und traulich, angemeſſen und freundlich. Muſterhaft und angeſtrengt übte ſie häuslichen Fleiß. Noch heute verſtehe ich nicht, wo und wie ſie Zeit zum Schreiben fand. Allein die Getreue, deren flinke Hand Friedrich's Wäſche nähte und in Stand erhielt, war auch die Copiſtin aller ſeiner Schriften, und ſchuf ſelbſt fortwährend Großartiges und Schönes. Sie arbeitete dazumal vieles vom (nicht erſchienenen) zweiten Theil des „Florentin" auf das herrlichſte aus, ſchrieb für die „Europa" gediegene

Aufsätze, die meist mit D unterzeichnet sind, übersetzte den Merlin im gedrängten trefflichen Auszuge, führte eine ausgebreitete Correspondenz und fand noch Zeit, die merkwürdigsten Gegenstände in Paris zu betrachten, Concerte und Theater zu besuchen, neue Schriften zu lesen, die Abende durch Geselligkeit zu erheitern, durch Vorlesungen zu beleben. Hinreißend las sie und war immer stark, freudig und heiter, ihrer selbst mächtig und immer wohlthätig.

Ihre Schwester Henriette, die Rahel in ihren Briefen das „Feinste und Tiefste" nennt, hatte einen stillern Zauber, einen gehaltenern Ernst, war weniger hingebend und bedachtvoller auf alle Aeußerlichkeiten, indeß es innerlich vielleicht nichts Glühenderes und Reichhaltigeres, noch Zarteres gab als sie. Beide Moses Mendelssohn's Töchter, königlicher Geistesabkunft, würdig des Bluts in ihren Adern.

Die Poeten sind die wahren enfants gatés du ciel. Dafür müssen sie auch in der Welt leiden.

Die seltene Vortrefflichkeit geistiger Höhe und Ausbildung Dorothea's, der Zauber ihrer rein gemüthlichen Liebenswürdigkeit gewann ihr bald der kölnischen Freunde höchste Zuneigung und wahrhaft kindliche Ehrfurcht. Ganz gutmüthig und nicht minder unverständig, wunderte ich mich darüber, daß es mir nicht ungefähr ebenso erging, freute mich aber darüber, weil Dorothea, die mir so unendlich liebe, Freude daran hatte.

Jener Zeitraum hatte viel Schönes selbst für mich, der es an Sinn und harmonischer Ausbildung mangelte, ihn gründlich für mich zu benutzen, und die, hineingeschnellt in pariser Kreise sehr verschiedener Art, von einem wahren Fieberdurste nach vielbewegter Geselligkeit, nach Kunstanschauungen und frischem Lebensgenuß verzehrt, dem Ernst, der Strenge und Abscheidung unsers

häuslichen Kreises, in welchem Friedrich Schlegel sich nun gefiel, im Grunde störend entgegenstand; indeß ich noch besonders durch meinen damaligen Religionsindifferentismus oder vielmehr decidirten, aber kühlen Protestantismus, die kölnischen Freunde verletzend, eigentlich von allen im Stillen aufgegeben, mich nur durch meine unverkennbare Anhänglichkeit und Treue zu Dorothea, zumeist wol durch ihr tieferes Eindringen in meine eigenste Natur, durch ihre Zuneigung erhielt.

Friedrich Schlegel goß scharfe Lauge über mich aus, aber er ätzte mich wund und besserte nichts. Bittere Opposition trat ein.

Napoleon, späterhin bei seiner Reise nach Köln mit Josephine vom Häuflein der Frommen verehrt, geliebt, war damals verhaßt. Die romische Partei sah in ihm einen Feind des Klerus, der die heilige Kirche trotz des Concordats über den Haufen zu stoßen bemüht war und das Cölibat der Priester aufheben wollte. Diese Idee muß damals auch in unserm Kreise die Gemüther erbittert haben gegen Napoleon, denn Friedrich Schlegel, der, seit ich ihn kannte, über ihn nie eine Meinung geäußert, fing im Winter 1804 an, ihn herabzusetzen und mit Unwillen von ihm zu sprechen. Er sagte auch zuweilen lachend: „Wir würden nächstens einmal in Hamburg mit der Familie Bonaparte an der Table-d'hôte speisen!" Natürlich war ein Vorgefühl des Falles nach solchem Aufschwung, doch was alles Ungeheueres dazwischen lag, ahnte der Verkündiger nicht, noch minder, daß er 1810 selbst die Vermählung der Kaisertochter Marie Luise mit Napoleon besingen würde. Dieses Gedicht ist schön, Ahnung der gewitterschweren Zukunft blitzt hindurch; doch die frommen Wünsche des Dichters, die wie Trost diese Schwüle durchweben, sind

unerfüllt geblieben. Mir war damals vor Enghien's Tode Napoleon der glorreichste der Helden, der Herrlichste der Geschaffenen; die Hierarchie, wie frühere Jahrhunderte sie gekannt, und gewaffnet zu Bluthochzeit, Inquisition, Hexenmord und Auto da Fé, und wie sie nun getroffen von Joseph's flammendem Schwerte seit mehr als zehn Jahren im Todeskampfe lag, schien mir gelähmt sonder Kraft zu künftigem Unheil, auf ewig hinabgeschleudert von der Menschheit Brust, die sie wie ein Alp der Hölle eine lange Nacht hindurch mit bösen Träumen gemartert. In poetischer Beziehung fand ich Legenden, Visionen, Mysterien als Sinnbilder schön, groß, erhaben; aber wie Novalis von einer Zukunft spricht, wo der Krieg in das Schachspiel gebannt sein wird, so glaubte ich in einer Zeit zu leben, wo alle hoch und rein poetischen Elemente der katholischen Religion nun einzig der Kunst gehörten, in ihr sich offenbarten und auf das Leben der Völker nur durch dies Organ rein ethisch und geistig und keine Freiheitsrechte des Innern noch des Aeußern der menschlichen Gesellschaft verletzend einwirkten.

Friedrich Schlegel hingegen — der uns seit Anbeginn unserer Bekanntschaft die Stellen in Tieck's „Zerbino", wo der Dichter sich über den Protestantismus lustig macht, oftmals und mit besonderm Feuer vorgetragen, über den mir auch Dorothea früherhin bisweilen geäußert: er habe Absicht, katholisch zu werden, was ich weder begriff noch glauben konnte — unterließ nun seit einiger Zeit, seiner Begeisterung für die indischen Büßer Luft zu machen, und pries dagegen die Idee des Papstes als die höchste und vollkommenste, welcher die Menschheit jemals gehuldigt. So fremdartig klang dies in meine Unwissenheit, Unbekümmertheit, Zuversichtlichkeit

des bleibenden Beſtandes der Dinge, wie ſie damals lagen, hinein, daß ich weder darüber nachdachte, noch mir die Worte Schlegel's merkte. Sie würden vielleicht an mir vorübergerauſcht ſein, wie Millionen andere, wenn er nicht unaufhörlich geſprochen hätte davon: wie das Heil der Welt nur noch im Papſtthum liege, wenn es wieder in vollem Glanze und als alldurchdringende Gewalt erſtände, wohin es auch kommen müſſe und unausbleiblich kommen werde.

Dorothea ſchwieg zu ſolchen Aeußerungen, wie ſie früherhin zu der Lobpreiſung der indiſchen Büßer geſchwiegen und in meiner Gegenwart wenigſtens überhaupt nur ſtill zu lauſchen pflegte, wenn irgendein neuer Gegenſtand, der Friedrich durchwühlend aufregte, durch ihn zur Sprache und wiederholt zur Sprache kam. Sie hatte auch anderthalb Jahre früher nichts geſagt, als ihr Gemahl geäußert: der „Alarkos" ſei noch lange nicht undurchdringlich genug dargeſtellt und er hätte beim Dichten nur mehr Opium nehmen ſollen, ſo würde er das erreicht haben, was er mit dem „Alarkos" gewollt.

War das nun Ernſt? Ich hielt es nicht dafür, die übrigen Aeußerungen ebenſo wenig. Schlegel ſagte vieles aus reiner Ironie. Er ſagte auch mit vollem Bewußtſein und abſichtlich, blos zur Ergötzung, viel Unverſtändiges, wie ein Reicher, der zum Spaß Scheidemünze aus den Fenſtern unter das Volk wirft. Ueberhaupt war das Eckige und Schroffe, das öfters bei ihm hervortrat, Willkür; denn wenn er irgend Luſt dazu hatte, konnte er die feinſte und anmuthigſte Haltung annehmen und durchweg behaupten, ſodaß ich feſt glaube, daß ihm dieſe die natürlichſte war.

Sorgfältig verſchwieg ich bei der Stimmung gegen Napoleon, die ich um mich her wahrnahm, das Unter-

nehmen einer Napoleonide in Stanzen, die ich ſeit November 1803 auf Anregung einiger Freunde des Erſten Conſuls zu dichten begonnen. Er ſelbſt wußte darum und ließ mir öfters etwas darüber ſagen, ohne daß ich ihm deshalb nahte, denn er hatte Wohlgefallen daran, daß dieſes Gedicht aus reinem Antriebe hervorginge, und wollte auch, die Welt ſollte es als Erzeugniß wahrer Begeiſterung anerkennen. Er gab zum Theil auch den Plan an. Meine Waghalſigkeit war ſo groß, daß ich mich dem Werke für gewachſen hielt; es ſollte eine Art „Gerusalemme liberata" werden. Die Hölle gegen Frankreich gerüſtet, der Königsmord durch ſie eingegeben, das böſe Princip losgelaſſen, um den jungen Helden, Frankreichs Retter und das ganze Volk zu verderben — das ſollte ich perſoniſiciren, individualiſiren und eine Perſon damit bezeichnen, die mir lange Zeit nur in einzelnen Zügen geſchildert wurde, doch ungenannt blieb, und die ich erſt kurz vor Aufhören der Arbeit entdeckte. Dieſe nämlich unterließ ich ſeit Enghien's Todestage und trug in vollſtem Ernſte einem Freunde Napoleon's auf, ihm zu ſagen, daß ich ſie nun nicht vollenden könne. Sicher iſt das unbeſtellt geblieben. Man glaubte wahrſcheinlich, ich würde mich eines Andern beſinnen; doch man irrte ſich, es war aus mit jener Begeiſterung. Wenn ich jetzt noch die zuſammengeleſenen Fragmente dieſer Arbeit anſehe, ſo thut es mir nicht leid darum; ſie war ſchwach. Es fehlte ihr an innerm Gehalt und äußerer Vollendung. Nur die Einleitung würde ich noch heute nicht verwerfen.

Viel Ueberwindung koſtete es mich, wenn mir etwas gelungen ſchien, es Dorothea nicht mitzutheilen. Sie bezeigte ſtets herzliches Mitgefühl für das Gelingen von allem, was ich unternahm, ſelbſt wenn auch nur ein

Funke darin war. Sie wußte auch überzeugend und freundlich das Schlechte als ſolches zu bezeichnen und es verwerfen zu machen. Es that ſo wohl an ihr, daß es ihr mit der Wahrheit ſo innig Ernſt war. Viel hat ſie an mir gethan und kann nichts dafür, daß ihr nicht mehr gelang. Sie war aufrichtig, aber zu wohlwollend nachſichtig, um mich gegen angeborene Leichtigkeit, die ärgſte und gefährlichſte Feindin des Talents, eben weil ſie manches heilſam Hemmende ohne weiteres über den Haufen wirft, zu warnen. Nur eine höchſt unbewußt hervorſpringende Aeußerung Dorothea's fällt mir ein:

Sie hatte etwas für die „Europa" geſchrieben und konnte eine in einer gedankenreichen Periode gebliebene Lücke nicht ausfüllen, fand das Bindungswort nicht, welches ich augenblicklich glücklich einſchaltete, indem ich gegen die Klippe zu eine geſchickte Umbiegung anwandte, bei welcher kein Wort für das nothwendige Bezeichnen des Gedankens verloren ging. „Es iſt erſtaunlich", ſagte Dorothea, „und ich weiß nicht, wie es zugeht, die Sophie Bernhardi, du, ihr ſeid ſo glücklich, ihr habt gleich die Form und ich habe die Gedanken." Ich lachte und meinte: ſie habe doch das Beſte.

Friedrich Schlegel erklärte mich (damals ohne eigentlichen Grund, aus bloßem Verſtehen und Vorausblick) für eine echt poetiſche, rein lyriſche Natur, und äußerte den Wunſch, mich in einer anmuthigen, ſorgenfreien Lage zu wiſſen, wo ich nur, wenn der Augenblick mich begeiſtere, ein Lied dichtete, aber nie mit meinem Namen drucken ließe, ſondern eine Chiffre wählte. Er hatte vollkommen recht, doch mein Schickſal wollte es nicht ſo, und zugleich war ich nicht unempfindlich für den Klang eines Namens, der mein eigen ſein müſſe. In der

„Europa" unterzeichnete ich mich nicht und erlebte den Spaß, daß Kotzebue in einem und demſelben Blatte mich als Herausgeberin der Miscellen pries und erhob, und die Verfaſſerin eines jener Aufſätze in der „Europa" heruntermachte, ohne zu ahnen, daß ich es ſei.

Meine Anhänglichkeit für Dorothea machte es mir ſchmerzlich, daß wir uns trennen mußten. Denn im Frühling 1804 verließ Friedrich Schlegel Paris mit ſeinen neuen Freunden, und Dorothea ſollte ihm in einigen Wochen nach Köln nachkommen. Dort wurden beide katholiſch. Im November 1804 kam Friedrich Schlegel zurück. Wir ſahen uns oft. Er war ganz wie ich ihn 1802 gekannt, ſchien mir zu ſeinen früheſten Stimmungen entſchieden wiedergekehrt und ſprach kein Wort über Religionsſachen. Er blieb faſt den ganzen Winter in Paris und beſuchte es 1807 von neuem, begleitet von ſeinem Bruder, den er uns zuführte. Dann ſah ich ihn nicht wieder bis 1823, wo ich nach Wien mußte, um die Schwefelbäder für meinen Sohn in Baden zu benutzen. Dorothea fand ich noch ganz ſo wie ſie war, Schlegel hatte ſich auffallend verändert und war auf das ſchleunigſte ergraut und gealtert. Er hatte eine ſchöne thatkräftige Jugend unter ſchweren Sorgen zugebracht. Bei ſeinen ungeheuern Kenntniſſen und Fähigkeiten wurde es ihm ſchwer, einen Wirkungskreis zu ermitteln. Er wußte und erſtrebte zu vielerlei. Die Mittelmäßigkeit kommt überall und jederzeit durch, iſt überall willkommen. Von Deutſchland war er fern, er hätte dort bleiben ſollen. Frankreich war durchaus untauglich für ihn; echte gründliche Wiſſenſchaft blieb dort unbeachtet.

Napoleon brauchte Geld und Menſchen. Er behielt

ſich vor, zu günſtiger Zeit geiſtige Hebel in Bewegung zu ſetzen. Er war kein Ludwig Philipp. Er ordnete ſeine großen Zwecke dem Bedürfniß des Augenblicks unter. Zu allererſt ſollte Europa eine große franzöſiſche Provinz werden, Aſien ein gefügiger Bundesgenoſſe, Afrika unter franzöſiſchen Einfluß dergeſtalt ſich ſchmiegen, daß es gleichfalls nur wollen dürfte, was Frankreich geſtattete. Nach wohldurchdachten Planen erzielte Napoleon eine ſolche Weltherrſchaft. Vielleicht würde ſie für die Welt erſprießlich geweſen ſein, denn dem Geiſte muß ſich alles beugen. Wenn die Welt Napoleon verſtanden hätte, wenn in dem Buſen der Maſſe das heilige Feuer geglüht hätte, ſo würde er geſiegt haben, ſeinen Handlungen lag keine Perſönlichkeit zum Grunde. Er blieb in dieſer Hinſicht unverſtanden; er opferte ſich ſelbſt, er glaubte dadurch Nacheifer zu wecken. Immer klarer wird ſein Bild aus der Vergangenheit hervortreten. Auch Friedrich Schlegel verſtand Napoleon nicht, er war ihm abhold, weil er ihn nur mit dem Auge des Leibes betrachtete; weil er ſo wenig wie die übrige Welt begriff, wie rückſichtslos er die Gegenwart opfern mußte, um das Heil einer großen Zukunft zu begründen.

Von meiner weiblichen Anſicht Napoleon's kann hier nur wenig die Rede ſein. Der Mann fühlt denkend, das Weib denkt fühlend! Mein Unwille über den Mord des Herzogs von Enghien erwuchs aus der allgemeinen Empörung, welche dieſe That erregte. Ich bereue meine Thorheiten, die von dieſem Unglück herrühren, ſie warfen einen Schatten auf meinen Namen. Doch ich bin wol nicht die einzige in dieſem Jahrhundert, die ſich über Napoleon geirrt hat. Der Oſtracismus, der Schmähungen, Jammer und Elend über ihn gehäuft,

bis ſeine irdiſche Natur unterlag, iſt dem Geiſte nach derſelbe, der je und je alle Größe angefeindet, alle Keime des Heils zertreten, auf breiten Schultern die Gemeinheit emporgehalten hat.

Ein vortrefflicher Freund Friedrich Schlegel's beſuchte uns oft, es war der berühmte Indianiſt Hamilton, der Oſtindien viele Jahre lang bewohnt und dort eine Eingeborene zur Gattin und einen hoffnungsvollen Sohn beſaß. Er gab Friedrich täglich drei Stunden lang Unterricht im Sanskrit. Die Freude, einen ſolchen Schüler zu haben, war ſeine Belohnung; denn Friedrich Schlegel begriff mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und belehrte ſeinen Meiſter von ſeiner Seite. Alexander Hamilton war ſo wenig wie Schlegel ein trockener Gelehrter. Was er von der Wiſſenſchaft erlangte, ging in ſeine Seele, ſein Gemüth und ſeine Phantaſie über. Man könnte dieſes mit Recht von allen Indianiſten ſagen.

Das Studium des Sanskrit bereichert, läutert und erhebt das ganze Weſen des Menſchen, es bemächtigt ſich ſeiner ganz und gar, läßt nichts anderm mehr Raum, von keinem andern wird es in ſittlicher Hinſicht in ſeinen Wirkungen übertroffen. Goethe hat darüber gewichtige Worte geſchrieben, man findet ſie in Hirzel's „Sakuntala", die der edle dankbare Gelehrte ſeinem Meiſter Chézy zugeeignet hat. Eine ſüße Befriedigung gewährten Chézy die wenigen dankbaren Schüler, für die er Vater und Freund war, und ſie gehören zu den Vortrefflichſten. Die Nachwelt wird den Undankbaren die gehörige Stelle anweiſen.

Das Lokal des Muſeums Napoleon, nämlich der obere Stock, in welchem die Gemälde aufbewahrt wurden, ſollte verändert werden. Man brach die Wölbung durch, um den

Saal von oben zu beleuchten. Mich dünkte, als ob die Beleuchtung bei dieſer neuen Einrichtung nicht gewönne. Die damals anweſenden Künſtler verloren ſehr viel bei dieſer Umgeſtaltung, ſie mußten auf lange Zeit der Räume entbehren, auf welchen ihre Staffeleien ſtehen konnten. So mancher, der ſeinen Lebensunterhalt oder ſeine Vervollkommnung dem Copiren der alten Meiſterwerke verdankte, mußte nun müßig gehen. Auch die Fremden verloren viel dabei. Nur eine Abtheilung von Kunſtwerken ſtand offen. In einem großen dunkeln Saale ſtanden herrliche Gemälde übereinander, dick beſtäubt, weil der Staub aus den Löchern, die in die Decke des Muſeumſaals geſchlagen worden, durch alle Ritzen und Fugen in das Behältniß drang, wo die Gemälde ſtanden. Ich führte Frau von Wolzogen, Schiller's Schwägerin, die ſeelenvolle Verfaſſerin des Romans „Agnes von Lilien", einer ſchönen Schrift über Karl von Dalberg und anderer claſſiſcher Werke, hinein; ſie weinte.

Als der große Saal des Muſeums wieder geöffnet werden konnte, war er von oben beleuchtet und mit karmoiſinrothen ſeidenen Vorhängen drapirt. Dies war grell und gefiel wenigen. Zu Gemälden gehört eine einfache graue oder graugrüne Farbe für Hintergrund und Umgebung. Die Heizung war durch ſogenannte erwärmte Luft hervorgebracht. Ich war wol nicht die einzige, der es um die großen, guten, alten Oefen leid that, die eine gleichmäßige ſanfte Wärme durch den ganzen Raum verbreiteten, und wo man Sonntags Veteranen antraf, die in ihrem gewöhnlichen Coſtum um die Oefen her ſaßen und mit unbeſchreiblicher Luſt die Kunſtwerke betrachteten. Sie verſtanden ſie nicht, die guten Alten, aber mehrere von ihnen hatten eine Freude daran;

denn manche waren dabei gewesen, wie die Städte erobert wurden, wo sie ehemals geprangt. Diese hielten sich für Miteigenthümer der Bilder, und die alte Inschrift, die noch aus den Zeiten der Republik daran klebte, störte sie nicht in der Freude des Genusses. Sie hieß: „Bürger genießt, aber rührt nichts an!" Es ist nicht zu leugnen, daß diese Menschenmasse Staub aufwühlte, auch wol verstohlen Taback rauchte. Wenn das ein Aufseher bemerkte und die kleine Pfeife confisciren wollte, fand er Gegenwehr. „Ohne uns wären die hübschen Bilderchen nicht da!" hieß es dann. Die Vernünftigen unter den Aufsehern stellten den Opponenten vor, daß die schönen Sachen, welche man ihrer Tapferkeit dankte, auch schön erhalten werden müßten! Die braven Veteranen sahen dies ein und man schüttelte sich die Hände. Auch versprach man, recht vorsichtig und sauber in den Museumssaal zu kommen und sich recht ruhig darin zu verhalten, damit es schön bliebe. Bei der Ankunft der eroberten Kunstschätze wurden keine solchen Rücksichten empfohlen. Die mit Pöbel untermengte Masse begriff nur schwer, daß man die Schätze der Kunst schonen und bewahren müsse; doch seit Napoleon die Zügel der Regierung ergriff, wurde Ordnung. Viele Söhne des Volks sind wie die Kinder, die sich beim Empfang schöner Sachen schon auf die Stunde freuen, in welcher sie beschließen, sie zu zerstören. Jedes Moment der Zeit hat seinen Silberblick: dieser erstrahlte damals, als die braven Krieger sich im Museum versammelten, als man Stolz und Freude über die errungenen Kunstschätze aus ihren Augen leuchten sah. Der Anblick war gemüthlich und herzerhebend. Es wird einem jetzt nicht mehr so dabei zu Muthe sein. Minder als diese Veränderung kennte man es billigen, wenn

ſpäterhin die Arbeiter in Jacken und Mützen unter Ludwig Philipp aus dem Tuileriengarten herausgewieſen wurden, den ſie ihm doch erobert hatten, und ebenſo wenig, wenn im Sommer das Publikum abends, wo die Lüfte kühler wehen, ſcharenweiſe aus dem Tuileriengarten und dem Luxemburg nicht ganz ſanft herausgetrieben wurde. Ludwig Philipp büßte ſchon damals viel von ſeiner Popularität ein; denn auch er hatte, wie andere Bourbons, von der Geſchichte nichts gelernt.

Ich war in Paris in den Tagen angelangt, wo die letzten ſüßen Tropfen der Neige des Freiheitsbechers ausgeſchlürft wurden und man ihn wie einen andern Theaterbecher in die Coulissen ſchleuderte, während ſeine bitterſten Hefen noch auf dem Boden geblieben waren. Mir ſcheint, als ſeien ſie noch nicht ausgeleert. Man kennt die Misgriffe der oberſten Gewalt ſeit dem Sturze Napoleon's: ſie mußten ihre Wirkung thun. Durch das gewaltſame Einlenken in die alten Gleiſe wurde das Volk entſittlicht und heuchleriſch, es wußte nicht mehr wohin mit ſeinen Bedürfniſſen von Liebe und Anhänglichkeit; es fühlte das Schwanken des Bodens, der zerberſten mußte unter jedem Thron, der ſeit dem Conſulat aufgerichtet wurde. Es wendete entmuthigt den Blick von einer unſichern Zukunft ab, die keine Ausſicht auf dauernde Geſtaltung mehr bot. Es haſchte nach Strohhalmen wie der Ertrinkende im Kampf mit den Wellen. Bei der allgemeinen Unbehaglichkeit verlor ſelbſt der Gedanke an eine neue Schreckenszeit ſeine Schreckniſſe; dieſe verfehlte auch nicht zu erſcheinen, nur nicht in ihrer frühern Geſtalt und nicht ganz ſo furchtbar wie in den neunziger Jahren. Auch wurde Gott nicht noch einmal abgeſchafft, und der Feind war unver-

gleichlich milder, als ehemals der eingeborene Terrorist. Wenn nicht im Gemüth der Frommen die Ueberzeugung lebte, daß Gott das Böse nur zuläßt, um in den Geschaffenen die Kräfte zum Guten reicher zu entwickeln, so könnte man Zweifel in die Gerechtigkeit der lenkenden Gewalt setzen. Denn es ist offenbar, daß es nicht das Volk, das ursprünglich gute, ist, welches den Fluch auf Frankreich herabgezogen, der noch immer nicht gelöst ist, und daß in späte Zukunft hinein Millionen für das büßen müssen, was vor mehr als sechzig Jahren geschehen.

Ich kann nicht unerwähnt lassen, welch ein Ahnungsschauer mich durchzuckte, als ich 1810 im Palast des Fürsten Schwarzenberg die Vorbereitungen zum Feste sah, welches derselbe als Nachfeier der Vermählung dem kaiserlichen Paare Napoleon und Marie Luise gab.

Ueber einem ziemlich tiefen trockenen Bassin wurde der Ballsaal aus Tannenbretern errichtet. Der Unternehmer des Baues hatte um zwanzig Francs theurere eichene Bretter in Vorschlag gebracht, diese würden sich nicht so schnell entflammt haben und nicht so schnell zusammengebrannt sein. Hölzerne Armleuchter von geschmackvoller Form, zierlich vergoldet, waren an den mit Seide bekleideten Wänden angebracht. Jedermann bemerkte, daß sie etwas zu kurz waren. Eine der Kerzen steckte schief, die Flamme ergriff während des Tanzes die ölgetränkten Blumenfestons, welche den Saal schmückten. Im Nu stand die ganze Guirlande am Plafond umher in Flammen. Die Bekleidung der Wände, die harzigen Tannenbretter entzündeten sich mit solcher Gewalt, daß alle Versuche, der Flamme Einhalt zu thun, vergeblich waren. Wasser war nicht schnell genug zu haben. Nach

Ausbruch der Flamme wurde den Gästen bedeutet, sich zu beiden Seiten des Saals aufzustellen und den Kaiser ungehindert mit seiner Gemahlin durchzulassen; dies geschah in möglichster Eile. Von oben fielen flammende Splitter auf die Gäste herab, und im Moment, wo das kaiserliche Paar den Garten erreicht hatte, stürzten die Gäste mit aller Gewalt heraus. Es würden sich die meisten gerettet haben, wäre nicht unter ihnen der Boden eingestürzt. Viele der Heruntergefallenen wurden jämmerlich zerquetscht, auf andere stürzten die Flammen von oben herab, andere jammerten unter den Schritten derer, die sich retten konnten. Muthige Männer, unter ihnen Varnhagen von Ense, zogen die halbzermalmten Opfer aus dem qualmenden Bassin.

Der Kaiser kam schnell von der Begleitung seiner Gemahlin zurück und ordnete mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit die Anstalten zur Rettung an. Er bemerkte Varnhagen in einem entsetzlichen Zustande mit flammenden Kleidern, alle Anwesenden durch heldenmüthige Todesverachtung mit sich fortreißend, sodaß er nach dem Platz hinschickte, wo Varnhagen beschäftigt war, um zu erfahren, wer der tapfere Jüngling sei. Ihm wurde berichtet, es sei August Varnhagen, ein österreichischer Offizier, der gegen die französische Armee muthig gekämpft habe. Der Kaiser verlor ihn aus den Augen, vielleicht auch aus dem Gedächtniß, denn die Schreckensnacht zermalmte die Besinnung und ließ keiner andern Vorstellung Raum, als der des furchtbaren unheilbringenden Augenblicks. Ein sinnloser Pöbel rettete sich zwar furchtsam und feig, aber dennoch in Masse zusammen, und faselte wahnwitzige Worte. Vom edeln Fürsten Schwarzenberg rührte nach des Pöbels Meinung das Unglück her. Er habe den vertrauensvollen Kaiser in diese

Räume verlockt und die verheerende Hochzeitsfackel entzündet. „Denn o! das Schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!“

In eine Schilderung des Zustandes der zermalmten, von der Flamme fast ganz verzehrten und noch in Todesqualen wimmernden Frauen und Männer vermögen wir nicht einzugehen. Was nur zwei Jahre später auf der Brücke der Beresina Eisblöcke, Sturm und Fluten gethan, das war hier durch die Flammen geschehen, nur in kleinerm Maßstabe. Die liebenswürdige Fürstin Pauline Schwarzenberg wurde andern Tags vermißt. Das unvergleichliche Mutterherz hatte die Fürstin wieder unter die rauchenden Trümmer hineingerissen. Ihre zwölfjährige Tochter wollte sie retten, doch der Rauch erstickte sie und die Flamme schlug über sie zusammen. Sie hatte nicht gesehen, die unglückliche Frau, daß ihr gerettetes Kind ohnmächtig, aber unversehrt aus der Flamme dicht an ihr vorbei herausgetragen wurde; es ist dieselbe Prinzessin, die im Jahre 1848 als damalige Fürstin Windischgrätz bei dem Aufstand in Prag von dem Schuß eines rasendes Weibes durch ein Fenster ihres Zimmers tödlich getroffen wurde. Die wohlangebrachte Strenge des Fürsten Schwarzenberg bewahrte alle anwesenden Kinder vor dem Flammentod. Sie alle standen vor Ausbruch des Feuers im prächtigen phantastischen Aufzug an den Thüren des Saales, um eine dramatische Dichtung, die sie auswendig gelernt hatten, vorzutragen. Sie freuten sich alle darauf, denn gewiß gewährte die Gruppe der geschmückten Kinder einen bezaubernden Anblick. Der Fürst bemerkte die Anstalten, die zu dieser Vorstellung gemacht worden und schickte die Kinder unverzüglich in ihre Schlafzimmer, indem er sich etwas hart über die Begierde äußerte, auch

beim Feſte zu figuriren. Dieſe Strenge, die etwas unzeitig geſchienen haben mag, rettete die lieben Kinder vom Tode. Die Gefahr war ihnen ſo nahe geweſen, daß die Fenſter ihrer Zimmer von der Hitze ſprangen.

So endete dies verhängnißvolle, unheilweiſſagende Feſt, das ſo prachtvoll und fröhlich begonnen hatte. Die liebenswürdige Fürſtin von der Leyen, ein Mitglied der Taſcher'ſchen Familie, litt mehrere Tage vor ihrem ſchmerzvollen Ende unbeſchreiblich. Ihre Eingeweide lagen offen. Es wurde verſichert, daß Varnhagen von Enſe ſie aus den Flammen herausgezogen. Niemand ahnte, daß all dieſes Weh nur eine Vorfeier künftigen nahen Unheils war, das über die Herrſcherfamilie, über Frankreich, ja über die Welt hereinzubrechen beſtimmt war, und zu welchem eine ſchiefgeſteckte Kerze den ungeahnten Anlaß gegeben.

Freund Bartolini ſchlug uns eines Morgens vor, ſein Atelier im Louvre zu beſuchen; wir gingen hin, um ſeinen Entwurf zur Rückſeite der Medaille zu betrachten, welche Napoleon für die Eroberung von England ſchlagen laſſen wollte, wiewol England noch unerobert war. Napoleon rechnete damals auf den Erfolg der Landung mit den platten Fahrzeugen des Herrn von Ducreſte, wie ſchon erwähnt. Seine tapfern Krieger würden damals ſeinen Erwartungen entſprochen haben; aber die Elemente waren ſeinen Eroberungsplanen, wie ſpäterhin in Rußland, entgegen.

Napoleon's Kopf, von Bartolini gemodelt, war des großen Künſtlers würdig; auf keiner Medaille habe ich ihn ſo ſchön geſehen. Die Kehrſeite ſtellte Hercules vor, der das dreiköpfige Ungeheuer erwürgt. Sie war von claſſiſcher Schönheit. Uns, die wir ſie bewunderten,

ahnte es gleichwol, daß die Siegesmedaille etwas zu früh entworfen wurde. Bartolini zeigte uns noch andere Entwürfe seiner fleißigen Meisterhand. Er suchte das Ideal in der höchst naturgetreuen Wahrheit der Auffassung.

Indem wir uns seiner Entwürfe freuten, trat unvermuthet Denon in das Atelier. Bartolini hatte ihm gesagt, daß wir ihn heute besuchen wollten; er war ungeduldig uns kennen zu lernen. Nach den ersten gewöhnlichen Höflichkeitsformeln der Begrüßung lud uns Denon ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten, die auch im Louvre befindlich war. Er bat uns dort zu einem auserlesenen Frühstück, welches sogleich aufgetragen wurde. Grüne Austern, noch aus dem Geschlecht der Urwelt, wurden schüsselweise aufgetragen. Den Beschluß machte schwarzer Kaffee, auf arabische Weise bereitet und aus Aegypten mitgebracht. Nachher zeigte uns Denon einen Theil der merkwürdigen Dinge, die seine Sammlung schmückten. Ein Gedanke nur von einem Fuß, dunkelbraun und wunderzierlich gestaltet, lud unsere Blicke ein: er war aus den Pyramiden, und hatte einer Tochter des Pharao gehört, vielleicht derselben, die sich den kleinen Moses vom Ufer des Nil herbringen ließ; er war einbalsamirt, wie man leicht denken kann.

Der Streit über das größere Alterthum der Aegypter oder Indier war damals noch nicht angeregt, denn in Paris kannte nur Alexander Hamilton das Sanskrit. Indeß Fr. W. Schlegel es mit seiner Hülfe muthig erfaßte, aber nicht eigentlich in die Tiefen der Geheimnisse der Sprache eindrang, hatte sich der junge Chézy ganz im Stillen derselben bemeistert, wollte aber nicht eher an das Licht, bis er sie ganz besaß, und machte seine Mutter und mich nicht eher zu Vertrauten, bis er nicht mehr

weit vom Gipfel der erklommenen Höhe ſtand. Auch ſeinem Freunde Sacy hatte er ſolange alles verſchwiegen. Sein thatkräftiger Geiſt hatte eine neue Bahn erſehnt und gefunden. Schlegel, glücklicher als er, konnte eine edle Freundeshand ergreifen, um ſich leiten zu laſſen; Chézy mußte ſich ſelbſt gegnügen. Sylveſtre de Sacy ſagte von ihm: „Man könnte meinen, er habe das Sanskrit erfunden, denn alles habe er errathen müſſen, was er davon entdeckt!“ Ich weiß nicht wie es zuging, daß ſich Chézy nicht mit dem Mahâbhârata beſchäftigte, ſondern vorzugsweiſe den Râmâyana wählte, der doch bei weitem nicht ſo alt, echt, noch ſo ſchönheitsreich iſt wie jener. Auch Wilhelm von Schlegel und andere Gelehrte haben den Mahâbhârata minder beachtet, als den Râmâyana. Unter den perſiſchen Dichtungen hatte Chézy die ſinnigſte Auswahl getroffen, und das zarte tiefempfundene Gedicht von Dſchamy, „Metſchnun und Laila“, erkoren. Zwei andere beliebte Dichter hatten den Stoff bearbeitet. Sylveſtre de Sacy reichte Chézy's Ueberſetzung des ebengenannten Gedichts zur Mitbewerbung um den Preis ein, den der Kaiſer auf die beſte Ueberſetzung einer orientaliſchen Dichtung geſetzt hatte; er betrug dreitauſend Francs, wurde Chézy zuerkannt, aber nie ausgezahlt. Chézy hatte von dieſer Arbeit die Druckkoſten zu zahlen, und blieb unbelohnt. Er hatte kein Vermögen, dieſer Schlag fiel ihm hart. Ich ſchrieb einen Bericht über ſein Werk, von welchem der Orientaliſt Hartmann eine ſchöne Ueberſetzung gemacht. Ich begleitete Chézy in die Bureaux der Journaldirection. Nach großen Bedenklichkeiten nahm ihn endlich das „Journal de Paris“ auf. Ein Redacteur, ich weiß nicht mehr welcher, gab den höflichen Beſcheid: „Man würde das Werk in ſeinem Blatte recenſiren, wenn es ſich der

Mühe lohnte!" Chézy kehrte sehr niedergeschlagen von diesem fruchtlosen Wege zurück. Ungefähr ein Jahr darauf fanden wir im „Publicist" einen gediegenen Aufsatz über das verdienstvolle Werk. Der Buchdrucker Valade sendete die Rechnung ein. Silvestre de Sacy zahlte auf Vorschuß die Druckkosten. Das waren die Ermuthigungen, die der junge Gelehrte empfing. Seine andern Arbeiten liegen noch unbenutzt in den Koffern seiner Witwe. Vielleicht war es der Mangel an Erfolg für die persischen Dichtungen und arabischen Werke, was Chézy beweg, das Studium des Sanskrit zu ergreifen. Das Hauptziel seiner Bestrebungen wurde dabei erreicht.

Die Opfer, die er diesem Studium gebracht, habe ich zum Theil bezeichnet. Der vortreffliche Guisset vermochte ihren Umfang zu empfinden und erkannte sie öffentlich an, aber vergebens. Die unglückliche Witwe des Mannes, dem Frankreich einen Anspruch mehr auf Ruhm verdankt, mit welchem wesentliche bleibende Vortheile für das Land verbunden sind, hat nichts als eine Pension von jährlich 1200 Francs. Nicht alle Witwen haben sich in Frankreich so zu beklagen.

Bei den hier geschilderten Zuständen, die ich aus der Nähe beobachtete, ist begreiflich, daß Poesie und Kunst nicht freudig aufblühen konnten. Die früher zu hoch gespannten Saiten sprangen oder erschlafften. Nur die Schauspielkunst gedieh zu einer bis dahin unbekannten Höhe. Lekain war kein Talma gewesen, die Clairon keine Duguesnois. Schon das Costüm jener frühern Zeit, welchem erst Talma historische Wahrheit und classische Anmuth verliehen, war der Darstellung ungünstig gewesen, und es war im allgemeinen die Bühne allein, wo noch Leidenschaft walten durfte und große Zeit-

momente gefeiert wurden. Der Erſte Conſul brachte ſeine meiſten Abende im Theater zu. Das Trauerſpiel zog ihn mehr an, als Drama und Luſtſpiel. Er war auch nicht unempfindlich gegen Erſcheinungen wie die Georges, dieſes wunderſchöne Geſchöpf, welches ſo ganz das leibhafte Ebenbild ihrer Erzieherin, der berühmten Raucourt, war, daß man ſie allgemein für ihre Tochter hielt. Die anmuthige Mars flößte ihm Geſchmack am Luſtſpiel ein, denn ſie beſaß nicht allein eine Fülle von Lieblichkeit, ſondern auch die Feinheit und den Geiſt, den Molière's Meiſterwerke erfordern. Der Erſte Conſul ließ den Tartuſe, den Miſanthropen, und ſelbſt die barocken und burlesken Producte des großen Dichters im Coſtüm der Zeit aufführen, in welcher ſie geſchrieben worden. Man weiß, wie ſehr dies entzückende Coſtüm alle andern übertrifft, die man ſeit jener denkwürdigen Zeit geſehen; doch die Männer allein beobachteten es treu. Die Damen erlaubten ſich ſtarke Abweichungen. Aus Koketterie ließen ſie ſich pudern, die Kleider mit ziemlich kurzer Taille machen, legten auch wol die langen Manſchetten ab u. ſ. w. Auch in den römiſchen und griechiſchen Trauerſpielen trieben die meiſten ein ſolches Unweſen mit ſcharlachfarbigen und zipfeligen Draperien, daß ſie ſich neben Talma's ſtrenger Erſcheinung buntſcheckig ausnahmen. Aber wenn nicht etwa die Georges und Duchesnois auftraten, wurde beinahe nur auf Talma hingeblickt. Es war ein eigenes Schickſal, daß die vielbewunderte Georges beinahe lauter Fleiſch war, und die große Duchesnois beinahe lauter Seele. Doch des Erſten Conſuls Anweſenheit wirkte auf Georges wie Pygmalion auf Galathea, und beſeelte den Marmor. Joſephine beſchützte vorzugsweiſe die Duchesnois, ſodaß ſich zwei Parteien für die zwei Künſtlerinnen bildeten.

Der Eifer dieſer leidenſchaftlich bewegten Parteien kam der Politik zugute, und wurde künſtlich angefacht, um die Gemüther beinahe ausſchließlich mit dieſer Angelegenheit zu beſchäftigen. Ducheſnois, von der man beinahe nichts ſah als Augen und Knochen, hatte gleichwol bedeutende Anbeter und eine mächtige Partei im Publikum. Es war, als hätte man es ſich zur Aufgabe gemacht, die große ſeelenvolle Künſtlerin für die Ungunſt der Natur zu entſchädigen. Keine Schilderung aber reicht an die Macht ihrer Blicke, ſie wurde durch den Ton ihrer Stimme nur erreicht, nicht überboten, und dennoch hatten Liebe und Schmerz nie in ſüßern Tönen über die Welt hingebebt, in aller Gewalt und Fülle ihrer blühenden Reize ſo himmliſch entzückt.

Man weiß, daß die Georges verbannt wurde; das Warum kann uns gleichgültig ſein. Die Ducheſnois blieb als Siegerin auf dem Wahlplatz. Der Parteienſtreit hatte die Glut angefacht, die ihre Bewunderer für ſie empfanden; doch die alles ausgleichende Zeit brachte die Verehrung der Künſtlerin bald wieder auf ihre frühere Höhe, und ihre unübertrefflichen Leiſtungen gewannen beim friedlichen Genuß noch reinere und richtigere Verehrung. Von den übrigen Mitgliedern des Schauſpiels wäre manches zu ſagen, was ihre Kunſtgenoſſen und das Publikum vielleicht mit großem Antheil leſen würden; ſie bildeten ein beachtungswürdiges Ganzes. Das feine Schauſpiel und Luſtſpiel war wenigſtens damals in Frankreich auf der Spitze, und gewährte einen Genuß, den man in ſolcher Vollkommenheit in andern Ländern vergebens ſuchen würde. Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue" wurde auf dem franzöſiſchen Theater aufgeführt, wohin bekanntlich ein Witzbold einen Regenſchirm mitnahm, ihn dort aufſpannte, um, wie er ſagte,

ſich vor den Thränen zu ſchützen, die von den Logen herabſtrömten. Die Dramen, welche am meiſten wirkten, waren aus dem Deutſchen überſetzt, und füllten die Kaſſe, ſo ungebildet und rauh auf den kleinern Theatern auch der Vortrag der Schauſpieler war. Das Theater am St.-Martinsthor wendete viel auf die Ausſtattung: dies lockte alle herbei, die im Theater blos Augenweide ſuchten. Die andern Boulevardtheater waren etwas beſſer organiſirt, als das des St.-Martinsthors. Man fand feinere Geſichter, zierlichere Haltung, beſſere Organe. Zur erſten Aufführung eines Stücks drängten ſich die Damen vom beſten Ton. Mochte aber das Stück noch ſo ſehr gefallen haben, ſo ging doch keine von ihnen zum zweiten mal hinein.

Aus den Novellen der Frau von Genlis wurden öfters Stoffe dramatiſirt; es freute ſie ſehr. „Der grüne Friesrock" war eins der beliebteſten. Im ganzen waren es damals ſechzehn Theater, die jeden Abend dem Publikum offen ſtanden; jetzt ſind es noch mehr, nur daß jetzt die kleinern mühſam ihr Leben friſten. Man glaube nicht, daß es damals das Vergnügen an der Kunſt war, welches die Theater ſo füllte, es waren die unzähligen und nur zum geringſten Theil löbliche Anläſſe, die in einer übergroßen Stadt wie Paris Zuſchauer hineinlockten. Mehrere dieſer Theater hatten Muſik und zogen durch friſche Stimmen Zuhörer herbei. Es lag dem genußſüchtigen Theil des Publikums mehr an Unterhaltung überhaupt, als an echt künſtleriſchen Leiſtungen. Die komiſche Oper, wo einige Talente erſten Ranges glänzten, war immer gefüllt. Die italieniſche Geſellſchaft, des Erſten Conſuls Liebling, fand weniger Antheil als ſie verdiente, wurde jedoch inſofern Mode, weil man ſich dort nur in vollem Staat zeigen konnte. Die

Prachtlogen waren ſehr theuer und alle voraus gemiethet. In den Logen dritten Ranges hörte man am beſten, und man konnte ſich um 30 Sous einen hohen und echten Kunſtgenuß verſchaffen. So füllte ſich denn die Kaſſe durch die Prunkſucht der Prächtigen und Reichen und durch die Erſparniſſe der kunſtſinnigen Unbemittelten. Der Bodenſatz des Publikums rauchte und ſchnapſte in den Kaffeehäuſern und Spielhäuſern letzten Ranges, im allgemeinen in den Räumen, wo es in den langen Winterabenden Licht und Wärme gab. Selten verging ein Abend in Paris, wo nicht alle öffentlichen Orte angefüllt geweſen wären. Der Beobachter, der Denker dagegen liebte das Théâter français über jedes andere. Hier athmete alles den reinſten Kunſtſinn, hier war die Schule des Lebens und der Weltkenntniß, hier brachte die franzöſiſche Nation ihren dramatiſchen Dichtern ein Opfer des glühenden Enthuſiasmus auf hundertjährigen Altären; der Hang zu den dramatiſchen Dichtern der vorigen Jahrhunderte war ſo unbeſchränkt und entſchieden, daß er zu einem ziemlich ungerechten Vorurtheil Anlaß gab. Jede neue Erſcheinung in dieſem Fache hatte gegen ein großes Mistrauen zu kämpfen; die Nation ſchien dem zu zürnen, der die Höhen zu erklimmen ſtrebte, zu welcher ſich Corneille, Molière, Racine emporſchwungen. Neue Trauerſpiele und andere dramatiſche Arbeiten in Verſen wurden geſtürzt, herniedergeriſſen, ehe ſie noch zu Ende geſpielt wurden. Dieſes Herrſchen des Vorurtheils, dieſes Uebergewicht der Mehrheit der Stimmen verhinderte oft, daß gute Stücke den verdienten Beifall erlangten, und machte, daß jeder ſich vor einer großen dramatiſchen Arbeit ſcheute. So wurde das höhere Streben der Geiſter unterdrückt, und ehe ſie noch gelüftet, verſanken dem Genius die kraftvollen Schwingen. Auch die

Rückſichten auf die politiſchen Zuſtände erzeugten große Bedenklichkeiten bei den Theaterdirectionen, die aus Mücken Elefanten machten. Man würde dieſe Vorſichtsmaßregeln höchſtens Ortes belacht haben, wenn man nur um ſie gewußt hätte. Der Erſte Conſul fühlte ſich ſicher, und war es; zwar in der Straße Nicaiſe rettete ihm blos das Glas Wein das Leben, welches ſein Kutſcher zu viel getrunken hatte; allein es dauerte lange, bis Frankreich ihm entfremdet wurde und er gezwungen ward, durch allerhand Maßregeln ſich zu ſchützen.

Es wurden auf dem Théâtre français einige neue Luſtſpiele in Proſa, Ueberſetzungen von Kotzebue, gegeben, die mit Beifall geſehen wurden; allein der Ruhm dieſer Stücke war ephemer, und nur um manche Lücke auszufüllen und den Schauſpielern nach der angreifenden ſchweren Darſtellung der großen dramatiſchen Arbeiten eine Pauſe zu gönnen, wurden ſie aufgeführt; denn die Mühe beim Spielen dieſer Stücke verhielt ſich zu der höhern Schauſpielkunſt wie der Traum zum Leben. Diejenigen Schriftſteller, welche nicht nach Lorberkränzen in Thaliens erſtem Tempel ſtrebten, ſondern ſich begnügten, auf dem Pfade der Mittelmäßigkeit einige Blümchen zu pflücken, arbeiteten für jene zweimal zehn Theater in den entlegenen Theilen der Stadt, die unbeſucht von Kunſtverſtändigen und von der großen Welt ihre friedliche Exiſtenz der Dämmerung dankten, die ſie umgab. Hier, wo keine Höhe ſtattfand, gab es keinen Fall! So raffinirt in den Hauptheatern der Geſchmack war, ſo hoch dort die Kunſt geſtiegen, ſo vernachläſſigt waren mehrere kleine Theater. Hier gab es für Leidenſchaft und Gefühl keinen andern Ausdruck als Contorſion und Geſchrei; und warf ein ungünſtiges Schickſal ein von der Natur mit Talent

und Fähigkeit begabtes Weſen in dieſe Grabgewölbe des Geſchmacks und der Kunſt, ſo erlangte es weiter keine Bildung, ſondern der geiſtige Funken in ihm glimmte ungenützt fort. Selbſt die ſo allgemein anerkannte franzöſiſche Anmuth und weibliche Grazie verleugnete ſich hier, und man fand mit Verwunderung, wie in derſelben Stadt, wo der Kunſtſinn ſo fein und wahr, doch daneben das Rohe, Unäſthetiſche und Niedrige ſein Weſen treiben konnte. Wiewol die Theater Louvois und Vaudeville dem Théâtre français nachſtanden, konnte man ſie nicht zu den ebenerwähnten rechnen, da man hier nicht eine Tendenz nach hoher idealiſcher Schönheit bemerkte, ſondern blos nach Beluſtigung, Satire und Anmuth, und ſo verlangte man nicht mehr als hier geleiſtet wurde. Das Theatre Louvois hatte mit dem Théâtre français ähnliche Anſprüche, nur daß es in allem eine Stufe niedriger ſtand und nicht über ſeinen Standpunkt hinausſtrebte. Das Théâtre Vaudeville war ein hübſches Theäter, und weder mehr noch weniger als dies. Das, was man in ſeiner Organiſation am meiſten tadelnswerth finden konnte, war das ermüdende Einerlei der Muſik, die aus lauter Vaudevillemelodien beſtand.

Das Théâtre Faydeau oder die komiſche Oper befriedigte ſehr durch eine gute Beſetzung und eine ſinnige Auswahl von Opern zweiter Gattung, wiewol man Malvina von Méhul und einige andere zu den Werken erſter Klaſſe rechnen könnte. Elleviou und Martin waren Künſtler erſten Ranges: Elleviou vereinigte eine ſchöne Tenorſtimme mit einer einnehmenden Geſtalt, einem gefühlvollen, wohldurchdachten Spiel; Martin war weniger von der Natur begünſtigt, allein ſeine Stimme war ſchön und ſeine Methode auch gut. Die Demoiſelles St.-Aubin, Piegemmit, Gavoudon erfreuten durch

Geſtalt, Spiel und Stimme; doch waren damals die Forderungen des Publikums an die Oper zweiten Ranges nicht ſo groß, wie ſie jetzt ſind.

Montanſier war ein Theater, das vielleicht kein Vorbild hatte und keine Nachahmung finden konnte. Ein günſtiger Wind ſchien eine Auswahl von talentvollen Subjecten zuſammengeweht zu haben; es war harmlos wie das Leopoldſtadttheater in Wien, als ich es kannte. Brunet war ein Künſtler, wie man ihn nicht leicht auf den Bretern findet: unerſchöpfliche Laune, heiterer Scherz, köſtliche Dummheit, friſche Natur! Freilich waren auch die Stücke ſo geſchrieben, daß ein ſolches Talent ein reiches Feld fand, ſich zu entwickeln. „Jocriſſe's Verzweiflung" iſt in ſeiner Art ein Meiſterſtück. Ich habe es auf deutſchen Bühnen von guten Komikern nicht unergötzt geſehen; allein das volksthümliche Franzöſiſche konnte der deutſchen Vorſtellung nicht eingeimpft werden. Uebrigens wurden die Theaterſtücke von Montanſier eigens für die dortigen Schauſpieler geſchrieben, wie ein Componiſt für verſchiedene Sänger ſchreibt. Es war viel Ironie in den Rollen. Brunet erlaubte ſich zuweilen, einen beißenden Ausfall gegen die Regierung, ſogar gegen die erſten Machthaber loszulaſſen. Zuweilen hatten die Getroffenen ſelbſt gelacht, da konnten ſie nicht mehr zürnen; zuweilen aber verbrühte er ſich die Zunge und kam in Theaterarreſt. Dann ließ er ſich ein paar Körbe Champagner und einige Tauſend Auſtern holen, lud ſeine beſten Freunde ein, und war luſtiger als je. Der große Künſtler Raimund in Leopoldſtadt war tiefer und genialer als Brunet, und zwar in einem andern Sinne als dieſer, er war poetiſch. Brunet war nur natürlich, doch dieſe Natur war Poeſie. Tiercelin, ſein Mitſpieler, ſtand ihm trefflich bei; doch er verhielt ſich nur wie eine

gute Folie zum Edelstein. Auf die Frauen dieses Theaters kann ich mich gar nicht erinnern; allein sie verdarben nichts — ein Beweis, daß sie gute Schauspielerinnen waren. Frau von Krüdener fuhr einmal mit mir hin; sie hatte jemand mitgenommen. Wen denn? Der Jemand war stumm, taub, blind und ließ die reizende, gefühlvolle geistreiche Liefländerin gewähren. Mit einem Worte, es war Friedrich Schlegel's Trauerspiel „Alarkos", welches ich mußte lesen lassen, während die Subjecte als Chirurgen im „Eingebildeten Kranken" von Molière zur Carnevalsergötzlichkeit bewaffnet durch alle Logen liefen und den Kranken verfolgten; mit welchem Instrumente, kann man errathen, ich brauche es wol nicht erst näher zu bezeichnen. Frau von Krüdener mußte lachen. Der „Alarkos" wurde zugeschlagen und nicht wieder vorgenommen. Ich getraute mich nicht, Friedrich Schlegel, der ohnehin der Krüdener nicht günstig war, diese Entweihung seines Stücks zu erzählen.

Als der Erste Consul erzählen hörte, daß die Opera Buffa keine Fortschritte in der Gunst des Publikums mache, äußerte er, nicht ohne ein leichtes Stirnrunzeln: „So will ich ihr Publikum sein!"

Seine Schwestern gingen hin, weil man durch die vergoldeten Gitterstäbe der Bogen ihre zierlichen Füßchen sehen sollte. Josephine ging hin, weil Napoleon dies Theater liebte, das von ihm reichlich unterstützt wurde.

Frankreich war eigentlich in Paris concentrirt: in den mittäglichen Provinzen wenigstens vermißte man ganz das Leben, den Geschmack und die Pracht, welche die Stadt vor so vielen andern großen Städten Europas charakterisirte. Noch war dort alles kleinlich, pedantisch, steif, und nur selten wurden dort Talente

ausgebildet. Selten verweilten dort ausgezeichnete Gelehrte und Künstler. Die Geistlichkeit und die Industrie der Manufacturen schienen jedoch die Provinzen belebter zu machen, als sie seit der Revolution waren. Der Glanz des geistlichen Standes stand wieder strahlend da, und seines Glückes alte Zeiten kehrten wieder. Schon ward in den Provinzen alles aufgeboten, um dem geistlichen Stande ganz seine alten Prärogative wieder zu schaffen, und die Heerde bereitete mit Pracht und Ueberfluß die Wohnungen ihrer Hirten.

Was in Paris als Seltenheit erkannt und geschätzt ward: Zutrauen, zuvorkommendes Wohlwollen, Häuslichkeit, das fand man in den Provinzen fast im allgemeinen. Dort und besonders in den mittäglichen Provinzen stimmten Natur und Geschick die Menschheit zur Heiterkeit und Güte. An jenen friedlichen Ufern, wo selten nur der Glanz stolzer Paläste sich in den ungetrübten Spiegeln des silbernen Stromes malte, wo das Schwert des Kriegers nicht klang, wohnten Vertrauen, Unschuld, Liebe, Treue und Frömmigkeit. Heilige Bande der Pflicht fesselten dort die Bewohner an Gatten und Kinder und an den stillen häuslichen Herd. In den furchtbaren Zeiten der Revolution, wo Religion und Menschlichkeit im Staube gedrückt schmachteten, gab es im Innern der mittäglichen Provinzen allein Gottesfurcht und Menschenliebe. Der Landmann baute das fruchtreiche Feld, unbesorgt ließ er die Stürme wüthen; Arbeit und Gebet waren seine Schutzengel, sowie sie die des betriebsamen Bürgers waren. Ueberhaupt schien die rührende Unschuld und Güte der Charaktere den Mangel an feiner Bildung des Geschmacks und der Geistesfähigkeiten in den Provinzen aufwiegen zu sollen; allein die Güte des Herzens und Charakters ist auch eine

Bildung, ſie iſt das Werk der Natur und des innern Wirkens der Gemüthsfähigkeiten, während die andere das der Kunſt und äußerer Erfahrungen iſt.

Die Naturmenſchen möchte ich der einfachen Blüte oder den primitiven Blumen vergleichen, die wie bekannt einfach waren und Früchte trugen, bis Umſtände und Kunſt ſie verdoppelten und für den Anbau in Gärten als Schmuck anwandten und zugleich unfruchtbar machten. Die einfachen Blüten haben weniger Glanz, weniger Duft und Schönheit, aber ſie ſind die Vorgänger genußreicher Früchte. Die Menſchen, bei denen innere und äußere Bildung in harmoniſchem Gleichgewicht liegen, ſind unſtreitig die höhern Menſchen. Wer aber würde bei der Wahl zwiſchen beiden die innere Bildung nicht vorziehen? Sie, die ſo rührend und ſchön die äußere Bildung oft erſetzt, wogegen ſie ſelbſt durch nichts erſetzt werden kann.

Die Naivetät und unbefangene Gutmüthigkeit junger Provinzialinnen gewährten ein ſehr angenehmes Schauſpiel. Blühend und heiter wie der Frühling, aufrichtig, fleißig, verſchämt, ſind ſie, beſonders in Paris, wo das Gute ſich als Ausnahme befand, ein herzerfreuender Anblick. Wenige unter ihnen waren ſchön, allein der Glanz der friſchen Jugend und ihr unſchuldiger heller Blick machten ſie reizend. Unter den Schönen zeichneten ſich die Auvergnatinnen aus. Faſt alle ſind ſchlank, leicht und ſchön gebaut; ihre Carnation iſt ſehr friſch und blühend, ihr Haar ſchwarz wie die Nacht; ihre Augen ſind groß, ſchwarz und funkelnd, und ihre Zähne blendend weiß. Die Normänninnen ſind gewöhnlich blond. Unter ihnen gibt es ausgezeichnet ſchöne Geſtalten und Züge, ſie haben mit den Sachſinnen einige Aehnlichkeit. Die Frauenzimmer aus der Provence und Languedoc haben in der Mehrheit weniger

ſchöne Geſtalten; allein die Ausnahmen unter ihnen ſind dafür auch deſto köſtlicher, da ſie das ſchmachtende ſüße Feuer der ſüdlichen Temperatur mit idealiſchen Zügen vereinigen. Die ſchönen Mädchen und Frauen aus den Provence, Languedoc ſind Madonnengeſtalten. Das edle Oval ihres Geſichts, der Schnitt ihrer großen dunkeln Augen, die ſüdliche Carnation ihrer Geſichtsfarbe, der Reichthum ihres wallenden Haars, die Feinheit und der antike Schnitt ihrer Züge und das zarte Ebenmaß ihres Wuchſes machen ſie unendlich reizend. Die Männer in dieſen Provinzen, ſowie in allen mittäglichen Ländern, ſind in der Regel nicht groß. Die Burgunderinnen ſind ziemlich klein und ſtark von Gliedern, die Champagnerinnen auch. Die Lothringerinnen ſind gewöhnlich blond und kaſtanienbraun, wenige ſind brünet. An ihnen habe ich bemerkt, daß ſie ſich noch immer zu den Deutſchen rechneten und den Pariſern, Normannen u. a. den Namen Franzoſen als Unterſcheidungszeichen gaben. Sie ſprachen zum Theil ein ziemlich verſtändliches Deutſch, welches ſie in ihrem Lande ſtandhaft beibehielten, und beobachteten in allem deutſche Sitten und Manieren.

Das Hofweſen Ludwig's XV. war gleichſam nach dem Vorbilde Ludwig's XIV. und ſeiner Regentſchaft zuſammengeſetzt, und dieſe Miſchung trug viel dazu bei, daß jene hohe Achtung ſank, welche Ludwig XIV. denjenigen, die ihn umgaben, einzuflößen gewußt hatte. Ludwig XVI. iſt der Vorwurf gemacht worden, daß es ihm an innerer Energie und an Herrſchertalent gefehlt habe; unſere Nachkommen werden gerechter gegen ihn ſein! Ich breche hiervon jetzt ab, weil zu viel zu ſagen wäre.

Marie Antoinette wurde nicht minder ungerecht

beurtheilt. Sie hatte ein deutſches Herz, und war gehaßt von der Partei, gehaßt von Orléans, Graf Artois, dem es nicht gelungen war ſie zu verführen, gehaßt von allen ſolchen Franzoſen, die eine deutſche Natur nicht verſtehen, von allen Nachlallern ſolcher beſchränkten Köpfe. Um ſie richtig zu beurtheilen, mußte man den Herzog Matthieu von Montmorency von ihr ſprechen hören; ihn, den feurigen Republikaner, der ſein Wappen zerbrach und nur noch Bürger heißen wollte, für ſie aber in den Tod gegangen wäre; denn er nannte ſie unſchuldig, großſinnig, würdevoll, eine wahre Mutter ihres Volks, einen Inbegriff aller Huld, Güte und Aufrichtigkeit.

Es wird eine Zeit kommen, wo man die ungeheuere Trilogie, Königthum, Republik, Kaiſerthum aus dem rechten Geſichtspunkte betrachten wird. Noch bis heute ſind ſie nur durch bunte Gläſer angeſchaut. Die Wahrheit der Thatſachen, die ſeit einem halben Jahrhundert und darüber zu uns gelangt ſind, verbürgt uns nicht die Wahrheiten der Anſichten, gibt kein' Licht über die Beweggründe der Handelnden und Leidenden; dieſe kennt der Höchſte allein, nur ſeine allmächtige Hand kann ſie enthüllen.

Die Verſammlung des Wohlfahrtsausſchuſſes war vielleicht die erſte große Macht, die es verſuchte, ohne Hofhaltung zu regieren. Da aber ihre Gewalt ſich auf ſo viele Blutbefehle gründete, ſo blieb es noch unentſchieden, inwiefern ein ſolcher Verſuch an ſich gelingen könnte, und beſonders, ob Frankreich und die Pariſer, deren Stadt und Land überall den Stempel des alles auf einen Punkt vereinigenden Luxus trug, damit zufrieden ſein würden. Das Directorium ſchien wenigſtens dieſe Frage entſchieden als verneinend betrachtet zu haben.

denn zum größten Verdruſſe aller damaligen Jakobiner wurde ſogleich eine ziemlich ſteife Etikette eingeführt, und manche Form beobachtet, die man noch nie vielleicht vorher mit ſolcher Strenge durchgeſetzt hatte.

Wie weit aber dieſe unvollkommenen Verſuche durch die damaligen Einrichtungen des Erſten Conſuls übertroffen wurden, ließ ſich nur durch den Augenſchein deutlich einſehen. Wer könnte, wer möchte das Gepränge, das Steife und die Langeweile einer Geſandtenpräſentation herzählen? Wer die Formalitäten, mit welchen den achtzehnten jedes republikaniſchen Monats fremde Herren und Damen der Madame Bonaparte vorgeſtellt wurden? Wer könnte die mannichfaltigen Bemerkungen über das Klima des Landes der Fremden wiederholen, wodurch jener erſte und claſſiſche Gegenſtand aller Converſationen, das „Wetter", in neuen Formen abgehandelt wurde? Nach der Präſentation frug jedermann, mit wem der Conſul geſprochen, was er jedem geſagt hätte? Der Begünſtigte wurde tiefer begrüßt als der Vorbeigegangene, und jede nicht ganz gewöhnliche Phraſe wurde zu einem Bonmot verdreht, ſo weit ſie auch ihrer urſprünglichen Natur nach davon entfernt war. In allem wurde der ehemalige Hof nachgeahmt. Jeden Sonntag fuhren die Mitglieder der conſtituirenden Gewalten nach St.-Cloud, um ſich dem Oberhaupte des Staats darzuſtellen; nur die Abendgeſellſchaften waren zahlreicher als dort, weil natürlicherweiſe dieſe mächtige Regierung mehr geſucht wurde, als die Ludwig's XVI. In dieſen Geſellſchaften führten die Männer Geſpräche, die Damen ſpielten unter ſich und ohne Geld; dies war des Erſten Conſuls Wunſch. Dieſer zeigte ſich nur ſelten, und unterhielt ſich meiſtens in ſeinem Cabinet mit einigen ausgeſuchten Perſonen,

oder arbeitete. Sonderbar war der Contraſt zwiſchen der Simplicität ſeines perſönlichen Lebens, ſeiner Speiſen und Kleidungsſtücke, mit der Prachtliebe, die ihn umgab. Man ſollte beinahe glauben, dieſe ſei eher eine Folge ſeiner Grundſätze als ſeiner Neigungen geweſen. Wer aber möchte ſich vermeſſen, den Verborgenen und Vielſeitigen durchſchauen zu wollen.

Die ſchöne vortreffliche Récamier war in London, als ich nach Paris kam. Der Ruf ſagte ſo viel von ihr, daß ich freudig den Anlaß ergriff, den die Einladung ihres Gatten mir bot, ſie kennen zu lernen. Cotta hatte mich nämlich an das Haus Récamier adreſſirt. In meiner gänzlichen Unbekanntſchaft mit Geſchäften, ſteckte ich den Creditbrief von 1000 Francs, der mir von Cotta zugeſchickt worden war, wie einen Pfeifenſtiel in meinen Sack. Ich meinte, Récamier würde ſchon wiſſen, was damit zu machen ſei. Dies war auch der Fall, denn er ſetzte das Papier ſogleich in Geld um. Ich wußte gar nicht wohin mit dem Geld, und ſann ängſtlich darauf, es wieder los zu werden.

Ich wählte einen einſamen Theil eines Tiſches im Bureau, um Abtheilungen zu bewerkſtelligen. Ich hatte Fünffrankenthaler empfangen; dieſe boten eine große Mannichfaltigkeit dar, welche ſeitdem noch weit mannichfaltiger geworden. Man hatte damals noch keinen kaiſerlichen Thaler, keinen Ludwig XVIII., keinen Kaiſerthaler von 1815 aus den Hundert Tagen, keinen Karl X., keinen Ludwig Philipp, keine neue Auflage der alten Republikthaler in neuer Geſtalt, keinen Ludwig Napoleon, ſondern nur ſolche mit den republikaniſchen Inſignien, z. B. „Die Nation, das Geſetz und der König", wobei das Bildniß des unglücklichen Königs Ludwig's XVI. jedoch noch auf Sechsfrankenſtücken und ohne Lilien

Ich betrachtete ſie wehmuthsvoll. Ich weiß nicht, wie viel hundert Francs ich für Schlegel abſonderte und beſonders einwickelte. Eine bedeutende Summe ging für die Forderungen des Buchhändlers Hennrich's ab, der bereits auf die unbeſcheidenſte Weiſe mich um mein Koſtgeld gemahnt hatte. Noch andere Sümmchen zahlte ich für die kleinen Gläubiger, bei denen ich ſchuldete, weil ich ganz ohne Geld lebte. Für einen höchſt beſcheidenen Shawl, den Madame Bonaparte auf der Rücklehne ihres Seſſels nicht einmal bemerkt haben würde, und der nicht warm hielt, ſo auch für ein braunſeidenes Kleid mit langen weißen Aermeln, wie ſie damals Mode waren, ging beinahe der ganze Reſt dieſer tauſend Francs auf, die Herr Récamier mit großer Sorgfalt in einen Sack geſteckt hatte. In ſeinem Comptoir waren aller Augen mit Wohlgefallen auf mich gerichtet. Ich trug ein ſchwarzes Trauerkleid und ſchwarze Schleifen im Haar. An einen Hut hatte ich nicht gedacht. Keine Bedenklichkeiten über Tracht und Zierlichkeit waren mir angekommen. Mein Haar vom feinſten Golde, meine hellen blauen Augen, mein roſiger Mund mit ſanft gerundeten Lippen, meine ſchneeweiße Haut, mein ſchlanker Wuchs waren für mich Schmucks genug. Eitel war ich nicht; ganz unbefangen, ſchien mir für meine Erſcheinung das genügend, was mir die Natur gegeben hatte, und ich glaubte nichts anderes für meine Exiſtenz zu bedürfen als das Wohlgefallen, das in aller Blicken, die auf mich gerichtet waren, mir entgegenſtrahlte. Von Récamier fuhr ich zu Schlegel. Nach traulicher Begrüßung legte ich meinen Sack auf den Tiſch, zählte ein Packet vor Schlegels aus, und mit den Worten: „Ihr braucht doch Geld?“ ſchob ich es vor Dorothea zuſammen. Dorothea lächelte und ſagte zu Friedrich: „Schau! Die bringt

und Geld.“ Wir blieben den Tag über zuſammen, denn es war Sonntag!

Abends kamen die deutſchen Freunde; Schlegel las Shakſpeare's „Wie es euch gefällt“ mit ſeiner ausdrucksvollen Stimme. Aus ſeinem Lächeln, ſeinen Blicken ging erſt das rechte Verſtändniß der Dichtung auf. Ich pries den Vorleſer; „da ſollten ſie erſt Tieck hören!“ rief er wehmüthig aus. Es wurde mir ſpäterhin vergönnt, dieſen Wunſch des Freundes erfüllt zu ſehen; doch wenn auch Tieck mit größerer Kunſtfertigkeit las, wie vielleicht niemand geleſen noch leſen wird, ſo klang mir dennoch Friedrich Schlegel's Vortrag hinreißender. Tieck las ſo ſchön er wollte, Schlegel ſo ſchön er konnte, mit bewußtloſer Liebe und Innigkeit. Die Dichtungen klangen aus ihm hervor, wie das Sauſen aus den Wipfeln der Bäume, wie der Wellenklang aus den Fluten, wie jede harmoniſche Stimme aus dem Buſen der Natur. Es war die Aeolsharfe, die der Hauch Gottes bewegt, und die Geſetzen folgt, welche noch nie ein Muſiker verſtanden.

Ich werde ſoeben gewahr, daß ich im allgemeinen zwar chronologiſch die Begebenheiten meines Lebens aufzähle, aber in Einzelheiten Abſprünge mache; man vergebe es mir! Jene Zeit war zu übervoll, zu ergreifend, um ſie gewiſſermaßen in Tabellen zu faſſen. Zuweilen verſchmolz ein Eindruck in den andern, zuweilen wurde es mir unmöglich gemacht, Conſequenz zu bewahren.

Denon's Geſpräche waren Ausſtrömungen einer Seele, die ganz von Napoleon Bonaparte erfüllt war, und von dem Cultus ihres Helden keinen Augenblick ruhte. Napoleon's Bild und die Feier des Schönen in allen Sphären der Natur und der Kunſt erfüllten ganz deſſen Herz und Sinn. Selten, vielleicht nie, war eine auserkorene Natur zu einem Wirken und einem Loſe

beſtimmt, die dem ſeinigen glichen. Noch habe ich keinen Weltmann gekannt, der ſo einfach und glänzend für die Freundſchaft und für die feinſten Pflichten der Geſelligkeit ausgebildet geweſen wäre; der die höchſte Schicklichkeit ſo zart und in Einklang mit der beglückenden Hingebung verband; der das Beſtreben alle, die ihm nahten, zu beglücken, die Sorge, nie einen Freund zu verletzen, ſo treu, ſo unbemerkbar geübt hätte; der ſein Ich ſo beſcheiden in Schatten hüllte, daß er es nur vor den Augen der Freundſchaft funkeln ließ; den fremdes Verdienſt ſo erfreute, und liebevolle Anerkennung ſo tief bewegte; der ſo nachſichtsvoll und weiſe die Gemüther rührte, indem er ſie belehrte und beglückte.

Denon's Abende gehörten ausſchließlich dem Erſten Conſul oder ſeiner Familie; denn nicht immer war er zu Hauſe, zuweilen auch in ſeinem Cabinet bei der Arbeit. Er kam dann auf kürzere oder längere Zeit in das Familienzimmer, und plauderte von dem, was eben ſein Gemüth beſchäftigte. Fremde wurden an ſolchen Abenden nicht angenommen. Denon war dem Erſten Conſul, was die Oaſe in der Wüſte dem Wanderer. Er brachte ihm friſche Lebensluft und labende Erquickung.

Erinnerungen von überſtandenen Gefahren ſtrahlten ihm aus Denon's Lächeln und Blick; auch der Roſenduft mancher geheimen ſüßen Stunde wehte ihm aus ſeinen Worten entgegen. Ich habe das Bildniß ſeiner Auserkorenen aus Aegypten oft betrachtet: ruhend auf ſchwellenden Polſtern, die ſilberne Pfeife zwiſchen Roſenlippen, bläſt ſie die ätheriſchen Wölkchen des Dampfes vor ſich hin. Eine ſolche Schöne denkt im Rauchwölkchen — was ſollte ſie mit Gedanken? Ich habe noch keine Spur gefunden, daß die Orientalinnen dichteten oder ſchrieben; ſie ſchreiben mit Blumen und dichten mit

Küſſen! Der Ruhm hat keinen Reiz für ſie; auch ſeine Stacheln kennen ſie nicht, und haben keine Vorſtellung von der Schmach mancher weiblichen Berühmtheit. Napoleon fühlte ſich ſehr glücklich am Herzen ſeiner ägyptiſchen Geliebten. Unter den Bedingungen ihres Daſeins konnte ſie im wahren Sinne des Wortes weiblich ſein. Sie ließ Geiſtesblitze ſchießen, wie am Abend das Wetter leuchtet! Eben hat mich mein Gedächtniß getäuſcht; ein ſchönes Gedicht von Anvary umfaßt drei Strophen, welche er als das Werk ſeiner Geliebten bezeichnet. Sie ſind geiſtvoll und innig.

Napoleon ſprach mit Denon wie der Geiſt zum eigenen Herzen. Er durfte laut denken. Auch Denon dachte laut ihm gegenüber. Oft vertraute ihm der Erſte Conſul, was in dem Augenblick ſein Herz am tiefſten bewegte, ſeinen Geiſt am regſten beſchäftigte. Denon fand Conſequenz in Handlungen ſeines hohen Freundes, welche die Welt von ihren Geſichtspunkten aus bitter tadelte. Ich habe kein Urtheil darüber, einmal, weil ich keine Politik verſtehe, und wieder einmal, weil Napoleon's Weſen trotz aller Aufſchlüſſe, die er ſelbſt darüber gab, wol noch in ſpäten Zeiten unbegreiflich ſein wird. Die Zukunft allein kann ihn verſtändlich machen, wol noch beſonders, weil er ſich zuweilen ſelbſt nicht verſtand.

Ich ſchrieb damals, wie ſchon bemerkt, an einer Napoleonide. Ach, wie unreif iſt dieſe geblieben! Ich rühmte mich in meinen Aurikeln, daß ich dieſe Dichtung zerriſſen und den Tyrann verabſcheut habe. Ich geſtehe dies alles hier nicht zu meinem Vortheil, nur zur Steuer der Wahrheit, zum Zeichen und Denkmal meines Unrechts und meiner Reue. Ich war nicht die Einzige auf Erden, die den Schöpfer tadelte, weil der Kürbis nicht am Wipfel

eines Eichbaums gewachsen ist — aber dennoch muß ich mich bitter tadeln.

Horace Sebastiani, ein Corse, der bei Napoleon in großer Gunst stand, war beinahe so innig wie Denon in seine Plane eingeweiht. Horace war ein thätiger Geist, feurig, vermessen, und dennoch besonnen, weitumschauend, vielumfassend, rastlos unermüdet in seinen Bestrebungen. Er war und blieb Josephinen ergeben. Der Erste Consul hatte ihm kurz vor seiner Thronbesteigung eröffnet, daß er sich von Josephinen trennen müsse. Er that es mit herzzermalmendem Schmerz. Er that unrecht, und fühlte es, hatte aber nicht moralische Kraft genug, der bessern Stimme in der eigenen Brust, dem innern Richter zu folgen. Horace Sebastiani setzte eine Vorstellung im Namen seines Corps auf, und ließ sie von seinen Kriegern unterschreiben. Sie war ergreifend, überzeugend und nachdrucksvoll; doch der geistreiche und gefühlvolle Verfasser wurde verbannt. Josephine wußte nicht um den Grund seiner Ungnade.

Horace Sebastiani war der Vater der unglücklichen Herzogin von Praslin, die zu der Zeit, von der ich spreche, noch nicht geboren war. Ihre liebenswürdige Mutter, geborne von Coigny, war früh gestorben. Der Schmerz des Verlustes ihrer Mutter überzog wie ein Gewölk den Frühling des Fräulein Sebastiani. Sonst aber schien alles dem Glücke des jungen Paars zu lächeln, welches im zartesten Alter verlobt wurde. Man weiß, wie entsetzlich diese Hoffnungen getäuscht wurden. Das schreckliche Los der jungen schönen Herzogin von Praslin bewies aufs neue die Tücke des falschen Glücks und den Wankelmuth der Männerherzen, die nicht gottergeben sind und der Welt leben, und die Begünstigungen des Glücks durch Geburt und Reichthum für

eine Bürgschaft seiner Dauer halten. Die Herzogin von Praslin liebte ihren Gemahl, sie hat vor ihrer Ermordung tausend Tode gelitten. Vergebens strebte sie, ihre eignen Rechte und die ihrer unschuldigen Kinder emporzuhalten, ihr entflohenes Glück wieder zu erringen, ihren Gemahl zu sich zurückzuführen. Alle ihre Bestrebungen scheiterten an den Ränken einer Verworfenen, die den Bethörten in den Abgrund riß. Er mordete sein liebevolles Weib, die zärtliche Mutter seiner drei Kinder! Er mordete sie auf die listigste und ruchloseste Weise.

Dann als er sah, daß ihn die Hölle verwies und das Schaffot seiner wartete, entzog er sich dem Blutgerüst durch den Tod. Es hieß, Verwandte hätten ihn dazu bewogen, um den glänzenden Namen seines Geschlechts der Schmach des Henkertodes zu entziehen.

So glauben Bethörte die Ehre zu retten, indem sie dem Sklaven des Verbrechens, dem gottvergessenen Lüstling und Mörder noch einen Schatten der Ehre retten; denn die Welt begnügt sich mit dem Schein!

Es waren drei Männer in Frankreich, welche die Gabe feinen Gesellschaftstons im höchsten Grade besaßen, unter denen Fürst Talleyrand der geistreichste war. Unter bessern Einflüssen als diejenigen waren, die seine Handlungen bestimmten, wäre er nicht allein das Musterbild zarter Weltsitte, sondern auch einer der besten Menschen gewesen. Ich pflegte im Scherz zu sagen: Frau von Staël habe ihm einen Unterrock angezogen; denn edermann erkannte Talleyrand's treues Bild in der meisterhaften Schilderung der Madame de Vernon im Roman „Delphine". Sie opfert Leonce und Delphine mit fanatischer Kälte, ohne daß die Liebenden sie verachten oder hassen könnten. Vielleicht war es auch Talleyrand selbst, der die edle Staël mit Napoleon ent-

zweite, welcher sie für seine Todfeindin hielt, weil er sie nicht verstand.

Ich bin gezwungen, an diesem Ort in meine Darstellung blicken zu lassen; doch werden mich viele verstehen, welchen die damaligen Sachlagen bekannt sind. Auch muß ich über den Tod des jungen Prinzen weniges schreiben, der einen ewigen Schatten auf Napoleon wirft. Talleyrand hat den Verdacht, diese That vorausgewußt zu haben, durch ein Wort von sich abgewälzt, das höllisch klingt, in welchem ich aber nur tiefe Wehmuth erblicke. Auf Napoleon's Frage: „War denn der Tod des Prinzen Enghien ein Verbrechen?" antwortete Talleyrand: „Sire! Die That war schlimmer als ein Verbrechen, sie war ein Fehlgriff."

Es ist bekannt, daß Josephine und Hortense Napoleon's Knie unter strömenden Thränen umfaßten, und ihn anflehten, den edeln Prinzen nicht umbringen zu lassen. Ich schweige über die Beweggründe seiner That, welche er seiner Vertrauten enthüllte und welche ich durch diese erfuhr; sie waren politischer Natur, auch selbstisch. Napoleon glaubte es Frankreich, ja der Welt schuldig zu sein, seine Stellung zu sichern, damit der künstlich aufgethürmte Bau seiner Gewalt nicht zusammenstürzte und der Stamm der Bourbons durch den Fall seines herrlichsten Zweigs jede Hoffnung auf Wiederherstellung entschwinden sähe. Eines langen Zeitraums hatte es bedurft, ehe Napoleon's ergebenste Freunde und Verehrer sich über diese Begebenheit beruhigen konnten.

Eine neue tiefe Wunde brachten die Begebenheiten aus der Vendée den Vaterlandsfreunden. Ich schreibe hier nicht Geschichte, sondern erwähne nur der Eindrücke, welche die Begebenheiten machten. Abwendung der Gemüther von ihm, der seine großen Plane für seine Dy-

naſtie und ſein Land nur durch Liebe und Hingebung ſeines Volks ausführen konnte, war die erſte Frucht ſeiner Thaten. Es iſt anzunehmen, daß mächtige Triebfedern, ſelbſt ſeinem ſcharfen Blick unbemerkbar, Einfluß auf ſeine Handlungen hatten, und daß ſein Untergang das künſtliche Werk der Feinde Frankreichs war.

Der Winter war durch die ſchaudervollſten Begebenheiten bezeichnet; die Chouans, an ihrer Spitze George Cadoudal, der tapfere Royaliſt, der treue Anhänger des alten Herrſcherſtammes, hatten ſich gegen Napoleon verbündet. George Cadoudal und elf ſeiner Mitverſchworenen waren im tiefſten Geheimniß nach Paris gekommen, um Hand an ihren Plan zu legen. Georg Cadoudal gelang es oft, ſich Napoleon zu nähern. Er war kein Meuchler; man wollte ſich des Kaiſers bemächtigen, und ihn entführen. Oft war George Cadoudal unter allerhand Verkleidungen in den Tuilerien, doch Napoleon hatte ſo wohlüberdachte Maßregeln getroffen, daß es weder möglich geweſen wäre, ihn zu ermorden, noch ſich ſeiner zu bemächtigen. Lajolais verrieth den ganzen Plan, obgleich er ſelbſt die Verſchworenen dazu angeſpornt hatte, die ohne ihn vielleicht nie nach Paris gegangen wären. General Moreau, der makelloſe Feldherr, voll Genius und Tapferkeit, und General Pichegru waren auf irgendeine Weiſe Mitwiſſer des Geheimniſſes; es iſt unbekannt geblieben, in welchem Grade. Niemand glaubte, daß ſie ſchuldig ſeien, beide waren edel und tugendhaft; allein es war möglich dies zu ſein und dennoch Napoleon zu verkennen und zu verfolgen. Pichegru und Moreau hatten Frankreich glorreiche Siege erkämpft, das Volk liebte beide.

Napoleon hatte 1802 jemand gefragt, wer etwa ſeinen Verluſt würde erſetzen können, wenn es gelänge ihn zu

ermorden. Der Befragte gab die unbesonnene Antwort: „Dies könnte Moreau allein!“ Die Frage war in einem Tone und mit einem Blicke begleitet, als sei sie aus zärtlicher Bekümmerniß für Frankreich hervorgegangen. Wer weiß, ob dies nicht der Fall war! Denn der Versuch mit der Höllenmaschine hatte tiefen Eindruck auf Napoleon gemacht. Jedenfalls hatte ihm die Antwort eine schmerzliche Wunde geschlagen. Sein Benehmen gegen Moreau war nicht das frühere, und Moreau's Schwiegermutter und Frau, deren Stolz sie unbeliebt machte und die sich vom Betragen der Familie Napoleon's verletzt fühlte, hatte Verdacht erweckt, den einige unbesonnene und unüberlegte Reden nährten. Pichegru muß Mitwissenschaft von der Verschwörung gehabt haben. Es gelang der Regierung, sich mit einem Schlag der zwölf Verschworenen und zugleich Moreau's und Pichegru's zu bemächtigen, und sie nach dem Temple zu bringen. Die Verhaftung war nicht ohne Blutvergießen vor sich gegangen. Cadoudal's Bundesgenossen wurden gefoltert. Pichegru fand man einige Nächte nach seiner Gefangenschaft erdrosselt mit seinem Schnupftuch. Lajolais wurde, wie ich späterhin erzählen werde, begnadigt.

Eines Abends nach diesem schaudervollen Vorgang hörte ich die Hausthür aufgehen, Schritte schallen, ein seidenes Gewand rauschen und Schlegel's Stubenthür ohne vorhergehendes Klopfen öffnen; es mochte um 10 Uhr sein. Wenige Minuten vergingen, und ich hörte wiederum die Thür aufgehen, es wurde kein Wort gesprochen, ich vernahm nur noch leise leichte Schritte, das Rauschen des seidenen Gewandes, das ich früher vernommen und das mich noch mehr als das erste mal mit unerklärbarem Schauer durchdrang. Einige Minuten darauf schlüpfte Dorothea in mein Zimmer. „Weißt

du, wer eben hier war?" flüſterte ſie mir ſchüchtern zu. — „Ich kann es mir nicht denken." — „Eugenia!" gab ſie zur Antwort. — „Wer? Eugenia? Und du haſt ſie mir nicht zugeführt?" Ich machte eine Bewegung nach der Thür hin. „Sei nur ruhig!" rief Dorothea mich zurückhaltend, „morgen kommt ſie zum Frühſtück!" Ich ſchüttelte den Kopf und ſagte ſchmerzlich: „Sie kommt gewiß nicht!" Allerdings kam ſie nicht. Eugenia, wie ſie Schlegels zu nennen pflegten, war die Heldin des Stücks „Die natürliche Tochter" von Goethe. Es war die Prinzeſſin Luiſe von Bourbon-Conti, welche Schlegels genau kannten. Sie hatte unweit von Weimar mit ihrem Scheingatten unter deſſen Namen auf ihrem kleinen Landgute gewohnt. Man ſah ſie nur zu Pferde, ganz in Amazonentracht, oder mit der Flinte in der Hand. Ich konnte damals von Dorothea nicht mehr erfahren. Als ich Dorothea in Frankfurt aufſuchte, fragte ich ſie, ob ſie mir nichts von Eugenia ſagen möchte? Sie gab nun zur Auskunft: daß die Prinzeſſin an dieſem verhängnißvollen Abend Zuflucht von ihr verlangt. Sie hätte ihr mit blutendem Herzen dieſe Bitte abſchlagen müſſen, doch ſie hätte vor der Möglichkeit gezittert, daß die Polizei Eugenia auf den Ferſen ſei. „O hätteſt du ſie mir nur zugeführt!" rief ich aus. „Und was iſt aus ihr geworden?" „Sie iſt in Mainz im Gefängniß umgekommen", antwortete Dorothea.

Frau von Helf, eine franzöſiſche Dichterin in Paris, ſagte mir dort, ſie habe Eugenia gekannt, die in Mainz gelebt habe. Dies war 1835. Dieſe Eröffnung war keine Erfindung, denn Frau von Helf iſt wahrheitsliebend und wacker. Sie hatte ſeit ihrer Abreiſe von Mainz die Prinzeſſin nicht wieder geſehen, noch von ihr gehört. Wahrſcheinlich hatten ihr Freunde aus dem Gefängniß

geholfen, und man hatte sie für todt ausgegeben. Wahrscheinlich auch war sie in Paris 1804 an demselben Abend, wo sie bei Schlegels Zuflucht gesucht, in die Hände der Polizei gefallen. Daß sie im Complot mit George Cadoudal gewesen und deshalb nach Paris gekommen, scheint keinem Zweifel unterworfen zu sein. Der Proceß Cadoudal's und seiner Verbündeten wurde langwierig und erst im Hochsommer spruchreif. Ueber Paris hatte sich bleiches Entsetzen gelagert; man sah kein freudiges, ja kein ruhiges Gesicht mehr. Die Legitimisten hofften auf ein Ereigniß, ohne ihre Hoffnung auf irgendeine Vermuthung gründen zu können. Der blos leidende Theil der Bevölkerung, der nichts fürchtete, nichts hoffte und nur nach Ruhe lechzte, lebte sich in dumpfer Ergebung hin. Die Gefühlvollen und Denkenden, die patriotisch Gesinnten, zwangen sich zur Ruhe, zur Unthätigkeit, aber niemand war es wohl zu Muth. Ahnung lag auf den Gemüthern wie eine Gewitterwolke. Man tanzte nicht auf einem Vulkan, aber der Lavaboden unter den Füßen war schwül und die Luft schwer! Gehen wir jedoch zum Winter 1804 zurück.

In diesem Winter fehlte es nicht an glänzenden Festen und großen Lustbarkeiten. Die Preise der Lebensmittel fingen an gewaltig zu steigen. Der Handel schmachtete. Napoleon hatte viel englische Waaren verbrennen lassen, doch, als wären sie von Amiant oder Asbest, gingen sie unversehrt aus heimlichen Kanälen wieder aus den Flammen hervor. Viel brave Kaufleute verloren dabei, einzelne geschickte Schufte gewannen. In Paris, wo seit undenklichen Zeiten Betrug und Hinterlist mit Glück betrieben worden, war dies ein Leichtes.

Das Publikum zahlte unter anderm den Stab feinsten Perkal mit 50 Francs; er war das Werk englischer

Maſchinen und Kunſtfertigkeit und galt für franzöſiſches Produkt. Die engliſche Spannung entfremdete die Reiſenden jener Nation, und die in der Welt verbreitete Stimmung verſcheuchte noch andere von Paris.

Sulpice Boiſſerée litt an einem Hautübel, welches anfangs entweder ungeſchickt behandelt oder verſäumt worden war und ihn ſehr marterte. Friedrich Schlegel, dem alle Verſuche fehlſchlugen, ſich in Frankreich emporzubringen, dem ſein weitverbreiteter Ruf, ſeine großen Fähigkeiten und ſeine gründlichen Kenntniſſe nicht halfen, in Frankreich eine Laufbahn zu erringen, beſchloß dies Land zu verlaſſen. Die Brüder Boiſſerée und Bertram ebneten ſeinen Reiſeweg und bewogen ihn, ſie nach Köln zu begleiten. Sein Scheiden verödete das Haus nicht für mich, denn mir war Dorothea über alles in der Welt theuer, und dies Beiſammenſein ausſchließlich mit ihr hatte einen eigenthümlichen Reiz für mich. Sie war mir eine gütige zärtliche Schweſter. So innig ich ihr ergeben war, fühlte ich doch erſt in ihrer Abweſenheit recht ihren Werth und was ich mit ihr verlor.

Frau von Genlis hatte ſich mir von neuem ſehr zugewandt, ich war viel mit ihr beiſammen. Ihr in Mittheilungen aus früherer und auch wol jetziger Zeit beſtehender Verkehr mit Napoleon wurde ſehr lebhaft betrieben. Ihre langen und zahlreichen Briefe kamen in ſeine Hand und wurden aufmerkſam geleſen. In abgekürzter Schrift, die nur ihm ſelbſt zu entziffern gelang, kam ein Auszug davon in ſeine Schreibtafel, dann verbrannte er ſie ſofort mit eigener Hand. Schade darum! Allein niemand ſollte wiſſen, was er wußte, was er durch ſie erfahren. Da ſie ſah, daß ich mit mehreren Familien des neuen Hofs, der ſich zu geſtalten anfing, bekannt geworden, er

öffnete sie mir, daß sie einen Wunsch hege, zu dessen Erfüllung ich ihr vielleicht behülflich sein könnte: sie möchte in Aufträgen der Regierung zu literarischen Zwecken Reisen machen. Ich erfüllte meinen Auftrag mit großem Eifer; unter anderm beim Herzog von Bassano, der, sowie seine schöne Gemahlin, mir sehr gewogen war. Er hörte mich mit Antheil an und äußerte auf verbindliche Weise: „Wenn Sie, Madame, die Sie seit so vielen Jahren diese Frau kennen, aus Ueberzeugung so günstig sich für sie aussprechen, so wird etwas für sie geschehen." Die Folge bewies, daß meine Verwendung gefruchtet hatte. Ich holte sie am Sonntag darauf zu einer Spazierfahrt nach dem Wald von Romainville. Diese merkwürdige Frau, in deren Gewalt es stand, alles zu sein, was sie wollte, für so lange als sie es wollte, war an jenem schönen Tage ganz Zärtlichkeit, ganz Vertrauen. Sie erzählte mehr Merkwürdiges aus ihrem Leben, als in ihren Memoiren steht. Auch brachte sie mich zu einem Entschlusse, der mir in seinem Wesen ganz fern lag. Sie stellte mir vor, ich solle den jetzigen Augenblick zur Begründung meiner künftigen Existenz benutzen und mir durch meine wohlwollenden Bekannten bei Hof eine Stelle auszumachen suchen, z. B. als deutsche Gouvernante bei einem Kinde einer der Schwestern Napoleon's, wobei das, was ich in der Literatur bereits geleistet hätte, besonders mein Eifer für Religion und Moral, sowie meine Kunstkenntnisse mächtig in das Gewicht fallen würden! Ich folgte ihr. Die Sache mislang; jedoch stand in allen deutschen Zeitungen, ich sei Vorleserin bei Josephinen, der nachmaligen Kaiserin. Dies Los wäre wirklich beneidenswerth gewesen! Es war indeß nur die Rede von der kleinen schönen Prinzessin Latitia, Tochter des

Marſchalls von Frankreich, Joachim Murat. Die einzige Frucht meiner Vorſtellung bei dieſem war der intereſſante Anblick und das Geſpräch mit Madame Murat, mit Hortenſe und den lieblichen Kindern. Madame Murat war bei meiner Ankunft nicht zu Hauſe, ſie kam mit Hortenſe von Napoleon her. Hortenſe's große himmelblaue Augen ſtrahlten vor Freude, und die ſeelenberauſchenden Blicke ihrer Schwägerin erglänzten in ſanften Thränen. Accordée! riefen ſie aus und verſchwiegen uns Anweſenden nicht: daß ſie von Napoleon durch ihre Fürbitte die Begnadigung eines der Mitverſchworenen der Vendée, des Adjutanten Lajolais, erlangt hätten; er käme nun nicht auf das Schaffot, wie ſeine elf Mitgenoſſen, George Cadoudal und die andern Häupter der Verſchworenen. Unſchuldig war Lajolais inſofern, da er niemand verrathen hatte, als ſeine Mitſchuldigen; durch ihn war im Stillen die ganze Sache an das Licht gezogen worden. Er war der Form wegen mit in das Gefängniß gekommen, mit verurtheilt worden. Lajolais' Mutter war nach Paris gekommen und hatte, wie ihr gerathen worden war, bei Madame Murat und Hortenſe für ihren Sohn um Erbarmen gebeten. Wohlmeinende Freunde hatten ihr Muth zugeſprochen. Die beiden jungen Prinzeſſinnen wußten nicht, daß ſie nur Rollen in einem Schauſpiel ausgefüllt hatten, in welchem ſie die einzigen Getäuſchten waren.

Madame Murat war in der heiterſten Stimmung, ſie trug ſie in das Geſpräch über, welches ſie mit mir führte. „Es wird mich freuen", ſagte ſie, „wenn meine Wahl auf Sie fallen kann. Als Dichterin müſſen Sie ein ſchönes Deutſch ſprechen. Ich habe gute Meinung von den Deutſchen; ſie ſind liebend und aufrichtig. Die Frauen und Mädchen ſind ſittlicher als die Franzöſinnen.

Doch ich möchte noch über eins beruhigt sein: Haben Sie Liebe zu Kindern? Diese Eigenschaft ist seltener als man glauben sollte. Und doch möchte man meinen, man könnte nicht anders als Kinder lieben!" Die Versicherungen, welche ich Madame Murat gab, schienen sie gänzlich hierüber zu beruhigen und einen für mich günstigen Eindruck auf sie zu machen. Sie entließ mich mit den freundlichsten Worten.

Es ist etwas ganz Eigenes um Hofgunst. Hofluft berauscht vielleicht auch die vernünftigsten Menschen, sie überfirnißt Schwächen und Flecken der Thronenden; sie ist ein feines Gift, welches auch tödlich werden kann. Wer nicht durch Geburt und Verhältnisse gezwungen ist, sie einzuathmen, der bleibe davon. Ich habe in meinem Leben nicht allein diejenigen gekannt, welche die höchsten Personen umgaben, denen ich zu nahen das Glück hatte; sondern auch diese selbst, und sie sind mir verehrungswürdig und liebenswerth erschienen. Zuweilen waren jedoch ihre Umgebungen nicht im Einklang mit ihnen. Der Hof ist die Schule der Heuchelei. Es trifft sich, daß die edelsten der Thronenskinder sich durch den falschen Glanz geheuchelter Liebe und Treue blenden lassen und dem Besten unrecht thun. Der Neid ist das Wechselfieber der Hofleute; sie ergrimmen still bei jeder Gunstbezeigung, die einem andern zugewendet wird. Sie selbst legen den Maßstab ihrer Beurtheilung an die übrige Menschheit unrichtig an; sie glauben nicht an Menschenwerth, und daran sind oft die Menschen selbst schuld. Sie suchen den Gebietern dieselbe Meinung vom Menschengeschlecht beizubringen, die sie gefaßt haben, und das nicht immer mit Unrecht. Sie können bei diesen Gesinnungen des Mistrauens, der Misgunst nicht glücklich sein. Zwei habe ich gekannt, die längst ein Grabstein

deckt. Eine gehörte zu den vorzüglichsten ihres Geschlechts, voll Geist, Gemüth, Gesinnung, Freude am Schönen und Guten. Ich nenne sie nicht; die trauernde Liebe, die an ihrer Brust weint, wird sie errathen. Auge in Auge, Hand in Hand mit ihrer vortrefflichen Gebieterin, bohrte sie sich einen Dolch in das Herz, weil sie wähnte, nicht wie ehemals von ihr geliebt zu sein. Eine andere, Oberhofmeisterin, die der feinfühlendsten, sanftesten und geistvollsten Ihrer Tochter beigesellt war, verzehrte sich in Unmuth und Kummer über die Huld, welche ihre Dame einer edeln Frau zuwandte, die ein Inbegriff aller Vollkommenheiten war. Eifersucht und Neid bemächtigten sich der Unglücklichen in dem Maße, daß sie ihre Gebieterin mit bämischem Spott verletzte. Sie fragte sie unter anderm, wie alt sie sei. „Sechzig Jahre", war die Antwort. „Ein schönes hohes Alter", sagte die Oberhofmeisterin mit giftigem Blick und Lächeln, „und noch Verdienstvollen!" Natürlich mußte sie verabschiedet werden. Sie beschloß ihr Leben in der Verbannung des Hofs. Spott und Hohn trennt alle Bande; der Dolch sich verletzt minder tödlich, wenn die Waffe nicht vergiftet ist.

Der neue Hof Napoleon's war bald vollzählig beisammen, niemand ließ sich dazu einladen. Die Familie Napoleon wurde förmlich belagert. Die Veränderlichkeit der Glückslaunen, der Wechsel der Dinge bis auf den heutigen Tag, jede Lehre des Schicksals, geschrieben mit Flammen, Blut und Thränen, war in den Wind geschlagen. Niemand dachte daran, daß am politischen Horizont die neue Sonne eine Nebelsonne sein könnte! Luxus und Putzsucht stiegen auf eine fabelhafte Höhe. Der Allgewaltige, der zu diesem allen den Anlaß gegeben und zum Vorwand diente, erschien dem Auge des

Denkers um so kleinlicher, als er nach Größe und Hoheit rang. Lange vor der wirklichen Thronbesteigung waren alle Bildersammlungen, Archive und selbst die unbedeutendsten Scharteken des ganzen Reichs bis auf das kleinste Blatt durchsucht worden, um die Gestüme für alle, die repräsentiren mußten, zu bestimmen. Eine Menge Künstler wurden zu solchen Arbeiten verwendet; es waren auch einige von denen dabei, die die rothe Mütze getragen.

So jung ich damals war, erstaunte ich in Kummer und Sorge über die Ohnmächtigkeitsnatur der damaligen Franzosen. Sie kamen mir vor wie die Bauern in Gellert's Erzählung von der Pfarrerswahl. Sie lächelten: „Ach ja, Herr Amtmann, ja!"

Meine Anstellung bei Hof zerschlug sich aus verschiedenen Gründen; der eigentlichste war vielleicht der Umstand, daß man mir's gleich ansah, ich tauge nicht bei Hof. Der Anfang war, daß ich auf dem Lande bei Madame Récamier wohnte, die man gleichfalls nicht mit günstigen Augen betrachtete, denn sie war der Frau von Staël sehr ergeben. Ich empfing einen sehr freundlichen, achtungsvollen Brief von der Oberhofmarschallin Madame Murat, und blieb den Sommer über bei Madame Récamier, wo ich sehr fleißig arbeitete. Sie besaß ausgezeichnete Freunde und Freundinnen, die Familie Marmont, welche ihr von Herzen ergeben war, die Familie Bernadotte, Prinz Eugen, den Senator Reynaud St.-Jean d'Angely und seine wunderschöne Gemahlin. Sie vereinigte bei sich in den Sälen und Salons die angesehensten Diplomaten zugleich mit den Gelehrten und Künstlern vom ersten Rang, und die ausgezeichnetsten Männer aller Nationen. Ihre Schönheit wurde zuweilen bestritten, aber die Güte ihres Herzens nie. Was

ihren körperlichen Reiz anbelangte, konnte man sie eher hübsch als schön nennen; doch die unnennbare Anmuth ihres Wesens, der Zauber ihres Blicks, der feuchte Glanz ihrer Wunderaugen machten sie schön. Ich begleitete sie zuweilen zu einer Sitzung bei dem berühmten Miniaturmaler Gurin, um sie durch Vorlesen zu erheitern.

Das erste mal, als wir zum Meister hinfuhren, bemerkte ich, daß sie ihren Augenbrauen ein stärkeres Braun aufgetragen hatte, als die Natur gethan, und ihren frischen Purpurlippen einen dunklern Farbenton. Erstarrt blickte sie mich an, und ließ mich gewähren, als ich ihr mit einem Batisttuche die falschen Farben behutsam abnahm. Endlich fragte sie: „Warum das, Helmina?" Ich antwortete: „Weil die Natur schon alles für Sie gethan hat, um die Lieblichkeit und den Einklang Ihrer Farben herzustellen." Sie überlegte ernsthaft eine Weile, was ich ihr gesagt hatte und gab mir recht. Ihre Sanftmuth war die eines Kindes, auch ihre Heiterkeit und ihr holder Ernst nicht minder. Hierin lag ein Gewinn und ein fesselnder Reiz, der ihr aller Herzen gewann. Selten war ein weiblich Wesen Kind und Blume wie sie.

In jenem verhängnißvollen Sommer beschäftigte Moreau's Proceß die Gemüther; er gesellte sich zu den übrigen Vorgängen, gleichsam um die Schrecken der frühern Monate des Jahres zu vervollständigen. Ich lernte Moreau's Bruder, den Advocaten, bei Madame Récamier kennen. Seine Offenheit war so unumschränkt, als sein Herz edel und tief empfand. Nie werde ich vergessen, was er über Frankreich und dessen Zukunft sagte. Wozu es wiederholen? Die Zeit hat bewiesen, daß er wahr gesprochen. Zum Weissagen bedarf es nicht einer besondern Himmelsgabe; wer gut denkt und rich

tig fühlt, hat dadurch schon einen sichern Blick in die Zukunft.

Der Kreis in Clichy war anmuthig und ausgezeichnet. Degerando, der Philosoph und werkthätige Geist für die Volksklasse, und seine höchst liebenswürdige Gemahlin verbrachten den Sommer dort. Ihr schönes Kind, der kleine Gustav, wurde dort durch seine liebevolle Mutter getäuscht. Es war nicht der erste fromme Betrug, den sie übte. Die Elsasserin, die dem Kleinen die Brust gab, mußte einen grünen Schleier sich überhängen, denn der Kleine wollte durchaus nur die Mutterbrust. Es war schwer, ihn zu täuschen, er bestrebte sich immer, den Schleier wegzuziehen, es schien, als wenn der Mutterblick ihn beim Einsaugen fehle, und als bedürfe er dessen, um das volle Glück, das einzige, was dem Menschen unverkümmert zu Theil wird, ganz zu genießen.

Damit diese Stelle nicht misverstanden werde, bin ich hier eine Erläuterung schuldig. Frau von Degerando bewohnte mit ihrem Vater, einem Baron Rathsambausen, das Landschloß ihres Vaters im Elsaß. Sie war noch im ersten Aufblühen ihres Frühlings und unvermählt, als die Revolution ausbrach und auch der gutmüthigen, friedlichen Bevölkerung jener Gegend ihre Greuel mitbrachte. Die Bauern wollten das Schloß verwüsten und plündern. Annette erfuhr davon, eilte ihnen entgegen, warf sich ihnen zu Füßen und beschwor sie, den Greis und seine Häuslichkeit zu schonen und ihn friedlich sterben zu lassen. Sie theilte ihr weniges Gold unter den Wütherichen aus, und endlich gelang es ihr, sie zu rühren und Reue in ihrem Herzen zu erregen. Baron Rathsambausen war ihnen stets ein gütiger Herr gewesen, sie hatten das Fräulein stets so sehr verehrt als ge-

liebt. Sie verſprachen ihr, ſie gewähren zu laſſen und ihrem Vater mit keiner Miene zu enthüllen, was vorgegangen war. Annette mußte alle Diener, ausgenommen einen alten getreuen, wegſenden. Auch keine weibliche Dienerſchaft behielt ſie mehr. Mit der erſten Morgendämmerung ſtand ſie auf, beſorgte das Hausweſen, dann die Küche und fand allerhand Vorwände, um es ihrem Vater erklärlich zu machen, daß nur Andreas die Speiſen hereinbrachte und vorlegte. Zwei Pferde und den Wagen hatten die Bauern unberührt gelaſſen. Man fuhr nach Tiſche ſpazieren und mehr als ein ergrauter Bauer, der ihnen begegnete, bückte ſich zu dem Gutsherrn und küßte ihm die Hand wie in frühern Tagen. Baron Rathſamhauſen lebte wie früher und erloſch ſanft, unbekannt mit der Lage der Dinge. Oft hatte Annette für Geld gearbeitet und die geringſte und gröbſte Arbeit nicht verſchmäht, damit ihr Vater nur ſeine vier Schüſſeln auf den Tiſch bekam.

So viel Tugend und Liebe wurde belohnt, als wenn es ſich der Himmel zum Augenmerk gemacht hätte, Annette das ſchönſte Glück zu bereiten. Uebrigens war der Kreis, der Annette im Schloß Clichy umgab, auserleſen und in Einklang miteinander.

Lemontey, ein geiſtvoller Schriftſteller, erheiterte die Geſellſchaft ungemein; er gab die niedlichſten Geſellſchaftsſpiele an und ſpendete ſinnreiche Lieder und Gedichte. Michel Beer, ein beredſamer Advocat von Wiſſenſchaft und Talent, war ein Oheim des berühmten Meiſters der Töne Meyerbeer. Er gerieth mit mir in Streit wegen einer Kindesmörderin aus der Nachbarſchaft von Schloß Clichy, die überwieſen war. Michel Beer wollte ſie retten. Madame Recamier unterſtützte ihn eifrig, die Verbrecherin kam nicht auf das Schaffot. Auch ich

würde heute milder für sie gestimmt sein als ich war. Noch viele andere Namen schmückten diesen Kreis. Die zwei Creolinnen, Zoe und Virginie, deren eine späterhin zur Kaiserin Josephine kam, erst vierzehnjährig damals, entzückten aller Blicke. Man denke sich zwei Rosenknospen an einem Stengel, zwei unschuldvolle Wesen, die nun eben erst vom Himmel heruntergeflattert schienen. Camille Jordan und Mathieu von Montmorenci erschienen nicht in diesen Abendgesellschaften, sie waren zu ernst und zu beschäftigt; auch Degerando verließ selten am Abend sein Studirzimmer. Die Unterhaltung war gemüthlich, ungezwungen. Madame Recamier hatte für jeden ihrer Gäste sinnige Worte, wohlwollende Blicke, und wenn sie auch nur lächelte, so sprach dies Lächeln zum Herzen. Sie hatte ein so eigenthümliches Wesen, daß man zuweilen vergaß, daß sie eine Französin war. Denn nicht mit Unrecht hat Frau von Genlis bemerkt, daß Französinnen Wiederholungen voneinander sind. Soweit ich mich auf Engländerinnen verstehe, finde ich, daß diese das noch weit mehr sind.

Der geistbegabte Kunstkenner Sommariva, der eine bedeutende Gemäldesammlung in seinem Landschloß aufzuweisen hatte, erschien zuweilen im Salon der Madame Recamier. Er gab uns ein Diner und dadurch Gelegenheit, seine Kunstschätze zu bewundern. Ich habe sie in meinem Werke „Kunst und Leben in Paris seit Napoleon I." beschrieben. Im ganzen ist beinahe jede Beschreibung eine undankbare Mühe, der Leser liebt mehr, sich aus einigen Zeilen eine Vorstellung zu machen, bei der seine Phantasie thätig ist. Die liebenswürdige Madame Michel, damals Gattin eines Mannes, den kein Ehrenmann ohne Unwillen nennen konnte, hatte uns alle auf ihr Landschloß St.-Brice geladen. Dies Schloß war ein

leuchtendes Centrum aller modernen Pracht. Der Garten prangte mit Wunderblumen und mit vollwüchsigen hohen Bäumen. Die Einrichtung des Schlosses war fürstlich. Der Speisesaal glänzte von kostbarem Geräth. Als wir nach Hause fuhren, sagte Madame Recamier mit ihrer gewöhnlichen bezaubernden Naivetät und Kindlichkeit: „Wie ist's, wir haben von Gold gegessen, aber nicht wahr, es schmeckt besser bei mir und geht auch nicht so langweilig zu?" Ich setzte da hinzu, sie hätte recht.

Denon lud Henriette Mendelssohn und mich ein, in einem seiner kleinen Zimmer, die auf die Seine herausgingen, ein glanzendes Feuerwerk anzusehen, welches auf der Brücke der Eintracht abgebrannt werden sollte. Es war in der That ein herrlicher Anblick, doch mitten im Genuß schlug die eiserne Brücke um, auf deren rechte Seite sich die Zuschauer gedrängt hatten. Wer schwimmen konnte, kam mit dem Leben davon. Die Stimmung nach solchen lärmenden Festlichkeiten, besonders noch wenn sie durch Unfälle getrübt worden, ist höchst unerfreulich. Wann wird man dahin gelangen, solche Ergötzlichkeiten in Brot und Arbeit zu verwandeln, wo sie das Volk ungefährdet genießen kann? Allein ich dächte, man könnte dieser faden Vergnügungen satt sein. Wie so anders könnte es erfreuen, wie müßte es rühren und beseligen, wenn so eine Familie, begleitet von gleichgesinnten Freunden, in die Hütte des Dürftigen träte, diese erquickte, kleidete, speiste, tränkte, das Auge naß von Rührung, die Hand von Dankesthränen. Auch Bälle, Concerte u. dgl. m. zum Besten der Armen haben meinen Beifall nicht. Hoffentlich wird eine Zeit erscheinen, wo es eines solchen Magnets nicht bedarf, um eine Masse Menschen für eine gute Handlung zu einem Zweck auf einen Punkt zu concentriren. Wir

sind nun beinahe 30 Jahre weiter, doch steht noch alles dies auf dem alten Fleck. Wir waren noch lange bei Denon geblieben, und konnten keinen Wagen bekommen, uns zurückzubringen. Wir brachten Henriette nach Hause und traten beherzt unsern Weg nach Schloß Glichy an. Todtenstille herrschte auf dem Felde und die Bewohner des Schlosses waren in Schlummer. Die Nacht war hell und ruhig. Die Bilder des geräuschvollen Abends traten in scharfen Umrissen vor meine Seele, bange Ahnungen bewegten mich. Ach, sie waren verheißungsvoll. Welche Begebenheiten hatten den Schluß des vergangenen Jahres und die ganze Dauer des jetzigen bezeichnet! Was für Gestalten waren der Büchse Pandorens entschlüpft, wenn sie sich einen Augenblick lüftete!

Anfang November, wo Juliette Recamier Glichy verließ, vertauschte ich den Aufenthalt unter ihrem gastlichen Dach mit dem in einer kleinen englischen Pensionsanstalt, welche mir meine Freundin Gambs zugewiesen hatte. Friedrich Schlegel kam nach Paris und eröffnete mir, daß er des Aufenthaltes in Köln herzlich satt wäre, so liebreich und edel seine Freunde Boisserée für ihn gesinnt seien. Er hoffte noch auf einen Wirkungskreis in Paris, allein es war keiner zu ermitteln.

Napoleon gehörte fast ausschließlich der Politik. Er wollte die Welt von Englands industrieller Herrschaft befreien, zuerst Rußland unterjochen, dann England vernichten. Vielleicht hatte er recht. Wissenschaftliche Unternehmungen wurden beiseite geschoben.

Ich hatte die „Französischen Miscellen" unüberlegterweise schon lange abgegeben, verdiente aber doch fleißig durch meine Arbeiten; allein die bestimmte, wenn auch bescheidene Einnahme für die erstern fiel weg. Friedrich Schlegel hatte unrecht gehabt, mich zu bewegen, darauf

an verzichten. Ich schrieb indeß willkommene Beiträge für Schweighäuser, arbeitete Uebersetzungen aus dem Altfranzösischen für Schlegel und that, kurz gesagt, Alles, was in meinen Kräften stand, um mich vor Mangel zu schützen, und es gelang mir. Lange vor seinem Erscheinen hatte ich mein Werk: „Kunst und Leben in Paris seit Napoleon I.", begonnen. Durch das Anschauen der vielen Gegenstände, die dies Werk umfaßt, ging viel Zeit darauf, doch es erwarb allgemeinen Beifall und mein Name wurde dadurch weit verbreitet. Ich gab auch Friedrich Schlegel Beiträge zu seiner „Europa", er nahm sie mit Freuden und bat mich immer um neue; ich gab sie meist anonym. Die „Europa" war ein gediegenes Blatt, sie fand nur kein Publikum, das sie verstehen konnte; es standen herrliche Aufsätze von Dorothea Schlegel darin, z. B. über die „Delphine" der Frau von Stael. Dies Werk bedurfte einer Kritik von oben herunter. Man wird wol verstehen, daß ich mit diesem Wort nicht Dorotheen über Goethe zu stellen meine, allein eine denkende Frau wie sie, schwingt sich immer zu einer geistigen Höhe hinauf, welche Männer erst erklimmen und zuweilen versäumen, sie zu besteigen. Dies gilt besonders bei Beurtheilungen des weiblichen Wesens, welches ein Mann nie in seiner ganzen Ausdehnung begreift. „Der Mann ist der reißende Strom, auf welchem kein Bild ruhen bleibt! Das Weib ist die spiegelnde stille Flut, welche jeden Gegenstand festhält und ihm harmonischen Schimmer verleiht!"

In der Zeit, von welcher ich jetzt schreibe, waren Friedrich und Wilhelm Schlegel uneins; sie entzweiten und versöhnten sich noch öfters seitdem: zwei Brüder, welche sich ehemals so zärtlich geliebt und so treu im Einverständniß für deutsche Geisteserhebung und Poesie gewirkt

hatten. Zum Glück erfuhr der literarische Pöbel nichts davon. Die edle Staël war Vermittlerin. Der Hauptgrund des Zwistes lag darin, daß Friedrich Schlegel und Dorothea katholisch geworden. Im Stillen hätte Wilhelm Schlegel gern dasselbe gethan, doch Frau von Staël gab es nicht zu, sie bekämpfte seinen Entschluß mit allen Waffen ihrer Ueberlegenheit, mit aller Glut ihres Eifers für die gute Sache. Friedrich drang immer heftiger und tiefer in die Irrgewinde seines Glaubenswechsels. Da sein Jugendfeuer verraucht war, so verknöcherte er sich in Systemen und Dogmen; dabei wurde er zum Genießer. Einzelne Blitze der Phantasie kreuzten sich in ihm, um die Verwirrung seines Innern heller ins Licht zu setzen. Der Anblick war der schöner alter Schloßtrümmer, die in Flammen lodern; Bäume und Blüten, die sich noch aus dem sinkenden Bau erhoben hatten, werden mitten im Frühling von der Flamme verzehrt und verkohlt, und bringen keine Frucht.

Friedrich gelangte nach Wien. Er war dort willkommen. Die gemüthlichen Oesterreicher sahen ihn still trauernd in seinen neuen Wirkungskreisen und blieben ihm hold, nicht allein wegen dessen, was er früher gewesen, sondern wegen der Größe, die immer noch seinen Fall begleitete. Wir kommen wieder auf ihn zurück.

Da ich dies Werk nur entwerfe, um große Erinnerungen aufzufrischen, unbekannte Züge zu enthüllen und theuer erkaufte Wahrheiten zu verbreiten, so wird mir verziehen werden, wenn ich über einen Theil meiner Vergangenheit einen Schleier werfe.

Chézy's Mutter war streng katholisch, Tochter eines verdienstvollen Oberingenieurs, Namens Pollin, einfach und arbeitsam erzogen. Sie schloß die Verbindung mit ihrem Bräutigam mit Zuversicht in Gottes Huld und

Vaterliebe. Die ſtrengſte Sparſamkeit, der unermüdetſte Fleiß, die reinſte Frommigkeit walteten in der kleinen Haushaltung des liebevollen Paars vor. Vater Pollin war ein ſehr geſchickter Ingenieur, der im Stillen durch raſtloſe Bemuhungen die Wiſſenſchaft weiter brachte. Anton Leonhard von Chézy war der Spätling dieſer Ehe, das jungſte von 17 Kindern, die beſtimmt waren, Erde und Paradies um die Wette zu bevölkern. Schon hatte ſein Vater die herrliche Brücke von Neuilly erbaut, deren Entwürfe, Pläne und Modelle in Wort und Zeichnung vor mir liegen, indeß der Ruhm dieſes Werks ſeinem Chef, dem Herrn Perronnet, anheimfiel. Schon hatte ſich Brücke an Brucke im ſchönen Frankreich unter Chézy's Entwürfen und Leitung erhoben und Hafen an Hafen war durch ſeine Einſicht und Wiſſenſchaft in Stand geſetzt worden, noch künftig der Zerſtörung und Verheerung der Zeit und der Fluten Trotz zu bieten, als der Lieblingswunſch des würdigen Alten erfüllt wurde und der Sohn zur Welt kam, der die großen Gedanken, die er noch im Buſen trug, ausführen ſollte. Denn dem wiſſenſchaftlich Thronenden liegt ſeine Dynaſtie nicht minder am Herzen, als dem, der einen Thron der Erde behauptet! Hier liegt die Erbfolge nicht in den Zufälligkeiten der Abkunft, ſondern der Geiſt beſtimmt ſie allein.

Das blühende Knäbchen mit himmelblauen ſtrahlenden Augen und goldblonden Locken, das der ſinnige Meiſter Boilly in ſeiner vollen Schönheit auf die Leinwand warf, Zirkel und Globus in den roſigen Händchen, weidete nach 14 Monaten ſeiner Geburt als Erbprinz der Wiſſenſchaft und des Ruhms die Augen der zartlichen Aeltern. Allein das Schickſal wollte es anders: es wies ihm ein anderes Reich des Wiſſens an und leitete den durchdringenden Forſcherblick des holden Sprößlings

auf die Myſterien des entfernten Alterthums, belebte das ſcheintodte Sanskrit durch die Kraft ſeiner Liebe allein. Denn nicht eine Hülfsquelle zur Erlangung der tiefſten aller Sprachwiſſenſchaften war auf dem feſten Lande Europas zu finden. Chézy hatte mit funfzehn Jahren aus unwiderſtehlichem Antrieb die ebene Bahn verlaſſen, die ſein edler Vater gebrochen. Er betrat mit vollem Bewußtſein deſſen, was er opferte, den ſteilen Dornenpfad des orientaliſchen Studiums, anfangs mit behutſamem und muthigem Verfolgen der Fußtapfen ſeines großen Meiſters Sylveſtre de Sacy. Doch vergingen wenige Jahre, als der beherzte Jüngling ſchon ſeinen eigenen Weg einſchlug und das Erringen des Arabiſchen und Perſiſchen von einer andern Seite her erſtrebte.

Geheimnißvoll und mächtig lockte ihn der berauſchende Duft orientaliſchen Dichtens. Nicht den zierlichen Prunkgärten der orientaliſchen Poeſie wollte er Kränze und Sträuße wie ſeine Vorgänger entwinden, er wollte in das Herz der Waldung dringen, auf den himmelſpiegelnden Fluten wogen, die ſternenflammenden Gipfel der Felſenhöhen erklimmen und alle hinter ſich laſſen, die jemals dorthin geſtrebt. Seine ungedruckten Werke, die noch nicht ans Licht befördert worden ſind und ſelbſt diejenigen, welche er in Druck gegeben, bezeugen, daß er ſein glorreiches Ziel erreicht hat. Langlois, der berühmte Indianiſt, Chézy's Schüler, ſah eines Tags mit mir die Manuſcripte ſeines edeln Meiſters durch und rief mit bebenden Lippen: „Ein einziges dieſer Werke wäre hinreichend, ſeinem Verfaſſer die Unſterblichkeit zu ſichern!“ Das Verzeichniß derſelben wird der Leſer in Michaud's allgemeiner Biographie und in meiner biographiſchen Notiz über Chézy's Werke finden. Ich habe dazu den Brief des Indianiſten Ludwig Poley und des vortrefflichen

Orientaliſten Samuel Munk, der in Aegypten war und dort leuchtende Spuren ſeines Daſeins zurückgelaſſen hat, nun aber ſeit mehreren Jahren, nachdem er zwölf Jahre bei der großen Bibliothek in Paris angeſtellt war, das Licht der Augen verloren hat, mit der Hälfte ſeines Gehalts als Bibliothekar ſein Leben friſtet.

O Verdienſt und Glück, warum ſeid ihr geſchieden?! Soll ich es ausſprechen, warum Chézy nur mich und ſeine Mutter in das Geheimniß ſeines Studiums zog? Ja, ich thue es auf die Gefahr hin, daß ſein ſeliger Geiſt mir zürnt. Mit einem Herzen voll Sohnestreue und Hingebung liebte er einen Freund, der ſich oft ſeinen Vater nannte, oft ihm weiſe rieth, ihm zweckmäßig beiſtand, allein ihm nicht verhehlte, daß es ihm das Herz brechen würde, wenn Chézy ſeine Laufbahn als Indianiſt in ihrem vollen Glanze anträte und verfolgte. Chézy nahm ſich die Winke ſehr zu Herzen, er hatte einen bittern Kampf zu beſtehen. Seine ſchon vollendeten Ueberſetzungen mehrerer der wichtigſten indiſchen Werke, ſeine grammatikaliſchen Forſchungen über die Entſtehung und das Weſen aller morgenländiſchen Sprachen und ihrer Verwandtſchaft mit dem Sanskrit auf beinahe zweitauſend Karten und andern wichtigen Forſchungen konnten nicht an das Licht gezogen werden, ohne daß Chézy als der erſte aller Orientaliſten anerkannt wurde. Er fühlte, daß ſein Herz brach, wenn das geſchähe, und wiewol er den Ruhm erſehnte, der erſte Franzoſe zu ſein auf dem feſten Lande, der das Studium des Indiſchen für das ganze Europa zugänglich gemacht, ſo wollte er das nicht auf Koſten der Ruhe und Zufriedenheit ſeines großen Freundes thun, und er ſchwieg von allen ruhmvollen Früchten ſeines Strebens, die ſchon gereift waren und that blos kund, daß er das Sanskrit aus dem Grunde

verſtehe und im Stande ſei, es zu lehren. Niemand als er kannte den Umfang ſeines Opfers. Er vermuthete und ich glaube mit Recht, daß es ſein Freund nicht annehmen würde, wenn er es kannte. Auch nicht einmal ich, ſondern ſeine geliebte Mutter allein kannte die Triebfeder ſeiner Handlungsweiſe. Ich würde ihm vorgeſtellt haben, daß er verantwortlich ſei für die Hemmung, welche dies Opfer dem Fortgang der Wiſſenſchaft und der Begründung ſeiner Exiſtenz bringen müßte, weil die Werke, die er vollendet und in ſeinem Pulte verhehlte, ſogleich bei ihrem Erſcheinen eine weite große Bahn für das Studium des Sanskrit eröffnet haben würden, zugleich auch der Welt gezeigt hätten, was Chézy ſchon geleiſtet hatte. Durch dies Verhehlen blieb, was er geleiſtet, unbekannt und ſein Ruhm mangelhaft, ſeine bedeutendſten Schüler kamen ihm zuvor und der Ruhm, den er ſelbſt geerntet hätte, wenn er mit ſeinen Arbeiten hervorgetreten wäre, ging auf ſie über. Diejenigen franzöſiſchen Gelehrten, welche unter ſeiner Leitung die meiſten Fortſchritte machten, waren Loiſeleur Deslongchamps und Langlois: zwei Männer von reinem Herzen, von Dank und Liebe erfüllt; Eugène Burnouf, der Sohn des berühmten Helleniſten dieſes Namens, der nach Chézy's Tode ſeines Meiſters Katheder davontrug. Wir wünſchten die ganze prangende Reihe der Commilitonen dieſer berühmten Schüler aufzuzählen, wollen uns jedoch hier darauf beſchränken, einige ausländiſche Schüler des edeln Meiſters zu nennen: Wilhelm von Humboldt, Bohlen, Roſegarten, Bopp, Durſch, Mitſcherlich, Auguſt Wilhelm von Schlegel, Laſſen, Roſen, Hirzel.

Zu Chézy's Familie gehörte die verwitwete Antoinette Legrand, eine edle, vielgeprüfte Frau, die mir herz-

lich ergeben war, und deren Schweſter, Eliſabeth Quevanne, mit ihrem Gatten und zwei Töchtern; Adelheid von La Poix Fréminville; Herr Durand, Witwer einer Schweſter Chézy's (ſein verdienſtvoller Sohn wurde in Deutſchland als vortrefflicher Diplomat geſchätzt); außerdem mehrere Enkel, die verwaiſt waren. Meine Schwägerin Quevanne wollte mir wohl. Die Rückſichten auf Katholicität, deutſche Abkunft und Vermögensloſigkeit, welche ſo mächtig auf meine Schwiegermutter und auf die Schwägerin Fréminville wirkten, übten keinen Einfluß auf jene zwei milden und klaren Seelen.

Der Kaiſer ließ die Ingenieurſchule, deren Generalinſpector ſeit Chézy's des Vaters Tode nun ſein Verwandter und Freund Baron Prony war, nach dem Palais Bourbon verlegen. Der rühmlich bekannte Ingenieur Leſage, ein ehemaliger College Chézy's und die Baroneſſe Prony, eine Frau von Geiſt und Gefühl, Schweſter meines Schwagers Fréminville, beeiferten ſich auf das liebevollſte, die kleine Wohnung, die meine Schwiegermutter erhielt, freundlich einzurichten. Sie beſtand aus drei Pièces im erſten Stockwerk des ehemaligen Palais Bourbon und drei im Entreſol für uns, die nur fünf Fuß hoch und ſonnenlos waren. Die Wohnung war ungeſund und unfreundlich, der Umzug überaus beſchwerlich, die Entfernung von der kaiſerlichen Bibliothek bedeutend, der Weg über die Brücke Ludwig's XV. durch Sturm und Regengüſſe oder in heißen Sommertagen ſehr beſchwerlich. Er mußte des Tags viermal zurückgelegt werden. Chézy mußte von zehn bis zwei Uhr Nachmittag im erſten Zimmer der Bibliothek der Manuſcripte verweilen. Dieſe ganze Bibliothek war unheizbar. Dies war eine Erſparnißmaßregel, welche die frühern Directoren unter dem Vorwand „Feuersgefahr zu ver-

hüten" eingeführt hatten. Um so nichtiger war dieser Vorwand, als diese ganze Abtheilung des Bibliothekgebäudes bewohnt war und geheizt wurde. Chezy's Gesundheit litt empfindlich durch diese Maßregel; Herr Karl Hase und Laporte du Theil wurden minder davon angegriffen, auch waren sie nicht im ersten Zimmer, dessen Thür unaufhörlich geöffnet wurde.

Als ich 1833 im Spätherbst zum ersten mal wieder diese Räume betrat, die ich seit 1810 nicht mehr gesehen hatte, empfing mich Wärme in allen drei Stuben, wo sich die drei Employ's aufhielten. Ich brach unverhohlen in heftiges Weinen aus. Warum, ach warum hatte Chézy dort aufgeopfert werden müssen? Dem Staate einige Haufen Holz erspart und unersetzliche Menschen in Gefahr gebracht! Hase traf ich lebend und ziemlich gesund, Leiseleur war kränklich und starb jung. Ich habe mich nicht erkundigt, ob die menschenfreundliche Veränderung auf der Bibliothek nicht vielleicht von Guizot herrührte, dem man sie zutrauen konnte. Nie war ein Professor mit größerer Liebe, mit väterlicherer Sorgfalt, mit tieferm Einverständniß um seine Schüler bemüht gewesen als Chézy. Und nie hat einer schnödern Undank, als er von einigen, die ich nicht nenne, erlebt. Bis über das Grab hinaus wurde sein edler Name geschmäht und verlästert, sein Verdienst verkleinert. Sogar seine unglückliche Witwe mußte unter diesem Hasse, unter diesem Neide leiden. Man nahm Familienverhältnisse zum Vorwand, um diese That zu beschönigen. Sein ältester Sohn mußte für Journale schreiben, um Brot zu essen, statt sich zu einem tüchtigen Schriftsteller und zu einem literarischen Amte heranzubilden. Sein jüngster, ein Jüngling von herrlichen Anlagen für die Kunst, empfing keine der Auf-

munterungen, welche wol ſonſt in Frankreich den Söhnen großer Männer zu Theil werden. Ungeachtet meiner Anſtrengung und Opfer büßte er ſeine Geſundheit durch übermenſchlichen Fleiß ein und ſtarb am gebrochenen Herzen in der Blüte des Lebens. Der Witwe ſelbſt wurde ein jährliches Almoſen zugeworfen. Still davon! Es gibt ein beſſeres Daſein, eine göttliche Vergeltung! Sie ruf' ich an, herab auf das Haupt derjenigen, die an Ihrer moraliſchen Meuchelmord begangen haben.

Durch die Vorſtellungen eines Prony, eines Sylveſtre de Sacy und anderer großer Männer, großentheils auch durch eigene Liebe zum Orient hatte ſich Napoleon bewogen gefunden, dem Studium der Sprache dieſes Landes größere Aufmunterungen als bisher zu gewähren. Er ſetzte einen Preis von 3000 Francs auf die gelungenſte Ueberſetzung eines perſiſchen Werks und ähnliche Belohnung auf verſchiedene Arbeiten gleicher Art. Napoleon, deſſen umfaſſende Plane ſowenig eine Grenze kannten als der unendliche Raum, wußte und beurtheilte auf das klarſte, daß der Orient in geiſtiger und materieller Hinſicht mit allen Beziehungen Europas verwebt werden müſſe, wenn letzteres geiſtig und in praktiſcher Hinſicht wieder emporblühen ſollte. Sein Zug nach Rußland hatte hauptſächlich dieſe Anſicht zum Grunde. Als Napoleon ſeinen großen unvergleichlichen Plan gefaßt hatte, dem die Wuth der Elemente Vernichtung brachte, dem aber nun die Feindſeligkeit derjenigen, auf die er am meiſten baute, ſchädlicher als dieſe entgegentrat, da hatte er auf Dank gerechnet- und an Betheuerungen der Treue geglaubt.

Alle Großen haben mehr oder minder Urſache, die Menſchen zu verachten. Napoleon hatte ſolange die Welt ſteht mehr Urſache dazu als jeder, und er war eine

zu edle Natur, um nicht fortan an Menschenwerth zu glauben.

Die dumpfe, erwartungsvolle Unruhe, die wie eine Wetterwolke auf der Welt lagerte, hatte auch mich ergriffen. Kein Herz schöpfte Odem, so auch das meine nicht. Meine Kinder kränkelten sehr in meiner ungesunden Wohnung; ich war von seiten des Gemüths vielfach angegriffen und erschüttert. Auch die prophetische Stimme in meinem Innern, die in jener Zeit zum ersten mal laut wurde und über die ich nicht schweigen kann, weil sie sich so oft und so glänzend bewährt hat, wurde zwar vernommen, aber übertäubt. Ahnungsschauer verhießen mir, daß entsetzliches Unglück über Paris hereinbrechen müßte. Oft sagte ich mir ganz laut die zwei Zeilen aus Schlegel's „Alarkos" vor:

Die Mauern sehn mich an wie Leichensteine,
Mir ist, als könnte hier nur Unheil hausen!

doch ich unterdrückte diese Stimme der Ahnung. Daß Napoleon, Gemahl der Kaisertochter, von allen gekrönten Häuptern gefeiert, stürzen und entthront werden könne, kam damals wol niemand in den Sinn; ihm am wenigsten. Er kannte die Geschichte und das Menschenherz, und dennoch glaubte er an die Dauer des Menschenglücks und an die Treue des Menschenherzens.

Ich hatte zur Stärkung meiner Söhne einige Sommer in Montmorenci zugebracht und uns alle sehr gestärkt und erquickt gefunden. Ich hatte gewünscht, den Winter in Palais Bourbon zuzubringen. Eines Tags kam Chézy mit ungewöhnlicher Heiterkeit nach Hause zurück. Seine Mutter bemerkte früher als ich, daß etwas Ungewöhnliches vorgegangen sein müßte. Ein heiteres Lächeln, ein flammender Blick verklärten seine Züge. Da er die Frage liebevoller Neugier

auf unſern Lippen ſchweben ſah, nahm er unſere Hände in die ſeinigen, küßte ſie und ſagte: „Ihr würdet nimmer errathen, wo ich herkomme; ich war beim türkiſchen Geſandten, mein Weg führt an ſeinem Hotel vorbei. Vor dem Gitterthor des Gartens ſtanden viel Neugierige, weil man ihn eben ſpazieren gehen ſah; auch ich blieb nicht fern. Der freundliche Blick, mit welchem er die Menge muſterte, blieb auf mir ſo wohlgefällig haften, daß er mir in das Herz drang. Achmet Effendi iſt ein ſchöner Mann mit edeln regelmäßigen Zügen, hochgeſtaltet und ſeine ernſte Haltung iſt mit Grazie vereinigt. Seine großen feurigen Augen ſuchten die meinigen, er rief ſeinem Begleiter auf Arabiſch zu: „Dieſem Geſicht gehörte ein Turban!“ Dieſe Worte ergriffen mich ſo lebhaft, daß ich ihm unwillkürlich einige arabiſche Verſe zurief. Dies hörend, auf die Gitterthür zueilend, daran rüttelnd, den Begleiter einen Wink gebend, ſie öffnen zu laſſen, antwortete er mir gleichfalls in arabiſchen Verſen, während der Gärtner mit einem Druck der Hand die Gitterthür öffnete. Der Geſandte trat mir entgegen und führte mich in den Garten ſeines Hotels. Garten und Gartenſaal ſtanden voll der üppigſten Blumen; mir ſchwindelte vor Ueberraſchung und Vergnügen. Ich mußte auf dem Divan an ſeiner Seite Platz nehmen. Er beſtürmte mich mit ſchmeichelhaften Worten über mein Arabiſch, dankte mir zärtlich, daß ich ihn angeredet, drückte die Hoffnung aus, mich bald und oft zu ſehen, ließ Erfriſchungen auftragen, verwickelte mich in ein Geſpräch voll Geiſt und Herzlichkeit und wollte mich den ganzen Tag bei ſich behalten; doch ich mußte ja nach Hauſe! Er hat verlangt, ich möchte dich dieſer Tage zu ihm führen, ich hoffe, du gehſt gern mit.“ Wie freudig ſagte ich ihm zu.

„Das iſt alſo Leila!“ rief er Chézy entgegen, „mein ſchöner Metſchnun; nun, ich wundere mich nicht, daß die Franken nichts nach Vielweiberei fragen, wer eine ſolche Schönheit beſitzt, verlangt nach keinem Harem.“ In dieſem Augenblick kniete der galante Türke vor mir nieder, fragte mich, ob ich heute Abend nicht in die Oper ginge und ob er und ſeine Umgebung uns dahin begleiten dürften. Er ſagte das in reinem Franzöſiſch, bot mir den Arm, um mir den Garten zu zeigen, ließ eine auserleſene Collation auftragen und erſuchte dann Chézy auf Arabiſch, ſein Dolmetſcher bei mir zu ſein, indem er es nicht wagen dürfte, ein Geſpräch auf Franzöſiſch mit mir fortzuſetzen. Er bat mich im Laufe des Geſprächs, ſeine Sache bei Chézy zu führen, um ihn zu bewegen, daß er recht oft zu ihm käme. Ehe er mich an den Wagen führte, der uns nach der Oper bringen ſollte, ließ er ſeinen Bart mit Aloë einräuchern. Daſſelbe thaten ſeine Begleiter. Es nahm ſich ergötzlich aus. Man fuhr dann in die Oper, wo Chézy und ich zuerſt in die Loge gingen, die ſich bald mit einer Menge Türken füllte. Alle waren ſchön und wohlgeſtaltet. Ich bewog Chézy oft, ſeinen orientaliſchen Freund zu beſuchen, der ſpäterhin abberufen wurde. Wir ahnte nicht, welchen Schmerz dieſer anmuthige Vorgang in der Erinnerung vorbereite. Wir erfuhren nicht lange nach Achmet Effendi's Abreiſe, daß ihm der Großherr die ſeidene Schnur zugeſchickt habe; den Grund erfuhren wir nicht.

Wenn die jetzigen Begebenheiten auf irgendeine Weiſe früher oder ſpäter eine Sittigung für die Türken herbeiführen, wenn der Despotismus, das ſchnöde Joch, das auf ihnen laſtet, abgeſchüttelt wird, ſo wird aus dem Weh des blutigen Gemetzels Segen hervorgehen! Möge dieſe Zeit nicht mehr fern ſein.

Chezy hatte vergeſſen, was ich vor wenig Jahren noch ſeinem Herzen, ſeinem Geiſte und ſeinen Mußeſtunden geweſen. Die Lieblichkeit ſeiner Kinder rührte ihn nicht mehr. Wenn irgendiemand darüber ſprach, ſo rief er mit unverkennbarem Schmerz: „Es ſind zarte Opfer, welche der Tod für ſich ausgeſchmückt hat!“ Wer empfindet nicht mit mir, welchen Eindruck ſolche Worte auf ein Mutterherz machen mußten! Sie konnten meinen Lebensmuth zerſchmettern; aber mein Gottvertrauen beſiegte ſie. Ein Lied, welches ich im Sommer 1809 ſang, bezeichnet treu meine damalige Stimmung:

Einſam ſaß ich oft in Thränen,
Bang und ſtarr mit trübem Sinn;
Ohne Hoffnung, ohne Sehnen
Blickt' ich ſtumm ins Weite hin.

Himmelslichter, Blumenauen
Glänzten, blühten nicht für mich!
Hin war Glauben und Vertrauen
Und der Hoffnungsſtern entwich.

Schwebend zwiſchen Luſt und Qualen!
Bald vom Strahl des Lichts entzückt,
Wieder bald zu finſtern Qualen
Hingeſchleudert, tief bedrückt!

Wer die Seufzer, die ich hehlte,
Die mein Engel nur verſtand, —
Wer die heißen Thränen zählte,
Zählte wol des Meeres Sand!

Hoffnung ſtand an Gottes Thoren,
Schloß ſie auf dem gläub'gen Sinn;
Bald war jede Spur verloren,
Alles ſtumm und Alles hin!

Labung quell vom Himmel nieder,
Wieder ward ich noch erquickt.

Bald von finstern Nachten wieder
Tief gebeugt, der Muth geknickt!

Wird denn nie die Marter enden?
Wird denn nie die Ruhe blühn?
Muß' ich jede Kraft verschwenden?
Und die Frucht nie lohnend glühn?

Könnt' ich nur von Hoffnung lassen,
Alles ist ja todt und hin!
Muth verlassen, Kraft verlassen,
Ist Entsagung nur Gewinn!

Mehreren unserer ersten Dichter jener Tage wurde dies Lied geschickt und sie liebten es und mich in dem Liede. Die Lerche fand noch tiefern Anklang, sie war der heitere Aufschwung der gebeugten Seele. Dies Lied und andere dieser Art, dem reinsten Herzblut entquollen, werden mein Monument sein. Einen Marmor verlange ich nicht, aber Liebe über meinem Grabe, denn ich habe sie verdient. Verdient? O, Liebe kann man nicht verdienen, nur gewinnen.

Schönes Montmorenci! Anfang Winters mußte ich dich mit Paris vertauschen. Chézy hatte für mich und seine Kinder eine Wohnung ausgesucht: Rue de Lille Nr. 81, in der Nähe des Palais Bourbon. Durch eine Lücke zwischen einer nahen Gasse erblickte man einige Bäume der großen Terrasse der Tuilerien, darüberhin rauschten die Windmühlenflügel von Montmartre, wie manche Gemüther, die geflügelt sind und dennoch nicht von der Erde wegkönnen! Meine Wohnung wurde durch Luft erfrischt, doch der Durchblick nach Montmartre peinigte mich, eben weil er eckig und beschränkt war. Von süßen Kindern umgeben, von einem treuen Mädchen bedient, Chézy nahe wohnend, den ich täglich sah, aufge-

sucht von edeln Frauen, geschätzt von ausgezeichneten Familien, die mich in ihre Kreise zogen, fühlte ich dennoch ein Mißbehagen, eine Verödung, die mich unbeschreiblich drückten. Ach, ich suchte Labung, wo keine quillt. Meine Lage war drückend. Die doppelte Haushaltung in Paris überstieg unsere Mittel. Der Ertrag meiner Arbeiten war spärlich, so fleißig ich schrieb. Ich darbte mir viel ab und konnte dennoch nicht bestehen. Der Legationsrath Peucer half mir durch Vorschüsse, die er natürlich wiederbekam, ohne die ich aber dem äußersten Mangel preisgegeben gewesen wäre. Mein kleiner Max litt empfindlich durch unsere Noth. Ohne daß ich es wußte, nahm meine gute Marianne frische Eier und reine Landmilch auf Credit und rettete mir so die beiden Kinder.

Der damalige Herausgeber der „Französischen Miscellen", Dr. Friedländer, ein geistvoller Publicist, setzte Karl Bertuch in Weimar mit mir in Verhältniß. Dieser äußerte einmal in einem Briefe: „Hätten Sie doch tausend Hände zum Schreiben!" Ich athmete wieder auf und würde noch fleißiger geschrieben haben, wenn ich Stoff gehabt hätte. Doch ich beschäftigte mich fleißig mit meinen Kindern und war so bescheiden gekleidet, daß ich nicht in große Gesellschaften gehen konnte, welche für die journalistische Laufbahn unentbehrlich sind. Auch beschäftigte Bertuch mich nicht allein, sein Correspondent, Herr Depping, welcher späterhin seine praktische Thätigkeit dem „Morgenblatt" zuwandte, füllte die meisten Blätter der Zeitschrift „London und Paris" und im „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode".

Wie gern schrieb ich in kalten Nächten am Kamin, wo ein paar Brände eine kärgliche Wärme verbreiteten. Unerquickt durch ein warmes Getränk, ungelabt durch

ein kräftiges Nachteſſen! Ich entbehrte für die, welche nun auf der Welt das Theuerſte waren, meine lieben Kinder, für meinen Mann, der nur eine knappe Einnahme bezog. In hohem Alter ſind Entbehrungen härter als in der Jugend! Ich fühlte die meinigen nur inſofern, als ſie meine Kinder trafen.

Zacharias Werner ſuchte mich auf. Sein Name war in Frankreich berühmt, ſeine Anweſenheit wurde gefeiert. Er war von unſern jetzigen Poeten ſehr verſchieden. Für das Aeußere ſeiner Erſcheinung war er nicht im geringſten beſorgt. Seine langen buſchigen Augenbrauen, ſeine glühenden ſchwarzen Augen, ſeine ſchroffen Züge, ſeine verwirrten Locken, ſeine graubraune Haut ſchienen nach einem Bart zu ſchreien; aber ſie ſchwiegen, da die Zöpfe kaum erſt abgelegt worden, aus Unkenntniß der Zukunft, die einige Jahrzehnde ſpäter mit dem Barte hervortrat. Werner war ſchlank und hager, ſeine Blicke brannten, nie habe ich ihn lächeln geſehen, nie hat ſeine Lippe ſeine Gedanken verſchwiegen; ſein Herz war wohlwollend, glühend, ein Fremdling auf dieſer Erde.

Seine erſte Bitte an mich war, daß er es mir zur Pflicht mache, ihm alles zu zeigen oder doch wenigſtens anzudeuten, was in Paris Sehenswerthes ſei. In großer Verlegenheit wendete ich mich ſogleich an Denon. Die Kunſtausſtellung im Louvre war eben eröffnet worden; am Freitag konnte man ſie nur mit Einlaßkarten vom Director ſehen. Denon ſchickte eine für Werner und mich zum folgenden Tage. Werner blieb einige Stunden bei mir und holte mich andern Tags ab.

Ich kam auf das einfachſte gekleidet wie gewöhnlich in die Rotunde, die von oben erleuchtet iſt, mein älteſtes Söhnchen an der Hand, Werner am Arm. Die Elite

von Paris war hier verſammelt. Ungeachtet der ungeheuern Menſchenmaſſe in der Rotunde und im großen Saale vernahm man kein lautes Wort.

Wir ſahen uns erſtaunt um. Die ganze kaiſerliche Familie war anweſend. Werner, der ſie aus mehreren Bildniſſen kannte, glühte vor Freude, die freilich ſtumm bleiben mußte, und beobachtete ſie mit wahrem Genuß. Herr Lavale, ein feiner Mann, war ſo gütig, uns auch die Umgebungen des Hofs zu nennen. Die Schönheit der Herzogin von Baſſano machte großen Eindruck auf den Dichter. Auch Talleyrand's Gemahlin hatte das Recht benutzt, das ihr der Stand gab, zu dem ihr Gemahl ſie eben erhoben hatte, und erſchien zwar ſteif und unbehülflich, doch mit ſichtbarer Zuverſicht in dem glänzenden Kreiſe, der die kaiſerliche Familie umgab. Ich konnte meine Augen von der Kaiſerin Joſephine nicht abwenden. Sie genoß damals einer blühenden Geſundheit. Die Jugend fehlte ihr, aber man konnte den Mangel nicht bemerken. Denn mit ſolchen Augen bleibt man jung, und mit ſolcher Anmuth bleibt man ſchön. Untadelhaft und blendend waren Hals, Schultern und Arme der reizenden Frau, und voll Anmuth und Muſik ihre Bewegungen. Die Fürſtin von Borgheſe war nicht zugegen; ſie war krank auf ihrer Villa im Dorfe Chantilly. Doch ſah Werner mit Verwunderung Murat's reizende Gemahlin, auch Madam Regnault de St. Jean d'Angely, die noch in der Fülle der Schönheit blühte. Napoleon bewegte ſich heiter im Kreiſe ſeiner Familie. Werner war außer ſich vor Freude, dies alles zu ſehen und zwar in vollem Glanze, denn die Damen trugen Hofkleidung und Brillanten. Gern hätte ich mehr für meinen Gaſt gethan, aber in meinem beſcheidenen Kreiſe fand ſich keine ähnliche Gelegenheit

hierzu und Werner mußte fürlieb nehmen. Er that es gern.

Werner kam oft zu mir, so ungenügend ihm mein Gespräch sein mußte. Ich war nicht, wie Chamisso mich 1809 in einem Briefe an Hitzig beschrieben, „durchaus unwissend", auch nicht, wie er hinzusetzte: „liederlich, keine Dichterin". Unsere Tondichter freuen sich noch heute, daß ich liederlich bin, und ich glaube kaum, daß sie mit Adalbert von Chamisso sagen würden, ich sei keine Dichterin, denn mein Lied ist echt. Verse habe ich nie gemacht; sie verhalten sich zum echten Liede wie der Straß zum Brillanten!

Schon damals war Werner gesonnen, katholisch zu werden; mit einigem Scharfsinn hätte ich das aus seinen Reden errathen können. Als ich zu ihm von der Abneigung meiner Schwiegermutter sprach, äußerte er: „Wundern Sie sich nicht, da sie eifrig katholisch ist; die Scheidewand auf Erden ist wenigstens unübersteigbar!" Sowie manchem andern, der seine Religion verändert, scheint mir auch bei Werner ihm unbewußt Ruhmsucht zum Grunde gelegen zu haben, vielleicht auch das Bedürfniß, seine Lage zu verändern, doch gleichfalls unbewußt, denn Werner's Herz war treu und ehrlich. Er verließ Paris nach Verlauf einiger Wochen, und war daselbst mit seinem Aufenthalt überaus zufrieden. Der geniale Künstler Ferdinand von Olivier nannte Werner eine gebrochene Natur. Ich meine eher, daß er ein geistiger Danton war, dem sein Haupt zu schwer geworden.

Ich habe eben Ferdinand von Olivier genannt, und ich kann mich nicht enthalten, einige Erinnerungen an diesen geistreichen Künstler hier einzuschalten.

Es war im Sommer 1807, an einem schönen hellen

Morgen, als der Legationssecretär aus Deſſau angemeldet wurde mit den Worten: er bringe einen Brief vom Geheimrath von Rode, einem Freund der Karſchin. Ein Jüngling mit hoher blondumlockter Stirn, feurigen blauen Augen, ſcharfumzeichneten markigen Geſichtszügen, vollen Lippen, auf denen Geiſt, Trotz und Wärme ſchwebte, trat in diplomatiſchem Coſtüm herein, das ihm ſtand wie eine Verkleidung; er wußte es auch. Es war Ferdinand von Olivier. Ich war immer gleich ſeelenvergnügt, wenn ſo etwas von deutſcher Luft die verdumpften Zimmer des Palais Bourbon, die wir bewohnten, durchzog; ſo empfing ich denn den Fremdling, der ſich auch gleich heimiſch fühlte, wie einen werthen Bekannten. Lächelnd ſagte er, indem er den Claque, mit ſchwarzen Straußfedern verbrämt und mit funkelnder Agraffe geſchmückt, auf meinen Schreibtiſch niederlegte: „Den Legationsſecretär, in den mich der Herzog geſteckt, werde ich nächſtens wieder ausziehen, ich bin Künſtler, bin nach Paris gekommen, um mich auszubilden: wenn ich nur erſt wieder vor der Staffelei ſtände!“

Es war die Zeit, wo Napoleon die Großen der Erde zu ſich lud, um Paris zu füllen, zu beleben und durch den Koloß der ariſtokratiſchen Maſſe die letzten Geſpenſter der republikaniſchen Schreckensnacht zu verſcheuchen, die überall gern noch ihren Spuk treiben mochten. Mehr noch vielleicht, um die alte Dynaſtie zu kränken. Den Namen Legitimiſten kannte man damals nicht, ſie hießen ci-devant; vielleicht könnten ſie jetzt ci-après heißen? „Gebt einem Franzoſen des Tags 1½ Pfund Weißbrot, und einige Dutzend mal das Wort Monsieur, ſo iſt er zufrieden“, ſchrieb 1803 Friedrich von Schlegel, und er hatte im allgemeinen recht. Wie die Schwarzwälder geborene Uhrmacher, ſo ſind die meiſten Franzoſen geborene

Aristokraten. Napoleon hatte das bald heraus, und versäumte nichts, um die Funken aus der Asche wieder hervor zu blasen; er wußte freilich nicht, für wen er sich diese Mühe gab, denn das alte Anhänglichkeitsgefühl für Herrscher, das er neu belebte, wollte nicht haften an dem neuen Herrn, und mit den neugegossenen Formen der Aristokratie, in die sie sein Kaiserthum knetete und buk, ging es ihm wie Werther mit den Märchen, die er Lottens Geschwistern verschönert wieder erzählt, sie beklagten sich: „Das vorige mal wär's anders gewest!" Herz und Sinn wurzeln in Gewöhnungen fest; hebt sie aus ihrem alten Erdreich, so verkümmert die Liebe. Dem General Bonaparte gehörte eine Welt, die aber schlug Napoleon in Trümmer. Todtgeboren, wie jede usurpirte Gewalt, war die des Kaisers; ohne Josephine, welche die Franzosen meisterhaft zu behandeln wußte, konnte ihr Scheinleben so wenig von Dauer sein, wie im bekannten Märchen das der Rüben, welche der Berggeist für seine schöne Geliebte in Hofdamen und Cavaliere verwandelte, die aber bald zusammenschrumpften.

Wir sprachen oft darüber. Ferdinand Olivier erlebte noch die Wiedereinführung der Asche Napoleon's in die Weltstadt, die dem Gewaltigen sklavisch gehuldigt, den abgedankten Günstling Fortuna's schmähend aus ihren Mauern gestoßen und nun aus Millionen Augen in seiner prunkbeladenen Leiche die größte Lehre aller Zeiten wie eine Hieroglyphe angaffte, zu der kein Mensch den Schlüssel hat.

Herzog Franz von Anhalt-Dessau, der hohe schöne Greis, mit den leuchtenden Augen und Wangen, kam unvermuthet mich zu besuchen. Ihn begleitete der Geheimrath von Rode, ein ehrenhaftes Stück deutscher Literatur aus der Zopfzeit, welche auch die goldene Zeit

hieß. Man nannte sie nicht mit Unrecht so, denn nur wenige Dichter darbten damals, wie noch vor wenigen Jahrzehnden der herrliche Wetzel, Hölderlin, der große Künstler Genelli, und viele andere. Sie werden alle noch Denkmale bekommen; die Todten kommen alle zu Ehren, aber die Lebendigen mögen sich vorsehen, daß sie nicht verhungern.

Der Herzog mußte sich tief bücken, um in unsere fünf Fuß hohen Zimmer einzutreten. Er bedauerte, Chézy nicht zu Hause zu treffen, indem dieser stets von 10—2 Uhr morgens auf der großen Bibliothek sein mußte, verhieß, ihn dort aufzusuchen, und bat mich, ihn jetzt nach der Bibliothek des Corps Législatif zu begleiten, die im Palais Bourbon befindlich.

Unter dem gewölbten Akaziengang des Hofraums wandelnd erzählte mir der Herzog von der neuesten Jagd des Kaisers, die er mitgemacht hatte. Da kein Wild aufzutreiben gewesen, hatte der Kaiser allerlei zahmes Vieh zusammenbringen lassen, und knallte nach Herzenslust hinein — die größte Ehre, die wol jemals Ochsen widerfahren. Zwei Jagdgehülfen hatten sich eines Versehens schuldig gemacht, Napoleon wollte sie auf der Stelle niederschießen lassen, der Herzog von Dessau war der einzige, der Napoleon vorzustellen wagte, daß es Menschen seien. Sein Muth gefiel dem Kaiser er gewährte seine Bitte. Ich hieß Napoleon einen Wüthengel, der Herzog lächelte. „Wenn ich nicht die Jagd so liebte", sagte er, „und kein ausgelernter Waidmann wäre, so würde er mich mit den vielen andern mediatisirt haben, denn es scheint, als hätte er uns alle nur dazu kommen lassen."

Wir kamen auf Matthisson zu sprechen; dieser Name ist Schlüssel zu meinem ersten Jugendparadiese. Matthisson

ist der geläuterte Hölty, wiewol bei diesem chemischen Proceß der Geister auch des Innigen und ursprünglich aus sich selbst Holden und Blühenden manches verloren gegangen. Matthisson's Glätte und zarter Schmelz machten mich zuerst auf das Bedürfniß zierlicher, kunstgemäßer Form aufmerksam, und der Eindruck, den ich davon empfing, wirkte auf mich wie alles Musikalische, er erweckte Fähigkeit zur Nachbildung und erschloß den Sinn für melodische Fügung der Worte; mehr als dies alles noch wirkte das Bild in meiner Seele, das Sehnsucht und Wehmuth in seinen Liedern vor meinem innern Blick mit einer Glorie umwebten. — Hölty und Matthisson, die süßen Sänger des süßesten Leides, werfen den Trauerflor über das Leben, das sich in niegestillter Sehnsucht verzehrt, und überstrahlen dafür mit allen Wonnen der Wehmuth, mit allen Himmelsahnungen hoffender Liebe das Grab, den Port des Friedens, die Regenbogenbrücke des Jenseits; Cypressen und Rosen weben darum, und den wirren Lärm des irdischen Daseins durchwogt die Aeolsharfe, die Geisterstimme der Liebe, die sich in einsamer Sehnsucht vernehmbar macht und die Seelennähe des Theuersten verkündet. Solche Zartheit und Keuschheit liegt nicht der neuen Poesie zu Grunde, jemehr die Fleisch ist, und je heißer sie lockt und girrt, jemehr sie gefällt. Es gab zwar noch eine Zwischenperiode, Novalis' „Blaue Blume", und die „Blümlein" und „Vöglein" aus Ludwig Tieck's „Sternbald" hatten ungebührlich gesungt und fortgewuchert; doch mit einem mal nahm die Poesie einen Anlauf, und that mit allen zwei Füßen den Salto mortale mitten in die derbste Fleischlichkeit hinein. Sie mag sehen, wie sie wieder herauskommt.

Der Herzog von Anhalt-Dessau, mit dem ich von meiner Anhänglichkeit an Matthisson sprach, die

ſprach, die ich mir durch Schlegel nicht hatte verkümmern laſſen, freute ſich darüber, verſprach dem werthen Sänger meinen Gruß zu bringen, und drückte im allgemeinen ſeinen Antheil und ſeine Freude aus, daß ich ſo grunddeutſch geblieben. „Sie müſſen zu mir kommen", rief er aus, „dann wollen wir zuſammen uns in meinem Deſſau recht umſehen. Matthiſſon kommt indeß mit Luiſen wol auch wieder!" — Der Herzog meinte die edle Herzogin, deren treuer Begleiter Matthiſſon auf ihren Reiſen war. „Er iſt recht brav", ſetzte er hinzu, „er hat recht viel Geduld mit der alten Frau!" Ich meinte, Matthiſſon würde die hohe Ehre und das Glück einer ſolchen Begleitung gewiß zu empfinden und zu ſchätzen wiſſen. „Jawol, wenn Sie es ſo nehmen", entgegnete der Herzog, „ſo muß ich bekennen, wir haben ihn alle von Herzen lieb, da mag's ihm bei uns ſchon heimiſch ſein!"

Beim Abſchied empfahl mir der Herzog noch den jungen Olivier, deſſen Bruder Heinrich ihm nachkommen würde. Dies geſchah auch bald; beide Brüder ſprachen ſehr ſchön franzöſiſch, und Heinrich beſonders arbeitete mit eiſernem Fleiß. Ferdinand's Legationsſecretär — ich meine den Claque mit Straußfedernverbrämung, denn das war alles Diplomatiſche, womit er ſich befaßt — hing, wie er es geübt, am Nagel; er lebte nun der Kunſt, doch zum täglich anhaltend productiven Schaffen und Geſtalten war Ferdinand zu genialiſch, zu überquellend von Gedanken und Vorſtellungen, zu ſtreng und unerſättlich in Anforderungen an ſich ſelbſt; denn nichts konnte dem Maßſtab der Vollendung entſprechen, den er an Kunſtwerke legte: die Sternenhöhen, die ſein Adlerblick ermaß und erreichte, zu denen konnten die Schwingen nicht hinauf, und wenn er das fühlte, ſo zermalmte

ihn ein ungeheurer troſtloſer Schmerz, der ihn wie ein Orkan umherriß, bis er in einen Blumenboden erſchöpft niederſank und ſeinem Lechzen dort Linderung zuquellen ließ. Poeſie, Kunſtanſchauung, Geſelligkeit, Studium des äſthetiſchen Theils der Theorien ſeiner Kunſt, Erſchaffung neuer Theorien, — dahin, wo er mit dem Pinſel nicht gelangte, wollte er nun auf rein geiſtigem Wege. Die Zukunft hat bewieſen, daß er ſein Ziel gut ins Auge gefaßt, denn was iſt in ſeinen Händen die Landſchaft geworden: Gottes großer Gedanke in ſeiner tiefſten Erſchauung! Seelen ſind dieſe Felſen, dieſe Wipfel, dieſe beſonnten Halme, dieſe fliegenden Wolken, alle dieſe Maſſen auf den Gemälden ſo voll Ruhe und innerer Lebensfülle, ſo voll ſtrenger Wahrheit, und inniger Schönheit, ſo donnernd und ſo ſäuſelnd, ſo einladend und ſtreng mahnend! Des Meiſters ganzes eigenſtes Gemüth iſt darin ausgeprägt, unerſchöpflich neu bei jeder neuen Betrachtung jedes Bild, und kein einziges wie das andere; ja, man fühlt bei jedem, wie er gebieten mußte dem innern Drang, zurückſtoßen die Fülle der Schätze, und ſich beſchränken, um in der höchſten Einfachheit der Darſtellung die höchſte Wahrheit zu erreichen. Wie von Anfang der Dinge die Seele war, die der Menſch zuerſt im Werden empfängt, ſo war der Gedanke, ehe die Kunſt ihn den Sinnen anſchaulich oder zugänglich machen konnte; und lebt ein großer Meiſter, es lebte keiner je, der nicht geſeufzt hätte, daß die Ausführung hinter dem Gedanken zurückblieb, wenn auch die Beſchauenden befriedigt und entzückt waren. Ohne Poeſie gibt es keinen Künſtler. Alles, was ſelbſtändig der Seele und dem Gemüth entſpringt, was Schöpfung, was Gedanke, was Großthat, iſt Poeſie. Die ganze Natur iſt Poeſie, ſie iſt auch Muſik und Rhythmus, denn

das Auge ſieht und das Ohr hört, das Herz aber hat alle körperlichen Sinne und die geiſtigen dazu, das Herz iſt eigentlich die Phantaſie. Die Kunſt iſt die aus Seelen- und Willenskraft hervorgehende Steigerung aller Lebenskräfte zur That, iſt die Willenskraft in höchſter Potenz. Sie iſt's, die es entzückend beglaubigt, daß Gott den Menſchen ſchuf nach ſeinem Bilde und den ewigen Funken ihm einhauchte, der ſchöpferiſch in ihm lebt. O, wie ehrwürdig, wie groß iſt die liebevolle Sorge, womit der Künſtler alles Kleine bedenkt und bedenken muß, um aus dem irdiſchen todten Stoffe hervor zur Erſcheinung zu rufen, was ihm in der Seele ringend lebt! In jeder Kunſt, die der Menſch übt, wie muß er unter ſeligen Schmerzen ſtreben und ſinnen, bis er die Beſtandtheile zum Werk beiſammen hat, geändert, gereinigt, in Einklang gebracht, und nun alle Erdenmächte zwingt, dem Gott in ſeiner Bruſt zu dienen!

Ich möchte Ferdinand von Olivier den Michel Angelo der Landſchaft nennen, groß und herrlich, doch von jener Herrlichkeit, die aus der Fülle der Empfindung, der Liebeskraft hervorgeht; und von jener Größe, deren Anmuth der Schmerz iſt. Sei dieſe Art der Kunſtſchöpfung nun Poeſie, Muſik, Plaſtik oder Malerei, offenbaren ſie ſich in Michel Angelo's Nacht, oder in Griechenlands Niobe, immer iſt ſie Prophetin, geweiht, unſterblich in ihren Ausſtrahlungen, der Seelen höchſten Aufſchwung erweckend.

Einige Zeit nach der Ankunft der Brüder Olivier in Paris begann Heinrich ein Altargemälde für eine Kirche in Deſſau, ein heiliges Abendmahl, ganz im altdeutſchen Stil, an welchem wir große Freude hatten; Ferdinand hingegen hatte auf einen Raum von beiläufig 2½ Fuß

Höhe und verhältnißmäßiger Breite, eine anmuthvolle Parkpartie in Waſſerfarben gemalt: im Hintergrunde das Schloß von Ferrara, Taſſo mit den zwei Leonoren, der Dichter vor der Prinzeſſin kniend, den Kranz empfangend.

Der Gärtner deckt getreu das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab.

Die bekränzte Büſte Arioſto's, die Büſte Virgil's und der andern herrlichen Geiſter waren umhergeſtellt, nichts war vergeſſen, alles mit echter Liebe zur Erſcheinung gebracht. Ferdinand Olivier war damals zweiundzwanzig Jahre alt. Er ſagte uns: „Auf dieſem Bilde muß der Frühling leben, der friſcheſte Schmelz des grünen Raſens; das zarteſte, prangendſte Grün der hohen Wipfel umher muß ihn in ſeinem erſten Erwachen verkünden. Anemonen, Narciſſen, Primeln, Veilchen ſprießen im Vorgrund, ein voller Bach ſchlingt ſich wie auf Flügeln durch die Gräſer, über die bunten Kieſel, ſeine kräuſelnden Wogen bemächtigen ſich des Sonnenſtrahls und gaukeln damit umher. Streiflichter des jungen Morgens auf dem Grate zwiſchen den Baumwipfeln hindurch; die hellſten Morgenſchimmer ruhen liebevoll auf des Dichters Kranze, ſein Angeſicht im Helldunkel, die Prinzeſſin wie flammend in der roſigen Lichtverklärung, Leonore Sanvitale im Schatten, da ſie ſeitwärts vor den beiden dem Beſchauer näher ſteht; die Charakteriſtik der drei Geſtalten ſoll auf das treueſte der Dichtung entſprechen, der ganze Taſſo muß darin zu leſen ſein.“ Ferdinand's Augen flammten, indem er dies ſprach, ſeine Wangen glühten, war es doch, als hebe eine Flammenluft ſein ringelndes Haar, denn es wogte auf ſeiner Stirn hoch auf, wie eine Flut, und ſenkte ſich wieder. Das Gemälde aber blieb unvollendet.

Soll das den Künſtler ſchmerzen? Es ſollte nicht,

denn was der Genius im Geist errungen, das ist sein eigen, es ist geboren und lebt, und käme es nie zur Erscheinung; denn ewig ist die Welt der Ideen, und nur die Außenwelt unterliegt der Vergänglichkeit.

Ferdinand Olivier war echt musikalisch. Mancher hohe Genuß war ihm in Paris erreichbar, in seltener Vollkommenheit glänzten die Concerte des Conservatoriums, die Vorstellungen der italienischen Oper, in deren Reiche Mozart's Schöpfungen nicht fehlen durften. Ferdinand selbst sang vortrefflich und spielte ausgezeichnet schön das Pianoforte; in seinem Vortrag quoll die Tiefe und Fülle seines Wesens; wenn er irgend ein schmerzdurchglutetes Stück von Beethoven spielte, konnte er einem das Herz zerreißen. Auch in seiner frühern Jugend habe ich ihn immer ernst gesehen; doch es that einem wohl: denn dieser Ernst seines Wesens war freudig, großartig, natürlich; seine innerliche Arbeit an sich selbst war so gediegen, daß er sich unbewußt gehen lassen und geben konnte, wie er war. — Es blieb nicht so: „des Lebens bedingender Drang hat den Menschen verändert".

Welche Tage haben wir durchlebt! Frankreich, Paris, damals der Landungsplatz der geistigen und künstlerischen Welt, der Brennpunkt jedes edeln Dranges der Zeit! Was es besaß, was es war, war vorher nie dagewesen, und wird in der ganzen Welt schwerlich einmal wieder sein. Freilich war Paris schon im Jahre 1808 nicht mehr, was es noch wenige Jahre zuvor gewesen; die frische Siegesfröhlichkeit über alles Errungene, und zwar in jedem Kreis geistigen und irdischen Wirkens, war theils abgeblüht, theils verkümmert, und im Zwielichte der Zukunft wankte, verhüllten Angesichts, die Sorge umher. Uns Deutsche aber kümmerte das nicht, wir freuten uns der anlandenden Landsleute, erneuten frühere Bekanntschaften und empfingen dankbar die

Himmelsgabe neuer Ankömmlinge, von denen viele der willkommenſten uns ſchwerlich anderswo begegnet waren, als hier, wo alles hin mußte, wo hinkam, was ſich regen konnte. Wie beteiligen die vielen Geiſter des Nordens, die hier zuſammenſchneiten, auch ſein mochten, die Flocken fügten ſich ineinander, ein feines, glänzendes Ganze lagen ſie zuſammen, das Bewußtſein gemeinſamen Urſprungs einigte ſie, die Ueberzeugung, daß ſie zum pariſer Weſen einen Gegenſatz und eine Maſſe bildeten.

Die Sonnabende der Fräulein Thereſe aus dem Winkel boten einen meiſt glänzenden Centralpunkt für die Gäſte aus dem Norden dar. Wir beſuchten ſie oft. Mein Mann war gern in deutſchen Kreiſen, er ſprach ſein gutes Deutſch zwar nicht ohne Schwierigkeit, doch er verſtand alles; auch war er von mütterlicher Seite deutſchen Blutes, aus Bayern; die rüſtige Achtzigerin betete Wilhelm noch das deutſche Vaterunſer vor. Ils sont bons, ces Allemands! pflegte Chézy zu ſagen; auch äußerte er bisweilen: Je crois qu'on est mieux en Allemagne qu'ici!

Oehlenſchläger (Ferdinand Olivier am meiſten zugethan) las uns ſeine Schöpfungen, eine nach der andern, wie er ſie in das friſchſaftige Deutſch übertrug, das ihm eigen. Welche Oaſis in der Sandwüſte, die geiſtig Paris damals für mich in poetiſcher Hinſicht war! Chézy hatte ſein Perſiſch, das uralte Vordeutſch, nun durch und durch ſich zu eigen gemacht, ſeine ſeligſten Schätze ausgebeutet, und pflog des Sanskritſtudiums mit einer Glut, Gewalt, Ausdauer und Anſtrengung, die ihn zum Ziele führen ſollte; ach, aber um welchen Preis! Geſundheit, häusliches Glück, Lebensfreude, gingen dabei verloren, und die Früchte ſeiner Mühen und Gruten für fremde Hände. Seit er mir nun keinen Hund aus dem Perſiſchen mehr

mittheilte, und so ganz in sich selbst abgeschlossen nur seinen Studien lebte, wurde mir die Dürre des pariser Lebens unleidlich; Napoleon begünstigte keinen Aufschwung, der nicht seinen Planen und Zwecken diente. Man sollte prunken, ergötzen, den Augenblick verproviantiren, und in die alten Gleise, Fugen und Schichten säuberlich wieder einlenken; statt vorwärts sollte es zurück. Ludwig's XIV. Hof war Napoleon's Ideal, und ungefähr wie damals sollte man dichten, schreiben, Schauspiele geben und haben. Napoleon würdigte sich zum Lever herab; viele abgelebte Cidevants, sowol der Salons als der Antichambre, wurden aufgestöbert, um alle Formen eines Lever de Louis XIV. wiederherstellen zu können, bis in das Wunderwinzigste hinein; mit solchem Quark quälte sich der hervorragendste Mann und Kriegsheld seiner Zeit ab. In England haben sie auch Levers; wahrscheinlich noch in andern Königreichen; wir Deutsche können auch noch damit beglückt werden, denn die höchste Gewalt ist auf dem besten Wege, auch die kleinlichste Bezeichnung zur Wichtigkeit zu erheben. Die alten Thorheiten der Menschen sind wie die Purzelmännchen, die man auf den Kopf stellt, und die flugs wieder auf den Beinen stehen. Es sagte einmal jemand, die Dresdener kamen gleich mit Frack und Glacehandschuh auf die Welt; man konnte von den Franzosen sagen, sie würden gleich mit dem Aristokratismus und dem Rococo-Affenthum geboren, denn wer zu jener Zeit des Kaiserthums auf dem Halme in Paris lebte, konnte es mitansehen, wie Napoleon Schritt vor Schritt auf den Thron hingedrängt wurde, und zwar durch die Massen, die alle Kleinlichkeiten der Grösse ihm einbliesen; er hätte aber selbständig sein, sich selbst behaupten sollen:

Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben:

Um unſere kleine deutſche Kolonie her bildeten ſich bald neue Anſiedelungen. Durch den wackern Perthes wurden wir mit Pilat bekannt, in deſſen gaſtlichem Hauſe heitere Stunden für uns blühten. Wer den jungen lebensfrohen, friſchen, feurigen Pilat 1808 gekannt, ſuchte ihn wenige Jahre darauf vergebens, beſonders ſeit er nach Wien zurückkam. Und Metternich nun gar, welch ein Verwandelter!

Mancher Staatsmann wird alt geboren, Metternich war im Jahre 1808 wirklich jung; er war blond, hatte ſchöne blaue Augen, eine ſanftgebogene Naſe, einen rothen Mund, deſſen feine Lippen der Widerglanz eines warmen Lächelns umſchwebte; es war eine Luſt, ihn mit ſeinen allerliebſten Kinderchen, den drei Flachsköpfchen, mit apfelrothen Wänglein in weißen Höschen zu ſehen, wie ſie ihn neckten und liebkoſten, als wäre er ein älterer Bruder. Er ſchien nicht der Botſchafter einer finſtern Macht zu ſein, ſondern eine Himmelsbotſchaft der Liebe und Freude zu bringen, gleichſam um die pariſer Damenwelt zu tröſten, daß Graf Kobenzl ſo manches Jahr dort geweſen. Fürſt Metternich iſt eine urſprünglich edle wohlwollende Natur, er meinte es ehrlich mit der Welt und der Zeit; nicht ihn darf man ihres Wehes anklagen, er fühlte bei noch heiterm Himmel das Gewitter, und wollte Blitz und Schlag vom Kaiſerſtaat ableiten, ja von Europa!

Talleyrand hatte nur darum größere Capacität, weil er ſtets nur den Zweck vor Augen behielt, die Mittel ihm ziemlich gleich waren; man konnte vorausſehen, daß aus dem künſtlichen ſubtilen Gerippe des diplomatiſchen Baues die Nägel krumm, die Stützen locker werden mußten, ſobald Talleyrand, die Oberbindklammer, vom Roſt ermürbet, herunterfiel. Die eigentlichen Grund-

ursachen der Revolution von 1789, sowie der Töchter, die sie gebar — und gebären wird, stehen in keiner Geschichte der Revolution verzeichnet; die Ansicht allein ist klar geworden, daß sie aus innerer Verderbenheit der Säfte des gesellschaftlichen Körpers hervorging. So wurde es denen, die nur durch allgemeine Umwälzung ihre Zwecke erreichen konnten, nicht schwer die Gährung zu befördern; ihr Sieg nennt ihre Namen; welcher Bezeichnung bedarf es noch? Aber jeder, dem an Aufrechthaltung des frühern Zustandes gelegen ist, wird einsehen, daß das Heilmittel schlimmer war, als das Uebel. In jener Zeit hingen noch leichthin getünchte, rosige Wölkchen mit goldenen Säumen um die Sonne her; kaum Talleyrand wußte es recht, daß sie sich zum Gewittergewölk zusammenballen würden, daß dies Gewitter in Zwischenräumen pausiren, aber nicht mehr aufhören würde. Das ahnete ihm nicht, er hätte es sonst vielleicht noch abzuleiten versucht — statt es aus kleinlicher Rache gegen Napoleon heraufzubeschwören.

Napoleon lud schweres Unrecht auf sich, indem er sich den Staatsmann verfeindete, der ihm eigentlich geschaffen hatte; denn man soll keine Stütze hinwerfen und mit Füßen treten, wenn man sie auch nicht mehr zu brauchen glaubt. Ueberhaupt machte sich Napoleon eines Fehlers theilhaftig, welcher doch meist nur beschränkten Geistern anklebt, den, sich die Menschen so zu denken, wie man sie eben nöthig hätte und wünschte. Er vermeinte in Talleyrand ungestraft den Priester, den Edelmann, den feinfühlenden, tiefempfindlichen Mann von Welt zu verletzen, indem er ihn zwang, seine Haushälterin, die Grand, zu seiner Gemahlin zu machen, um, wie er sagte, der Moralität zu huldigen, und wenn Talleyrand die Grand nicht wollte, sie zu entfernen. Warum Talley-

rand das nicht thun konnte, möge ein anderer sagen, mich kümmert's nicht. Es war nicht aus Liebe, denn die Grand war über seine Liebeleien mit ihm zugleich ergraut, ein „respectables Stück Fleisch", nun über die Funfzig, in einen „großen Adelsbrief" gewickelt zu werden bestimmt. Ich traf sie im Jahre 1815 auf dem Museum; sie war damals nur Madame Grand schlechtweg, „qui faisait les honneurs de la maison du Ministre". — Les honneurs! Wie die Franzosen mit der Sprache umgehen! Mit großen blauen Juneaugen, die blitzten und doch nichts sagten, gerade wie falsche Steine, sah sie die Bilder der Ausstellung an, ohne sich darüber nur mit einer Miene zu äußern. Man hieß sie dumm; sie konnte es nicht sein, da sie bei Talleyrand lebte; unwissend war sie. Es wurde erzählt, sie habe geglaubt, Denon sei der leibhaftige Robinson, und habe ihn mitleidig gefragt, was denn aus seinem armen Freitag geworden sei? Denon leugnete die Thatsache, er konnte sie ja nicht eingestehen. Schön, weiß und roth, prächtig gewachsen, mit stolzem Anstand, geputzt wie eine Fürstin, hatte sie sich, was man gut conservirt heißt; wie eine Pfirsiche in Branntwein kam sie mir vor. Diese nun heirathete Talleyrand, und brütete Rache, die leicht zu üben, weil sich Napoleon sicher glaubte.

Die Zukunft schien gesichert, man glaubte allgemein, des Adlers Blitz würde die Wolken zertheilen, die schon drohender, schwärzer heraufzogen. Schon seit Napoleon's Erhebung zum Consul auf Lebenszeit waren seine Bewunderer, mit ihnen das Herz des Volks erkaltet; darauf haßte man ihn, und hielt ihn nur für ein nothwendiges Uebel, zuletzt nur noch für ein Uebel tout court. Durch seine Nachfolger trat sein Bild hellglänzend, alles Licht auf Einen Brennpunkt vereinigend, wie ein Stück von

Rembrandt hervor, weil jene so mächtige Schlagschatten um sich her warfen. Haß und Unwillen waren gesättigt, und schliefen nun über seinem Grabe fest, man sah was sein Sturz nach sich gezogen hatte — armes Frankreich!

Unser kleiner, lieber deutsche Kreis empfand wol zuweilen den schwülen Hauch des Samum, aber er drang nicht mit seiner vollen Gewalt in unsere grünende Oasis, besonders nicht in den Pilat'schen Familienkreis, in welchem die herzlichste Gastlichkeit blühte. War auch Elise von Pilat nicht poetisch, so war es doch ihre Erscheinung; bei ihrer Schwester Luise von Mengershausen war es umgekehrt, sie war lieblich mit ihrem nicht hohen, zierlichen Wuchs, ihren sanften braunen klaren Augen; doch der Wetteifer von Lilien und Rosen auf Elisens Stirne, Wangen und vollem Purpurmund, ihre dunkelgoldenen Locken, ihre Nymphengestalt, ihr funkelnder Blick waren entzückend, ergreifend, voller Reiz; Elise besaß alle äußere, Luise alle innere Idealität, beide Schwestern hatten etwas wie einen Duft von reiner, sittiger Weiblichkeit um sich her. Die vollkommenste von beiden war Luise. Im Lenz ihrer Jahre mußten Gatte und Freundinnen an ihrem Grabe trauern; auch Elise starb jung.

Wohl beiden, sie starben, noch ehe die entsetzlichsten Stürme der Zeit sich erhoben.

Pilats hatten zwei Töchter, Emma und Maria, zu denen späterhin noch Söhne hinzukamen. In Deutschland wurde, nicht lange nach ihrer Ankunft, die ganze Familie katholisch, zuerst Elise, dann ihre Schwestern Auguste und Luise, und deren Gemahl H. von Klinkowström. Die Convertiten bildeten in Wien einen geschlossenen Kreis mit dem verdienstvollen, edeln Freund, H. von Buchholz,

mit Adam von Müller's Familie, Herrn und Frau von Dorr, Friedrich und Dorothea von Schlegel, Fräulein Mihes aus Breslau, der ausgezeichneten Malerin, jetzt seit 1829 Nonne bei den Salesianerinnen, nachdem sie ihren Gatten, Professor Primisser, verloren. Früherhin traf man auch Werner dort.

Ferdinand Olivier und die Seinen waren Protestanten geblieben, in Wien nicht zu ihrem Vortheil, auch in München nicht — wiewol man in beiden Städten mit der Unterdrückung der Protestanten behutsam zu Werke ging; sie ging eigentlich nur negativ vor sich, trat nur in einigen Provinzen durchaus grell hervor. Den Römlingen und Finsterlingen in beiden Städten waren Protestanten und Juden (die sie zusammen zu nennen pflegten) minder verhaßt, als erleuchtete duldsame Katholiken. Diese letztern hinwiederum sind den Convertiten nicht gewogen; allein nicht ihre Zahl ist Legion! „Pauvre humanité!" ruft Frau von Staël.

Noch sind wir in Paris, noch ist's 1808, und ich muß zu Ferdinand von Olivier zurück, dem dieser Abschnitt gewidmet ist. Seine wahre Deutschheit machte mir ihn vorzüglich werth. Das geraubte Gemälde aus Danzig, „Das Jüngste Gericht", damals van Eick zugeschrieben, war eben im Museum aufgestellt; die Oliviers führten mich hin; Ferdinand jubelte mit feuchten Augen, seine mühsam zerdrückten Thränen galten dem Raube an Deutschland, der Jubel dem Anblick des alten Meisterwerks. Heinrich, der ältere von beiden Brüdern, oft kränkelnd, wußte seine Empfindungen fest in sich zu verschließen. Auch starb er jung; expansive Naturen dauern länger, denn die Gewalt des Zurückdrängens nagt das Herz.

Am 16. Juni 1808 mußte ich nach Montmorency, denn es war in Paris und in den niedern Zimmern im

Zwischengeschoß im Palais Bourbon kein Bleiben möglich, meine Kinder verquimten dort. Auch ich litt unaussprechlich.

Trübe Misverständnisse im Innern der Familie beugten mich, drückten mich nieder; ich brachte meine Tage und oft die Nächte in Thränen zu, konnte nicht leben, konnte auch den Tod nicht herbeiwünschen, weil ich meine Kinder liebte.

Schreiben mußte ich, weil unsere Einnahme knapp war. Wenn ich mich an das Bureau setzte, und das weiße Blatt vor mir lag, fühlte ich mit Entsetzen meinen Kopf so leer, wie das Blatt, und keine Kraft in mir, als zum Weinen. Wollte ich die Kinder in das Freie führen, so hatten wir nichts als die steifen Tuilerien, und die staubbeladenen Champs-Elysees. Chezy war von seinem Studium des Indischen so hingenommen, daß er nun an nichts auf Erden mehr Antheil nahm, und allenfalls mit seinen Manuscripten in die thebaische Wüste gegangen wäre. Der schöne Frühling weckte in mir nur tieferes Weh. So fremd und einsam war ich in Paris, wo ich doch Mann und Kinder hatte! Diese waren noch klein; meine liebsten Freundinnen, Therese aus dem Winkel und Elise Leuchsenring, wohnten weit; Oliviers waren beschäftigt; um mich her Verstimmung und Kummer, außen Stickluft und Staub, und statt Vogelgesang das Klopfen der Wäsche auf den Waschbänken am Ufer und das Gebrüll der Hausirer. Wenn man leidet, sind äußere Widerwärtigkeiten am unerträglichsten. Ich fühlte mein Herz mit Füßen getreten, alle emporstrebende Jugendkräfte gelähmt, den vollen Blumenflor der Seele verwüstet, die Knospen geknickt; nun wurde ich es erst recht inne, wie ekelhaft und trostlos die Capitale du monde für ein deutsches Gemüth

ist! Ich sehnte mich in das Grüne, in das Freie; ich schloß die Augen, und sah Gewässer und Wiesen, wie der Durstige in der Wüste durch eine Spiegelung getäuscht wird, die seinen verdorrten Lippen einen Bach vorlog.

Schon lange hatte ich mich nicht mehr entschließen können, bei meiner Schwiegermutter zu Tisch zu gehen, und aß mein bitteres Thränenbrot allein. „Paris bringt Sie und Ihre Kleinen um", sagte Dr. Harbauer, „Sie müssen sich auf dem Lande erholen!"

Chézy ging mit mir nach Chaillot und Passy: schlechte übertheuere Wohnungen, abgestandene Lebensmittel, furchtbare Theuerung, kein Waldesduft, kein Blumenodem der Wiesen, und nur alle acht oder vierzehn Tage die Gewißheit Chézy zu sehen! Letzteres war es, was mich zumeist schmerzte — ach, es erbitterte mich zugleich; aber ich habe es auch seitdem noch immer schwer zu büßen gehabt, wenn ich mich erbittern ließ, wo ich liebte; Liebe soll duldsam bleiben! Ich wollte nun weit weg, und wählte Montmorency; dort war ich schon mit Präsident von Schewe und dessen würdiger Frau gewesen, dort waren Waldungen, Felder, Wiesen und muntere Quellen! Ich eilte nun hinunter. Von der Großmutter hatten die Kleinen, die sie gerne sah, Abschied genommen. Ich hatte sie, obwol im Hause, seit einigen Monaten nicht gesehen; die Wohlwollenden unter den Familienmitgliedern tadelten mich: mein Wegbleiben sei weder recht, noch klug, stellten sie mir mit herzlicher Wärme vor. Sie hatten recht, doch jede Natur kann nur nach Maßgabe ihrer moralischen Kraft Ungerechtigkeiten tragen, ich hatte vergessen, daß uns unsere Leiden hienieden nur dienen sollen, diese Kraft zu steigern, zu härten, zu läutern, und uns eigentlich willkommen sein sollten. Mit nassen

Augen ging ich die Treppe hinunter, mit heftigem Herzklopfen an der Eingangsthür der Schwiegermutter vorbei — und ich hoffte doch noch auf Ausgleichung; nur zärtliche versöhnende Worte waren je für sie über meine Lippen, aus meiner Feder gekommen, ich kannte nicht die Schroffheit eines apostolisch-römischkatholischen Sinnes. Auch stand mir bei ihr noch viel anderes entgegen, sie wollte mich weiblicher; konnte ich das sein, ich, die wie ein Mann erzogen worden war?

Da saß ich nun im Reisewagen mit der treuen Marianne, mit meinen Kleinen. Der Weg ging an Gemüsegärten und Feldern vorüber, flach und öde bis St.-Denis. Von da an athmete man erst reine Luft; bald erquickte uns der Duft der blühenden Kornfelder, Wiesen und der Schatten der hohen Fruchtbäume auf der Kunststraße.

Man war nun erst recht sicher, daß man Paris weit hinter sich hatte. Je näher an Montmorency, je heiterer und reizender die Gegend, je duftreicher die Luft von den Waldhügeln her. Montmorency trug seit 1789 im Postzeichen den Namen Emile, J. J. Rousseau zum Andenken; übrigens hieß es immer Montmorency, denn es ist leichter einem Dinge die Seele zu nehmen, als den Namen, dafern es nämlich eine Seele hat.

Schon aus der Ferne sieht man das Schloß, wo Jean Jacques mit den köstlichen Speisen der herzoglichen Tafel so manchen Bissen, in Essig und Galle getaucht, hinunterwürgen mußte. Hoch thront es mit seinem schönen Park über Rebenhügeln; zu seinen Füßen, auf den Höhen und Abhängen ringsumher schöne Dörfer, einzelne Hütten und Landschlösser, von üppiger Fülle der Obstgärten umgeben. Dort reifen die kurzstieligen Kirschen, purpurn und vollwangig, die Montmorency-Kirschen

heißen; keinem Menſchen fiel es ein, ſie Emil-Kirſchen zu nennen; ja, wenn der „Emile" ſo friſch und ſaftig, ſo nährend und labend wäre wie ſolche Kirſchen, ſo wär's gegangen. Wann werden große Männer aufhören, ihren Genius zu meiſtern? Wie er geboren iſt, ſoll der Gedanke an das Licht! Der „Emile", die „Nouvelle Héloise" ſind gekünſtelt, Rouſſeau's Briefe ſind mir weit lieber. Auch ſeine „Confessions", die ſo gut wie die Thaten jener königlichen Familie bezeugen, daß auch ihr Verfaſſer vom Leben nichts gelernt und nichts vergeſſen hatte, ſind bei überſchwenglicher Ausplauderei gleichwol zu ſorgſam ausgefeilt. Ein Körper in einer Schnürbruſt iſt nichts Natürliches mehr; Goethe ſchrieb der Karſchin: „Mir iſt alles lieb und werth was ſtark und treu aus dem Herzen kommt, mag's übrigens ausſehen wie ein Igel oder ein Amor."

Wir gelangten beim herrlichſten Wetter erſt gegen Abend nach Montmorency. Wie köſtlich mundete uns die perlende Milch mit Landbrot, wie erquickend war unſer Schlummer bei offenen Fenſtern, in der reinen Luft, wo uns zuweilen die Nachtigallen auffchmetterten. Unſere Wohnung beſtand aus einem Saal und großen Schlafzimmer, das Haus lag hoch und frei in der herrlichſten Ausſicht. Der Morgen nach unſerer Ankunft verging mit Auspacken und Anordnen, wobei flüchtige Blicke aus den Fenſtern auf Wald und See mich erquickten. Uns allen war zu Muth, wie dem Vögelchen, das nun aus dem Bauer entſchlüpft iſt und die Bruſt in den Lüften badet. Unſer beſcheidenes Mahl war bald bereitet und genoſſen. Nachmittags nach 5 Uhr ging's durch eine kleine Gaſſe bergunter in das Feld, nach dem Kaſtanienwald, auf den Weg nach Jean Jacques' Einſiedelei. Die Sonne neigte ſich ſchon, die Weinberge hauchten Düfte,

Heimchen ſchwirrten, Nachtigallen ſchlugen, über den Feldern ſchwebten wirbelnde Lerchen.“ Meine Kleinen jubelten vor Luſt, und mich umfing mit einem mal ein Frieden, eine Seligkeit, als wenn ich nun am Ziel aller Leiden ſei. Drei Tage vergingen ſo, überglücklich; am erſehnten Samſtagabend eilten wir, die Kinder niedlich geputzt, mit den Händchen voller Roſen, Chézy entgegen; auch er, der arme, im endloſen Paris Eingekerkerte wurde fröhlich in der ſchönen Luft. Zu Hauſe zog Chézy ſeine Uhr hervor, und fragte: „Mienchen, was haſt du denn mit der Uhr gemacht?“ Unbefangen gab ich zur Antwort, daß ich zwar um halb zwölf nach der Uhr geſehen, allein ſie nicht angerührt habe. „Sieh her“, rief Chézy, „der Zeiger ſtand auf punkt halb zwölf!“ Die Kette war zerſprungen, mich durchzuckte ein Ahnungsſchauer. Auch meinem Manne wurde es ſichtlich bedenklich dabei. Die Uhr, ſein liebſtes Andenken vom ſeligen Vater, war ſtets wie ein Heiligthum gehalten worden, und im beſten Stand geweſen. Chézy dachte nicht daran, daß Geiſterhand die Kette geſprengt, um mir zu bedeuten: Es iſt aus, eine andere Phaſe deiner Schmerzen beginnt, unter dieſem Dach wirſt du nicht wieder ſchlummern, du biſt nun heimatlos!

Wunder geſchehen nicht mehr, ſagt der Unglaube, der ſich in ſeinem Dünkel brüſtet. Welche Vorausſetzung! Iſt denn nicht die ganze Schöpfung Geheimniß und Wunder? Was weiß der Maulwurf vom Lichte? Was der Geſchaffene, dem Tode Geborene, von der Ewigkeit? Wir haben das Wort, den Begriff nicht. Erſt der Tod hat den Schlüſſel des Jenſeits, erſt die erſtarrte Hand hebt der Iſis Schleier.

Recht friedlich und ſüß verging der Sommer, meine Kinder erholten ſich, ich ſelbſt genas von meinem ſchwe-

ren Kummer. Chézy kam faſt jeden Sonnabend; Montags früh begleitete ich ihn bis zu Barre, eine halbe Stunde von Montmorency, zurück. Ich hoffte damals noch, und wußte nicht, daß für mich ſchon alles verloren! Wie beſeligt ging ich damals noch an Chézy's Seite durch die ſchönen Waldungen, die Kleinen vor uns her. Wir beſuchten eine gute alte Gärtnerin, die Mutter Marie, und beuteten ihren herrlichen Obſtgarten, überreich an Feigen, Melonen, Mandeln und Pfirſichen, aus. Sie liebkoſte die Kinder, und gab mit Freuden alles billig her. Wir irrten durch die Kaſtanienwälder nach den umliegenden Ortſchaften, fanden uns auch wol beim Tanz auf der ſchattigen Anhöhe ein, wo an den Sonntagnachmittagen getanzt wurde. Abends wurden die hohen Bäume durch Feſtons von farbigen Glaslampen verbunden, eine fröhliche harmloſe Jugend aus Paris und der Umgegend belebte das ländliche Feſt. Wir, die wir ſchon waren wie Roſen, deren Blätter nur noch zum Schein feſt ſind, während der erſte Windſtoß ſie zerſtieben kann, ſahen mit wehmüthiger Luſt dem fröhlichen Treiben zu. Mein Indianiſt ſchüttelte auf einige Stunden die Laſt ſeiner Forſchungen ab, und wendete ſich während der Ferienzeit, die er meiſtens hier zubrachte, zu dem ſchon halb verlaſſenen Perſiſchen zurück. Auf meinem Bücherbret lag für mich das Manuſcript von „Lancelot du Lac", mit Miniaturgemälden auf Goldgrund, mit Deckfarben, aus alter, fleißiger, peſtegetreuer Zeit. Daneben lag Firduſi's „Schahnameh", aus welchem Chézy die Epiſode von Ruſthem und Soräb ausſchrieb, welcher er in Paris nach Vergleichung verſchiedener Texte Varianten beigeſellte, die beſte Lesart daraus herſtellend; doch er verſäumte über ſein Sanskrit, ſie herauszugeben, und überſetzte ſie blos mündlich in unſern Geſprächen. Es war

eine schöne Zeit, sie war mein letztes Glück; zwar kein ungetrübtes, doch lagen noch Breter über der Kluft, die fremde Hände zwischen uns gegraben hatten. Ich fühlte das Schwanken dieser unsichern Brücke, ahnte, daß sie morsch war, und war grenzenlos betrübt in solchen Stunden. Warum mußte ich so spät, und niemals ausreichend, Kraft zum Entsagen finden?

An einem milden Nachsommertag kam Ferdinand von Olivier mit Heinrich zu uns. Sein erstes Wort war: „Freuen Sie sich, ich habe die neue Ausgabe des «Faust» in der Tasche!" Nach Tische eilten wir nach dem See, Ferdinand trug uns die ganze Dichtung vor. Er hatte noch Montmorency nicht gesehen, und bewunderte die warmen violetten und goldenen Töne des westlichen Himmels und der Waldeshöhen, so nahe beim farblosen Horizont um Paris her. Und dennoch war Paris damals noch weit minder gräßlich, als seit die Höllengeister der Industrie es verpestet! Wenn der Westwind geht, kann man es vor den Dämpfen der Gasfabrik nicht im Tuileriengarten aushalten. Bei Chaillot steigen schwarze Dampfsäulen auf, die den Odem versetzen; das Gehölz von Boulogne ist größtentheils abgeschlagen, nicht minder die Waldung von Vincennes; aus dem köstlichen Garten von Tivoli ist eine ganze Anzahl von Gassen geworden, die nicht breit und nicht hell sind, nur ein Stück des anmuthigen Gartens ist geblieben; die Gärten bei den Häusern im Innern der Stadt sind meistens zu viereckigen Höfen, zu Gassen in den Gassen verbaut; ganze Vorstädte haben sich auf den Ebenen, die früherhin noch Luft nach den alten Vorstadten brachten, erhoben; die Reinigung der Gasröhren, die oft vorgenommen werden muß, vergiftet die Luft in den besuchtesten, volkreichsten Straßen; auch der schöne

Garten des Luxemburg leidet von Kohlendampf; der angenehme Baumgarten des Arſenals am Ufer der Seine iſt nicht mehr, an ſeiner Stelle ſteht ein gewaltiges Gebäude; die ſchönen Boulevards neufs mit ihren herrlichen Alleen zwiſchen Gärten und Kornfeldern, wo man Luft ſchöpfen konnte, ſtehen jetzt zwiſchen unanſehnlichen Häuſern, und was der Verwüſtungen noch mehr ſein mögen. Unerfreuliche Zeichen der Zeit!

Schon im Herbſt 1808 hatten wir in Montmorency eine Verwüſtung zu bedauern; einen prächtigen Kaſtanienwald, den man Rouſſeau's Andenken zu Liebe „le Monument de Jean Jacques" nannte, weil er oft dort verweilte, kaufte ein H. Bodimant, ließ ihn weghauen, ausroden, in Ackerland umwandeln; er war reich, dieſer Bodimant! Die Ausſicht von dieſer Anhöhe iſt die entzückendſte der ganzen Gegend. Die Bäume waren kräftig, nie hatte die Art ſie verletzt. Weich bemooſte Felsſtücke bildeten Sitze. Hier pflegte Jean Jaques mit den Landleuten zu plaudern, die ihn an dieſer Stelle aufſuchten und ihm ihr Herz ausſchütteten. Wer ſelbſt leidet, weiß immer den beſten Troſt. Das Volk liebte den Platz, wie das Andenken des Herrlichen, der unter ihnen gewandelt als Freund, als Helfer, wo er konnte. Die Betrübniß war allgemein.

Die Ermitage bewohnte jener Zeit Meiſter Gretry, der erſte volksthümliche Tondichter in Frankreich, der wahrhaft großartig melodiös war, während ſeine Vorgänger keinen Stil, wenngleich ein angenehmes Talent hatten. Gretry war bedacht geweſen, Rouſſeau's Möbeln und Schreibpult auf der alten Stelle zu erhalten. Der würdige Meiſter ruhte dort behaglich auf ſeinen goldenen Lorbern im Kreiſe der Seinigen, und freute ſich der vielen fremden Pilger und Pilgerinnen, die tagtäglich herbei-

ſtrömten, nicht allein des großen Andenkens, auch des jetzigen Beſitzers wegen. Grétry war ein heiterer, lebensfroher, friſchwangiger Greis, den in jener minder polemiſchen und in ihren Anforderungen noch nicht überſpannten Zeit ſein errungener Antheil von Bewußtſein und Ruhm vollgenügend erfreute. Seine Umgebungen thaten es ihm hierin noch zuvor, beſonders Madame Grétry. Als ihr ein Fremder das Verbindlichſte von der Welt zu ſagen vermeinte, indem er äußerte, „es müſſe ſie ſehr freuen, daß der Wohnſitz eines ſo großen Mannes Grétry zu eigen geworden", erwiderte ſie höchſt aufgebracht: „Wie können Sie Grétry mit einem Büchermacher vergleichen, der ſeine Kinder ins Findelhaus geſchickt hat?" (Comment osez-vous comparer Mr. Grétry à un faiseur de livres, qui a envoyé ses enfans aux enfans trouvés?)

Die dicke Flamänderin war in dieſem Moment Repräſentantin des größten Theils der civiliſirten Bevölkerung Europas. In den Augen der Meiſten iſt der herrlichſte unter uns, ein Büchermacher, und die Armuth eines großen Mannes eine Schmach, nicht etwa für ſein Land, nein, für ſein Andenken! Armer Rouſſeau! Du, die liebeglühendſte Seele, der Kindheit innigſter Freund, ſchickteſt deine Kinder in das Findelhaus, aus bitterer Noth, und weil du glaubteſt, leichter könnten ſie dort Menſchen werden, als unter dem Geſindel, mit welchem du dich unvorſichtig umgeben hatteſt! Noch ſelten iſt der Genius den Schlingen liſtiger Gemeinheit entgangen. Das erſte Geſchäft der Genialität iſt, mit dem Leben zu zerfallen, nachher mit ſich ſelbſt. Unwillkürlich auf die Welt hin verirrt, bleibt Irren ihr Wandel, bis ſie Freund Heim findet, wo Wahrheit ihrer harrt, die ſie vergebens geſucht, und der ſie unbewußt ſtets aus dem Wege gegangen.

In unserer Nachbarschaft wohnte Grétry's blinder, bleicher Neffe, André Grétry, in den Blattern erblindet, fein gebildet von Gestalt und Angesicht und edel von Gemüth. Vielleicht hätte der reiche Oheim mehr für ihn gethan, wenn seine Umgebungen dafür gewirkt hätten, denn er mochte ihn wol leiden. Karl von Dalberg (meine zwei Knaben in ihrer kindischen Sprache nannten ihn statt Großherzog den Großherz; hier kann das füglich stehen) trat an des großen Componisten Stelle: er überraschte den Neffen, den er bei ihm getroffen, dem sein Elend im Gesicht geschrieben stand, im Jahre 1810 mit einem Jahrgehalt von 100 Carolin. Das erste Quartal lag zur Vorsorge gleich dem Brevet bei, und es ist dies eine Methode zu geben, die ihr Gutes für den Empfänger hat. Im Jahre 1808 war dieser goldene Regen noch nicht herabgeströmt; die enge Wohnung des Blinden umfaßte damals seine Leihbibliothek, die kümmerlich ihre Anschaffungskosten mit wenigen Procenten belohnte; den Kamin, in welchem Sommer und Winter ein knappes, saftloses Mahl gekocht wurde; das eheliche Lager, und die Wiege seines kleinen, unbändigen, hübschen Buben. Das Weibchen war nicht schön, aber frisch, freundlich und fleißig. Die Armuth hatte hier ihren Sitz aufgeschlagen und es sich bequem gemacht, als wollte sie nirgend anders mehr hin. Man fühlte sie mit allen Sinnen.

Aber eines Nachmittags sollte der Oheim kommen. Da hätte man die Anstalten zu diesem Besuch sehen müssen! Das Estrich, mit Asche und Staub ganz bedeckt, bekam unter reichlichen Wasserströmen seine Ziegelröthe zurück; die Fensterscheiben, blind wie der gute Andre, wurden hell, die schöne grüne Landschaft konnte lustig hindurchschauen, doch sie standen nun offen; Waldblumen, Rosenzweige in Fülle wurden davor hingestellt; frische

Luft und Düfte verjagten den moderigen Geruch, der, unzertrennlich vom Wohnsitz des Elends, in eingekeilten Haushaltungen vorherrscht, aus allen schlimmsten Elementen des Daseins zusammengesetzt, wo jeder Qualm und Dunst steuerpflichtig ist.

Nun wurden noch die Betten frisch bezogen, Stühle, Tisch und Bücherbreter sauber gewaschen, und es kam Wein und Kuchen auf den Tisch. Der Oheim kam nun auch, mit seinen übrigen Umgebungen, und groß waren Lust und Dank, denn er trank ein Glas Wein und aß ein Stückchen Kuchen! Das ergriff die junge Frau Grétry mehr, als selbst der Kuß, den er ihrem blonden Buben auf die Wangen drückte. Es war ein angenehmer Nachmittag. Grétry sprach mit mir von der Musik, wie ein Held von der Schlacht: hatte er doch seiner Kunst frische Bahnen gebrochen und den Impuls zur romantischen ernsten Nationaloper gegeben! Der Dichter seines „Richard Löwenherz" wird althergebrachter, in Deutschland stets beliebter Gewohnheit gemäß nie genannt; ich weiß also nicht, wer zuerst unternahm, außerhalb der Mythologie, des Schäferspiels, Zauberprunks und der Posse, ergreifende Wirkungen zu suchen und sie glücklich fand. Wie populär der „Richard Löwenherz" wurde, wie ergreifend das Lied: „O Richard, ô mon Roi, l'univers l'abandonne" wissen wir alle; aber Ludwig XVI. fand keinen Blondel.

Unsere Zeit ist wie Ludwig XIV., von dem die Maintenon klagt, daß sie einen Mann erheitern müsse, der nicht mehr zu erheitern sei. Ich meine indeß nur das vergnügungssüchtige Publikum; der gediegene, wissenschaftlich gebildete Mensch, der wirkliche Künstler steht immer noch auf der Höhe der Genussesfähigkeit und mit der Frischheit der empfänglichen Seele da, und Strenge

der Sitten mit einem edeln Streben gepaart, ist der Cherub, der alle irdischen Paradiese aufschließt. „Zemire und Azor" und ähnliche Opern sind Todes verblichen, „Richard Löwenherz" lebt, so auch „Cherubini's „Wasserträger". Was wachsen und gedeihen soll, muß Grund und Boden haben.

Auch Madame Benjamin Constant de Rebecque, des Fürsten Staatskanzlers Hardenberg's Nichte, brachte mit den andern Bekannten, Koreff, Klinkowström, Hartmann, Oliviers einen Sonntag bei Pilats in Montmorency zu. Sie machte uns kein Geheimniß daraus, daß sie heimlich mit Benjamin Constant verheirathet sei. Diesen Tag, späterhin noch manchen andern, mit ihr beisammen, wurde es mir klar, wie weibliche Feinheit stets überwinden muß, wo sie mit weiblicher Genialität in die Schranken tritt. Sie war weder jung noch schön, mehrmals verwitwet, weder eine großartige, noch eine reichbegabte Natur; Verstand, Annehmlichkeit der geselligen Formen, Takt, Gewandheit sicherte ihr den Sieg über die berühmteste aller Frauen, voll Gemüth, Feuer, Geist, Seele, Großmuth und Größe. Liebe ist eine Maiblume, die keine brennende Glut erträgt, sie erschließt sich nur bei milden Strahlen und ist der Umfriedung kühler Schatten hold. Was der Mann nicht immer neu ersehnen, dem Zweifel abringen, ahnen und hoffen muß, hat keinen Werth mehr für ihn; ein weiblicher Sinn kennt die Grenzen der weiblichen Gewalt, und wird sie nie überschreiten, sich aber doch stets auf dem äußersten Rande seines natürlichen Gebiets zu behaupten wissen.

Wir alle ritten an dem schönen Sommertage, den die interessante Frau in unserer Mitte verlebte, über die Waldeshöhe durch Andilly und St.-Rit nach der Ruine des alten Jagdschlosses mitten im herrlichsten Walde.

Selbſt die Dawkes hat ſie nicht abhauen laſſen, aber den ſchönen Wald hat ſie ſeiner Zierden beraubt, ihn, der eine Lieblingswallfahrt der Künſtler war; denn nirgend um Paris her waren noch ſo herrliche Bäume zu finden. Unſer Landſchafter Ferdinand fühlte ſich hier unbeſchreiblich beſeligt, und niemals fehlte ihm für ſeine Empfindungen eine geeignete, überraſchende Bezeichnung, die mit wenigen Worten wohlthat und Mitgefühl weckte. Niemandem war Wortkram verhaßter, als ihm.

In Pilat's Hauſe fügte ſich Olivier's Ernſt der verwaltenden Heiterkeit dieſes belebten Kreiſes, ohne daß er deshalb ſeinen Grundton verloren. Er nahm Antheil, wie ſich die Epheuranke durch einen bunten Kranz ſchlingt und ſich ihm wohlgefällig einigt, ſeine heitern Farben noch erhebend. Es blühte in Pilat's Hauſe eine liebliche Roſe, Luiſe von Mengershauſen, Pilat's ſiebzehnjährige Schwägerin, ſo liebenswerth durch innern Liebreiz, heitere Unſchuld, zarte Güte, wie durch das, was ihre äußere Erſcheinung davon offenbarte, in Geſtalt und Weſen. Baron Klinkowſtröm empfing ihre Hand — doch dies holde Geſchöpf war der Erde nur geliehen; ſehr jung ſtarb ſie, ſanft und freundlich, wie ſie gelebt hatte.

Eine Begebenheit für uns Deutſche war die Verkündigung vom nahen Erſcheinen des „Don Juan" auf dem italieniſchen Operntheater, mit den Recitativen, und des „Figaro" ebenfalls. Ferdinand Olivier vor allen konnte den Augenblick nicht erwarten. Im Jahre 1809 kamen beide an die Reihe! War es die ſchöne Jugendzeit, war es die Seltenheit ſolcher Kunſtgenüſſe in einem ſo eingeroſteten Leben? Ich weiß es nicht, und glaube noch immer, daß es die muſterhafte Ausführung war, die dieſen Vorſtellungen einen ſo überſchwenglichen Reiz verlieh! Unvollſtändig wird der Genuß bei der

Oper bleiben, ſolange ſie auf der deutſchen Bühne nicht vollkommen wiederhergeſtellt wird, wie ſie ihr unſterblicher Meiſter ſchuf. In Wien, wo der „Figaro" im Jahre 1824 italieniſch, in München, wo einmal im Herbſt 1832 der „Don Juan" italieniſch aufgeführt wurde, hatte ich wieder denſelben Genuß, und ſchwelgte in der unvergleichlichen Anmuth der Uebergänge im Humor und in der Charakteriſtik des Dialogs, der in der Muſik ſo raſch, bezeichnend und befriedigend iſt. Gleichfalls war die Freude der Verehrer Mozart's, groß an dem ſchönen Abend, wo König Ludwig Mozart's Witwe mit zartſinniger Huld zu der Aufführung des „Don Juan" eingeladen, der genau ſo wie zu Mozart's Zeit dargeſtellt wurde, wo das Stück noch ſeinen Schluß hat, der wohlthuend wirkt und wo unter anderm auch der Geiſt zuerſt im Dunkel der Gewitternacht erſcheint und auf dieſe Weiſe großartig wirkt, während die ganze Schlußdecoration, von unvergleichlichem Effect, einen würdigen Rahmen zum Gottesgericht und zur Geiſterſcene bildet. Warum, ſo könnte man fragen, geſchah das nur dies eine mal?

Ich will meiner ſpätern Begegnung mit Ferdinand Olivier, wie ſeines fernern Geſchicks gleich hier gedenken. Als ich ihn nach unſerer Trennung in Paris nach vielen Jahren zuerſt in Wien wiederfand, war ſein liebenswürdiger Bruder Heinrich ſchon jenſeits; auch ſeinen Vater hatte er zu betrauern. Dieſen lernte ich im Jahre 1814 bei Graimbergs im freundlichen Karlsruhe kennen; ihn begleitete damals ſeine Tochter Fanny, eine der roſigſten Holdſeligkeiten, die je unter Mädchen geblüht. Olivier, der Vater, durch ſein geiſtvolles kräftiges Zuſammenwirken mit ſeinen Freunden Salzmann und Baſedow berühmt, war im Sommer 1814 im Auftrage der Frau

von Krüdener nach Heidelberg gekommen, Stift Neuburg zu kaufen. Er sollte jedoch über einen gewissen Preis nicht hinausgehen. Als er der Freundin vorstellte, man würde das Stift nicht dafür hergeben, sagte sie fast schmollend: „Ich habe Gott so gebeten, daß ich es haben muß, Gott kann es mir nicht abschlagen!“ Olivier's Mühen waren vergebens. Ihn schmerzte der ganze Vorgang tief, wie denn überhaupt Verhältnisse, Meinungen und Richtungen der werthen seltenen Frau seine redlichsten und schmerzlichsten Besorgnisse weckten, welche die Zeit nur zu sehr gerechtfertigt hat.

Ferdinand Olivier, den zärtlichen Bruder und Sohn, fand ich von den Tröstungen seiner neuen Familie umgeben, und ihm zur Seite eine damals noch jugendlich blühende Gattin, die, englischer Abkunft, höchst niedlich die weichen Selbstlauter mit einem h härtete, gleichsam wie an einem zierlichen Ambos glühendes Metall, und die es nicht wußte, welch unwiderstehlichen Zauber fremdartiges Sprechen rosigen Lippen leiht. Diese Engländerin mit den glänzenden weichen blonden Locken, und der durchschimmernden Lilienhaut zart getuscht mit lieblichem Roth, und mit ihren Veilchenaugen, war die schöne Mutter zweier blühenden Söhne, davon einer, der Sohn Ferdinand's, damals noch auf dem Arm getragen wurde, und zweier wunderschönen Töchter, die älteste dazumal dreizehn Jahre. Musterhaft als Hausfrau und Mutter, edel und offen, wie man sich gern eine Britin denkt, war sie den Ihren wie den Freunden schätzbar und werth in seltenem Grade. Sie vielleicht, mit dem warmen innigen Hauche ihrer Neigung, hatte Ferdinand's Selbstvertrauen belebt und erkräftigt, denn ich fand ihn rüstig bei der Arbeit, und ich gedenke mit Lust seiner tiefsinnigen glutvollen Compositionen, wie seiner Gemälde nach der Natur.

Eins darunter, ein Juwel von Frische und Treue, stellte eine Partie aus der Umgegend von Baden bei Wien dar, nämlich die unvergleichlichen uralten Linden unweit des Doblhof'schen Gartens, die eine Gruppe bilden, vor der ich oft in Begeisterung verweilte; der Wiesengrund, dessen schimmerndes Grün rosige Waldnelken, goldene Arnica und leuchtende blaue Enzianen schmücken, der klare lebensvolle Bach, und der ganze friedlichholde liebkosende Reiz der Gegend umher sind ein Idyll, das einen Olivier begeistern mußte; und so treu hat er es nachgedichtet, daß es die Seele des Beschauers mit seiner süßesten Bezauberung umfängt. Es ist sein heiterstes Bild, hervorgegangen aus dem freundlichsten Eindruck der saftigen, quillenden Fülle von Reiz und Frieden jener gesegneten Gegend.

Wehmuthvoll, obgleich süß wie der Nachtigall Lied in der Wehmuth, ist die Kartause bei Salzburg, eine der hinreißendsten Schöpfungen Olivier's.

Schwer weiß sich oft das heimtückische Glück an den Edelsten und Trefflichsten zu rächen, die an seinem Altar nicht opfern wollen. Ferdinand von Olivier huldigte nicht um ein Haar breit Fortuna's Launen. Er gehörte auch zu unbedingt seinem Genius an, um pünktlich bestellte Werke zu Zeit und Stunde abzuliefern. Sowie ein neuer, großer Gedanke in seiner Seele Funken schlug, gab er sich hin; auch bedurfte er mitunter der Rast, um Neues in sich selbst vorzubereiten: denn ein schöpferischer Geist kann kein dienstbarer Geist sein, höchstens nur dann, wenn Stimmung und Gegenstand in Einklang kommen, kann einer schaffen was er nicht blos will, auch soll.

Im Jahre 1830 fand ich Olivier in München wieder, im vielfach belebten Familienkreise, unter einem Dache mit dem berühmten Künstler Schnorr von Karolsfeld, Gatte

ſeiner ältern Stieftochter, wie zugleich mit ſeinem verdienſtvollen Bruder Friedrich von Olivier, deſſen innig gemüthvolle Compoſitionen das Gepräge ſeiner Seelenanmuth, ſeiner Herzensreinheit, und ſeines echt frommen Sinnes ſind; ſie erinnern nicht durch Reminiſcenzen, ſondern durch Innigkeit und keuſche, reine Formen an Rafael.

Ferdinand von Olivier's Lage fand ich im Jahre 1830 in München nicht auf der Höhe ſeines Ruhmes. Er lebte nicht mehr lange, ihn mußte die innere Glut, dieſe unaufhaltſame Heimbeförderin der Erdenpilger, verzehren. Er wurde nicht lange und noch vor ſeinem Hinſcheiden mit einem Amt bekleidet, deſſen Verwaltung er nicht beſonnen genug verſah; dies ſtürzte ihn in einen Abgrund von Sorgen. Tadelnswerther als ſeine Vernachläſſigungen war der Misgriff, daß man dem großen Meiſter ſolche Mühwaltungen aufbürdete. Das heißt mit einem Solitär Glasſcheiben ſchneiden!

Seit Friedrich in Dresden kannte ich keinen gedankenreichern Landſchafter als Ferdinand Olivier, der durch die Seele der Wehmuth, die in ſeinen Werken glüht, wenn auch auf anderm Wege, lebhaft an Ruysdael erinnert. Olivier's Trauer iſt troſtlos, die des herrlichen Friedrich iſt feierlich, innig; Ruysdael weint wie ſüße, einſame Liebe. Friedrich Dahl, der ſinnig heitere, ſtets jugendfriſche, verdient neben dieſen Meiſtern genannt zu werden; wegen des Gegenſatzes zu Ruysdael möchte ich Claude Lorrain den erſten Liebeskuß nennen, Ruysdael die erſte Liebeszähre. Sehen wir nun von den ſo durchaus entſchiedenen Eigenthümlichkeiten dieſer vier Meiſter ab, und wenden uns zu all den Landſchaftern hin, die Herrliches, Anſprechendes, Erfreuliches geleiſtet, in großem Maßſtabe, in unübertrefflich techniſcher Vollendung, und

zollen wir dieſer Eigenſchaft allen Dank, alle Verehrung, deren ſie würdig: ſo haben wir doch mehr für die Augen, aber weniger für das Herz; der Sinnenzauber, jetzt das eifrigſte Beſtreben aller Kunſt, läßt das Herz leer. Ueber dies Streben geht die ſchöpferiſche Seele des Künſtlers verloren. Beides iſt unvereinbar. „Wer Eine dieſer Schweſtern fand, begehre der andern Schweſter nicht."

Mit dem eben Geſagten will ich nur den Eindruck bezeichnen, den die Werke dieſer Meiſter auf mich gemacht, ohne mir ein geltendes Urtheil über ſie anzumaßen; überdies fehlt in dieſer Zuſammenſtellung eine Name: Krauſe, den ich erſt im Jahre 1842 in Baden kennen lernte, und der ſpäter in Italien lebte. Er hatte einige Jahre in Südamerika zugebracht, und dort die wunderherrlichſten Landſchaften aufgenommen, prangend

In einem höhern Sonnenlichte,
In einer reicheren Natur.

Nach ſeinen Farbenſkizzen malte nun der junge geniale Meiſter die Bilder in größerm Maßſtabe in Deutſchland aus: Felſen, Waldungen, Fluren, Ströme, Bäche, und dennoch alles neu, nie zuvor geſehen, in der tiefen milden Glut, im durchſichtigen Schimmer der Farbe, in der freien Urſprünglichkeit des Baumwuchſes, den nie eine Art verkümmert, in der Harmonie der Muſik, der Farbengebung, deren Treue zur Seele tönt, wie ein großes entzückendes Wort aus Freundesherzen. Nie inniger, nie lieblicher waren Ernſt und Anmuth, Schönheit und Trauer in Kunſtwerken verſchmolzen, nie die Verhältniſſe in verjüngtem Maßſtab entſprechender der Größe des Gegenſtandes in ihrer Wirkung, als ſie beim Anblick dieſer Gemälde empfunden wurden.

Ferdinand's edle Gattin, meine unvergeßliche Freundin, war ihm nur kurze Zeit vorausgegangen, nicht mehr

jung, allein viel zu früh für alle Liebe, die ſie umgab, für alle Gegenſtände ihrer Muttertreue, ihrer zärtlichen Mühen und Sorgen. Eine Menge lieblicher Enkelkinder umgab ſie; ſchöne, verheißungsvolle Geſchöpfe! Die Freuden einer Großmutter, die ich zwar in meiner eigenen Familie ſehr mangelhaft genoſſen, ſind noch höherer Natur, als die einer Mutter; beim Anblick holder Enkel iſt's, wie wenn in einem ſchönen Nachſommer die Bäume wieder blühen und noch einmal Früchte tragen; ein neuer Frühling des Daſeins beginnt, indeß das Herz, ſchon in den Friedenshafen eingelaufen, nichts mehr von Täuſchungen weiß, und ſich ganz der reinſten Freude hingeben kann. Doch ich kehre von dieſer Abſchweifung zu meinen pariſer Erinnerungen wieder zurück.

Pilat hatte ſich das Vergnügen gewährt, uns mit Gall zuſammen zu Tiſche einzuladen und keinem von uns beiden zu ſagen, wer der andere war. Ich hatte erfahren, daß Napoleon geäußert habe, er glaube nicht, daß ſich die Natur ſo grober Merkzeichen bediene, um die innere Befähigung eines Menſchen kund zu geben. Wie dem auch ſei, ſo muß ich einige Aeußerungen Gall's über mich hierherſetzen, mit denen ſpäterhin Dr. Milne Edwards bei Unterſuchung meines Schädels durchaus übereinſtimmte. Ich hatte meinen älteſten Sohn bei mir; Dr. Gall fand ſeinen Kopf weit über ſeine Jahre hinaus ausgebildet. Bei Wilhelm wie bei mir fand er die Poeſie reichhaltig bezeichnet. Pilat ſagte ihm zuletzt, wer ich ſei; er freute ſich ſehr, und ſprach nun noch offener als zuvor. Er meinte, ich liebe meine Kinder unendlich, allein ich ſei nicht geeignet, mich mit ihnen zweckmäßig zu beſchäftigen. Es fehle mir an Geduld für das Kleine, aus welchem doch im Grund die große Hauptſumme

hervorginge, deren das Mutterthum bedürfe, um vollgültig zu wirken. Gall war so einfach in seinem Bezeigen, als scharfsinnig in seinen Wahrnehmungen und klar in seinen Urtheilen. Sein Aeußeres zeugte von Ernst und Lebhaftigkeit; er blieb mir unvergeßlich.

Die angenehmsten Stunden brachte ich bei Henriette Mendelssohn zu. Oehlenschläger las uns dort die Uebersetzung seiner dänischen Dichtungen; er sprach mit Liebe und Glut von unsern herrlichsten Dichtern, die nun alle vorangegangen sind. Er selbst, der Ebenbürtige, stand ihnen mit heiterer Zuversicht gegenüber.

Aus Henrietten's Kreise wie aus ihrem Wesen war jede Anmaßung, jede Halbheit verbannt. Die belebendsten ihrer Gäste waren: Dr. Klinger, Brönsted, Rees, Varnhagen, Oersted, vor allen Oehlenschläger. Die Familie Pilat war nicht in diesem Kreise, denn Pilat konnte wegen seiner vielen und vielsagenden Geschäfte nur in seinem Hause Gesellschaft sehen. Koreff, Klinkowström bewegten sich in allen diesen Kreisen. Ich war unfähig, an allem theilzunehmen und jemand bei mir zu sehen; doch ich vermißte nichts, wenn Chézy bei mir den Abend zubrachte.

Der Winter enteilte. Es war der erste und letzte meines Lebens in Paris, den ich gern zurückgehalten hätte; mir ahnte, daß ihm kein ähnlicher je folgen werde. Man lebte damals noch wenigstens in unserm Kreise in ziemlich ungetrübtem Lebensgenuß hin. Die Sphinx zeigte noch nicht ihre Tatzen. Die Gegenwart bot so reiche Genüsse, daß wir nichts anderes ersehnten, als was sie gab. Wir fühlten uns wie in einem blumenreichen Garten, voll Duft und Nachtigallenklängen.

Frau von Wolzogen fehlte uns empfindlich. Sie war die erste deutsche Schriftstellerin, die ihren Schwung weit

über den Standpunkt hinaus genommen, welchen man als den des Romans bezeichnete. Anmuthig, zart und tief wie die Graffigny, wie die Lafayette, keusch wie jede Frau schreiben soll, fest und rein in den Umrissen ihrer Gestalten, in der Färbung ernst und zart, bringt sie in ihrer „Agnes von Lilien" ein treues Bild der vornehmen Gesellschaft ihrer Zeit, ihres Kreises, ihres Innern.

Es gibt noch Menschen wie damals, aber der geistige Boden der Welt hat eine andere Schicht angesetzt. Vieles, was früherhin die Menschheit erregte, beseligte, erhob, liegt als Fossil unter dieser Schicht.

Frau von Wolzogen war die Schwägerin Schiller's, prangte als Blüte des Frühlings jener schönsten Tage Deutschlands, Weimars. Neben ihr erschloß sich der Geist der Amalie von Imhof, auf welchen alle die großen Geister jener Tage mit Liebe hinblickten. Sie schrieb „Die Schwestern von Lesbos", dann ihr zweites großes Gedicht, „Die Schwestern von Corcyra", späterhin ihre „Legenden", die, rein von Frömmelei, die Lesewelt erfreuten. Sie stand neben Frau von Wolzogen, wie die eben aufgeblühte Rose neben der prachtvollen ausblühenden. Die Reinheit und Würde beider Dichterinnen beurkundete ihre Seelenverwandtschaft. Beider Schicksal war lange beneidenswerth und hatte viel Aehnlichkeit miteinander. Die Arlequinpritsche der verkleinernden Kleingeister war niemals, auch in der fernsten Ferne, gegen sie geschwungen worden, und würde es auch jetzt nicht werden, wo die Verleumdung und Anfeindung der meisten Männer ihr muthwilliges Wesen treiben, um Weiber zu bestrafen, daß sie denken können. Auch Mendelssohn's älteste Tochter, Dorothea Schlegel, versteckte sich unter den Adlersfittichen ihres Mannes, wenn sie schrieb. Unter ihren Aufsätzen stand ein D.; nur ihre Freunde kannten es

und waren werth, ſeine Bedeutung zu wiſſen; ihre Werke waren ein koſtlicher Schmuck mit Blumen verwebt, mit welchen ſie Friedrich's Standbild umwand.

Friedrich Schlegel hatte von mir verlangt, ich ſolle mir eine Chiffre wählen, nur Dichtungen, nie in Proſa ſchreiben. O, wie hatte er recht! Aber er hatte ſich nicht über den eigentlichen Sinn ſeiner Meinung ausgedrückt, um ſie verſtehen zu können. Der Haufen der Kläffer, die gern einen weiblichen Namen anfallen, wagt ſich am liebſten dahin, wo äußerer Schutz fehlt; wenn das auch nicht edel iſt, ſo iſt es doch bequem.

Die Franzoſen ſind dem weiblichen Genius wenigſtens minder abhold als die Deutſchen. Dieſe Eigenſchaft beweiſt, daß ihre Bildung harmoniſcher iſt als die unſers Volks, und daß ſie größern Nationalſtolz beſitzen als unſere werthen Landsleute; denn der Franzoſe liebt alles, was den franzöſiſchen Namen verherrlicht. Ich glaube nicht, daß jemals eine Juliette Récamier in Deutſchland aufblühen werde, ſowenig wie es in jetziger Zeit in Frankreich geſchehen könnte; denn der Sinn für eine Größe, wie die ihrige, iſt verſchwunden, wenn er ſich auch noch bei Einzelnen findet.

Der ſchöne Kreis, von welchem auch Fräulein Thereſe aus dem Winkel eine Zierde war, verlor dieſe durch ihre Abreiſe nach Deutſchland. Viele andere ſeiner bedeutendſten Mitglieder verließen Paris. Ich und meine Kinder waren dort ſehr unglücklich, wiewol wir einen Theil des Jahres in Montmorency zubrachten; denn es war doch Deutſchland nicht, wohin ich mit allen Seelenkräften ſtrebte. Unbeſtimmte düſtere Ahnungen weiſſagten mir Unglück über Paris, vielleicht weil ich ſelbſt unglücklich war. Es gelang mit großer Mühe, Chézy zu

bewegen, daß er mich fortließ. Mein Jammer bei diesem Scheiden kann nicht mit Worten bezeichnet werden. Ein einfaches Lied, welches ich damals dichtete, möge ihn hier bezeichnen. Es ist kein Lied, es ist Herzblut!

Muß ich trostlos einsam scheiden,
Liebesthal, mein stilles Glück!
Bleiben alle deine Freuden
Nun in deinem Schos zurück?

Dunkel ist der Pfad des Lebens,
Keinem Ziele wall' ich zu;
Alles Streben war vergebens,
Hin ist alles, selbst die Ruh'.

Lebet wohl, ihr Blumenwiesen,
Lebe wohl, geliebter Wald,
Wo die regen Bächlein fließen,
Nachtigallenlied erschallt.

Ach, ich werd' euch nur in Träumen,
Sel'ge Schatten wiedersehn;
Werd' ich hier in stillen Räumen
Nicht ein ruhig Grab erflehn?

Ueberall gibt's Wald und Auen,
Hütten froh und frei bewohnt,
Wo mit seligem Vertrauen
Süße Liebe Treue lohnt.

Mir nur blüht auf weiter Erde
Nirgends eine Heimat mehr;
Wo ich noch verweilen werde,
Bleibt mir alles wüst und leer.

Andre Hütten, andre Auen,
Mit dir geht mein traurig Herz;
Will ich in die Ferne schauen,
Such' ich doch nur meinen Schmerz.

Thränen send' ich zu den Sternen,
Thränen fließen in die Flut,
Gram wird sich nur dann entfernen,
Wenn mein Herz gebrochen ruht.

Und ich hatte zwei liebe Kinder, voll von geistigen Anlagen! So undankbar ist der Mensch gegen Gottes Gaben. Ich konnte sie nicht zurücklassen, wiewol Chézy meinte, es wäre besser, daß ich es thäte. Aber ich hatte viel ernste Gründe, sie mit mir zu nehmen, und Chézy, der mich weinen sah, war nicht grausam. Er fühlte, welches einige meiner Gründe sein mochten, und ehrte sie. „Du liebst mich", sagte er, wenn ich in Thränen hinströmen wollte, und ein Strahl der frühern Innigkeit glänzte in den seinen. „Mein Herz ist einzig auf der Welt", sagte er und umschlang mich.

Einige Wochen darauf brachte er mich an den Reisewagen nach der Vorstadt St.-Antoine, wo schon Glinz, ein geistvoller, wackerer Künstler aus St.-Gallen, bereitstand, mich zu begleiten, wie ihn Chézy gebeten hatte, da er gerade nach der Schweiz ging. Mein Reiseziel war Heidelberg. Beim letzten Kuß sagte mir Chézy mit wehmuthvoller Stimme: „So geh denn mit Gott! Wir sind nicht geschaffen, uns fern zu bleiben, du wirst wiederkommen." — „Sobald du mich verlangst", war meine Antwort. Der Wagen rollte fort. Glinz ehrte meinen Schmerz und schwieg. Die Kinder waren wohlgemuth und freuten sich des Reisens; sie hatten ihren Vater nur selten gesehen, oft in vierzehn Tagen nicht. Wenn wir in Paris waren, besuchte er uns auch nur sehr selten, namentlich in der letzten Zeit. Sein Herz und Wesen war uns entfremdet worden. Das Studium des Sanskrit hatte einen größern Antheil an dieser unheilvollen Veränderung, als die verblendeten Menschen,

welche ſie veranlaßt hatten. Chézy überbot Geiſtes- und Lebenskraft durch eine Arbeit, die er mit zu großem Selbſtvertrauen übernommen hatte. Die herrliche Grammatik von Wilkins erſchien drei Jahre zu ſpät für ihn. Sie gelangte zu ihm, als er ſchon im Stande war, viele Stellen darin zu verbeſſern, andere mit lichtvollen Anmerkungen zu begleiten. Wilkins hatte Freude darüber. Ein großer Gelehrter kennt nicht den Neid, nicht kleinliche Empfindlichkeit, und erfreut ſich der Fortſchritte des Mitbewerbers auf ſeiner eigenen Bahn.

Chezy hatte auf dem europäiſchen Continent keine Mitbewerber, als nachdem er ſich ſelbſt welche erzogen hatte. Er erntete den ſchwärzeſten Undank von mehreren. Die, welche ihm Dank und Liebe zollten, habe ich im Laufe dieſes Werks ſchon früher genannt; ich füge ihren Namen hier nur noch die von Samuel Munk und Fauriel hinzu. Einige der berühmteſten Indianiſten, für die er ein Vater war, die ihm alles verdankten, wünſchte ich jener glänzenden Reihe zuzählen zu können; doch ihnen genügte der Ruhm, in ihrem Fache zu glänzen, und ſie rangen nicht nach dem Bewußtſein, ihres großen Meiſters Herz zu erfreuen. Ja, es gab einige unter ihnen, die ſich nicht entblödeten, ihm durch Ränke zu ſchaden, die Beſtrebungen zu ſeinem Emporkommen zu vereiteln, und ihrem Neid und Haß noch über ſeinem Grabe hinaus Luft zu machen. Eins der Mitglieder dieſer ſchwarzen Bande — der nicht Chézy's Schüler war, ein ſeinwollender Orientaliſt, der allerdings mehr Chineſiſch konnte, als z. B. ich, und vor mehreren Jahren ſtarb — wagte es, den edeln Todten, der noch kaum erkaltet war, öffentlich im „Moniteur" mit Schmähungen anzufallen. Er ſagte unter anderm in ſeiner Tiatribe, daß die göttliche Vorſehung von Zeit zu Zeit

Epiphanie für Frankreich besorgte, indem sie z. B. Chézy, der wenig Nutzen mehr stiftete, bei Zeiten von der Erde genommen habe. Silvestre de Sacy trat in demselben Blatte zum Schutze seines verklärten Freundes Chézy auf, zwar nur in wenigen Zeilen; allein diese genugten, Herrn Julius Klaproth niederzudonnern. Er wirkte seitdem nur insgeheim gegen Chézy's Namen. Er hatte sich so mit manchen andern Functionen befaßt, daß er seine chinesischen Nachforschungen nur noch lau betrieb. Man fand ihn meistens in den Kreisen der Herren, welche man die Parias der Diplomatie heißen könnte. Dies waren sehr angenehme und geistvolle Männer, welche man hier und da antraf, ohne ihre eigentliche Beschäftigung zu errathen. Man konnte sie frequentiren, ohne von ihrem Gewerbe zu sein, allein nicht, ohne in den Verdacht zu kommen, daß man zu ihnen gehörte; denn viele wußten darum.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Helmina von Chézy.

Zweiter Theil.

Unvergessenes.

Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

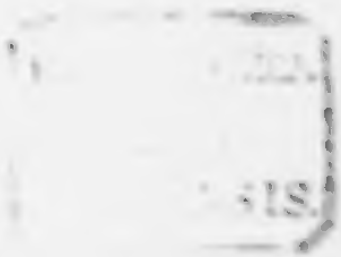
von

Helmina von Chézy.

Von ihr selbst erzählt.

Zweiter Theil.

Leipzig:
A. H. Payne.
1838.



Inhalt des zweiten Theiles.

Seite

I. Mein Aufenthalt in Heidelberg, Aschaffenburg und Darmstadt . . . 3

II. Rheinreise. — Köln. — Mein Conflict mit der Invalidenprüfungscommission in Köln 107

III. Reise nach Berlin. — Freisprechung. — Schriftstellerische Arbeiten 150

IV. Uebersiedelung nach Dresden 193

V. Erlebnisse im österreichischen Kaiserstaat 250

VI. München. — Chézy's Tod. — Neuer Aufenthalt in Paris . . . 360

Zweite Abtheilung.

I.

Mein Aufenthalt in Heidelberg, Aschaffenburg und Darmstadt.

„Gehen Sie nicht nach Heidelberg!“ hatte der berühmte Arzt Koreff zu mir gesagt. „Heidelberg ist ein Zugnest und ein Klatschnest.“ Diese Worte hatten gar keinen Eindruck auf mich gemacht, ich kannte diese Schattenseite in Koreff's Charakter. Wenn er übler Laune war, zog er auf alles los, was ihm unter die Hände kam. Ich ging nach Heidelberg. Ich hätte es nicht thun sollen, denn gerade ich paßte gar nicht dorthin. Ich war nach Jean Paul's Ausdruck in einem Briefe an mich nur aus einer großen Stadt in eine größere gezogen, nämlich von Berlin nach Paris. Nun war ich in eine recht kleine gekommen, die damals unbeschreiblich kleinstädtisch war, wiewol große Männer darin lebten und wirkten. Dennoch hatte einer der dortigen Professoren geäußert: Solchen Frauen, wie Amalie von Helvig, sollte man die die Thore zusperren. Zu meiner großen Freude hatte ich diese dort angetroffen. Mehr noch that mir die Anwesenheit von Schiller's Witwe und Kindern wohl. Jene sagte unter anderm: in Heidelberg's Gegend könne ein wundes

Herz genesen. Sie errieth diese Wunden und berührte sie leise wie Maienhauch. Wir wohnten in demselben Gasthof und sahen uns oft. Sulpice und Melchior Boisserée mit ihrem Freunde Bertram suchten mich am Morgen nach meiner Ankunft auf. Karoline Rudolphi hatte ich für Pflicht gehalten, noch denselben Abend zu besuchen. Ich fand sie kränkelnd. Ihre Reise nach der Schweiz war ihr Tod. Sie, die Sechzigerin, war mit einem zwanzigjährigen Herzen dort gewesen. Die übermenschlichen Anstrengungen beim Bergsteigen zerstörten sie. Sie kam leidend zurück. Doch es hat etwas Schönes, wenn der Mensch für etwas Schönes stirbt. Ihre blühende Erziehungsanstalt gedieh fort unter der Leitung der Hofräthin Tapping und deren damals erst aufblühenden Tochter.

Am Tage nach meiner Ankunft fiel mir beim Umhergehen mit meinen Kindern ein großes alterthümliches Gebäude auf, welches die Stadt wie eine Krone schmückte. Vermöge meiner lyrischen Unbefangenheit war mir von Heidelbergs Schloß noch nichts bekannt geworden. Wir waren oben, ohne zu wissen wie, wir stiegen von Entzückung zu Entzückung. Im Schloßhof bemerkten wir einen jungen Mann auf einem Malergerüst. Er bemerkte uns nicht, bis mein kleiner Max unvermuthet zu ihm hinaufstieg und ihm zurief: „Monsieur, qu'est-ce que tu fais là?" Der Künstler wendete sich um, durch die Laute in seiner Sprache froh überrascht. Ihn funkelten ein paar himmelblaue Augen an, die größer schienen als der ganze Knabe; die blühende Schönheit des Kindes war ganz durchschimmert von Geist und Anmuth. Der Fremde schloß es in seine Arme und küßte sich satt. Die Bekanntschaft wurde nun bald angeknüpft, der Fremde erfuhr von mir, ich von ihm, was wir bedurften, um sie

fortzusetzen. Er war ein französischer Emigrant, Sohn eines Grafen und Gutsbesitzers aus der Champagne. Heidelbergs Reize hatten ihn hier gefesselt; er wollte von hier nicht scheiden, ohne sie in Bildern noch einmal geschaffen zu haben. Ueber dies Streben vergaß er die Schrecknisse der Revolution, die Trauer um den Königsstamm und die Zustände seines Heimatlandes. Heidelberg wurde ihm Heimat, Geliebte, Andachttempel, Paradies. Er konnte die Fülle seiner Schönheit nicht ertragen, ohne sie wieder auszuströmen, sie wollte ihm die Brust zersprengen. Durch den Zauber der Phantasie lebte ihm, blühte ihm in den prangendsten Farben alles, was er schwarz auf weiß dem Papiere gab. Jede seiner Zeichnungen war ein Daguerreotyp von Menschenhand, die Sonne konnte es nicht treuer und zierlicher ausarbeiten. Graf von Gramberg sowie die übrige Welt kannten damals die Lichtbilder nicht, aber wenn diese auch erfunden gewesen wären, glaube ich nicht, daß er der Sonne überlassen hätte, diese Bilder hervorzubringen, und er selbst hätte das gestalten wollen, was ihn so himmlisch entzückte.

Schloß und Garten zu Heidelberg waren damals reizender als jetzt. Ludwig Tieck behauptet, sie seien vor sechzig Jahren noch herrlicher gewesen, ehe Menschenhand daran gepfuscht. Gewaltige Baumgruppen, denen sich die Schärfe des Beils nie genaht, dicht und malerisch von Epheu umstrickt, breiteten ihren Schatten über den besonnten Rasen hin, den glühende Rosen schmückten, krönten die Häupter der Felsenhöhen und warfen ihren roßigen Blütenschnee über die schmalen Stege, die unregelmäßig und reizend durch die Wildniß des Waldes führten. Vereint mit dem Säuseln der Wipfel wogte der Neckar durch die Felsenzacken seines steinichten Bettes,

auf denen einzelne Waldblumen prangten, die dem Andrang der Wellen trotzten, lächelnd wie eine schlaue geliebte Schönheit dem rauhen Sinne des Mannes entgegensteht. In diesen Räumen hemmten oft riesenhafte Bäume, umstrickender Epheu, bemooste Felsstücke des Wanderers Fuß, gleichsam um ihn mit sanftem Zwang zum Verweilen zu bewegen, weil diese Stelle so schön sei, weil hier die Quellen lieblicher rauschten, die Durchblicke nach der Gegend und nach dem Schlosse die Gegend anmuthiger umzauberten. Die Ruine war wie mit einem Netze von breitblätterigem Epheu überzogen, wie aus Epheu erbaut. Die beiden Kurfürsten blickten nur schüchtern aus der Epheurankenumgebung von ihren Nischen herunter.

Der Oberforstrath Gatterer, ein wackerer, vielthätiger Mann, jagte die Phantasie aus ihrem Heiligthume fort, ebnete die Pfade, ließ unzählige Bäume weghauen, zerstörte den ganzen Zauber, der hier gewaltet hatte und der unersetzlich ist. Weg war nun die Harmonie der Anschauung und des Eindrucks unter dem Flickwerk des Modernen auf dem alten Prachtgewande der frühern Tage. In meinen Gedichten steht ein ganzer Lobgesang auf Gatterer's That, weil ich es nicht besser verstand und weil auch zu jener Zeit, wo ich Heidelberg zuerst erblickte, manche seiner prächtigsten Reize noch ungestört waren. Der Schloßgarten war der botanische Garten, wo Schelver früh morgens um 5 Uhr die Studenten hinführte und sie belehrte. Der Neckar hatte noch sein Felsenbett, diese Aeolsharfe von Wellen durchrauscht, dies Labyrinth, durch welches nur die kundigsten Schiffer ihre Nachen lenken konnten.

Vor vielen Jahren war es dem edeln Karl Friedrich vorgestellt worden, daß man den Neckar schiffbar machen

müßte. Die Gründe waren alle sehr praktisch.' Karl Friedrich willigte ein. Nun kamen aber die alten greisen Schiffer zum Markgrafen und stellten ihm vor, wie durch so viel Jahrhunderte hindurch die heidelberger Schiffer den Ruhm behauptet haben, den Reisenden und den Handelsmann gefahrlos durch die Klippen hindurch nach seinem Ziele zu führen und wie nun alle Schätze der Erfahrung, welche ihre Altvordern durch so manches Jahrhundert hindurch gesammelt und erprobt, weggeschleudert würden, wenn man die Felsen sprengte und den Neckar schiffbar machte. Karl Friedrich's Herz schlug für sein Volk. Er gab den Bittenden seine fürstliche Hand und verhieß Gewährung. Im Jahre 1811 fand ich den Neckar noch mit seinem Perlenscheine und seinen Hymnen, doch als ich manches Jahr später wieder nach Heidelberg kam, floß er flach und leise durch sein breites Bett, wie ein anderer Fluß oder wie ein Poet, der ein Zollbeamter geworden und keine Verse mehr macht. Auch die Felsen an seinem rechten Ufer waren ein großes Stück weit weggesprengt worden und auf dem gewonnenen Raume standen nun ärmliche Häuser, moderhaft feucht, wo die Armuth mit allen ihren Schreknissen thronte. Auch Klein-Heidelberg auf der Höhe des ehemaligen Burgweges war zahlreicher als früherhin bewohnt von einem schmuzigen Volke, da es ehemals zwar ein Sitz der Armuth, aber nicht des scheußlichen Elends war. Aus dem Burggarten waren die schönen seltenen Pflanzen und Blüten, die Gatterer und Schelver dorthin verbreitet, weggerissen und statt der Felsenwölbung, in deren schattiger Nähe Sitze und Tische für Gäste standen, fand ich dort nun Restaurationen in unschönen Häusern, Tabagien und zweimal in der Woche eine greuliche Musik und ein gemischtes Publikum: statt

des reizenden Wegs, der durch Kornfelder, Weinbau und Obſtbäume nach dem Klingelthor führt und deſſen liebliche Krümmungen in Anmuth prangten, geht es nun durch die ſchnurgerade Leopoldſtraße nach der großen breiten Chauſſée hin, die nach Manheim führt.

Noch ein Werk der Zerſtörung war damals im Anbeginn, ich weiß nicht, wie weit es gediehen. Karl Theodor hatte nahe dem Ausgange der Plöckſtraße eine große Pflanzung errichten laſſen, in deren Umfang eine ſchöne Quelle, von Ruhebänken umgeben, ſprudelte. Sie beſtand aus den ſeltenſten Bäumen entfernter Zonen, die mit ungeheuern Koſten hergebracht und ſorglich gehegt worden waren. Hier fand der Luſtwandelnde Schatten, Kühlung und Düfte, die Kinder der Vorſtadt hatten hier ihren friedlich gefahrloſen Tummelplatz, denn Reiter und Wagen durften nicht hinein. Die Pfründner des nahen Spitals ergingen ſich gern unter den rieſigen Bäumen.

Ein junger Dichter, Friedrich Müller von der Werra, kam eines Tags ſchmerzerfüllt zu mir und klagte über Meuchelmord an Bäumen, las mir auch eine kleine Schrift darüber; dieſe hatte er an ein Journal geſchickt, welches ſie ruhig liegen ließ; ich weiß nicht, ob ſie ſeitdem irgendwo aufgenommen und ob noch ein Baum von jenen Prachtexemplaren des Arboretum grünt. Die Sache verhielt ſich folgendermaßen: dieſe Baumpflanzung oder vielmehr dieſer Luſtwald ſtand aus verſchiedenen Gründen, die nicht hierher gehören, zwei Bürgern im Wege; man durfte ſie nicht weghauen laſſen, wollte aber die Vertiefung, in welcher die Anpflanzung wuchs, mit der Leopoldſtraße und der Plöck nivelliren. Man erlangte die Erlaubniß, dieſe Ebnung durch Ausfüllung von Erde, Steinen und Schutt zu

bewirken. Die Baumstämme wurden zu diesem Zweck umschüttet, viele derselben, die sehr tief in der Niederung standen, mußten es beinahe bis an den Wipfel werden. Man weiß, daß selbst die Wurzeln der Bäume einen leichten Boden bedürfen, sonst faulen und verdumpfen sie. Nach allen Voraussetzungen der Sachkundigen mußte die schöne kostbare Pflanzung früher oder später aussterben.

Ich halte nicht Blumen für schmerzenlos aus dem bloßen Grunde, weil sie nicht schreien können; es ist auch in mir manchmal der Zweifel aufgestiegen, ob sie nicht Augen haben sollten, denn was hätten sie begangen, um die schöne Natur um sie her nicht zu sehen? Die alten Völker hatten heilige Waldungen, heilige Bäume; den neuern ist weniges mehr heilig. Mir aber geht ein Schmerz durch die Seele, wenn ich Bäume verstümmeln sehe. Ich glaube mich auch nicht zu irren, wenn ich hier bemerke, daß es häufigere Erdbeben gibt und daß sich diese mehr über den ganzen Erdboden verbreiten, als vor der Ausrottung vieler Wälder, welche ehedem die Art verschonte.

Ich mußte eine Wohnung haben. Man wies mir eine im Burgweg bei der Kirchenräthin Ehrhard an und zwar im untern Stock, etwas dumpf und unbequem, dazu im Verhältniß sehr theuer. Als ich eintrat, sie zu besehen, traf ich zwei Herren, die sie eben verlassen wollten. Der eine, ein sehr junger Mann mit feinen Zügen, ausdrucksvollem Gesicht und funkelnden schwarzen Augen, der andere nicht mehr zu fern den dreißiger Jahren, nicht schön, aber mit sinnigem Blick und geistvollem Lächeln. Ein kleines aufgeschlagenes Buch zog meine Aufmerksamkeit an, es war betitelt: „Beatus und dreizehn Gedichte." Ich fing sogleich an zu lesen, als

wäre ich zu Hause und hätte nichts anderes zu thun. Als ich einige Seiten herunter hatte, fing ich meiner Gewohnheit nach an laut zu denken, fragte: „Wer muß dies Buch geschrieben haben? Es ist nicht Ludwig, nicht Novalis, nicht Jean Paul, doch es spielt in den Farben dieser Meiner.“ Ich wollte mehr sagen, aber der ältere der jungen Männer unterbrach mich, sagend: „Es ist von mir, ich heiße Karl Iserbecke.“ Da er meine Verlegenheit bemerkte, setzte er rasch hinzu: „Hier mein Freund heißt Leopold von Gerlach.“ Bei diesen Worten fühlte ich eine süße Glut sich über meine Wangen gießen. „Ein Verwandter Adelheid's von Wasserwitz?“ rief ich aus. „O Gott, wie geht es der herrlichen Frau?“ Ich erfuhr in wenigen, doch bezeichnenden Worten, daß sie glücklich, Mutter von fünf schönen Kindern sei, rastlos im wohlthätigen Wirken, heldenmüthig wie ein Mann beim Leidensbett verwundeter Krieger, sanft und zart wie ein Weib, wo es Pflege und Hülfe gilt. Ich begriff damals noch wenig, was es auf sich habe, Verwundete zu pflegen, doch die Barmherzigkeit meiner geliebten Adelheid that mir wohl. Ich hatte sie in allem Glanz der Schönheit, des Geistes, der Anmuth gekannt; nun strahlte mir ihr Bild beleuchtet von oben herab. Ich dachte an die Bergpredigt im Evangelium. Ich erstaunte nicht ob dem, was ich von ihr hörte, denn stets hatte mir ihre äußere Lieblichkeit als Pfand ihrer Seelenschönheit gegolten.

Meine neue Wohnung bezog ich mit dem angenehmen Gefühl, daß befreundete Geister dort gehaust. Es kam mir vor, als sei ich nicht in der Fremde. Der schöne Herbst begünstigte Ausflüge. Die beiden Freunde pflegten mich zu begleiten. Noch hatte ich wenig Bekanntschaften gemacht. Kirchenrath Schwarz, Paulus,

Schelver, die alten Freunde Boisserée und Bertram erheiterten zuweilen unsere stillen Abende. Meine preußischen Landsleute, Graf Paul von Haugwitz, Karl von Raumer, von Lamprecht u. a., alle geistvoll, ernst und wacker, suchten den Gram zu stillen, den ich nicht verhehlen konnte, wenn ich ihm gleich keine Worte gab. Meine freundliche Hausfrau hatte mich zuweilen in Thränen überrascht. Die Gäste erfuhren es von ihr, daß ich mich still und unaufhörlich härmte. Schwer war mein Schicksal. Blutarm war ich nach Deutschland gekommen. Ich war gewohnt, fleißig zu arbeiten, um durch den Ertrag die Haushaltung emporhalten zu helfen, denn Chézy bezog nur eine geringe Besoldung und seine Mutter war mit einem kleinen Vermögen, 1200 Francs Pension, Holz und freier Wohnung als Witwe geblieben. Seit 1798 war der Preis der Lebensmittel gestiegen, doch nicht die Einkünfte der Witwe. Ich mit monatlich 90 Gulden blieb dennoch getrosten Muthes, verließ mich auf Gott und meinen Fleiß. Mein Harm galt den Qualen eines ganz zertretenen Herzens. Nach und nach kam Trost von außen, doch der konnte mir nicht genügen. Ich habe auch mit Unrecht hier Trost genannt, was nur Zerstreuung war, was Wunden kühlte, aber nicht heilte. Lange Zeit hindurch beschäftigte mich wohlthuend das Studium der Gemäldesammlung der Boisserée'schen Galerie, ich lebte darin und wurde dort heimisch. Bertram ließ es sich sehr angelegen sein, mich in der altdeutschen und niederländischen Kunstgeschichte zu unterrichten und mir die Schönheiten der vorzüglichsten Gemälde dieser Sammlung einleuchtend zu machen. Meine Freunde Olivier hatten mir schon in Paris, als das berühmte Altarblatt von Danzig dort anlangte, tiefe und lichte Blicke in die Schönheiten der

alterthümlichen Kunstwerke erschlossen. Nun war ich an der Quelle und im Brennpunkt dieser Schätze, die vor dem Aufblühen der berühmtesten Meister der italienischen Schule entstanden waren und in herrlicher Färbung prangten, als man noch mit Eiweiß malte.

Ich schrieb über die damals noch wenig bekannte Sammlung, schickte mein Manuscript an La Motte Fouqué für seine „Musen". Diese fanden kein großes Publikum. An ein Honorar war nicht zu denken. Einladungen in Almanache oder Zeitschriften einzuschicken, gelangten mir nicht zu. Artikel über Paris waren nicht zu schreiben, da ich nicht mehr dort war. Ich hatte nichts als die Poesie. Meine Lieder blieben in meinem Schreibtische. So blieb mir nichts übrig, als mich sehr einzuschränken, denn meine ersten Einnahmen von meinem Jahrgehalt aus Paris gingen für nothwendige Anschaffungen von Winterkleidung und Holz darauf. Auch für Reisekosten hatte ich noch Nachzahlungen zu machen und ein zehntägiger Aufenthalt im Gasthof war hoch gekommen, obwol wir die Speisen fast unberührt hinunterschickten. An der Gasttafel hatte ich als junge einzelne Frau mit Kindern nicht sitzen wollen. Der Gedanke wäre mir unerträglich gewesen, auf Chézy zu lasten; er erfuhr nicht, wie es mir ging. Aber den jugendlichen Muth können Geldsorgen wol trüben, doch nicht niederbeugen. Ich war arm geboren, arm aufgezogen und werde arm sterben. Ich glaube, die göttliche Vorsehung läßt aus weisen Absichten die Armuth Begleiterin des Dichterlebens sein. Sie ist eine unbekannte Sonne, bei deren umwölktem, aber kräftigem Strahl Gemüth und Geist sich reicher entwickeln. Jeder Kampf befeuert die Seele. Der Tatar läßt seinem Sohne seine Mahlzeit von einem hohen Baume herunterschießen. So thut

die Vorsehung mit dem Dichter und jeder Sieg über die Noth hat seine eigenthümliche Süßigkeit. Nur das Errungene erfreut eine thatkräftige Natur. Wenn ich sehe, daß ein Dichter, reich und vornehm geboren, herrliche Lieder singt, so denke ich mir jedesmal, wie so strahlender würde er noch sein, wenn er arm gewesen wäre. Viele der Mächtigen und Reichen auf Erden scheinen dieselbe Ansicht zu haben, denn wenige von ihnen helfen dem Dichter auf, wenn er darbt. Das Gold verhärtet die Gemüther, die Noth schärft die Thatkraft. Wäre unsere Zeit nicht die jammervollste und zugleich die üppigste, die es jemals gab, würden die Massen nicht aufgestachelt durch die Noth und zugleich durch die Begierde, Reichthümer zu erwerben, um mit zu genießen, wo der Reiche schwelgt, so würde der Mensch nicht so sinnreich sein, wie er's geworden ist. Es würde keine Dampfkraft, keine Eisenbahn geben, keine Electricität würde die Briefe beflügeln, keine Sphäre der menschlichen Wirksamkeit würde durch Mittel, die der Allmacht des Schöpfers abgelauscht scheinen, das scheinbar Unmögliche zur Wahrheit stempeln. Heinrich IV. steckte seinen Bauern Sonntags ein Huhn in den Topf. Seine Nachfolger nahmen die Eier dieser Hühner weg, sonst würden die Franzosen nicht geworden sein, was sie sind. Behaglichkeit ist eine Feindin des Geistes; doch ist auch die Noth eine Mutter der Verbrechen, besonders in unserer Zeit, und ich glaube, es dürfte die Stunde geschlagen haben, wo es Pflicht wäre, die hinsinkenden, darbenden Massen aus dem Schlamme des Elends herauszuziehen.

Im schönen badischen Lande war unter Karl Friedrich's musterhafter Regierung keine Volksnoth sichtbar. Wenn man am Sonntage lustwandelte oder über öffentliche Plätze der Städte ging, sah man die Landleute

stattlich geschmückt mit heitern Blicken in friedlichen Gruppen stehen. Jetzt, seit 20 Jahren, ist der Plüsch, der Manchester, das Rehleder, der Schmuck echter goldener Tressen u. s. w. verschwunden. Man sieht unscheinbare Kittel, schlechte Hüte und trübe Mienen. Auch ist aus den Kleidungen beider Geschlechter jede Spur einer Volkstracht verschwunden. Warum? Geht auf das Land, in jeder Hutte wird man es euch sagen; geht in die Behausungen der Großen und Reichen und fragt, ob deutscher Kunstfleiß sie ausschmückt, obgleich die trefflichsten Producte in den Ausstellungen von London und Paris aus Deutschland gekommen und obgleich man in den Werkstätten aller Länder und in allen Gattungen von Arbeiten in großer Zahl Deutsche thätig findet. O guter, deutscher Mann, nie wirst du Hammer werden, ewig Amboß sein, und doch bist du so tapfer als brav und treu. In der Wahl der Beamten für Landgemeinden wäre es wünschenswerth, ja nothwendig, daß eine strenge Auswahl getroffen würde. Es ist öfters der Fall, daß die auswärtigen Beamten die Eingeborenen verderben. Ich konnte hiervon viel Beispiele anführen, viel Gründe dafür aufstellen, doch ein Wink ist genügend.

Kehren wir zum schönen Heidelberg zurück, das in jener Zeit in mancher Hinsicht noch im Werden war. Berühmte Professoren besetzten die Lehrstühle. Studirende aus allen Klassen füllten die Hörsäle. Der Professor Zacharia kam mit seiner liebenswürdigen Frau aus Norddeutschland und unternahm ganz still, aber kräftig ein löbliches Werk, bei dessen raschem Gelingen es sich von neuem bestätigte, daß die frische Jugend empfänglich für Lehre und Beispiel ist, wenn sie fühlt, daß beide aus Liebe hervorgehen. Die Jugend ist das Aufblühen und die Reife der Kindheit. Die Umwandlung der

Blüte zur Frucht kann nicht vorsichtig genug überwacht werden. Ein kindisch gebliebener Jüngling ist ein lästiges, oft ein gefährliches Mitglied der Gesellschaft. Charakterlosigkeit und Uebermuth sind schädlicher als die Bosheit selbst. Der Jüngling, der aus den Gymnasien, oft aus dem Heimatsorte und dem älterlichen Hause auf den fremden Boden gelangt, wo er entweder die Bahn des Fleißes und der Sitte, oder die Zügellosigkeit einer unverstandenen Freiheit ergreift, ein anderer Hercules am Scheidewege, nur daß er keine herculische Kraft besitzt, kann nur allzu leicht zu Grunde gehen. Hofrath Zachariä war zweiter Vater für die jungen Studenten. Sein Haus stand ohne Ausnahme allen offen. Die Unwürdigen sonderten sich von selbst aus, die Bildungsfähigen und natürlich die Gebildeten blieben. Er zog sie nach und nach in die achtungswürdigsten und freundlichsten Familienkreise der Stadt. Er zog die Scheidewand weg, welche vor seiner Ankunft den Studenten vom Einwohner trennte und dem Ausgezeichnetsten im Wege stand wie dem Rohesten. Ehedem konnte kein achtbares Mädchen unbeschimpft über die Gasse gehen oder sich auf den Spaziergängen sehen lassen. Halstücher und Shawls wurden jungen Damen weggerissen, unanständige Reden und Scherze ihnen entgegengerufen, mitunter fiel auch wol der Gänsemarsch vor. Solche Unschicklichkeiten gingen allerdings nur vor, wenn rohe Studenten recht betrunken waren, aber das waren sie nicht selten. Die Gebildeten billigten dies Verfahren nicht und schlossen sich davon aus. Als ich nach Heidelberg kam, war schon die Ruhe auf Gassen und Spaziergängen wiederhergestellt. Ein großer Ruf war dem Professor Zachariä schon vor seiner Ankunft vorausgegangen. Er stand als Lehrer und Mensch auf bedeu-

tender Höhe und die ersten unter den Professoren, die sich viele Jahre lang vergebens abgemüht hatten, dem Unfug zu steuern, fühlten neuen Muth durch das Herannahen eines solchen Bundesgenossen. Auch hatte Amalie von Helvig, die auf großartigem Fuße in Heidelberg lebte, und die Brüder Boisserée dahin gewirkt, die widerstrebenden Elemente zu versöhnen, indem sie ausgezeichnete Jünglinge in ihre Kreise zogen. Dies geschah indeß nur ausnahmsweise. Zacharia hingegen bemühte sich nur für das Allgemeine und erreichte sein Ziel. Dieser Erfolg war in jeder Hinsicht ersprießlich für Heidelberg. Zwar gab es unter den damaligen Musensöhnen eine Fraction, die nicht aus Verderbtheit und Rohheit, sondern aus falscher Scham oder gar aus Frauenhaß, aber keineswegs aus Widerwillen gegen Köchinnen dem alten Schlendrian fröhnten und echte Burschen bleiben wollten. Man sah sie selbst 50 oder 30, auch wohl 10 über die Chaussee hinwegrasen, hörte sie wol auch ein abgeschmacktes Bier- oder Weinlied brummen, aber sie fielen niemand mehr an. Es würde merkwürdig sein, ihre Namen gewußt zu haben, um zu erfahren, was die folgende Zeit aus ihnen gemacht hat.

Uebrigens hatte Heidelberg mehrere Jahre vor meiner Ankunft auch einen Glanzpunkt gehabt. Achim von Arnim, Brentano, auch mehrere sehr interessante Familien bildeten dort einen schönen poetischen Kreis; dieser zerstiebte in die Lüfte, weil seine Mitglieder sich nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuten. Aber ein Duft der Poesie und zarter Geselligkeit blieb hier und da zurück, wie da wo Rosen gestanden.

Zu jener Zeit lebte auch die Familie Horstig, und das würdige Oberhaupt derselben, Consistorialrath und Erzieher des vortrefflichen Fürsten Georg von Bückeburg,

wohnte in Heidelberg. Horſtig hatte von ſeiner Laufbahn früh ſcheiden müſſen, weil eine Hirnzerrüttung ihn im frühen Mannesalter unfähig machte, darin zu beharren. Raſtloſe Geiſtesanſtrengungen und ein zu weiches Herz mochten ſchuld an ſeinem Zuſtand ſein, der, Dank ſei es ſeiner vortrefflichen Gattin, bei ihrer ſinnreichen Pflege nicht lange dauerte. Heldenmüthig widerſtand ſie der Roheit und dem Unverſtand derjenigen, die ihn durch allerhand ſcharfe Mittel heilen wollten. Im Sinne des Wortes heilte ihn die edle Frau durch Liebe. Durch die Erfahrungen meines Lebens bin ich in Stand geſetzt worden, zu behaupten und zu beweiſen, daß ſchöne Liebe allein die Gewalt hat, Geiſteskrankheiten zu heilen. Dr. Pienitz in Pirna, dem viele Curen dieſer Art gelungen ſind, nahm mit Erfolg den Magnetismus zu Hülfe. Nicht alle Kranken, für welche ſeine Hülfe geſucht wurde, hatten Gattinnen, Mutter, Schweſter, heldenmüthig und liebevoll wie eine Horſtig, und nicht alle Irrenanſtalten beſitzen einen Pienitz, noch Krankenwärter wie derjenige war, den ihm die göttliche Vorſehung zum Beiſtand erkoren. Er hieß, wenn ich mich recht erinnere, Schilling. Sein Eifer war der eines rettenden Engels. Er ſann Tag und Nacht über die Art und Weiſe, ſeine Pfleglinge zu behandeln. Er nahm ſich ihren Zuſtand ſo zu Herzen, daß er nach mehrern Jahren ſich in Gefahr befand, ſelbſt zu erkranken und um Urlaub bitten mußte, ſich zu erholen. Ich glaube, er hat ſeine ſegenbringenden Functionen wieder aufnehmen können.

Conſiſtorialrath Horſtig, vollkommen geneſen, Vater einer zahlreichen Nachkommenſchaft, in den Zeitblättern thätig, fand ſich in ſeiner Lage ſehr beengt, wiewol ihm ſein Zögling, Fürſt Georg von Bückeburg, einen Gna-

dengehalt von hundert Karolinen ausgeſetzt hatte. Fürſt Emich Leiningen, einer der geiſtvollſten Söhne des Throns, die jemals gewaltet, lernte Horſtig kennen und ſchätzen. Er ließ ihn zu ſich rufen und äußerte, wie tief es ihn ſchmerze, nicht in der Lage zu ſein, ihm ein Los zu bereiten, welches ſeinem Verdienſte entſpräche. Es ſei ihm jedoch ein Mittel eingefallen, ihm eine ſorgloſere Zukunft zu bereiten. Er habe ſich aus wichtigen Gründen entſchloſſen, mehrere ſeiner Domänen zu verkaufen; unter dieſen ſei eine in der Nachbarſchaft ſeiner Reſidenz, Amerbach, ganz geeignet, Horſtig und ſeiner Familie einen reizenden Aufenthalt zu gewähren. Bei der Verſteigerung der Domänen möchte ſich Horſtig zum Fürſten begeben und auf dieſe Beſitzung bis zu 2000 Fl. bieten, für dieſe wolle ſie ihm der Fürſt überlaſſen. Er würde ſie ihm ſo gern verehren, allein das ſtünde nicht in ſeiner Gewalt; Schloß Mildenburg, welches Götz von Berlichingen mit der eiſernen Fauſt einmal beſeſſen, das in der Schönheit ſeiner Lage wenige ſeinesgleichen hat, hieß dieſe Beſitzung. Der Kaufpreis war nicht der fünfte Theil ſeines Werthes und des Fürſten Antrag edel. Allein wo ſollte Horſtig, der trotz ſeines angeſtrengten Fleißes vermögenslos war, auf einmal in kurzer Zeit 2000 Fl. hernehmen? Er wendete ſich, aber vergebens an alle, deren Vertrauen er zu beſitzen glaubte, aber man kannte ihn vermögenslos und er war kein Charlatan. Auch mußte die Sache insgeheim betrieben werden.

Der Tag der Verſteigerung rückte heran. Horſtig war troſtlos. Alle, an die er ſich gewendet hatte, mochten das Schloß Mildenburg für ein ſpaniſches Luftſchloß halten. Es war noch eine Nacht zwiſchen der Verſteige-

rung, als Horstig trauernd in einer dunkeln Kammer seiner ärmlichen Wohnung einen schweren Brief mit dem Postzeichen „Bückeburg" erhielt. Er öffnete ihn ahnungslos, mit zerschlagenem Herzen. Sein junger Zögling hatte ihn ungefähr in folgenden Ausdrücken geschrieben: „Mein verehrter, sehr geliebter Freund! Der beiliegende Wechsel von 2000 Fl. trifft hoffentlich noch zu rechter Zeit ein, um einen gerechten Wunsch zu erfüllen. Die Veranlassung zu dieser Sendung gab folgender Brief Ihres Sohnes Georg, meines Pathen, an seinen kleinen Freund, den Ihnen wohlbekannten «Schusterbuben», den mir Georg als Beilage zu einem Briefe an mich zur Bestellung zusandte. Ich sende Ihnen beide Stücke." Der Brief von Georg an den Fürsten, den ich gleichfalls aus dem Gedächtniß herschreibe, lautete ungefähr folgendermaßen:

„Herr Fürst, mein lieber Pathe! Du mußt uns geschwind 2000 Fl. schicken, denn mein Vater braucht sie nothwendig. Er will ein schönes Schloß kaufen, welches wol 10,000 Fl. werth ist. Es ist das Schloß Mildenburg, welches die aufrührerischen Bauern damals niedergebrannt haben, und wo der gute Reitersknecht Georg, den der Götz so lieb hatte, umkam. Ich habe keine Zeit, es dir zu beschreiben, aber es ist sehr schön, und der Brief muß auf der Stelle auf die Post. Lebe wohl, mein geliebter Pathe. Schicke uns geschwind die 2000 Fl., und bestelle mir auch den Brief hier an meinen guten Freund, den Schusterbuben, mit welchem ich immer auf dem Schloßplatze spielte.

Ich verbleibe Dein Georg Horstig."

Gleich nach Empfang dieses Briefes reiste Horstig die Nacht hindurch zu Fürst Leiningen und erstand die De-

mäne Mildenburg. Sie war noch bewohnbar. Ein schöner römischer Thurm, in welchem das Burgverließ befindlich, stand im Hof. Er ist hoffentlich nicht abgetragen. Ein Jude wollte ihn um 500 Fl. kaufen. Horstig ging in den Kauf nicht ein. Das hat mich immer von ihm gefreut. Ich erfuhr diese anmuthige Geschichte in Heidelberg. Man sagte mir auch noch, daß Fürst Georg von Buckeburg die Interessen der 2000 Fl. seines Darlehns von Horstig's Pension abzog. Ich habe Grund zu glauben, daß er sie ihm späterhin ganz geschenkt. Ich werde auf die Beschreibung dieses reizenden Sitzes und der Lebensweise seiner Bewohner zurückkommen.

Graf Paul von Haugwitz wurde mir einer der liebsten unserer preußischen Landsleute. Sein Ernst, seine Geradheit, sein Geist, seine Herzensgüte bildeten ein harmonisches Ganze, das mein Gefühl für ihn erweckte, in welchem sich Bewunderung und Liebe vereinigten. Oefters als jetzt sah man in jenen Tagen Jünglinge, die es sich zur Ehre machten, die Tugend zu ehren und zu lieben, denen Heuchelei so fern lag als Unsitte. Es ist jetzt anders! Viele schämen sich ihrer guten Regungen. Den Frauen ist das große Werk der Wiederkehr der Männer und Jünglinge zu allem Guten vorbehalten. Die Aufgabe ihres Lebens ist schwieriger und belohnender als je.

Mir war in jenen umwölkten Tagen die Poesie, was dem einsamen Wanderer auf Waldeswegen das Säuseln der Wipfel, das Seufzen der Nachtigall! Selten ist eine Gegend so wie die von Heidelberg geeignet, den innern Menschen harmonisch zu beleben, die Schlacken der Erde von ihm zu scheiden! In seinem ganzen Umfang genoß ich auf den Höhen der Waldungen, im Schos der Thale,

welcher die Blumen vor dem Hauch des Nordwinds ſchirmte, dies unnennbare Glück. Meine Kinder empfanden es mit mir, ohne andere Anregung als die ihres eigenen Gemüths. Nicht ohne Schauder lauſchte ich abends den gewaltigen Klängen, die der Nordwind auf den Wipfeln des Odenwaldes wie auf einer Aeolsharfe ſang. Es ſchien mir die ewige Klage der Geiſter der Liebe über das Weh der Menſchheit! Die Sterne funkelten drein wie Augen, in denen Thränen ſtehen! In den Pauſen des Sturms wurden die Lieder der tauſendſtimmigen Neckarwellen vernehmbar, die nun ſchon ſolange ſchweigen. Von der entzückenden Höhe des Wegs zum Wolfsbrunnen war der Wellenklang großartiger und milder zugleich. Dieſe Worte ſollen nur die geiſtigen Reize Heidelbergs unverkümmert, wie ſie damals waren, bezeichnen. Es hat ſeit der Zeit viel Veränderungen erlitten. Wer es aber früher nicht kannte, wird nichts vermiſſen. Wer nicht auf dem Wolfsbrunnen das ländliche Häuschen beſucht, an deſſen Wand ein breiter Herd von Raſenſtücken luftig loderte, ein Keſſel brodelte, ſtets bereit die Forellen aufzunehmen, die noch ahnungslos im Bache tanzten, — wer dann mit dem Fiſchermädchen an den Weiher ging, und ſich aus dem Netz, das ſich in einer Minute füllte, die ſchönſten Fiſche ausſuchte, ſie dann am ländlichen Tiſch unter rieſigen Bäumen genoß, der kann ſich freilich nicht mit Behagen in die jetzige Bewirthung finden! Doch ſind es meiſt nur die Söhne und Enkel der ehemaligen Beſucher des Wolfsbrunnens, die man hier antrifft, und tiefer hin im Walde walten noch die frühern Zauber der Gegend. Leopold von Gerlach und Thorbecke klagten mir noch, daß die Verwaltung eine herrliche weitumſchattende Linde, das Lieblingsziel des unſterblichen Opitz auf ſeinen einſamen Wan-

derungen, ausrotten lassen. Sie stand, wenn ich nicht irre, unweit vom Wolfsbrunnen. „Ach der Mensch vertilgt so gern, zumal wenn er seinem dunkeln Leben durch nichts anderes Bedeutung zu geben weiß!“ Richtige Menschen vertilgen und zerstören, ein Surrogat fürs Schaffen! Ein Künstler hätte die Linde gemalt. Ein Beamter läßt sie niederhauen! Gott, wie entzückend waren unsere Gänge nach dem Wolfsbrunnen! Josephine Saterius, eine ganz idyllische Natur, und die liebenswürdige Baronin von Bambold, geb. von Gaugreben, zwei wahre Nachtigallen, begleiteten uns zuweilen mit Gesang. Auch meine Lieder tönten durch dies anmuthige Gefilde. Ein junger Componist aus Danzig, Namens Berger, hatte manches Lied Amalie von Helvig's, manches von mir, mit seelenvollen Tönen begabt. Ich meine immer: „Ein Lied ohne Musik sei ein Körper ohne Seele!“ Es wäre vielleicht richtiger gesagt: „Eine Seele ohne Körper!“ Doch ich vergesse, daß Felix Mendelssohn sogut wie die Nachtigall Lieder ohne Worte gedichtet.

Frau von Helvig führte uns oft in einen der vielen Gärten, die damals um Heidelbergs Fuß her grünten, zu einer dicken Milch, theils nach Schlierbach, theils nach Neuenheim. Wir waren meist 30—40 Personen, von denen ich einige nennen muß, sowol als Erinnerungslabe, als weil einige der Geschichte angehören: das Dreiblatt, beide Boisserée und Bertram, der Orientalist Professor Wilkie mit seiner Gattin, Tochter des großen Künstlers Tischbein, der Kirchenrath Daub, Hofrath Creuzer, Professor Regele, Schwiegersohn des hochberühmten Arztes May, und selbst ausgezeichneter Arzt, die Bruder Joseph und Eberhard von Groote, der Verfasser des Werks: „Faust's Versöhnung mit dem Leben“;

der Componist Jakob Berger, die wunderschöne junge Witwe Bolongaro Crevenna mit ihren Freundinnen, die verwitwete Frau Thirry, die Amerikanerin Frau Heuser, die Witwe des berühmten Arztes Hofrath Dr. Seckel, die Hofräthin Dapping mit ihrer liebenswürdigen Tochter unauslöschlichen Andenkens, der früher erwähnte Hofrath Zachariä und seine Gattin. Diese waren mir die liebenswerthesten aus diesem Kreise, der sich in der Folge der Zeit noch vergrößerte. Von den später Hinzugekommenen, die ihn nur wenige Tage verschönten, muß ich vor allen Friedrich Schlosser, einen Verwandten Goethe's, dessen Gattin, geb. Dusay, und deren Reisegefährten, den Freiherrn Guaita, das Madonnenbild an seiner Seite, Melina Baronin von Guaita, die jüngste Schwester Bettina's von Arnim, geb. Brentano, nennen. Diese edle Frau hatte ich schon in Paris als ein noch vierzehnjähriges Wesen kennen lernen, deren aufblühende Schönheit mich unaussprechlich rührte. Ich fand sie bei der Frau André, der Gattin eines vortrefflichen deutschen Mannes, der in jener Zeit des Mistrauens und Argwohns bei Napoleon verdächtig geworden war, und lange den Temzelthurm bewohnen mußte. Die junge Brentano besuchte ihre Freundin André, um sie aufzuheitern und zu trösten. Ich fand die Familie André in Offenbach wieder.

Die Kreise der Frau von Helvig waren heiter bewegt, anmuthig belebt. Sie las gern meine neuen Gedichte vor, und erhob sie durch ihren schönen Vortrag, so auch ihre eigenen. Ich lernte dort viel. Eines Abends las ich meine Schrift über „Boisserée's Gemäldesammlung"; diesen Abend war Welcker mit seiner Gattin zugegen. Mir ahnte nicht, wo und wie ich ihn späterhin wieder antreffen würde. Die Zeit schien so glatt und so still wie eine stehende Flut, die tief in ihrem Schos

Strudel und Klippen verbirgt, indeß die ruhige Oberfläche den Himmel spiegelt. Die holde Schwester der Frau von Helvig, Luise von Gloch, war eine der anmuthigsten Zierden, sie war die Lieblichkeit, die lieblich vergeistigt, Auge und Herz erfreut. Auch ihr Wesen war ein Lied ohne Worte. Ihr Blick, ihr Lächeln sagten von ihrem tiefen und richtigen Gefühl für Natur und Poesie. Die unvergeßliche Markgräfin von Baden erfreute jenen Sommer Heidelberg mit ihrem Besuch. In ihrer Begleitung war Prinz Gustav, ihr damals dreizehnjähriger Enkel, Sohn ihrer Tochter, der Königin Friederike von Schweden. Mir wurde gesagt, daß er, der Throngeborene, sorgfältig für das Privatleben erzogen wurde. Unter der Begleitung der Frau Markgräfin befand sich auch Frau Amalie von Helvig, zwiefach berechtigt als Weimaranerin und Gattin des hochverdienten schwedischen Generals von Helvig, dessen Abstammung als Sohn eines Tischlers ich hier erwähne, weil es allemal ruhmlicher ist ein Dynast als der Abkömmling eines Dynasten zu sein, wenn nicht eigenes Verdienst den edeln Namen begleitet. General von Helvig war ehrwürdig durch seine Kenntnisse und Leistungen, nicht minder durch seine schöne Treue für das schwedische Königshaus, und durch seine Standhaftigkeit in den Prüfungen, die er deshalb bestanden.

Ich hatte Frau von Helvig nie so schön gesehen als an jenem Abend, wo die schmerzverklärten Blicke ihrer großen blauen Augen entzückender als jemals [illegible]. Dem sterblichen Auge war die Lorberkrone um [illegible] edles Haupt her unsichtbar, aber das Seelenauge empfand ihn und fühlte warm ihre Thränen darauf beben. Ihre Gesichtszüge waren antik, sie glich der verstorbenen Henriette Herz, an deren Sterbelager Friedrich Wilhelm IV. sinnend

weilte, deren Bild nach Graff vor einer Biographie von ihr so wenig ihr Selbst zurückspiegelt als jene Schrift ihren Geist und ihr Leben. O nähme doch niemand, der eine edle Dahingeschiedene preist, die Backen voll, die Aeolsharfe ist keine Posaune!

Zu den Erwartungen, die damals Heidelberg bewegten, gehörte die von Goethe's Besuch bei Boisserée. Auch der General von Helvig sollte kommen, doch er wurde gefangen genommen, und seine Gemahlin eilte nach Mainz, um Gerechtigkeit für ihn zu erwirken. Bange Ahnungen bewegten die Gemüther ihrer Freunde; sie waren nicht grundlos, denn die edle Frau hatte schwere Kämpfe zu bestehen. Sie kehrte zurück ihrem Gemahl zur Seite, doch mit schwankender Gesundheit und gebeugtem Gemüth.

Zu jener Zeit hatte mich Freund Horstig zu dringend bestürmt, ihn auf seiner Mildenburg zu besuchen, daß ich beschloß, dorthin zu gehen. Ich glaubte schon in 14 Tagen zurück zu sein, es kam alles anders, wie so oft im Leben. Ein leichter Hauch weht unsere Kartenhäuser um!

Ich bewilligte den Bitten Schlosser's und Guaita's einen dreitägigen Aufenthalt in Frankfurt a. M. Georg Brentano lud mich sogleich zum Abend nach meiner Ankunft in seinen Garten ein, wo ich Guaita und Schlosser antraf. Am Vormittag hatte mich Friedrich Schlosser in den Dom, auf den Römer und in die Bibliothek geführt. Am andern Tage wurde die Umgebung durchrollt, vom Blühen der Sommerpracht, vom Reifen der Früchte hoch geschmückt. Die ganze Gegend heiter und nervevoll, wie eine blühende Jungfrau! Heidelbergs Lächeln unter Thränen schneidet ins Herz, wie das eines

Mädchens, die um den Geliebten trauert! Mir ist ein Ruisdael lieber als ein Claude Lorrain.

Am Abend des dritten Tags hörte ich den „Don Juan", doch viel vernehmlicher noch das Klappern mit den Legenthüren. Die frankfurter Freunde empfahlen mir über Aschaffenburg zu gehen, wo Karl von Dalberg weilte, die Gemäldegalerie merkwürdige Stücke besaß und die Bibliothek viel Schönes aufzeigte. Friedrich Schlosser gab mir ein Briefchen an Professor Windischmann. Der Freihof wurde mir zum Absteigen empfohlen. Ich war dort sehr zufrieden. Noch neigte sich der Tag nicht als ich ankam. Die Gegend war schon damals sehr anmuthig, vielleicht hat sie noch gewonnen. Sie scheint ein Garten im großen Maßstab zu sein.

Ich eilte zu Windischmann. Von einer Menge schöner Kinder umgeben, an der Seite seiner Gattin und Schwägerin, empfing er mich mit herziger Höflichkeit, und lud mich zugleich zum Nachtessen ein. Meine Kinder tummelten sich mit den seinigen herum. Die älteste Tochter, schon die rechte Hand der jungen Mutter, machte sich viel um mich zu schaffen. Zum Nachtessen fand sich ein junger Gelehrter, Namens Merkel, ein. Ich sollte am Morgen mit Professor Merkel und Windischmann die Bibliothek sehen. Zum Nachmittag hatte mich der Fürst Primas beschieden, um mir die Gemäldegalerie zu zeigen. Der Abend sollte wieder Windischmann gehören. Ich gab mich ganz der Lust hin, „jung zu sein und schon einen Namen wie eine duftende Rose an der Brust zu tragen!" Berauschend drangen die neuen Eindrücke aller Gegenstände auf mich ein und umhüllten mir die Vergangenheit mit einem wohlthätigen Schleier. Der Morgen auf der Bibliothek entschwand auf Flügeln.

Professor Windischmann, dem ich so manches zu dan

ken habe, machte mich auch mit einem Werke von Cornelius bekannt und verschaffte mir das Glück, die erste zu sein, die einige liebevolle Worte über den großen Meister zum Druck beförderte. Windischmann zeigte mir die Originalzeichnungen zum „Faust" von Cornelius, der sie ihm mitgetheilt hatte. Meine Ueberraschung war unaussprechlich: seit ich Rafael kannte, hatte ich nichts so Entzückendes gesehen. Diese Glut, welche die Seele durchdringt und fortreißt und dabei von der tiefsten Anmuth beseelt ist, diese Klarheit der Darstellung, diese Reinheit der Form, diese Innigkeit des Gefühls, diese Natürlichkeit und Unmittelbarkeit: kurz alles was Rafael zum Rafael macht, macht auch Cornelius zum Cornelius. Wer hätte sich vorstellen können, daß man Goethe's „Faust" jemals im Bilde wieder lesen könnte! Ich weiß nicht, was ich 1811 darüber schrieb, ich erinnere mich nur, daß meine Worte gefielen, den jungen Meister selbst erfreut haben.

Einen schönen Abend bereitete mir Antoinette von Dalberg durch die Bekanntschaft mit der Fürstin Talberg, einer Tochter des Dogen von Venedig, der schönen, geistvollen Pelina, die etwas leidend und in wehmuthvoller Stimmung mit ihrem Gemahl, dem Fürsten Talberg, der eine Würde in Paris bekleidete, eine Reise nach Deutschland gemacht hatte und Karl von Dalberg besuchte. Sie trauerte noch um ein jüngst verlorenes Söhnchen. Der Schmerz über seinen Verlust hatte sich bei ihr gewaltsam erneuert, weil sie bei der Taufe des Königs von Rom das Becken getragen hatte, und beim Anblick des schönen, lieben Kindes Napoleon an ihr kürzlich verblichenes Kind im Grabe dachte. Auch ich hatte erst kürzlich einen dritten Sohn verloren! Der unverkennbare Schmerz der beiden jungen Mutter ergriff

mich gewaltig, und ich hatte große Mühe Fassung zu gewinnen. Denn ich hatte die Fürstin erheitern wollen, und das war in solcher Stimmung schwer; dennoch gelang es mir. Ich las sehr schöne Sachen von Chézy vor; auch in seinen Schriften aus persischen Dichtungen übersetzt athmet Schmerz.

Im ersten Saal der Galerie, wo ich sogleich eingeführt wurde, meine Kleinen an der Hand, erfreute mich der Anblick großer Gemälde von Hans Holbein und Albrecht Dürer. Eine bleiche, gespenstische Matrone vom jüngern Holbein in Lebensgröße, war lange der Gegenstand meiner Betrachtung, eine majestätische Gestalt mit edeln Zügen, wie reich mußte ihr Lenz geprangt haben! Welche Thränen hatten diese Wangen gefurcht, die einst die schönste Rose beschämten? Doch Geist und Liebe hatten das Leid besiegt und Anmuth blühte noch auf den Purpurlippen. „Es ist eigen, daß der Jugend der Anblick des Alters immer fabelhaft erscheint; sei es in der Abbildung, sei es in der Wahrheit!" Der Weg dahin dünkt unermeßlich lang, als könne er nie zurückgelegt werden!

Der Mauritius von Dürer, eine Heldengestalt mit Feueraugen und sanft geschwollenen Lippen, ist in einem großartigen Stil mit ruhigen, weichen Farbentönen dargestellt. Sein St.-Erasmus flößte mir Entsetzen ein. Erfreulich war das Bild des Kurfürsten von Brandenburg und manche andere Zierde des schön beleuchteten Saals. Von Martin Schön, diesem sinnigen, tief gefühlvollen Meister, hatte ich selbst bei Boisserée nichts gesehen; hier traf ich vier Gemälde von ihm auf blauem Grund dicht mit goldenen Sternen besäet. Der Fürst trat ein, ein hoher Greis, aus dessen Augen Geist und Güte blickten, wehmüthig fast, doch zugleich

von Freimüthigkeit und Milde zeugend. Er führte mich im Schloß umher und schien sich meiner Freude über die Kunstwerke zu freuen. Ein lieblicher kleiner Rafael zog mich am meisten an; ich äußerte den Wunsch, ihn mir in Wasserfarben zu copiren. Der Großherzog zog einen Schlüssel aus seiner Tasche, den er mir lächelnd reichte. „Ich muß bald verreisen", sagte er, „hier können sie nun zu jeder Stunde hinein." Ich dankte, gerührt von seiner Huld. Napoleon's wohlgetroffenes Bild in einer Sonnenglorie blickte mich von einem Porzellantisch an. Ich liebte damals den Kaiser nicht. Herr von Dalberg seufzte, als ich ihm dies zu bemerken gab. „Nun", sagte er, „wir müssen sehen, wohin er uns führt! Jetzt müssen Sie auch meine Wohnung in Augenschein nehmen!" fügte er hinzu. Er führte mich in sein Arbeitszimmer. Dort saß eifrig beschäftigt sein geheimer Cabinetssecretär Urbanus Müller, der mich und die Kleinen mit wohlwollenden Blicken empfing. „Hier ist meine Seele und meine Hand!" rief der Fürst. „Ich bin kein Heinrich IV.! Doch ich habe einen Freund wie Sully. Ich arbeite 10 Stunden des Tags", fuhr er fort. — „Und warum so lange?" fragte ich ihn. — „Weil mir ein französischer Nachfolger bestimmt ist, Prinz Eugen von Leuchtenberg! Er wird mein Land auf französischen Fuß setzen, da muß ich alle Verhältnisse und Einrichtungen recht feststellen, das Los meiner Beamten sichern, sonst konnten die Guten, Getreuen und Befähigten weggeschickt werden und andere an ihre Stelle kommen! Wenn Eugen die Maschine schon im Gang findet, wird er meine Einrichtungen beibehalten." Ich ahnte, daß Karl von Dalberg's Arbeit eine vergebliche sei, doch ich schwieg und beschränkte mich ihn herzlich zu bitten, sich für sein Land und seine Freunde zu schonen! Indem wir eifrig spra

chen, entwand mein Max die Brille ſeinen Händen. Lächelnd ſagte der gütige Fürſt: „Warte, Kleiner, dies Pfand muß ich auslöſen!“ Er griff nach einer Pappſchachtel, die offen auf dem Schreibtiſch ſtand, und reichte ſie dem Kinde dar. Max griff aufs Gerathewohl hinein, und zog ein paar mit Perlen beſetzte Armbänder heraus, die er mir ſogleich überreichte, indem er mich herzlich küßte. Dann entließ uns der Fürſt. Und vom Geheimrath Müller geleitet, ſtiegen wir in den Wagen, der uns zu Windiſchmann's Wohnung brachte. Wir fanden dort den Profeſſor Merkel. Ich mußte einige Dichtungen herſagen, und die Freudenwogen des Tags wallten hoch auf, bis uns die Ruhe umfing. Wenige Tage darauf ließ mich der Fürſt zum Abendeſſen einladen und ſtellte mir ſeine Gäſte vor. Von allen Anweſenden beſchäftigte ſich Karl von Dalberg's alter Freund, der Miniſter Freiherr Roten von Stade, am eifrigſten mit mir. Dies war ein vielgeprüfter, edler Mann, voll Geiſt und Glut! Bei den Aeußerungen ſeines Wohlwollens ging mir das Herz auf. „Sie finden den Fürſt Primas huldreich, liebenswürdig gegen ſeine Gäſte!“ äußerte die Frau von Roten gegen mich. „O hätten Sie ihn in Regensburg gekannt, als er dort Coadjutor war, ſo heiter und herzig habe ich niemand mehr gekannt! Jetzt fühlt man, welch ein Druck auf ſeinem Herzen laſtet! Nur die Fülle ſeiner Güte, nur das Bedürfniß, alles, was ihn umgibt, zu erfreuen und ſeinen Lieben ſeine Qualen zu verbergen, macht ihn noch ſo heiter ſcheinen, bis er's endlich wird und bleibt, bis er allein iſt. Da fallen ihn die Nattern des Undanks mit ihren Biſſen an, denn er hat beinahe ſoviel Undankbare gemacht als Glückliche. Da nagen ſein Herz die Sorgen um ſein Land, um Deutſchlands Zukunft —. „Wir ſind alle Seiltänzer!“ rief er

einmal aus und schüttelte sich vor Schmerz. Vor seiner Abreise führte mich noch der Fürst Primas zu Friedrich und Antoinette, seinen Geschwistern. Herzergreifend war der Anblick dieser zarten, gebrechlichen Gestalten, aus deren Blicken die innigste Geschwisterliebe leuchtete, und die in zwei Gestalten nur ein Wesen schienen.

Fritz von Dalberg war im hohen Grade musikalisch; die Musik offenbarte die Kraft und Zartheit seines Gemüths. Die Schwägerin des Fürst Primas, aus dem Geschlecht der Greifenklau, war wacker und liebenswürdig. Als einige der geistvollsten Frauen dieses Hofkreises galten: die Gräfin von Waldpott Bassenheim, die Freifrau von Vambold-Umstatt, geb. Gräfin von Stadion, und die Baronin von Virth. Von den Geistesarmen schweige ich wie billig. Bald hätte ich vergessen der geistvollen, liebenswürdigen Henriette von Baden zu erwähnen. Sie vertrauerte ihre schöne Jugend um ihren Bräutigam, Wilhelm von Seckendorf, den der Tod ihr entrissen, als Poesie und Liebe ihn mit duftenden Kränzen schmückten. Unter den Hofcavalieren war Graf Waldpott von Bassenheim der unterhaltendste, er funkelte von Geist, Witz und Laune. Seine junge Gemahlin hatte die schönsten Schultern am Hof. Drei Domherren, von welchen Graf von Hatzfeld der geistvollste war, bleiben noch zu erwähnen. Als sie Napoleon vorgestellt wurden, maß er sie mit einem seltsamen Blicke, lächelte ironisch, sagte: „Voilà donc le chapitre de Mayence!“ und drehte sich weg.

So hatte mich denn das Schicksal gleichsam an das Sterbelager der Aristokratie geführt; denn man lese nur den Gothaischen Taschenkalender, so wird man sehen, daß sie nur noch ein Scheinleben hat. Sie ist ein Zahn, von dem der Nerv weggebrannt ist, wenn er auch noch

wie eine Perle glänzt! Meine Nachbarinnen in Aschaffenburg erzählten mir oft von den alten Zeiten und vom kurfürstlichen Hofe in Mainz. Er war ein würdiges Seitenstück des Regenten Philipp von Orleans. Das Laster hatte damals die Maske weggeworfen, es bindet sie nun wieder vor!

Graf von Benzel Sternau, mit seiner liebenswerthen Gemahlin und seinem hoffnungsvollen Knaben, kam nach Aschaffenburg, um dort zu leben. Man kennt seine Schrift: „Das goldene Vließ." Ich war unvermögend sie zu lesen, weil ich sie nicht verstand. Doch sein Gespräch war sehr anziehend und lehrreich für mich. Die Gräfin war eine Erscheinung von seltenem Werth, lieblich und harmonisch gebildet. Graf Benzel-Sternau besaß unter anderm ein kostbares Gemälde von Leonardo da Vinci, auf dem sieben Gestalten sichtbar waren und das die junge Herodias mit dem Haupte St.-Johannes des Täufers darstellte. Ich möchte es das herrlichste Bild des unsterblichen Meisters nennen.

Einen hohen Genuß gewährte mir die reichhaltige Gemäldegalerie des Freiherrn von Gruben. Einer der geistreichsten und gefühlvollsten Männer jener Zeit! Er hatte einen Rafael, der unter dem Namen der Madonna von der Eiche bekannt ist. Denselben Gegenstand hatte ich im Louvre, doch anders behandelt, angetroffen. Das Bild in der Gruben'schen Galerie, gleichfalls in Lebensgröße, war unendlich schöner, inniger und großartiger behandelt, prangender und wärmer in der Farbe. Sowie mir Gruben die Flügelthüren öffnen ließ, die es verbargen, rief ich auf einmal aus: „Himmel, ein Rafael!" — „Ein Rafael?" fragte Gruben. Ich versetzte: „Ja, ein Rafael! Und er muß ihn nicht lange vor seinem Tode gemalt haben." Gruben schüttelte den Kopf

wie Einer, der eben einen Schatz findet und zweifelt, ob die Juwelen echt sind. „Ach, wenn es ein Rafael wäre!“ seufzte er, „wie glücklich würde ich sein. Doch ich wage nicht es zu glauben.“ Mehrere Monate darauf, als ich in Mildenburg war, empfing ich einen Brief vom Baron Gruben, den ich sehr sorgfältig aufgehoben, aber in meinem jetzigen Zustande nicht herausfinden kann. Er meldete mir, daß er das Gemälde wegen besserer Bewahrung aus der Kiste habe heben lassen, und da habe er auf der Kehrseite eine italienische Inschrift gefunden, welche besagte, daß Rafael dies Gemälde für den Kardinal Bembo gemalt. Die Jahreszahl war die von Rafael's Tode. So hatte ich denn ganz richtig gesehen. Als ich 1831 in München die Galerie wieder zu sehen wünschte, fand ich den Freiherrn von Gruben nicht mehr am Leben. Sein Sohn gab mir auf meine Frage nach dem göttlichen Meisterwerk zur Antwort, daß er es mir nicht zeigen könnte; wollte mir aber nichts Näheres sagen. Auch hatte ich niemand von unsern gemeinschaftlichen Bekannten bei Grubens angetroffen.

Die Freundschaft des Großherzogs bewährte sich mehr und mehr. Er verstand mich ganz und widerstand heimischen Einflüsterungen und den Umtrieben seines Hofmarschalls, der mich nicht leiden konnte. Ich meines theils habe seitdem oft bereut, daß ich mich an diesem Hofe mitunter taktlos betrug. Ich machte ein Spottgedicht, welches, wie man glaubte, sich auf den Oberhofmeister bezöge, und erbitterte ihn und seinen Anhang dadurch. Bei diesem befanden sich zwei junge Damen, davon die eine ihm unverkennbare Zeichen des Wohlwollens gegeben hatte, welches ein öffentliches Geheimniß war. Diese Damen waren gegen mich aufgebracht, weil ich bei Tafel, wo sie meine Freunde, die Ja-

mulie Hornig, verspotteten, entrüstet ausrief: „Es ist zu bedauern, wenn würdige Menschen in ihrer Unbefangenheit solche Blößen geben, daß Personen, die nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen aufzulösen, über sie herfallen können!“ Die Wirkung dieses Ausdrucks errath sich leicht. Ich hätte es gemäßigter sagen können und würde meinen Zweck besser erreicht haben, allein ich war noch nie bei Hofe gewesen. Der Hofmarschall suchte nun jeden ersinnlichen Anlaß zu erhaschen, um seine zärtliche Freundin zu rächen. Früher hatte ich keine Klage über ihn gehabt. Die Schwestern, welche ich nicht näher bezeichnen will, waren mit einer edeln Freundin des Großherzogs nahe verwandt; er suchte standhaft ihnen fern zu bleiben und kannte sie zu gut, als daß sie mir bei ihm hätten schaden können. Doch übten sie Einfluß auf den Troß der Höflinge, der dem Hofmarschall unterthäniger war als dem Gebieter.

Einmal bei Tafel, wo der Hofmarschall neben mir saß und bemerkte, daß ich Wachteln für junge Hühner ansah, rief er dies wie eine Neuigkeit dem Großherzog zu, der mir gegenüber saß. Die Miene des Großherzogs bezeigte die Misbilligung dieser Unschicklichkeit, und einer der Hofcavaliere rief dem Hofmarschall zu: „Wer kann es der Frau von Obeim verdenken, wenn sie ein Thier für das andere ansieht!“ Diese Worte erregten ein Lachen, weil allen mein Gedicht, das alle kannten, dabei einfiel. Selbst Karl von Dalberg lächelte. Um mich selbst dafür zu strafen, daß ich es gemacht, will ich es hersetzen, soweit ich es noch im Gedächtniß habe.

Die Nachtigall; eine Fabel nach dem Persischen.

An einem schönen Frühlingstag
In Wonne die Schöpfung versunken lag.

Der Himmel ließ von lichten Aun
Die schönste Zier der Blumen thaun.
Und Duft und Klang, Gesang und Lust
Erfüllten selig jede Brust.
Der Esel nur stand fühllos da,
Schrie frisch drauf los sein y aia.
Denn ob die ganze Schöpfung blüht,
Der Esel nur die Krippe sieht,
Und ob die Flur voll Rosen steht,
Der Esel nur nach Disteln geht.

Hier verläßt mich mein Gedächtniß. Meine Gedichtsammlung ist mir abhanden gekommen. Das Gedicht sagte am Schluß:

Die Biene nicht nur Honig fangt,
Versucht auch, daß ihr Stachel tangt.

Und ich hatte es aus keiner andern Ursache drucken lassen, als um zu zeigen, daß es im Grunde harmlos war, und keine Persönlichkeiten enthielt. Karl von Dalberg nahm es nicht übel. Er sprach nie mit mir davon, doch ich hatte erfahren, daß er Bedauern darüber geäußert habe.

Als Napoleon mit Marie Luise nach Aschaffenburg kam, trug mir der Großherzog auf, ein Lied zu dichten welches als Prolog im Theater gesprochen werden sollte. Es lag auch ein Prachtexemplar auf der Brüstung der kaiserlichen Loge. Doch Napoleon hielt sich nur einige Stunden beim Großherzog auf. Er war vormittags angekommen, hatte ein Bad genommen, einige Kirchen besehen, gefrühstückt und war weiter gereist. In den Kirchen hatte er Freude darüber bezeugt, daß sie mit Sitzen angefüllt waren, und gefragt, ob denn in Deutschland keine Stühle für die Gemeinde von den Anwesenden bezahlt würden? Auf die verneinende Antwort hat er ausgerufen: „Das ist brav. Diese scandalose Stuhlvermiethung in Paris wird abgeschafft, sobald ich wieder

hinkomme!" O, er hatte bei seiner Wiederkehr an andere Dinge zu denken! Und die Stühle der Vermietherinnen kommen wahrscheinlich noch heute vor. Dieser störende Unfug ist eingerissen, seit die in der Schreckenszeit ausgeraubten und verschlossenen Kirchen von ihren Bänken entblößt waren und sich wieder mit Gläubigen füllten. Da wurden für einiges Geld Stühle gebracht. Es hieß im Anfang immer, man würde die frühern Sitze wiederherstellen, allein die Stuhlvermietherinnen bestanden auf ihr neues Recht, das sie sich angemaßt hatten. Die Kirchenverwaltung bezog einen Pacht für die Stühle; und die Restauration, die so manches wiederherstellte, ließ es dabei.

Geheimrath Müller, der treue, gütige Freund, der stets darauf bedacht war, uns Freude zu bereiten, forderte mich auf, im Rheingau die Weinlese mitzumachen. Er adressirte uns an eine sehr theure Freundin, die Oberamtmannswitwe Hertling in Geisenheim, eine sehr liebenswurdige Frau, die uns auf das herzlichste aufnahm. Damals wohnte noch keine Adelheid von Stolterfoth in der Mitte eines Blumenparadieses. Aber Geisenheim war ein wonniges Fleckchen der Erde! Ich dichtete dort mein bekanntes Rheinlied, von welchem ich aus Rücksicht auf Ehez's Verhältnisse den Schluß weglassen mußte, als meine Sammlung herauskam. Der Herbst war einer der schönsten, die es jemals gab. Die Weinlese ging am 13. October an. Meine zwei Lockenköpfe mit ihren griechischen Röckchen und Bauschärmeln, mit Körbchen am Arm und einer Winzerschere bewaffnet, waren unermüdet und stink bei der Arbeit. Die Besitzer der Weinberge liefen einen beim Vorbeigehen fast um und um und zwangen einem die Trauben auf. Wenn wir versicherten, welche gegessen zu haben, sagten sie: „Unsere sind gewiß

süßer!" Um leere Fässer that es noth, man hatte keine für den Zehnten. Arme und Kranke wurden reichlich mit süßem Most begabt. Seit Menschengedenken war nicht ein solcher Ueberfluß gewesen. Das ganze Volk war beseligt, überall schallten fröhliche Lieder, und jeder Grasplatz wurde zum Tanzsaal. Der Most war ein Lethe, in dessen berauschenden Wellen man alles vergessen mußte, was je das Herz bedrückt.

Die Weinlese 1811 war vorüber, frühlingsgleiche Tage hatten sie begünstigt. Meine Freundin Hertling bot mir an, uns auf den Niederwald zu führen. Bei aller ihrer Liebe für die Poesie, vergaß die theure Frau die Erde nicht. Sie packte einen großen Korb voll Wildpret, Geflügel und Backobst, ließ es auch an köstlichem Rheinwein nicht fehlen, und nahm den Weg mit mir und meinen Kindern nach dem Niederwald. Unter unsern flüchtigen Schritten rasselten die Baumblätter, die diesen Sommer so fröhlich wie nie gegrünt und die Bäume schon vor Anfang des Frühlings geschmückt hatten. Das Rasseln schien mir ein Trauergesang der scheidenden schönen Zeit und stimmte mich unaussprechlich trübe, doch auf der Höhe standen noch holde Waldblumen, sangen noch Drosseln und Amseln, hastete noch das fallende Laub. Wir überblickten einen großen Theil des herrlichen Rhein und die grünen Waldeshöhen, die noch in voller Schönheit prangten. Wir verzehrten unser wohlbereitetes Mahl unter dem Laubdach schattiger Bäume, und es wollte uns gleichwol bedünken, daß der Wald sehr einsam wäre, aber auch hier hatte der Himmel schon für uns gesorgt. Eine fröhliche Gesellschaft kam singend vorbei. Nannette Werner, Bertha von Beer, ihre Schwester, auch eine Menge anderer lieblicher Mädchen und Frauen, von ihren Verwandten begleitet, mit ihnen der junge

Friedrich Förſter aus Berlin. Alle mit Eichenzweigen auf Hüten und Kappen geſchmückt, ſchritten auf uns zu. Die einen kannten die liebe Hertling, die andern hatten mich irgendwo bemerkt, und hießen mich an dieſem reizenden Platz willkommen. Alle verſammelten ſich um uns her und ich wurde beſtürmt, Lieder herzuſagen. Man kann dem Dichter keinen ſüßern Zwang anthun. Ich ſträubte mich nicht, ich machte den Anfang mit meinem Rheinliede; denn das jüngſte Kind unſerer Phantaſie iſt uns immer das liebſte! Wir nahmen Platz an der Rotunde und ich ſprach das Lied:

Unendlichkeit der reichen, ſüßen
Natur,
Laß frei und kindlich dich begrüßen
Auf dieſer Flur!
Der ſchönſte Sitz auf weiter Erden
Iſt hier!
Nur Eden kann verglichen werden
Mit dir!

Wogt ruhig, helle Silberfluten
Vom Rhein!
Nehmt auf in euch des Himmels Gluten,
Der Sterne Schein!
Euch trübt kein Weh; kein Kriegsgetöne
Wird euch bewußt,
Ihr ſtrahlt in ewig junger Schöne
Und Luſt!

O Strom, den Gott in ſeiner Milde
So ſchön gemacht!
O reich geſegnete Gefilde,
O ſüße Pracht!
Wohin ich nur die Blicke richte
Quillt Seligkeit!
Hier ſtrahlt von Gottes Angeſichte
Die Herrlichkeit!

Solang du ſtrömſt in deiner Schöne,
O Vater Rhein,
Solange werden deine Söhne
Noch Deutſche ſein!
Nicht ſtets dem Fremdling untergeben
Dein Ufer liegt!
Die Form zerfällt, der Stoff bleibt Leben,
Das Gute ſiegt!

Die Seelen der Zuhörer loderten auf in heiligen Flammen. Die Worte des Liedes hatten die Wunde berührt, die in allen deutſchen Herzen blutete; ſo einfach ſie waren, weckten ſie Hoffnung und Muth. Vielleicht war dieſes Lied damals noch das einzige, das eine Zuverſicht ausſprach, die ſchon in Gottes Rathſchluß der Erfüllung ſo nahe war, und ſchon war Argwohn in Napoleon's Herzen erwacht.

Der Fürſt Primas ſagte mir öfters: „Liebe! Sie geben zuweilen ihrer Empfindung Raum und leihen ihr Worte, überall gibt es Lauſcher. Armes Kind, ich könnte Sie nicht retten! Denken Sie an Ihren Gatten, an Ihre Söhne.“ Doch ich ließ mich nicht warnen. In mir glühte eine unumſtößliche Sicherheit, die ich ſchon 1810 in Heidelberg ausgeſprochen hatte. Eine prophetiſche Stimme in meinem Innern verkündete mir Napoleon's nahen den Untergang, und daß das Kind, welches Marie Luiſe unter dem Herzen trug, nicht auf den Thron ſteigen, ſondern in der Blüte der Jahre ſterben müſſe, ja, daß die Bourbons wiederkehren und regieren würden. Ein unerklärbarer, unwiderſtehlicher Drang hatte mir dieſe Worte entriſſen. Noch leben welche, die ſie gehört haben. Manche hielten mich für geiſtesverwirrt, andere für eine Feindin des großen Mannes, aus welcher der Haß ſpräche! Alle dieſe irrten ſich. Meine Worte waren Weiſſagungen,

ſie haben ſich bewährt. Und ſeitdem iſt mir noch oft die Gewißheit geworden, daß mich die innere prophetiſche Stimme nicht täuſcht; ſie erſchallt, ich weiß nicht woher, ſie verhallt, ich weiß nicht wohin! Sie ſagt mir nicht wann, nicht wie, nicht warum? Aber ſie verkündet treu, was im Schoſe der Zukunft liegt. Als Beiſpiel führe ich das Lied an, das ich beim Jubel der Kanonen ſang, als die junge Herzogin von Orleans zu ihrer Vermählung über den Rhein ging. Man beſtürmte mich damals, es dem Drucke zu übergeben, als ich es in einer großen Geſellſchaft in Stuttgart las; indeß wollte ich den Himmel der jungen Neuvermählten auch nicht mit dem leiſeſten Wölkchen trüben. Hier iſt das Lied:

An Helena, Herzogin von Orleans

Du laſſ'ſt die Heimat, die dich hold umfangen,
Und trübe ſelig-en Sehnſucht dir und Bangen,
In deiner eignen Bruſt. Dein Genius
Warnt leiſe dich; du rufſt: „Ich will, ich muß!“

O losgeflattert Blatt vom Heldenſtamme,
Geſchleudert wild im Wirbelſturm der Flamme,
So ſchön, ſo reich in Seele und Gemüth!
Was iſ'e, das dich zum fremden Ufer zieht?

Welch liebend Aug' wird deinem Blick begegnen,
Welch treues Herz wird deine Tage ſegnen?
Dein harrt nur Undank, Leichtſinn, bitt'rer Schmerz!
Denn, armes Herz, du biſt ein deutſches Herz!

Vergebens ringſt du einſt nach ſüßer Labe,
Nach einer Stund' an deiner Mutter Grabe!
Nach einem Lüftchen nur vom Heimatſtrand,
Verlaſſen du im liebefremden Land!

Hörst du die Seufzer droben an der Saale?
Mordhurst'ger Tiger donnerndes Gebeule?
Dort blutete ein edles, deutsches Herz,
Dort floh die Unschuld jammernd himmelwärts.

Dem Boden gleich gemacht sind alle runden
Tourellen, wo die Hände wund gewunden.
In Kerkernacht drei Engel schmerzvereint,
Davon nur einer noch auf Erden weint!

Auf allen Schritten weiden Blutesspuren
Still drohend leuchten! Fern auf Thal und Fluren,
Wie süß umher des Nobilants Strom auch wallt,
Schneidend hindurch das Ach der Geister hallt.

Dorthin eilst du! Es schwebt vor deinem Blicke
Ein lockend Bild von Macht und Herzensglücke.
O schöner Traum! O Jugendzuversicht!
Du siehst, — o brich im Fliehn das Herz ihr nicht.

Die lockend Jubeltön' aus eh'rnen Röhren
Empfangen, falsche Huld'gungen bethören.
Blick in die Herzen: Mitleid, Wehmuth glüht
Für dich allein in Volkes Hochgemüth!

O könntest du der Fluten Sprache lauschen,
Zurück! zurück! tönt ihr prophetisch Rauschen.
Und bleiche Schatten mit verstörtem Blick
Winken dir, Liebe, bang: „Zurück! zurück!"

Umsonst — so möge denn auf Dornenpfade
Dir leuchten liebevoll das Licht der Gnade:
Und find' im Land', das deine Wieg' umgab,
Einst Trost der Liebe und ein ruhig Grab!

Die letzten Kanonenschüsse zur Feier des Empfangs der Prinzessin dröhnten noch fort, als dies Lied schon fertig war, so rasch hatte ich es gedichtet. Ich glaube

es ist hier der Ort, einen dritten merkwürdigen Fall aufzuschreiben.

Ich war in Roßheim, meine Stimmung war ruhig, von politischen Bewegungen erfuhr ich nichts, weder durch Zeitblätter, noch durch Correspondenz. Es war am 4. October 1806, als ich vom Lesen eines französischen Buchs ermüdet am Abend in Schlummer sank. Wilhelm war in Baden-Baden, Max in Ischl; von beiden hatte ich gute Nachrichten bekommen. Bis gegen Mitternacht schlummerte ich fest. Urplötzlich weckte mich ein Geräusch; ich setzte mich neugierig auf mein Bett hin, aber mir war als wäre ich nicht dort, sondern auf einer unabsehbaren Ebene, die voll Soldaten in Schlachtordnung vor mir lag. Ich hatte früherhin Napoleon's Truppen in solcher Stellung gesehen. Ich staunte sie an, als wie aus viel tausend Kehlen der Ruf „Vive l'empereur!" mit unbeschreiblicher Gewalt die Luft erschütterte. Dreimal erklang er. Dann verschwand die Armee. Die Ebene und alles war todesstill. Mich überfiel ein Grauen, ich zündete Licht an und nahm ein Buch, es interessirte mich wenig, allein ich konnte nicht wieder einschlafen. Am Morgen ging ich zu Herrn von Brauer hinunter, wo ich zu jeder Stunde willkommen war. Ich erzählte der Familie meine Vision. Denn nach einigen frühern Erfahrungen mußte ich den Vorgang der Nacht dafür erkennen. Einige meinten, es wäre ein Traum gewesen, andere hielten es für eine Einbildung. Justine von Brauer, jetzt Gattin des Maire von Roßheim, hatte mir mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Abends kam der Omnibus von Strasburg mit Briefen und Zeitungsblättern an. Die Botenfrau erzählte, was vergangene Nacht in Strasburg geschehen. Fräulein Justine rief sogleich aus: „Mein Gott, dies ist ja Ihre Vision von

dieſer Nacht!" — „Ja!" rief ich, mehr als meine junge Freundin erſtaunt, denn ich hatte den Vorgang ſchon vergeſſen. Die Botenfrau ſetzte zu ihrer Erzählung noch die Worte hinzu: „Jetzt führen ſie Ludwig Bonaparte nach einer Feſtung!" Da rief es von neuem aus mir heraus: „Und wenn ſie ihn bis an das Ende der Welt führten, er wird Kaiſer!" So alſo hatten Geiſterſtimmen den vieltauſendſtimmigen Ruf: „Es lebe der Kaiſer!" der in jener Nacht in Straßburg erklungen war, zu mir heimgetragen, und meinem innern Auge war das Kriegsheer erſchienen, dem Napoleon's Adler vorausfliegen ſollten. Als meine Freunde in Roßheim acht Jahr ſpäter die neuen Begebenheiten erfuhren, mögen ſie lebhaft an mich gedacht haben. Schon lange hatte ich nicht mehr hingeſchrieben.

Kehren wir zum Zeitpunkt 1811 nach Aſchaffenburg zurück. Es war nun Zeit, einmal nach Mildenburg zu gehen. Ich trug Sorge, meine Angelegenheiten in Heidelberg zu ordnen. Chézy gab mir die Mittel dazu, und ich beſchloß in Aſchaffenburg zu bleiben, weil ich dort ſoviel für mein Herz fand und ſorgenfreier leben konnte als in Heidelberg. Ich empfing die liebevollſten Briefe von der Schwiegermutter und von Chézy. Der Großherzog ſprach mir Troſt zu. „Er wolle das Werk der Verſöhnung zu Stande bringen", verhieß er! Ich denke nicht, daß es ihm gelingen konnte. Nur zu richtig hatte ich geſehen!

Die ſieben Stunden, die Aſchaffenburg von Mildenburg trennen, wurden raſch zurückgelegt. Auch der Main hat ſeine Schönheiten, wenn er gleich nur ein Halbbruder des Rhein iſt. Die Klingenburg ſpiegelt ſich in ſeiner Flut. Die Abhänge, welche ſie überthront, ſchmücken herrliche Reben, aus denen ein edler Wein gekeltert wird.

An den Ufern des Flusses entlang herrscht verständiger und fleißiger Anbau, die Landleute sind gesittet und heiter. Gegen Mildenburg zu, wo die Gegend romantischer und schönheitreicher, bis tief in den Schos des Waldes hinein, begegnet man den Spuren des Aufenthalts der Römer und den Trümmerburgen des Mittelalters. Die erste und zweite Ausgabe meines Reisebuchs nach Heidelberg, Manheim, dem Neckarthal, dem Odenwald u. s. w. enthält schätzbare Aufsätze von Mitarbeitern, unter denen die Beschreibung des Odenwaldes vom gräflich Erbach-Erbach'schen Regierungsrath J. F. Knapp, welche eine so gedrängte als ausführliche Beschreibung der Ueberreste des Alterthums, wie auch eine des gräflich Erbach'schen Museums enthält, höchst empfehlenswerth ist. Uebergangen sind jedoch in diesem Aufsatze die merkwürdigen Hainsäulen, eine weite Strecke von der Mildenburg bergauf, wohin uns Freund Horstig führte. Diese gigantischen Trümmer, deren Entstehung uns ebenso räthselhaft ist, als die des Riesensteines bei Heidelberg, enthalten unter anderm eine Säule von vierzehn Fuß Höhe, die wie die andern geringern aus einem Stücke ist. Alle diese Trümmer fanden wir ohne Schaft und Capitäl und unaufgerichtet. Der Deutsche ist gleichgültig gegen seine Schätze aus der Vorzeit. Vor vielen Jahren machte Kotzebue auf die Riesensäule im Odenwald aufmerksam. Er schlug vor, sie bei Leipzig aufzustellen. Ich bin nicht seiner Meinung, es thut mir weh, wenn solch ein Schatz seinem heimatlichen Boden entrissen wird. Wenn die Riesensäule im Odenwald an dem Platz, wo sie gefunden worden, aufgerichtet würde, welch ein stolzer Schmuck würde sie der Gegend sein, und es bedürfte dazu keiner andern Kosten, als die ihrer Aufrichtung und Feststellung, zu welcher alles schon seit vielen Jah-

ren vorbereitet liegt. Die fürſtlichen und gräflichen Beſitzer der Schlöſſer und Ruinen am Mainufer ſollten ſich vereinigen, um dieſe Denkmale vom Untergang zu retten. Sie fänden draſtiſche Mittel, ein Werk auszuführen, welches Kotzebue durch einige Federzüge gelang. Er hat die heidelberger Schloßruine gerettet, indem er in edler Entrüſtung dem unvergeßlichen Karl Friedrich eine kräftige Vorſtellung wegen der gewaltſamen Zerſtörung ſandte, von welcher ſie bedroht war und die ſchon viele Jahre hindurch über ſie ergangen war. Sie wurde ſo nach und nach abgetragen. Wenn die Landleute Bauſteine brauchten, fuhren ſie hin und holten ſich welche von dort, man ließ ſie gewähren. Nicht das feindliche Geſchütz und nicht die Gewalt der Stürme hat die heidelberger Schloßruine ſo ruinirt, wie der feige Stumpfſinn jener Tage. Kotzebue erfuhr, ich weiß nicht wie, daß eine Behörde in Karlsruhe oder in Heidelberg bereits mit einigen Mitgliedern jener Geſellſchaft, die man die ſchwarze Bande hieß, einen Kaufcontract abgeſchloſſen und daß bereits alle Anſtalten getroffen ſeien, die ganze Schloßruine abzutragen und dem Boden gleich zu machen; konnte man doch eine große Summe Geld dafür löſen. Zugleich mit der Sendung nach dem Markgrafen hatte Kotzebue in ſeiner weit verbreiteten Zeitſchrift: „Der Freimüthige", ſeine Stimme über dieſe Unthat erhoben, es war die höchſte Zeit. Karl Friedrich nahm Kenntniß vom Kaufcontract und ließ ihn auf der Stelle vernichten. Graf Karl von Graimberg hat dieſem Vorgang in ſeiner Kunſtſammlung ein Denkmal geſtiftet. Um die Todtenpaſte des ermeuchelten Kotzebue hat er die Geſchichte dieſer That, das Bildniß des Mörders und einige Gegenſtände, die darauf Bezug hatten, vereinigt. Im Katalog dieſes Muſeums, das jezt im

Schloſſe Raum gefunden, und in den Nachträgen zum Katalog wird der Leſer mehr über dieſen Gegenſtand finden. Dies Werk verdanken wir dem verdienſtvollen Gelehrten Profeſſor Leger, der auch durch den Führer in den Ruinen des Schloſſes Heidelberg dem Vaterlande ein ſchätzbares Geſchenk gemacht.

Doch wir ſind jetzt in der Mildenburg, auf der maleriſch entzückend gelegenen milden Burg, wie ſie ihr damaliger Beſitzer nannte. Ihre Ringmauer war vierzehn Fuß breit. Wir verlebten dort herrliche Stunden. Horſtig war ganz Seele und Geiſt, Milde und Redlichkeit und er wirkte wohlthuend. Sein Grundſatz bei Erziehung ſeiner Kinder war hauptſächlich, darauf bedacht zu ſein, nichts zu hemmen und vorſichtig zu entwickeln, welches zugleich die mühſamſte und die leichteſte Erziehungsmethode ſei. Ich glaube, er hatte recht. Horſtig hatte viel Aehnlichkeiten mit Jean Paul, in der Milde, Weichheit und Anmuth ſeines Geiſtes; es wurde einem wohl in ſeiner Nähe, in ſeinem Hauſe. Von ſeinen Schriften ſollte eine Auswahl herausgegeben werden; ſie enthalten viel Erfreuliches und Lehrreiches. Er war von allem Dünkel frei, voll Beſcheidenheit und Wohlwollen. Der Takt, den er in Geſellſchaften beobachtete, war ganz auserleſen und ging durchaus aus ſeiner ſchönen Natur hervor. Seine vortreffliche Gattin Suſette war ſehr lebhaft, in Außendingen von ihm ſehr verſchieden, aber im Innern ihm ähnlich. Seine Schwägerin und Schwager, die ich blos durch ihre Briefe kenne, fand ich geiſtvoll und gemüthlich, hatte übrigens Julien und Minna öfters geſehen. Horſtig war einer der ſeltenen Menſchen, die ausſchließlich und freudig nur dem Schönen und Guten leben. Bei meinem mehrmaligen Aufenthalte auf Schloß Mildenburg und bei durch-

aus vertraulichem Umgange mit der ganzen Familie kann ich rühmen, daß ich nie ein nachtheilig Wort über andere von ihnen gehört. Seine ganze Zeit war dem Unterrichte seiner Söhne und Töchter gewidmet. Seine Art zu belehren war kunstlos, aber zweckmäßig, die jungen Wesen glaubten dabei fortzuspielen. Geschichte, Sprachen, Erdkunde, Musik wurden durch seinen Unterricht zu Ergötzlichkeiten. Gemüthserhebung und Andacht gingen aus der Belehrungsweise selbst hervor. Die Gebete waren kurz und innig. Auf dem Lustwandeln im Wald und Thal oder auf schattigen Anhöhen bot sich ganz natürlich Anlaß dar, von den geschaffenen Dingen zum Schöpfer überzugehen. Es war Horstig's Grundsatz, alle religiösen Gegenstände zart zu berühren und das Licht des Glaubens so allmählich zu verbreiten. Wie der junge Sommermorgen, der mit Dämmerung beginnt und wie Rosen blühet, ehe er golden glühet.

Horstig und die Seinigen standen im Umkreis der Gegend wahrhaft in Achtung. Man kannte ihre Denkungsart und ihren Wandel, man ehrte und liebte sie im gleichen Maße. Der geistreiche Fürst Karl Emich von Leiningen, dessen vortreffliche Gemahlin, jetzt Herzogin von Kent, sahen sie oft. Sie luden uns zu sich ein, besonders wenn sie Musik oder Vorstellungen auf des Fürsten Privattheater hatten. Nach der Tafel war Lectüre. Das Leben der damals jungen Fürstin war musterhaft. Frühmorgens begab sie sich zu ihren zwei Kindern, sprach mit ihnen ein kurzes Gebet, leistete ihnen voll Zärtlichkeit alle Dienste einer treuen Wärterin. Kein unsanftes Wort störte das selige Glück der frohen Kinder und der zärtlichen Mutter. Die Fürstin unterrichtete Karl und Feodora ganz nach Horstig's Grundsätzen, den ganzen Morgen hindurch bis zwölf Uhr.

Dann widmete ſie ihre Muſe den edeln Beſchäftigungen, mit denen ſie ihr Leben ſchmückte: der Malerei, der Muſik, in der ſie Meiſterin war, und den feinſten und ſinnreichſten Arbeiten. Nach der Tafel ritt ſie aus. Die Abende wurden auf verſchiedene Art ausgefüllt, oft mit den Kindern zugebracht. Der Anblick der drei ſchönen Geſtalten ſchien ein Bild von Leonardo da Vinci zu ſein, das ins Leben getreten: ſo vergeiſtigt war ihre Schönheit. Correggio, Luini, Leonardo da Vinci ſtellten einen eigenthumlichen Charakter weiblicher Schönheit vor. Ein ſinniges, feines Lächeln, große Augen, halb von den Wimpern verhüllt, eine gedankenreiche Stirn, warme zarte Färbung des Geſichts, ein zierliches Oval des Hauptes herrſchten darin vor. Agoſtino Caracci, ſelbſt Ludovico Domenichino malten noch in dieſem Geiſt, von welchem man in andern Schulen, ſelbſt in der römiſchen und florentiniſchen keine Spur findet. Man findet jetzt ſelten Geſichtsbildungen oder Geſtalten, die an die Gebilde der herrlichſten alten Geiſter Italiens und Deutſchlands erinnern. Menſchlichkeit und Kunſt ſind fleiſchlicher geworden. Geiſt und Phantaſie der Aeltern bringen ſchöne Kinder hervor. Während der erſten Kindheit ſind beinahe alle Kinder ſchön und bleiben es, bis das Leben ſie verheert und verflacht. Nur Geiſt und Gemüth, nur die Schönheit des innern Menſchen kann die äußere aufrecht erhalten.

Fürſt von Leiningen war ein leidenſchaftlicher Jäger und ein trefflicher Schütze. Er leitete muſterhaft ſein Privattheater und wurde von einigen Perſonen ſeines Hofſtaates und von den Bewohnern Amorbachs nach Wunſch unterſtützt. Ein ſolches Theater iſt ein vortreffliches Bildungsmittel für eine ganze Gegend; auch die Perſönlichkeit der Dilettanten wirkt darauf ein. Keine ehrgeizigen Abſichten, kein Eigennutz liegen ihren Lei-

stungen zu Grunde: reine Liebe zum Schönen, edles Bestreben, Freude und Genuß zu verbreiten, befeuert ihr Spiel. Auch gehen zuweilen die schönsten Talente aus Privattheatern hervor; es sind Vorübungsschulen für die Schauspielkunst. Wenn man sich gegen sie auflehnt, als Eitelkeit nährend u. s. w., so möge man bedenken, daß eitle Wesen bei jeder Unterhaltung, bei jedem Erscheinen in Gesellschaft Gelegenheit finden, ihrer Leidenschaft zu fröhnen und unedeln Trieben Raum zu geben. Es hängt ganz von der Wahl der Stücke ab, wie sie auf das Gemüth der Darstellenden und auf den Kreis der Zuschauer wirken sollen. Ungezwungenheit der Haltung, Sinnigkeit des Gespräches, des Ausdrucks, der Geberde werden durch das Auftreten junger Personen auf Liebhabertheatern befördert. Mögen doch manche unter ihnen einer gewissen Scheu vor fremden Menschen zu erscheinen Raum geben; manche andere, sich ohne Anlagen wissend und nicht erscheinen wollend, mögen zurückbleiben; niemand wird sie tadeln. Allein man tadle auch nicht diejenigen, die sich nicht weigern, die Freuden der Gesellschaft zu erhöhen, und lege ihnen auch nicht Absichten unter, die jungen reinen Gemüthern fern bleiben. Alles hängt vom Geiste ab, in welchem eine Sache betrieben wird.

Als ich in Aschaffenburg war, wünschte der Fürst Primas, ich möchte mich an einem Stück für sein neues Theater versuchen. Der Director Schummauer, Karl Heuser, ein echtes Talent, das an den unsterblichen Fleck erinnerte, Madame Witz, eine schöne seelenvolle erste Liebhaberin, ihre Gatte, ein Intriguant ersten Ranges, auch in Lust- und Schauspiel sehr verwendbar und andere brauchbare Mitglieder bildeten den Kern der Gesellschaft. Das neue erbaute Theater war sehr stattlich, das Or-

cheſter von ſeltener Ausbildung. Der berühmte Stärkel, ein ſeelenvoller Componiſt, ein gefühlvoller Dirigent leitete es. Ich wählte zum Stoff meines Dramas „Eginhard und Emma". Ich will nun geſtehen, daß ich etwas ganz Unleidliches ſchrieb und mich viel damit wußte. Mit hochklopfendem Herzen eilte ich zu Frau von Wolzogen, um mein Meiſterſtück vorzutragen. Himmel! wie ſtürzte ich aus meiner Höhe herab, als die edle Frau mit ſichtbarem Misfallen zuhörte und mich in kurzen Worten, die mich ganz überzeugten, ich habe da etwas ganz Wirkungsloſes und Gewöhnliches geſchrieben, belehrte. In den Worten der Frau von Wolzogen lagen Klarheit, Redlichkeit und Antheil an mir. Ich hatte denen, die mir wohlwollten und mein Beſtes im Auge hatten, nur zu oft Anlaß gegeben, mir ſchmerzliche Wahrheiten zu ſagen, denn noch immer hatte mich das Leben nicht erzogen. Die Worte der Frau von Wolzogen machten einen gemiſchten Eindruck auf mich. So ſehr ich ſie verehrte, ſo aufrichtig ich ihre Güte anerkannte, konnte ich doch einer gewiſſen bittern Empfindung nicht gebieten; ich äußerte ſie zwar nicht, aber ich fühlte ſie, es koſtete mich Selbſtüberwindung, ihr zu danken, denn der Dank ging nicht von Herzen. Die theuere Frau fühlte zu frei und zu klar, um meine Empfindungen nicht zu durchſchauen. Doch ſie war nachſichtig und ſchien meine gereizte Empfindlichkeit nicht zu bemerken. Der Erfolg dieſer Sitzung war das Aufflammen meiner ganzen Kraft, und ich ſchuf etwas Würdiges und Schönes. Karl von Dalberg hatte große Freude daran und es wurde ſogleich auf dem Theater einſtudirt. Der Freiherr von Hettersdorf ſchrieb ſchnell eine Ouvertüre, Arien, ein Schnitterlied, eine Romanze und Chöre. Der Großherzog hatte mir den Rath gegeben, die Sage von der

Entstehung des Hauses Erbach in die Dichtung zu verweben. Das Haus war zum Ersticken voll. Der Großherzog hatte sich zu mir gesetzt, mich aufzumuntern, denn ich war schmerzlich gespannt und voll Bangigkeit. Doch der Erfolg übertraf meine Erwartung. Die liebreichsten Worte klangen mir zu und beseligten mich.

Fürst Leiningen bat mich, mein Drama bei seiner Gemahlin vorzulesen. Er äußerte sich sehr günstig darüber und verlangte das Stück, um es aufzuführen. Ich kam oft nach Amorbach und verließ es, sowie das schöne Mainufer mit wahrem Kummer, es war mir heimatlich geworden.

Während der Zeit war Goethe nach Heidelberg gekommen. Er wohnte bei Boisserée, schlief in der Gemäldegalerie, wo sich selbst ihm, dem Vielgewanderten, eine neue Welt der Kunstanschauungen erschloß. Er ließ ein unauslöschliches Andenken zurück. Schon im Begriff, nach Aschaffenburg zurückzukehren, überraschte mich die traurige Nachricht, daß ein Nervenfieber von unbeschreiblicher Wuth dort ausgebrochen sei. Ich blieb in Mildenburg zurück. Vergebliche Vorsicht, die mir das Leben meines liebsten Kindes nur auf Jahre sicherte! Im Jahre 1846 verlor ich meinen Max, für dessen Leben ich so oft gebebt, so viele Opfer gebracht hatte und gern mein eigenes Leben hingegeben haben würde.

Das Weihnachtsfest 1811 wurde in der Mildenburg fromm und hold begangen. Es ist ja das Fest der Unschuld und des Glaubens, welches unsichtbar die schönsten Engel umschweben. Meine gute Mutter erzählte mir, daß sie meinem Bruder, als er sein zwölftes Jahr erreicht hatte, die Christgaben auf einer Schüssel beschert. Der Knabe weinte und schob die Bescherung zurück. „Ich will gar nichts", rief er aus, „wenn es mir der

heilige Chriſt nicht bringt." Im Jahre 1810 brach mein älteſter Sohn in das heftigſte Schluchzen aus, weil das rohe Dienſtmädchen, welches ich damals hatte, den ſchönen Weihnachtsbaum ergriff und ihn über ihr Knie zerbrach. Dieſer Augenblick ſchien mir eine trübe Vorbedeutung zu enthalten. Sie iſt auch eingetroffen. Still, mein Herz!

Eduard Horſtig, ein reichbegabter, blühender Jüngling, den der Tod früh dahingemäht, kam an jenem Weihnachtsabend überraſchend auf der Mildenburg an. Der heftigſte Sturm, der bitterſte Froſt konnten die Liebe nicht zurückſcheuchen. Er lag athemlos, froſtdurchſchauert an ſeines Vaters Herzen, die Geſchwiſter kletterten an ihm hinauf, wollten ihm Wärme einhauchen, rieben ſeine erſtarrten Hände und bedeckten ſie mit Küſſen. Die Mutter feierte ſtumm das frohe Wiederſehen. Eduard Horſtig brachte und empfing Gaben der Liebe. Wie ſchnell entflogen die Stunden bis Mitternacht. Doch ich glaube, der Gang durch den Odenwald zu Fuß von Heidelberg aus hat den Todeskeim in Eduard's junge Bruſt geſenkt. Er kränkelte ſeitdem ohne Aufhören. Ich bin des feſten Glaubens, daß es das unbewußte und unbezwingliche Sehnen nach jenſeits iſt, das die ſterbliche Hülle der Gotteserkorenen früh zerbricht und den Weg zum Heimatlande verkürzt. „Soll eine Nachtigall auf deinem Grabe klagen, ſo ſtirb noch eh' dein Lenz verblüht!" ſang Wilhelm von Chézy. Nie habe ich dieſe Zeilen vergeſſen; aber wer kann denn ſterben, ehe er darf?

Dumpfe Ergebung war das einzige Gefühl, welches beim Ausbruch des Kriegs mit Rußland in den deutſchen Gauen waltete. Das Entſetzliche, was als Ahnungswolke am Horizont geſchwebt, ſollte nun als don-

nerndes Gewitter furchtbar noch die Welt bedrohen.' Am 20. März schienen Frankreichs Geschicke durch die Geburt des jungen Napoleon für immer gesichert zu sein. Marie Luise litt unbeschreiblich dabei; der leitende Arzt fragte Napoleon, er werde die Mutter oder das Kind opfern müssen, wen er opfern solle? „Das Kind muß gerettet werden", rief der Kaiser. „Die Kaiserin ist wie eine andere Frau zu behandeln. Gewiß werden Sie beide retten." Dies geschah. Doch in der schönsten Blüte der Jugend und noch in der Wiege entthront, starb der Knabe, der schon Majestät hieß, als er nur das Licht der Welt erblickte. Seit der grausamen, langsamen Ermeuchelung Ludwig's XVII. ist kein Kronprinz von Frankreich zum Herrschen gekommen. Der schöne blühende Knabe, welcher der Ehe des Kaisers und Marie Luisens entsproß, fiel in zarter Jugend, ein Opfer früh entwickelter Leidenschaften. Nach der Restauration wurde der Kronprinz Herzog von Berry durch Louvel's Dolch ermordet. Sein hoffnungsvoller Sohn lebt im Exil. Ferdinand von Orleans, Sohn des Ludwig Philipp, kam auf dem Wege um, den man den der Revolte heißt. Seine zarten Kinder blieben verwaist. Doch wenn keins von ihnen auf den Thron gelangt, so werden sie dennoch in der Leitung der zärtlichen, geistbegabten Mutter den Weg des Ruhms und des Glücks finden. Ludwig Napoleon's muthmaßlicher Thronerbe kam todt auf die Welt. Der präsumtive Thronerbe Napoleon's I., ältester Bruder des jetzigen Kaisers, war in demselben Alter, wo Ludwig XVII. durch die Revolution entthront wurde, dem Tode verfallen. Welche zahlreiche Reihe von Opfern im Zeitraume eines halben Jahrhunderts, und nur der Tod des kleinen Louis Bonaparte war ein natürlicher. Die Hand des Geschicks schreibt das „Mene Mene Tekel", das einst

den König Belsazar und seine Gäste entsetzte, noch immer an die Wände der Paläste, doch die Schrift bleibt unverstanden.

Ich kann nicht vom Odenwalde scheiden, ohne der liebenswürdigen gräflichen Familie zu Erbach zu erwähnen. Ich lernte sie bei Fürst Leiningen kennen und werde in einem der folgenden Abschnitte dieses Werks mehr von ihnen sagen.

Ich fand in Aschaffenburg den Fürsten und seine Umgebung in sichtlich gedrückter Stimmung. Napoleon hatte eine unerschwingliche Summe von ihm, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, verlangt. Er war darauf bedacht, sie herbeizuschaffen. Die Stadt war in Trauer wegen der vielen Verluste der Familien durch das Nervenfieber, das auch noch im Frühling und Sommer viele Opfer forderte. Diese schweren Misgeschicke waren nur Vorboten des nahen unermeßlichen Jammers, zu welchem die Lose schon geworfen waren. Ich war krank von Mildenburg angekommen, furchtbar schwach und ermattet, brachte den Winter sehr einsam zu, bedurfte Zerstreuung, weil mich traurige Ahnungen niederdrückten und mußte einsam bleiben.

Das Studium des Spanischen rettete mich aus meinem Hinbrüten und hauchte mir neues Leben ein. Schon der Reiz des Eindringens in die Feinheiten dieser schönen Sprache beschäftigte mich und regte mich angenehm an. Zum Sprechen hatte ich keine Gelegenheit und auch nichts anderes zu lesen, als die Schauspiele Calderon's. Ich übersetzte „Auf geheimen Schimpf geheime Rache" in Jamben, einige der wirkungsvollsten Scenen im Silbenmaß des Originals. Fürst Emich von Leiningen schrieb mir darüber einen geistvollen Brief; auch Karl von Dalberg lobte meine Uebersetzung sehr.

„Das laute Geheimniß", ein heiteres Luſtſpiel, „der Verſteckte und die Verkappte", in eben der Art geſchrieben und einige andere beſchäftigten mich und regten mich wohlthätig an. Der Großherzog verreiſte; die Hoffeſtlichkeiten hörten während ſeiner Abweſenheit auf, das Theater vernachläſſigte ſich und verlor Abonnenten, Fremde blieben fern; einige Zerſtreuungen und Kunſtgenüſſe boten einige Familien dar. Ueberall ſtieg die Spannung der Gemüther. Napoleon wollte den Baron Reden von Stade aufheben laſſen, weil ihm ſeine Geſinnung und ſeine Aeußerungen mißfielen. Wahrſcheinlich hatten die Angeber, wie Angeber immer thun, ſich in ihren Berichten überladen. Denn wenn ſich gleich Baron Reden in ſeinem heiligen Eifer für Deutſchland zuweilen ſeiner Stimmung zu ſehr überließ, ſo war er doch zu fein gebildet, zu beſonnen, um Worte zu ſagen, die ein Mouchard zu Gelde hätte machen können, allein Napoleon war damals ſehr gereizt. Zu rechter Zeit erfuhr Karl von Dalberg, daß ſeinem würdigen alten Freunde Unglück drohe. Er eilte ſogleich hin zu ihm mit beladenen Taſchen, führte ihn in der Nacht noch nach einem beſtellten Schiffe, nahm einen Abſchied, den ein Thränenſtrom netzte und riß ſich aus ſeinen Armen, wohl ahnend, er ſehe ihn zum letzten male und ihre Lebenswege ſeien für immer getrennt. Er ſchwankte dann allein zurück nach Baron Reden's Wohnung, um ſich mit der Familie ſeines Freundes zu betrüben, denn nur das iſt die rechte Art, Leidende zu tröſten.

Als in Darmſtadt der geniale, biedere Le Plat du Temple, der eine Napoleonide geſchrieben hatte, aufgehoben und nach Mainz geführt wurde, um dort in wenigen Tagen ſeine Feuerſeele auszuhauchen, hatten wir, ſeine Freunde, keine Ahnung von ſeinem Untergange.

Es war kein Dalberg da, der ihn hätte retten können; er war ein ſchuldloſes Opfer. Das aber iſt der Fluch der Größe, daß der Eifer ihrer Freunde zu thätig iſt, ſodaß ſie wie Don Quixote Rieſen bekämpfen wollen und gegen Windmühlen zu Felde ziehen. Le Plat du Temple war nicht blos ſchuldlos, ſondern er glühte für des Kaiſers große Eigenſchaften. Er ſtarb und wurde bald vergeſſen. Wen vergaß man damals nicht?

Im Spätherbſt ließ mich Fürſt Leiningen nach Amorbach laden, weil mein Schauſpiel „Emma und Eginhard" mit der reizenden Muſik von Hettersdorf nun einſtudirt ſei. Wir reiſten hin, bezogen eine kleine Wohnung im Hauſe des Hoheitſchulzen. Dort wartete mein ein unausſprechlich ſchmerzlicher Eindruck. Zum erſten male in meinem Leben ſah ich das Volkselend, zwar nicht in ſeiner entſetzlichſten, aber doch in ſeiner rührendſten Geſtalt. Junge Mütter, an der Hand ein oder zwei abgezehrte kleine Kinder, eins an der ausgedorrten Bruſt, die froſtbebenden Glieder ſpärlich mit Lumpen bedeckt, die eingefallenen Wangen von Thränen durchfurcht, die Lippen blau, ſtanden in Scharen vor dem Hauſe und an der Thür des ſteuereinnehmenden Beamten und reichten angſtvoll kleine Summen dar, die nicht ausreichten, um ihre Steuer zu zahlen, indeß die Kinder vor Froſt und Hunger winſelten. Dieſe Steuern gehörten nach Darmſtadt, unter deſſen Hoheit das zweimal ſo große Fürſtenthum Leiningen ſteht, deſſen Herrſchaft gleichfalls Steuer von ſeinem Lande bezieht.

Der erſchütternde Anblick der unglücklichen Odenwälder, denen der Hoheitſchulz zwar nichts erlaſſen konnte, aber dennoch aus Erbarmen Friſten gab, indem er in

Darmstadt für sie einstand, ergriff mich bis ins Mark. Ich war damals selbst so arm, daß ich beim Fürsten nur in der einfachsten Kleidung erscheinen konnte, es war mir also unmöglich zu helfen. Ich sprach mit mehreren meiner dortigen Freunde über diesen Gegenstand. Sie antworteten: „Das Elend in diesem Lande kommt noch von den Zeiten der Mönche her. Die Bewohner sind verwöhnt und träge. Aus dem Kloster empfingen sie Suppen und nährten sich davon, wollten nichts arbeiten. Nun ist mit dem Kloster diese Aufhülfe verschwunden. Dazu kommt die doppelte Steuer, und den Leuten ist nicht zu helfen." Ich begnügte mich schwer mit dieser Erklärung, doch sie mußte ausreichen. Mit Beschämung will ich gestehen, daß es mir dennoch an der fürstlichen Tafel schmeckte, daß die herrlichen Musikabende im Schloß mich entzückten, die Maskenbälle mir Vergnügen machten und der Eifer für die Aufführung meines Schauspiels mein Gemüth mehr beschäftigte, als der Zustand der darbenden Volkshaufen. Solch ein erbärmliches Geschöpf ist der Mensch, wenn er auch mit einem guten Herzen begabt ist. Zu meinem Trost darf ich hinzusetzen, daß ich treulich wieder gut gemacht habe, was ich damals leichtsinnig versäumte. Es ist mir süß, auszusprechen, daß die Fürstin nach dem Tode ihres Gemahls, als sie Vormünderin und Regentin wurde, mit rastlosem Fleiß und unsaglicher Mühe dem Elende Abhülfe that. Gott segne sie, denn ihre Aufgabe war eine der mühevollsten, die je eine noch so junge Fürstin bestanden hat.

Der Abend des 13. November kam herbei. Fürst Leiningen wollte die Vorstellung von „Emma und Eginhard" zu einem Familienfest erheben. Alle Verwandten des fürstlichen Hauses, Bewohner des Odenwalds

und des Mainufers fanden sich in Amorbach ein. Sie nahmen mich in ihre Mitte, bezeigten sich so herzlich, so ehrenvoll gegen die Dichterin, als wenn ich selbst ihnen angehörte, wiewol ich im bescheidenen Kleide von wiener Tricot, ohne alle Verzierungen, im gescheitelten Haar, ohne allen Schmuck war. Manche mögen mir das für Hochmuth ausgelegt haben. Der Fürst füllte die Rolle Karl's des Großen aus, Frau Hofmarschallin von Krayd die der Emma, ein Fräulein Eschborn, die vortrefflich sang, die der Gisela, auch andere Rollen waren gut besetzt und wurden so ganz im Geist der Dichtung gegeben, daß sie den Zuschauern Thränen entlockten. Ich weiß nicht mehr, was ich dem Fürsten antwortete, als er in die Loge trat und mich liebreich fragte: „Sind Sie zufrieden?" Die Abendtafel, in Gestalt eines Hufeisens, war so eingerichtet, daß man von allen Seiten bei mit mir sprechen konnte. Graf Franz von Erbach saß zu meiner Rechten, Graf Albrecht von Erbach-Fürstenau zu meiner Linken. Jeder Laut, jeder Blick, der mir zugewendet wurde, strahlte von Herzlichkeit. Ich vergaß mein weißes Tricotkleid und dachte nur an den Kranz um meine Stirn. „Wäre die Karschin da!" dachte ich feuchten Blickes, „und o du, meine Mutter, und du Chézy, der einst der meinige war." Mühsam verbarg ich die Thränen, die mir im Auge zitterten. Ein Hohn des Schicksals erschien mir der unvergleichliche Abend, und wäre nicht die zärtliche und zarte Huld gewesen, die mich umgab, ich hätte mich in Thränen aufgelöst. Doch meine Wehmuth machte der Empfindung Platz, daß bei meiner Verlassenheit, Armuth und meiner bescheidenen Erscheinung nur mein Herz und mein Lied in Anschlag gebracht worden und daß dieser geistvolle, edle Kreis sich mehr durch mein

Gedicht geehrt fühlte, als er glaubte, mich ehren und feiern zu können. Die süßen Augen, die in Thränen gestanden hatten, waren mit voller Liebe auf mich gerichtet. O Gott, vierundzwanzig Jahre später, welcher Wechsel! Statt der holdseligen Töne huldiger, süßer Worte der Todeskampf meines Mar, statt des freudigen Blicks in die Zukunft: Verlassenheit und Sehnsucht nach der letzten Ruhestätte. Nur eins ist mir geblieben: das Bewußtsein eines reinen festen Willens für das Gute und Schöne, des glühenden Herzschlags für die Menschheit und des guten Gewissens.

Die fernen Donnerschläge im Norden, deren Erschütterung auch unhörbar die Welt durchbebte, zermalmten die Gemüther. Auf das bairische Contingent waren die herbsten Schläge des Kriegs gefallen. Ganz Baiern war in Trauer, ganz Hessen beweinte die Opfer der Schlachten. Junge Söhne, liebende Gatten, Väter und Brüder, alle Briefe brachten Todesposten. Die Hauptmannsfrau Hecht, die mit ihren zwei Kindern während des Feldzugs in Amorbach bei einer zärtlichen Schwester lebte, wollte noch in derselben Nacht fort, als sie die Schreckensnachricht empfing, daß ihr junger Gemahl bei Smolensk gefallen. Auf das Schlachtfeld wollte sie, die theuern Ueberreste auffinden und zur Erde bestatten. Dies war eine schreckliche Nacht. Sie wurde entsetzlicher durch die Vorstellung, daß unzählige Witwen und Waisen durch dieselbe Post gleiches Weh erfahren. Die junge Trauernde dachte ihrer verwaisten Kinder und fand wieder Lebenskraft, sie mußte ihnen ja die Mutter erhalten.

Wenige Tage nach diesem Vorfall lud mich der Fürst zu sich ein. Er flüsterte mir bei Tafel zu: „Sie sind sehr schmerzlich bewegt, sehr bleich! Wie konnte es an-

ders sein? Aber ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, was ich Ihrer Verschwiegenheit anempfehle. Kommen Sie nach Tisch mit mir in das andere Zimmer!" Des Fürsten Blick zeigte von heftiger innerer Bewegung. Er führte mich nach der Fensterbrüstung des Salons, wo wir unbelauscht bleiben konnten. „Hören Sie nun", sagte er leise, „alle europäischen Mächte, nur Sachsen nicht, haben sich gegen Napoleon heimlich verbündet und seinen Untergang beschlossen." Ich wollte aufjubeln. „Ruhig, Liebe", sagte der Fürst, und nie werde ich seinen Blick vergessen, in welchem unermeßliche Trauer lag, „Napoleon muß fallen, man kann ihn nicht emporhalten, nicht retten; aber diese Nothwendigkeit ist entsetzlich, Europa bedarf seiner mehr als je, und dennoch muß seine Gewalt vertilgt werden. Er wird unterliegen, aber wehe uns nicht minder, denn alles, was er Großes gewollt, wird mit ihm zu Grunde gehen und alles, was er Unheilbringendes gesäet, wird in den Händen, die nach ihm die Zügel halten werden, wuchernd emporschießen." Mit diesen Worten eilte der Fürst heftig bewegt fort und ließ mich betäubt, zermalmt zurück.

Schlag auf Schlag kamen nun die Schreckensnachrichten aus Rußland, die allgemeine Bestürzung, allgemeines Leid verbreiteten. Es war einem zu Muthe, als könnte man nie wieder froh werden. Aber was überwindet der Geschaffene nicht? Der Blindgeborene durch Stumpfheit und Leichtsinn und der Bessere durch Spannkraft, der Fromme durch Gottvertrauen!

Frankreich tanzte nach Salvandy's geistvollem Wort 1830 über einem Vulkan. Jetzt, wo ich dies schreibe, tanzt Europa und der Orient mit. Doch nicht Scherasmin hat in Oberon's Horn gestoßen; Novalis träumte von einer Zukunft, wo der Krieg in das Schachspiel

verbannt sein würde. Wie weit sind wir von dieser Zukunft! Es heißt nicht mehr: Schach dem Könige, sondern Schach der Welt!

Vielleicht würden mich die gräßlichen Begebenheiten des Winters 1812 zermalmender getroffen haben, wären nicht meine beiden Söhne schwer erkrankt und ich nach ihnen. Es wurde Zeit, nach Aschaffenburg zurückzukehren. Vorher mußte ich noch nach Schloß Erbach und Erbach-Fürstenau. Ich nahm wehmüthigen Abschied vom lieben Amorbach, wo ein so sinniger Kreis von angenehmen Familien mich umgab: der Geheimrath Mieg, ein Mann, der mit ausgezeichneter Bildung ein großes musikalisches Talent vereinigte, seine liebenswürdige Gattin und Töchter; die schöne und ausgezeichnete Fräulein Polyxena von Tubeuf, deren Mutter und Schwester; ein Freiherr von Boyneburg mit seiner Gemahlin aus Kassel; die Familie von Hohenhorst, deren Haus ein wahrer Musiktempel war; der Erzieher des jungen Prinzen von Leiningen, Wagner, ein vortrefflicher junger Mann, späterhin Oberconsistorialrath; der hochgebildete geheime Cabinetssecretär des Fürsten, Steinwarz; der edle Generalsuperintendent Klevesahl, einer der erleuchtetsten Geistlichen, die ich je gekannt. Mein Erkranken hinderte mich, mehr Bekanntschaften zu machen.

Das erste Ziel der neuen Pilgerfahrt war das Schloß Erbach, wo ich eingeladen war, einige Wochen zuzubringen. Wir gelangten um ein Uhr in dies Tusculum, oder wie man sonst den Platz nennen will, wo sich die zarteste Gemüthlichkeit, der erleuchtetste Geist, der vortrefflichste Kunstgeschmack und die heiterste Gastlichkeit vereinigten, um ihn unvergeßlich zu machen. Es wäre überflüssig, der hier vereinigten Kunstschätze aus der Römerzeit und dem fernsten Mittelalter ausführlich zu

erwähnen und nur im Vorbeigehen gedenke ich des Eindrucks, den das Ganze auf mich machte, der überschwenglich war. Durch die Urbanität des Besitzers fühlte man sich sogleich einheimisch, in einer Wunderwelt, die der kühnste Traum der Phantasie nicht überflog. Eine Reihe von hohen geräumigen Sälen prangte mit herrlichen Gebilden der Götter, Helden und Weisen des Alterthums und mit den Waffen und Geräthschaften der Römer, Griechen, Aegypter und anderer Völker der Vorzeit. In den mannshohen Marmorkaminen brannten ganze Bäume. Mit einem Ruck versetzte diese Anschauung den Eintretenden in eine neue Welt, aus welcher alles Gewöhnliche verbannt und über die nur der Schönheitssinn sein strahlendes Scepter hielt. Trat man in den Eßsaal, so leuchtete einem aus allem, was man sah, Gediegenheit und anmaßungslose Zierlichkeit entgegen. Das Tafelservice war der Triumph des Rococostils. Alle Zimmer im Schlosse vereinigten mit bescheidener Pracht ernste Zierlichkeit und Würde. Fast mochte ich sagen, daß die Dienerschaft zu den Prunkwerken des Hauses zu gehören schien, man merkte es manchem Einzelnen an, daß er im Schlosse geboren und erzogen war; auch die ergrauten Diener und Dienerinnen hatten einen Ausdruck der Zuversicht und Behaglichkeit, als wüßten sie, daß sie ihre Lagerstatt nur früher oder später mit dem Sarge vertauschen würden. Das ganze Haus war das Reich des Friedens und der Liebe. Meine freundlichen Zimmer gingen auf den Odenwald hinaus, mein Schreibtisch war einladend. „Ich komme erst um elf Uhr morgen zu Ihnen", sagte die liebe Gräfin, „um sieben erhalten Sie Ihr Frühstück und bleiben im Negligé, Sie müssen Muße behalten für Ihre Beschäftigungen und für Ihre Kinder." Sie erschien dann zur bestimmten Stunde. Der Morgen ent-

flog unter heitern Geſprächen. Eine Viertelſtunde vor der Tafel verließ mich die Gräfin, um die letzte Hand an die Toilette zu legen. Bei der Tafel fanden wir uns wieder. Zwei Schweizerinnen, Fräulein Bellami, Geſellſchaftsdame der Gräfin, und Fräulein Reur, ein werther Beſuch derſelben, erheiterten die Mittagsſtunden. Nach dem Caſe fuhr der Wagen vor. Das raſche Viergeſpann durchflog die breiten Alleen des Odenwalds mit freudiger Haſt. Verwandte und Freunde wurden aufgeſucht. Am Abend kamen werthe Beſuche zum Thee oder man verfügte ſich zur Frau Baronin von Williers, unverſiegbaren Andenkens. Sie war noch nicht lange ihres zweiten Kindes geneſen und mußte das Bett hüten. Man plauderte und las. Baron Williers, aus dem alten berühmten Geſchlechte dieſes Namens in England, ſah dem Beſitze von drei Millionen Gulden entgegen, denen noch drei Millionen nach dem Tode zweier Tanten nachfolgen ſollten. Für den Augenblick war ſeine Lage eine höchſt anſtändige, aber bemeſſene, ſpäterhin traf ihn und die Seinigen der Wechſel des Glücks, nicht ganz ohne ſeine Schuld. O wie ſie ſo recht haben die Weiſen, Fortuna's Gaben zu fürchten, ſtatt ſie zu erſehnen. Oft berauſchen ſie den Verſtand und verderben das Herz. Zum Glück gehört mehr innerer als äußerer Reichthum.

Ganz verſchieden von dem Geiſte, der im Schloß Erbach waltete, fand ich den der Bewohner von Erbach-Fürſtenau. Es war der Triumph der modernen Zierlichkeit und Pracht. Die holdſelige Beſitzerin, Gemahlin des Grafen Albrecht, Emilie geb. Prinzeſſin von Hohenlohe, waltete dort geliebt und glücklich, wir verlebten dort heitere Stunden. Alle Schreckniſſe, Leiden und trübe Ahnungen der Zukunft waren verſchwunden, alles

um uns her athmete Liebe, Geist und Frieden. Wir mußten scheiden. Die süße Beschwichtigung aller Leiden meines Lebens hörte plötzlich auf zu walten. Ich ging mit unsichern Schritten der drohenden Zukunft entgegen. Am schmerzlichsten riß ich mich aus den Armen der Gräfin. Ihr Antheil an meinem Schicksal war der Liebe so gleich, daß man ihn wol dafür nehmen konnte. Auch der Graf verstand mein Herz und mein Wesen, und der Odenwald wird immer eine der erquickendsten Oasen meiner Erinnerungen bleiben.

Aschaffenburg fand ich tief verdüstert. Auch Karl von Dalberg war fort; nach nicht langer Zeit kam er zurück. Er war nicht froh, wie hätte er es sein können? Wie ein Blitz aus heiterer Luft, unvorhergesehen, unabwendbar, war das Unheil über die Welt hereingebrochen. Es gab wenige geistige Anregung in Aschaffenburg, daher war mir Franz Bopp's Bekanntschaft sehr willkommen. Er war im Begriff, nach Paris zu gehen, um persisch und Sanskrit bei Chézy zu studiren. Einstweilen lehrte ich ihn das Persische lesen und viele Zeitwörter und Substantive. Chézy mit seinem glühenden Herzen empfing ihn wie ein Vater. Er erschloß ihm die Pforten der Wissenschaft und verschwendete an den gelehrigen Schüler alle Schätze seines Innern. Ich habe nicht nachgeforscht, ob er Dank erfahren. Professor Merkel fuhr noch fort, spanisch mit mir zu treiben; diese Studien erheiterten mich. Horstig lud mich noch einmal dringend nach Mildenburg ein. Ich lernte dort den Declamator Theodor von Sydow kennen und schätzen. Er war genialer wie seine Declamation, poetischer wie sein Leben, redlich als Freund, er dachte laut. Diese schöne Eigenschaft wird alle Tage seltener.

Der Stickhusten brach unter den Kindern auf der

Mildenburg aus. Ich eilte fort, aber es war faſt zu ſpät. Mein Max, von einem ungeſchickten Arzte zweckwidrig behandelt, erkrankte tödlich, ſein Blut quoll in Strömen aus dem Halſe heraus; er wollte nichts genießen, lag an mir, meinen Hals umklammernd, und ſchrie furchtbar, wenn ich ihn einen Augenblick niederſetzen wollte. Hofrath Chibak, ein überaus geſchickter Arzt aus Böhmen, der mich noch nicht perſönlich kannte, kam zu mir aus reinem Antheil an den Leiden meiner Kinder, von denen er gehört hatte; er wußte auch, wie unzuverläſſig der Arzt war, den ich unglücklicherweiſe gewählt. Er verſicherte mir, mein Max und mein älteſter Sohn, der nicht ſo gefährlich krank war, würden beide geneſen, wenn ich das Heilmittel des berühmten Hofraths Autenrieth in Tübingen brauchen wollte, er wolle es mir ſogleich verſchaffen. Als ich eine Zeit lang ſchwankte, ob ich ihm Folge leiſten ſollte, fiel er vor mir auf die Knie und rief: „Ich ſtehe Ihnen für den Erfolg mit Ehre und Seligkeit, die zwei lieben Kinder müſſen gerettet werden.“ Ergriffen und tief gerührt gab ich nach. In drei Tagen war mein Max dem Tode entriſſen und Wilhelm beſſerte ſich. Als ich Chézy ſchrieb, ſetzte ich zwei Zeilen auf, die ich unter Angſt und Jammer des Mutterherzens gedichtet hatte:

Wo thronen Lieb' und Schmerzen?
Ach, nur im Mutterherzen.

Welchen ſeelenvollen Brief empfing ich hierauf! Sollte ich meine Augen wiedererlangen, ſo will ich ihn hier abdrucken laſſen. Gott hatte mir von neuem das Leben meines Sohns geſchenkt; doch bleibt es wahr, daß die unverſtändige Behandlung ſeines Arztes ihn in das Grab ſtürzen konnte und daß ſeine Bruſt angegriffen blieb.

dies konnte ich aus verschiedenen Zeichen wahrnehmen. Ich habe genug gesagt, um die Aufmerksamkeit der Mütter auf Autenrieth's wirksames Heilmittel zu lenken, welches ich ihnen aus voller Seele anempfehle. Unzählige Kinder und leidende junge Personen sind durch dies einfache Verfahren gesund geworden. Alle Apotheker bereiten es auf ärztliche Verschreibung. Ein Theil fein pulverisirter Brechweinstein wird mit einer Dosis ausgelassenen Schweinefettes auf einer Platte verrieben, hiervon wird ein Theelöffel voll über die Herzgrube sanft gestrichen. Dies geschieht dreimal des Tags und man fährt damit fort, bis sich auf dem eingeriebenen Platze kleine Pusteln zeigen, welche schnell reifen. Sobald diese Eruption erfolgt ist, muß man die Einreibung etwas unter den Pusteln anbringen. Schon am dritten Tage ist die Gewalt des Uebels gebrochen, der Krampf ist gelindert und die Besserung beginnt, indem man fortfährt, bis nach der Gegend des Unterleibes zu die Einreibungen anzubringen, deren Pusteln eine einzige Kruste bilden. Nur wenige Aerzte habe ich bewegen können, dies Unterrichtsheilmittel zu empfehlen. Jeder wollte auf eigenem Wege das Uebel heben.

Wir siedelten nach Darmstadt über, fanden dort bald eine Wohnung, die zweckmäßig war und einen nicht zahlreichen, aber freundlichen Kreis. Die Staatsdame der Frau Großherzogin Luise, Baronesse von Bode, die Freiin Rotenhahn waren ausgezeichnet durch Geist und Herzensgüte, der Freiherr von Wallbrunn nebst seiner Schwester und Tochter, der er eine vortreffliche Erzieherin beigesellt hatte, bildeten einen gemüthlichen, geistbelebten Umgang. Meta von Liebeskind, eine ausgezeichnete Freundin des Dichters Burger, schloß sich eng an mich. Die Familien des geistvollen Regierungssecretärs Doerr,

seines vortrefflichen Schwagers Stumpf und des Kunsthändlers Ludwig Portmann waren für mich und meine Söhne ein schätzbarer Umgang, der mir in kurzem hochwichtig werden sollte. Die Hofschauspielerin Willer, eine gebornre Barenin Cronstain aus Hannover, welche späterhin den Namen ihres verstorbenen Gatten von Montenglaut, den sie auf dem Theater abgelegt hatte, wieder annahm, kam zuweilen zu mir. Ich lernte bei ihr den Bruder der Frau Varnhagen von Ense, Ludwig Robert, kennen. Seine schönen vaterländischen Gedichte waren mir längst schon werth. Er war liebenswürdig und gefühlvoll, werth Rahel's Bruder zu sein; er lebte damals bei dem geistreichen russischen Grafen Golowkin, einem der liebenswürdigsten russischen Cavaliere, die ich je gekannt. Henriette von Montenglaut bewohnte mit einer jungen Nichte einen geräumigen Pavillon in einer heitern ländlichen Gegend bei Darmstadt. Sie dichtete dort fleißig; englische und französische Stunden bei den vornehmsten Damen vom Hof füllten einen Theil ihrer Zeit aus. Ich habe sie nicht in Rollen gesehen, die ein Talent beurkunden konnten. Auf dem Theater war das Publikum gleichgültig gegen sie, als Sprachlehrerin war sie wahrhaft ausgezeichnet. Auch der Großherzog Ludwig schätzte ihre Kenntnisse und nahm Antheil an ihrem traurigen Schicksal. Ich traf sie viele Jahre später in Berlin, kurz vor ihrer Abreise nach Paris, wohin sie Henriette Sontag begleitete. Nie hätte diese so vorzügliche Sängerin und berühmte Schönheit, ohne die Einsichten und den Eifer der Frau von Montenglaut ihre Laufbahn so glänzend gemacht, wie es geschah. Gleichwol starb sie einige Jahre später in schmerzlicher Dürftigkeit in einem Winkel von Holland.

In der Reihe meiner geistreichen Bekannten muß ich

einen der ausgezeichneten, Hallwachs, nennen und mehrere übergehen, weil mir Raum zu ihrem Bilde gebricht. Abt Vogler, der Freund meiner Großmutter und Mutter, wurde mein Freund. Meine Söhne waren vermöge der Ehepacten, die bei meiner Heirath festgestellt wurden, bestimmt, katholisch zu werden, wie es die ganze Familie Ehézy's war. Dies interessirte Vogler sehr, er war ein eifriger, aber milder Katholik. Er lud uns ein, morgens um acht Uhr der stillen Messe beizuwohnen, die er in einer Kapelle in seinem Hause las. Ich begleitete meine Kinder dorthin gern, weil mir jede christliche Stätte der Andacht eine heilige ist. Auch war diese Kapelle so heimlich und in ihrem einfachen Schmucke so einladend, daß ich gern dort verweilte. An hohen Festen war es Vogler untersagt, dort Messe zu lesen, und da damals die katholische Kirche in Darmstadt keine geweihte Stätte, sondern ein Saal im Gasthof zum Hotel von Darmstadt war, wo eine Feier der Weihe nicht würdig gehalten werden konnte, so pflegte Vogler an großen Feiertagen in eine andere Stadt zu reisen. Wenn er abwesend war, führte ich die Kleinen in den Darmstädter Hof, wo Geheimrath von Wrede Messe las und wo die damalige katholische Gemeinde die Räume füllte. Ich wollte meinen Kindern keinen Begriff von Trennung der christlichen Gemeinde geben, am allerwenigsten sollten sie erfahren, daß ich zu einer andern Kirche gehörte, damit der Frieden ihrer Kindheit ungetrübt bliebe. Sie erfuhren von der Religionsverschiedenheit nicht einmal in Berlin, wo ich sie dem vortrefflichen Pater Siegert zum Unterricht anvertraute, auch in Dresden nicht, wo der verdienstvolle Pater Mende ihr Lehrer wurde. Erst bei ihrer Confirmation erfuhren sie von dieser Trennung, die damals nicht so grausam war, wie sie es später ge-

worden. Friede war wenigstens äußerlich zwischen den zwei Kirchen und man sprach nicht von gemischten Ehen, ein Ausdruck, der an Thiergeschlechter erinnert und mich empörte, als ich ihn zum ersten male vernahm. Eine Verschiedenheit, die zwischen Christ und Christen gar nicht bestehen kann, ist nach meinem Gefühl Gotteslästerung und Entweihung des Namens dessen, der für die ganze Menschheit gelitten hat und will, daß keiner der Seinigen verloren gehe. Ich muß meiner Eigenliebe Gewalt anthun und eingestehen, daß ich nie eifrig Geschichte studirt, ich würde sonst meine Söhne erst in gereiftern Jahren bewogen haben, religiösen Unterricht zu nehmen und dann zu wählen. Doch es gab vieles, was mich innerlich mahnte, mein gegebenes Wort gewissenhaft zu halten, das Andenken meines seligen Schwiegervaters, eines getreuen Sohnes der katholischen Kirche von musterhafter Frömmigkeit und Milde, zu ehren: die Verehrung für mehrere meiner katholischen Freunde und Freundinnen in Frankreich und Deutschland, die Vorstellung, daß ich meine Söhne, die schon von väterlicher Seite verwaist waren, schroffer von ihrer Familie trennte, wenn sie nicht durch das Band der Religion mit ihr zusammenhingen; dazu kam, daß ich auch keinen Augenblick in Versuchung gewesen, mein Wort zu brechen, ich hielt es treu, und was auch dadurch Trauriges für mich entstanden, mußte ich tragen, weil ich nicht anders konnte.

Der Krieg entbrannte im Herzen Deutschlands, die Leidenschaftlichkeit aller Parteien entzündend. Die Befreiung vom französischen Joch, nach der alle Redlichen lechzten, gab den Vorwand zu Handlungen, deren eigenste Triebfeder nicht immer eine lobenswerthe war. Bitter getäuscht sahen sich die meisten, die in diesem

Kriege eine Gewahrleistung für die Herstellung beſſerer Zuſtände ſahen. Die erſten Transporte von Verwundeten rollten durch Darmſtadts Straßen, viele davon waren in ſehr traurigem Zuſtande, ich weiß nicht, wohin ſie gebracht wurden. Die Wagen kamen am Darmſtädter Hof und am Hotel des franzöſiſchen Geſandten vorbei. Der biedere Wirth des obengenannten Gaſthofs ließ alle die Verwundeten und Kranken erquicken und ſtärken. Der Geſandte that nichts für ſie, die großherzogliche Familie war geflüchtet, Prinz Chriſtian ausgenommen. Der Geſandte war der großherzoglichen Familie bis nach Mainz gefolgt, er hatte ſie beſchworen, an dem Kaiſer feſtzuhalten, nach Frankreich zu kommen. Er hatte geweint, er mußte von ſeiner Beſtrebung ablaſſen und kehrte trauernd nach Frankreich zurück. Die Transporte von Verwundeten und Kranken, die ſich noch im leidlichen Zuſtand zu befinden ſchienen, wiewol auch ſie von Zeit zu Zeit einen noch warmen Leichnam ſchnell entkleideten und auf die Chauſſee warfen, hörten auf und ihnen folgten, theils zu Fuß, theils zu Wagen, eine Reihe ſchwererkrankter Krieger, gleichſam die Nachleſe des Schlachtfeldes, man zählte dreitauſend. Sie wurden in das Exerzierhaus neben dem Schloſſe abgeladen. Die Schildwache ſchob den Riegel vor, der von draußen angebracht war. Unter dem Thore klaffte eine Lücke von Handbreite, das Gebäude war ungedielt, ohne Pfeiler, mochte dreißig Fuß Höhe haben und diente zum Exerzierplatz bei naſſem, ſtürmiſchem Wetter. Die Behörde verlangte von den Einwohnern Darmſtadts dreitauſend Portionen Eſſen für die gefangenen Franzoſen. Dies Mittagsmahl wurde reichlich geſpendet und aus eigener Bewegung fügten die meiſten noch guten Wein hinzu. Nachmittags gingen faſt alle Einwohner vor das Exer-

cierhaus und unterredeten ſich mit den Gefangenen. Einer derſelben, ein hoher kräftiger junger Mann, führte das Wort an dem Fenſter, wo ich mit meiner Geſellſchaft ſtand. Er ſprach gräßliche Verwünſchungen über den Feldherrn aus, erzählte dann von der mörderiſchen Schlacht, wo er äußerte, daß die Krieger unſinnig in das Feuer geſtoßen worden, und ſprach dann von den Beſchwerden des Transports von Hanau bis Darmſtadt: man habe auf Miſthaufen bivouakiren müſſen, kaum ein Stück Brot über tags, keinen Tropfen Wein oder Bier bekommen. Darmſtadt ſei der einzige Ort ſeit ſechs Tagen und Nächten, wo man eine warme Mahlzeit genoſſen hätte. Er und die umſtehenden Gefangenen brachen bei dieſen Worten in Thränen aus und ergoſſen ſich in Dank und Segenswünſchen. An einem andern Fenſter des Gefängniſſes waren ähnliche Auftritte vorgefallen, wie ich von Bekannten erfuhr. Wir begaben uns am Abend zum Kunſthändler Ludwig Pertmann, bei welchem eine Maſſe gefangener Offiziere verſammelt waren, welche der gaſtfreie Holländer mit gutem Wein erquickte; da ihn mehrere plagten, daß ſie von Geld und Wäſche ganz entblößt ſeien, machte Herr Ludwig Pertmann den Unglücklichen bedeutende Vorſchüſſe. Ich habe ſpäterhin von ihm erfahren, daß dieſe alle bald und gewiſſenhaft zurückerſtattet wurden. Die gefangenen Offiziere führten dieſelben Reden wie die Soldaten, nur in einem andern Stile. Wir hörten ihnen ſchaudernd zu. Man hatte ſie bei angeſehenen Bürgern einquartirt. Alle die dreitauſend Gefangenen ſollten andern Tags in der Frühe Darmſtadt räumen.

In der Nacht fand ich einigen Schlaf, doch mit Mühe, denn die Vorfälle des vergangenen Tags hatten mich heftig erſchüttert. Am Morgen nach dieſer Nacht

zog uns eine Art Getümmel an das Fenster. Die Gefangenen zogen singend daran vorüber. So ist der Franzose. Ist es Leichtsinn oder Spannkraft? Ich kann es nicht beurtheilen, ich glaube wol, es ist beides beisammen.

Der freudige Zuruf dieser jungen Männer bewegte mich tief. Soll ich erwähnen, daß ich meinen Wintervorrath von Aepfeln durch meine Fenster auf dieselben herabschütten ließ? Er war nicht gering, und man sah, daß diese kleine Spende diese Soldaten wunderbar ergriff und freute. Sie fingen sie mit großer Geschicklichkeit in ihren Kappen auf, theilten sie redlich mit ihrer Escorte und setzten dann ihre Gesänge fort. Einzelne unter ihnen riefen: „Vive l'empereur!" so stolz und jubelnd, als ginge es in die Schlacht, doch bezeigte sich auch hier und da einer dieser unglücklichen Krieger kleinmüthig. Ein Vorübergehender redete einen an, der schweigsam bleich und bebend weiter ging: „Etes-vous Français?" Er antwortete: „Oui, je suis de cette pauvre miserable nation!" An demselben Morgen ging ich wegen eines kleinen Geschäfts in die Leske'sche Buchhandlung, mein Mar war bei mir. „Die Franzosen sind nun fort", sagte einer der Anwesenden, worauf Herr Mittler, ein Norddeutscher, der sich mehrere Jahre später in Berlin niederließ, gleichmüthig äußerte: „Es sind etwa sechshundert im Exercierhaus zurückgeblieben, weil man sie nicht weiter schaffen kann." Dies hören und hastig nach dem Exercierhaus eilen, war das Werk weniger Minuten. Die große Pforte war von außen wie gestern verriegelt und mit einer Schildwache versehen. Ich rief ihr zu, den Riegel zu öffnen, denn ein Jammergeschrei drang mir durch die Spalten des Thors entgegen. Der Soldat versagte, doch ich drang so heftig und bittend in

ihn, daß er mir endlich willfahrte. Kaum öffnete sich die Thür, als pestilenzialische Gerüche mir und Max entgegendrangen, und ein herzdurchbohrender Schrei von allen Lippen erscholl: misèricorde, nous périssons ici! Max verbarg sein bleiches Antlitz in mein Kleid. Wie erstarrt schaute ich auf die Krieger, die in Lumpen gehüllt frostdurchschauert vor mir lagen. Doch ich ermannte mich, rief ihnen zu: ich würde bald mit Hülfe erscheinen und eilte von dannen.

Im Vorübergehen nach Hause suchte ich eine Menge Bekannte auf und flehte sie um Hülfe an. „Es sind Napoleon's Krieger", rief ich aus, „sie sind besiegt! Wären sie siegreich zurückgekommen, würde man ihre Wege mit Rosen bestreut haben. Jetzt bettet man sie auf harter feuchter Erde. In der Mitte des Behältnisses verpestet ein hoher Berg von Mist die Luft um sie her, kein Tropfen Wasser netzt ihren dürren Gaum, entkleidete Leichen liegen zu ihren Füßen, Todesröcheln erschallt um und um, laßt uns zu Hülfe eilen!" Viele versprachen mir dies. Einige Metzger und Weinhändler verhießen mir Fleisch und Wein in mein Haus zu bringen. Einige Geschirrhändler folgten uns mit großen Kochtöpfen. Meine getreue Babet entsetzte sich über mein bleiches Aussehen und mein hastiges Wesen. Der große Herd empfing schnell die mitgebrachten Geschirre mit Suppenfleisch. Lindenblütenthee wurde bereitet, Aepfelmuß gesotten, ehe ich noch ein Wort gesprochen hatte, denn ich konnte vor Herzklopfen nicht reden, und obwol meine Hände flogen, besorgte ich alles selbst oder verständigte mich durch Zeichen. Babet wußte nicht, wozu alle diese Anstalten seien, sie mußte glauben, ich sei wahnsinnig! Endlich genoß ich selbst etwas, versorgte meine Kleinen, und eilte zu den benachbarten

Freunden Stumpf und Dörr. Einige Worte reichten hin Mitleid zu erwecken, Thatkraft anzuregen, in wenigen Stunden ſtand die Hülfe bereit. Rüſtige Weiber eilten mit den Fäſſern voll Suppen, warmem Thee und Wein nach dem Exercierhauſe. Vor lauter Freude, helfen zu können, hatte niemand an Eßgeſchirr gedacht. Ich weiß noch heute nicht, wie wir unſere Sache gemacht haben. Ich glaube jedoch, daß einige Familien, die dem Exercierhaus nahe wohnten, zu Hülfe gerufen wurden. Ein Jäger nahte ſich uns, ein Soldat der kaiſerlichen jungen Garde, er bat uns ihm in eine Ecke zu folgen, wo ein todtenbleicher junger Mann an der Wand lehnte. „Hier, meine mitleidigen jungen Damen", ſagte er, „liegt mein Herr, ein italieniſcher Nobile, er hat wol nur noch einige Stunden zu leben, erquicken Sie ihn. Sie müſſen italieniſch mit ihm reden!" Wir nahten uns dem Leidenden, und reichten ihm Lindenblütenthee, den er begierig trank. Er bat um warme Tücher, Umſchläge in der Gegend des Herzens. Von allen Seiten des Gebäudes her wurden wir um Hülfe angerufen. Abends ſpät hatten wir kaum die Hälfte unſerer Arbeit gethan. Den jungen Offizier hatte ich rein vergeſſen. Eine benachbarte Hauptmannsfrau, Namens Jeſſe, hatte ſich wie manche andere Bewohnerin Darmſtadts unaufgefordert zu uns geſellt und half fleißig. Es mochte 2 Uhr morgens ſein, als wir unſere unglücklichen Pfleglinge verließen. Als wir vor der Thür der Frau Hauptmann Jeſſe angelangt waren, ſahen wir ſchon, wie ſie uns durchs Fenſter gewahr werdend auf uns zueilte und uns bat, einen Augenblick einzutreten. Wir folgten ihr. In einem Stübchen umfing uns eine warme duftende Sphäre; vor uns ſtand ein junger Arzt, Dr. Ton, der uns beim Eintreten die Hand bot, und zu einem Lager führte, wo mit geſchloſſenen

Augen der junge Offizier lag, den wir im Exercierhause getroffen. Er lebte. Dr. Ton hoffte er könne hergestellt werden. Er schlug die Augen auf, konnte aber nicht reden, doch sein Blick flammte und durchdrang uns das Herz mit Schmerz und Wonne. Wir verweilten noch lange bei ihm, um ihn mit Trostesworten aufzurichten, dann schieden wir zu kurzer Ruhe. Nachdem uns Baron Wallbrunn verheißen, meine Kleinen gut zu versorgen, eilten wir zu den Gefangenen, nicht ohne uns zuvor mit einigen Löffeln voll Pestbranntwein zu stärken. Wir fanden einen schönen jungen Brabanter, der uns nicht gefährlich krank erschienen war, im Sterben. Er klagte uns auf Deutsch, daß ihm einige neben ihm liegende Kameraden fünf Kronenthaler, die er bei sich trug, gewaltsam abgenommen, und ihn, den Wehrlosen, gemishandelt hätten. Er verschied vor unsern Augen. Wir konnten den Frevler nicht entdecken. Noch beschäftigte uns dies traurige Schauspiel, als wir gleichsam, um uns mit der Menschheit zu versöhnen, zwei junge Wesen eintreten sahen, die mit Hülfe beladen zu den Leidenden eilten, ihnen Frühstücksuppe reichten, und dann fortsprangen frischen Vorrath zu holen. Es waren die Kinder eines darmstädter Schlossermeisters, dessen Name mir entfallen ist, doch er steht gewiß im Buche des Lebens geschrieben und sicherlich treffen wir uns jenseits wieder. Beinahe den ganzen Tag widmeten sich diese holden Geschöpfe diesen mitleidsvollen Mühen. Viele Bewohner Darmstadts schlossen sich ihnen an, keiner der Leidenden durfte verschmachten.

Ueber Tags überraschte mich der Anblick der Frau von Montenglaut. Sie war mit einigen Chirurgen zu dieser Jammerstätte gekommen und half pflegen und verbinden. In der Schulter des einen Kriegers stak der

Schaft einer Kosackenlanze, der in der Wunde abgebrochen war, man konnte ihn nicht retten. Als wir uns auf einige Stunden entfernten, eilte ich zum Pflegling der Frau Hauptmann Jesse. Er empfing uns tief bewegt und konnte uns einige Worte sagen. Ich benutzte jene Augenblicke, wo sein Kopf frei war, um ihn nach seinem Namen zu fragen, er nannte sich Girolamo da Miraltemonte. Dr. Ton, der ihn fleißig besuchte, hegte noch immer Hoffnung für sein Leben. Wir gingen nach dem Exercierhaus zurück. Am Eingangsthor stand ein Piket hessischer Soldaten, vom Grafen von Lehrbach und einigen andern Offizieren befehligt. Der junge Graf eilte mir entgegen und wollte mich bei den Händen aufhalten. „Um Gottes willen, nicht da hinein, gnädige Frau, die Pest ist drinnen, der Tod! Denken Sie an Ihre Kinder!" Ich ließ mich nicht aufhalten. Ich will niederschreiben, was ich sah, um die Herzen der Kriegslustigen zu erschüttern.

In einer Lache, die weit vor dem Gefängnisse sich ausdehnte, belegt mit schwankenden Bretern, schwammen nackte Leichen. Mitten im Gebäude verbreitete der aufgethürmte Unrath der eingeriegelten Gefangenen seine gräßlichen Ausdünstungen. Auf dem naßkalten Boden krümmten sich röchelnd die Sterbenden, doch ich traf die hülfreichen Schlosserkinder und andere Menschenfreunde, die sich unverabredet dem Werke der Barmherzigkeit angeschlossen hatten. Als wir das Exercierhaus abends verlassen, ließ mich die Frau Hauptmann wieder zu sich bescheiden. Der sterbende Girolamo hatte noch nach mir verlangt, doch er konnte keine Silbe mehr aussprechen, reichte uns die Hände, heftete auf uns sein brechendes Auge, in welchem noch einmal sein Herz aufglühte, und sein Geist entfloh dahin, wo wir ihn wiederfinden.

Eine kleine braune Locke wurde bei ihm gefunden, gebunden in ein Kinderhäubchen. Ich schrieb auf Gerathewohl nach Venedig, doch mein Brief blieb unbeantwortet und hat wahrscheinlich kein Mitglied der Angehörigen Miraltemente's mehr erreicht.

In der Nacht drängte es mich die Feder zu ergreifen und dem Prinzen Christian von Hessen den qualvollen Zustand der Gefangenen zu schildern. Diese kläglichen Ueberreste eines Theils der großen Armee bestanden aus Rheinländern, Belgiern, Holländern, Bayern, Odenwäldern, Franzosen, Italienern u. s. w. Viele schöne achtzehnjährige Jünglinge von Napoleon's junger Garde waren dabei. Mein Freund Ludwig Portmann hatte zwei davon in sein Haus aufgenommen, Terrider und Franz Say, beide sehr leidend. Nachdem ich Prinz Christian geschrieben, setzte ich noch in der Nacht eine Vorstellung an den Präsidenten Freiherrn von Senden auf, und schickte sie in der ersten Morgenfrühe ab. Ich erhielt an diesem Tage keine Antwort und erwartete auch keine, doch andern Tags früh erschienen vor dem Exercierhause eine Menge Fuhren, welche 375 unserer Pfleglinge nach den Hospitälern von Funkstadt und Buckebach übersiedelten. Arbeiter in Menge säuberten das Haus, und Stroh im Ueberfluß wurde herbeigebracht, um die Leidenden zu betten. Nun klopfte mein Herz leichter, die Gefangenen athmeten reine Luft, und viel Helfende begaben sich furchtlos dahin, wo die gereinigte Stätte zwar noch immer ein Wohnsitz des Jammers war, aber doch nicht mehr durch Bilder des Entsetzens verscheuchte. In den Häusern konnten keine der erbarmungswürdigen Krieger aufgenommen werden. Zwei Italiener lagen zwischen ihnen, beide am Typhus. Man erhielt von den Erbauern eines Hauses, das abgelegen

ſtand, nicht ohne Mühe die Erlaubniß, die zwei Italiener dorthin zu ſchaffen. Sie erholten ſich hier und waren auf dem Wege der Geneſung. Das verbündete Heer rückte der Stadt näher. Sein Vortrab, das Menzdorf'ſche Koſackencorps, gelangte an die Thore. Viele Einwohner begaben ſich zur Behörde und baten inſtändig um Koſacken. „Nur ruhig, meine Freunde", rief Graf Menzdorf, „ich ſtehe euch dafür, ihr werdet an Einquartierung keinen Mangel leiden; wenn ich meine Koſacken abſitzen laſſe, ſo ſtehe ich für gar nichts mehr. Darum verſichere ich euch, nicht ein einziger Mann darf ſein Pferd verlaſſen und nicht durch die Stadt darf das Corps!" Es geſchah wie er befohlen.

Wir begaben uns vor die Eingangsthür und ſahen die Koſacken anrücken auf der Chauſſee. Ihre Pferde ſahen ermattet aus. Ich hatte ein großes Brot und einen Krug Wein. Ein Koſack hielt mich an, und rief aus: „Mutter!" indem er nach meinem Brot und Meſſer langte, ich dachte er wolle ſich ein Stück abſchneiden, allein er ſchnallte es ſammt dem Meſſer an den Riemen des Sattelgurts, rief wieder: „Mutter", ergriff den Krug, befeſtigte ihn mit der größten Behendigkeit auf dieſelbe Weiſe, ſpornte ſein Pferd und ritt davon, als ob es Flügel hätte. In dieſem Menzdorf'ſchen Corps waren alle möglichen Nationen, nur nicht Koſacken. Doch der Graf verſtand keinen Spaß, wo es darauf ankam, er hielt ſcharfe Mannszucht.

In dieſen Tagen erlangten wir ungebeten das Glück, von den erſehnten Koſacken beſucht zu werden. Funfzig hochgewachſene wohlberittene junge Männer ſprengten auf das Haus zu. Der Offizier in zierlicher Uniform ſchwang ſich vom Pferde und verlangte in leidlichem Franzöſiſch und mit feinem Anſtand, dem Hausherrn eine

Bitte vorzutragen. Eine ſehr elegante Kutſche mit vier ſchön geſchirrten Pferden folgte ihm auf dem Fuße nach. Zwei ſtattlich geputzte Damen ſaßen darin. Der Offizier bat Baron Wallbrunn unter Vergunſt und mit größter Beſcheidenheit, daß die zwei ermüdeten Damen hier raſten dürften, da die Gaſthöfe überfüllt und zu geräuſchvoll wären. Baron Wallbrunn zeigte ſich bereitwillig und bot Erquickung an. Die Damen antworteten blos durch Verneigungen. Der Offizier entſchuldigte ſie, daß ſie nicht Antwort gaben, denn ſie könnten nichts als Ruſſiſch! Bei der ältern Dame verrieth kein Zug ihren nordiſchen Urſprung, doch die junge Dame mit etwas aufgeſtülpter Naſe, vollen Lippen, tiefliegenden Augen, denen es nicht an Feuer fehlte, war eine Ruſſin mit Leib und Seele. Nicht ſie nur war ſtumm, ihre Phyſiognomie war es auch ganz und gar. Der Offizier nannte ſich Adjutant des Hetman Platow. Bei dieſem berühmten Namen bezeigten Wallbrunns und ich die Bewunderung, womit ſie durchdrungen waren. Sie wetteiferten in Achtungsbezeugungen. Der Beſuch dauerte keine Stunde.

Der Offizier allein trug die Koſten der Unterhaltung. Die Koſacken hatten ihre Pferde im Hofe friſch geſtriegelt und neu geſchirrt, ſie ließen gewiß aus Dank für die Aufnahme mit Kreide und Kohlen Beweiſe ihres Künſtlertalents zurück. Sie zeichneten ihre Pferde nach der Natur, ihre und unſere Geſichter gleichfalls, und verhielten ſich auf eine höchſt geſittete Weiſe. Bald darauf ging der Offizier in das Zimmer, wo die Damen ruhten, beſorgte alles zur Abreiſe und führte die Gemahlin des Platow und deren Mutter vor, die zwar ſtumm aber herzlich dankten. Wie Pfeile flogen die Roſſe mit ihnen davon. Ihre Escorte umringte den Wagen. Wir ſahen ihnen

nach, ſoweit unſere Augen ſie erreichten. Es dauerte keine Viertelſtunde, ſo erfuhren wir, daß die Frau Hetman Platow eine Weinwirthstochter aus Frankfurt ſei, eine freiwillige Gefahrtin des berühmten Hetmans. Dies ergötzte uns ungemein. Ich kam am ſchlimmſten dabei weg; denn ich war die Dienſteifrigſte geweſen. Wir wußten uns alle nun die ſonderbaren Blicke und das ſchalkhafte Lächeln des Offiziers zu erklären, von welchem wir nun mit einem mal fanden, daß er keine Devotion an den Tag gelegt hatte. Dies Zwiſchenſpiel nach den geſpannten Auftritten, die vorausgegangen waren, war uns willkommen, andere Eindrücke folgten ihm.

In der Nacht langten bairiſche Truppen an, die auf dem Felde vor unſerm Haus bivouakirten, helle Feuer anzündeten und Speiſen bereiteten. Die Bewohner Darmſtadts ſprangen mit Küchengeräth herbei, Körbe mit Weinflaſchen wurden gebracht, man zechte fleißig und heiter. Sein Beſteck hatte jeder Soldat bei ſich. Ich habe ſelten ſo heitere Tafeln geſehen. Es fehlte nicht an fröhlichen Liedern. Die luſtigen Feuer flammten die ganze Nacht. Man drängte ſich von allen Seiten um die Truppen her, ſchleppte Wein und Kuchen herbei und konnte nicht müde werden, ſie auszufragen, bis die meiſten von ihnen in Schlummer neben den Wachtfeuern ſanken. Frühmorgens ſollten die Truppen über den Rhein weiter marſchiren. Es war dieſer Vorgang ein luſtiger Prolog zu den ernſten Auftritten, zu den erſchütternden Jammerſcenen, die unſerer harrten. Seuche und Tod waren im Gefolge dieſes erſten Freudenrauſches. Andern Morgens kamen lange Züge von Leiterwagen an.

Bald kam auch die großherzogliche Familie zurück.

Als die edle Frau Großherzogin die Gefangenen bemerkte, ließ sie ihnen Tonnen und Näpfe voll Speisen und Wein in Fülle auftragen. Vielleicht hat noch in seinem Leben nicht einer so prächtig geschmaust. Am andern Tage war heller Sonnenschein und laue Luft und alle Gefangenen wimmelten aus ihrer dumpfen Behausung heraus, und lagerten sich in den Sonnenschein. Mittags wurde ihnen ein neuer Schmaus aufgetragen. Doch die Aerzte hatten sich zu einer Berathung versammelt, sie überzeugten sich, daß die Stadt von einer Seuche bedroht war. Sie hatten recht, denn die Gefangenen kamen zwar aus der Stadt, aber der Typhus zog hinein. Alle Umstände vereinigten sich gegen die Unglücklichen, deren Anblick schon Entsetzen verbreitete, nicht zu gedenken ihrer Ausdünstungen und der verwitterten Lumpen, die ihre Glieder umfingen. Die Aerzte beschlossen, sie auf der Stelle aus der Stadt schaffen zu lassen; machten auch auf die Gefahr aufmerksam, daß die Alliirten, die schon nahe an der Stadt waren, sie zusammenschießen würden. Gewiß wäre dies nicht geschehen, doch diese Erklärungen erweckten eine panische Furcht in den Herzen der Einwohner. So wurden denn große Scheiterhaufen vor dem Rheinthor errichtet und angezündet, um die Gefangenen dort bivouakiren zu lassen. Der Himmel umwolkte sich, der Nordwind stob. Das Transportiren mehrerer hundert Menschen, die sich nicht regen konnten, ging langsam vor sich. Die, welche das Feuer zu besorgen hatten, bildeten sich ein, daß man in dem entsetzlichen Wetter die Kranken noch in ihren Gefängnissen lassen würde, und halfen fleißig dem Regen die Feuer auslöschen. So kamen denn die Gefangenen erstarrt und durchnäßt bei den glimmenden Aschenhaufen an, die man nur schwer wieder zum Brennen bringen konnte.

Portmanns kamen abends spät, da der Regen etwas nachließ, mit ihren Leuten, die schwer mit Lebensmitteln und Wein beladen waren, mich nach dem Walde abzuholen. Das erste, was ich dort erblickte, waren die zwei Italiener, die aus ihrem Zufluchtsorte, dem wohlgeheizten Zimmer in jenem neuen Gebäude, weggeholt worden, weil man glaubte, sie könnten dort zusammengeschossen werden. Sie erhoben sich von der nassen Erde und riefen mir zu: „Lebe wohl, Mutter! Wir sterben noch diese Nacht, und müssen mit gesunden Herzen sterben! Lebe wohl und Gott segne dich!“ Vergebens suchten Portmanns und ich sie zu laben und zu trösten, sie verschmähten nun alles. Da wir sie endlich verließen, meinten wir das Herz müßte uns brechen. Mit jedem Schritt schallte uns neuer Jammer entgegen. Der Himmel war schwarz umzogen, der Sturm pfiff, das durchnäßte Holz konnte nicht brennen. Zu unsern Füßen winselten, röchelten die hülflosen Krieger. „Erbarmen, Erbarmen! Nehmt uns mit! Eine Scheuer, ein Bretterdach! Wir müssen hier sterben!“ Nur mit zerrissenem Herzen verließen wir den Wald, nachdem Portmann noch mit Umsicht Wein und Lebensmittel gespendet, und den Unglücklichen verheißen, daß gleich am Morgen für sie Sorge getragen werden sollte; denn für diese Nacht war es unmöglich. Die Alliirten waren angelangt, und die Einwohner alle mit der Sorge um sie beschäftigt. Ehe wir noch ganz aus dem Walde heraus auf dem Wege nach der Stadt waren, kam uns ein neuer Transport entgegen, von einigen bairischen Soldaten und einem Offizier begleitet. Ach, warum habe ich seinen Namen vergessen? Er kam auf uns zu und redete uns an: „Wie“, rief er, „hier soll ich für diese Nacht meine 3000 Mann unterbringen? Meine Marschroute lautet auf Darm-

ſtadt, aber man läßt uns nicht hinein. Welch unerhörte Grauſamkeit! O, und dieſer Transport war ſo geduldig, ſo gutwillig, kein Mann iſt geſättigt worden, keiner erquickt, und ſie haben nicht gemurrt. Jetzt können ſie vor Froſt und Müdigkeit nicht mehr weiter, und wenn ſie das könnten, wohin ſollte ich mit ihnen, wo fände ich Obdach für ſie?" Portmann ſuchte den braven Mann zu beſchwichtigen und ſtellte ihm vor, welch Unheil daraus entſtehen könnte, wenn die Alliirten die gefangenen Franzoſen in Darmſtadt angetroffen hätten, da die Erbitterung gegen ſie ſo unbeſchreiblich ſei. „Was", rief er aus, „beſiegte Feinde! Welcher Mann von Ehre könnte die anfallen wollen? Nicht einer! Und wenn man bedenkt", — er ſchwieg, denn er fühlte wohl, daß ſein Eifer ihn zu weit fortriß.

Bei erneutem Regen erreichten wir unſere Wohnungen. Unfähig Ruhe zu ſuchen, ſtellte ich mich an das Fenſter, von wo ich einige der Bivouakfeuer glimmen ſah, und blieb dort weinend und händeringend die ganze Nacht. Wider Erwarten fand man am Morgen nur ſieben Leichen. In der Frühe berathſchlagten ſich menſchenfreundliche Einwohner mit dem edelmüthigen Wilhelm Stumpf über eine Idee, die er gefaßt hatte. In unglaublicher Eile kam eine bedeutende Summe durch Subſcription zuſammen. Baracken mit Abtheilungen wurden errichtet, Stroh in Fülle herbeigebracht, die Gefangenen hineingeſchafft, und die mitleidsvollſten der Bewohner kamen täglich einigemal dorthin ſie zu verſorgen. Ich kann mich nicht rühmen, dieſe frommen Bemühungen getheilt zu haben, meine Kräfte ſchienen mir ganz erſchöpft. Eine innere Stimme rief mir unaufhörlich zu: „Wir ſind noch fern vom Ziel!" Neue Transporte von Verwundeten langten an, ich konnte es nicht laſſen, ich mußte zu Hülfe kommen. Einmal

als ich einen großen Korb mit Schnitten ſchwarzen Brotes herbeitragen ließ, ſtürzten die Gefangenen, dieſelben Franzoſen, welche vor nicht langer Zeit den armen Bauern das ſchwarze Brot vor die Füße geworfen hatten, über den Korb her, wollten die Stücken herausreißen und verſchlingen. Ein Piket Heſſen, das daneben-ſtand, verjagte die Frechſten unter ihnen. Als ich Wein vertheilte, trat ein Mann von der jungen Garde auf mich zu und bat mich mit großer Beſcheidenheit um ein Glas Wein. Mit Thränen in den Augen ſagte ich ihm, auf die Verſchmachtenden deutend, die um uns herlagen: „Wer ſich noch rühren kann, dem darf ich nichts geben!“ Er zog ſich ſchweigend zurück.

Eines Morgens, als ich von meiner Streiferei um den Schloßplatz her, die ich täglich unternahm, um nach neuen Ankömmlingen zu ſehen, zurückkehrte, kam mir meine alte Babet todtenblaß ſchon auf der Treppe entgegen. „Kehren Sie wieder um“, rief ſie mir zu, „oben ſitzt ein preußiſcher Offizier, der will nicht wanken, nicht weichen!“ Ich lachte. „Ach Gott!“ rief ſie aus, „was ſind Sie doch ſo unbeſorgt und ſind in ſo großer Gefahr! Was die Leute alles reden, ſie heißen Sie eine Patriotin!“ Ich lachte noch mehr und trat in mein Zimmer ein. Der Offizier kam mir entgegen und fragte mich: „Sie kennen mich nicht?“ — „Nein! Wer ſind Sie?“ — „Sagt Ihnen Ihr Herz nichts?“ — „Mein Herz ſagt mir La Motte Fouqué!“ — „Das iſt doch abſcheulich!“ rief der Offizier, „du kennſt deinen Bruder nicht mehr!“ Meine Söhne kamen dazu, die Freude war unbeſchreiblich. Heinrich ſah ſich im Zimmer um.

Da rankte ſich eine ſchöne erotiſche Blume mit ihren unzähligen blauen Glocken hoch empor. Zwei Turteltäubchen ruhten auf der Blumenvaſe. Heinrich lächelte

ſchelmiſch. „Bei Tauben habe ich dich 1797 verlaſſen, und finde dich 1813 mit Tauben wieder! In ſo viel Jahren äußerlich wenig und innerlich gar nicht verändert.“ Ich mußte dem lieben Bruder recht viel erzählen. Schon am andern Morgen mußte er weiter. Ich hatte mich ſeit einigen Tagen mit einem ſtolzen Traum gewiegt. Ich wollte Mannskleider anziehen, Deutſchland retten, indem ich damit anfing, Mainz zu entſetzen. Mein lieber Bruder lachte mich nicht aus, denn meine flammenden Augen und meine begeiſterten Worte zeugten vom Ernſt meines Entſchluſſes. Er begnügte ſich mit mir von meinem Project zu ſprechen, als wenn ihm ein Kind geſagt hätte, es würde den Mond aus dem Waſſereimer ziehen. Ich kam zur Beſinnung. Zu hart ward es mir, ſo ſchnell von dem kaum wiedergewonnenen Bruder zu ſcheiden. Ich entſchloß mich, ihn mit den Kindern nach Frankfurt zu begleiten. Die Chauſſeen waren mit Menſchen angefüllt; kaum konnten die Pferde ſich Raum ſchaffen weiter zu kommen. Frankfurt war gar nicht wiederzuerkennen, es ſtak voll Koſacken. Mein Bruder rief ihnen zu: „Pruski Kapitan!“ wenn ſie uns den Weg verſperrten. Wir gelangten mit Mühe zum Römiſchen Kaiſer. Mein Bruder verließ mich ſchon am andern Morgen. Der Abſchied war ſo traurig, als das Wiederſehen heiter geweſen war. Wir ſuchten Pilat auf ſeiner Kanzlei auf, der uns mit großer Herzlichkeit bewillkommnete, und trafen dort mehrere Bekannte, die uns mit Neuigkeiten überſchütteten. Ich wurde überzeugt, daß Napoleon unter keiner Bedingung ſeinen Thron, ſeine Gemahlin, ſein geliebtes Kind wiedererlangen konnte. Kaiſer Franz mußte ſein weiches Herz bezwingen und grauſam ſein. Wer aber hatte das größte Recht, über Treubruch und willkürliches Zerreißen der heiligſten

Bande zu klagen? Wer hatte einsehen können, daß Napoleon's Riesenplanen Absichten zum Grunde lagen, die das Heil Europas bezweckten? Gegen wen war ein geheimer Bund errichtet worden, ehe noch ein Mann die deutsche Grenze überschritten hatte? Wer war verlassen worden, als sein Glück ihn verließ? und unbesiegt geblieben, bis sich die Wuth der Elemente gegen ihn gekehrt?

Durch die Massen, welche sich durch die Straßen und Plätze drängend kreuzten, rollten langsam und dumpf wie trübe Ahnungen zu jeder Stunde des Tags die Leichenwagen, welche die Opfer des herrschenden Nervenfiebers zur letzten Ruhestätte trugen und oft den Marsch der stattlich geschmückten Kriegsheere hemmten, die durch Frankfurt zogen und freudig dem Kampf entgegengingen. Den meisten Eindruck auf die Massen der Zuschauer machten die jungen Tscherkessen in ihren schneeweißen Uniformen, mit silbernen purpurnen Rockaufschlägen, mit stählernen Helmen, theils mit Gold, theils mit Silber beschlagen, weiß und roth wie Mädchen, mit funkelnden Augen und kräftiger Haltung, der sich Anmuth gesellte, dann die Baschkiren in eiserner Rüstung, den Dolch im Gürtel, in der nervigen Linken Bogen und gefüllten Köcher. Wir werden sie wiedersehen, doch nicht in so poetischer Gestalt und Haltung. Pfeil und Bogen erforderten geübtere Schützen, als die modernen Flinten, mit denen sie jetzt bewaffnet sind.

Wir wurden in die Messe des Kaisers von Rußland geführt. Ergreifend war der Anblick der hochgeschmückten bestemmten Krieger ersten Ranges, als sie auf die Knie sanken, erhebend die Gewalt der seelenerschütternden Gesangchöre. Beim Ausgang aus der Kapelle trat ein mir bekannter russischer Offizier der kaiserlichen Garde,

Hauptmann von Engelhard, zu mir heran und rief mit überwallendem Herzen: „Iſt nicht unſer Kaiſer der ſchönſte Mann auf der Welt?“ Ein anderer rief lachend: „Das wäre gut, wären nur die Augen der Madame Bethmann nicht noch ſchöner als Kaiſer Alexander!“ Die Liebe zu dieſem Monarchen war unbeſchreiblich.

Unüberſehbar war der Zudrang der Fremden in Frankfurt a. M. Im Römiſchen Kaiſer liefen die Prinzen oft vergeblich nach Sitzen an der Tafel umher. Zu jeder Stunde war der Saal mit Gäſten überfüllt. Mein Tiſchnachbar war zuweilen der Graf Golowkin und gewöhnlich der Hauptmann von Engelhard. Dieſer pflegte mich aufzumuntern, nach Rußland zu gehen. „Kommen Sie nach Moskau“, rief er aus, „Sie werden nie wieder wegverlangen. Die Gegend iſt maleriſch, ernſt und großartig und nicht ohne Anmuth. Die Straßen ſind prächtig und luftig, das Klima iſt gemäßigt, das Volk herzig und treu. Der Ruſſe ehrt das Talent, er iſt gaſtlich und großmüthig!“ Dieſe begeiſterte Schilderung machte auf mich keinen tiefen Eindruck; ich liebte mein Vaterland zu ſehr. Die Stadt gab dem anweſenden Monarchen, den Fürſten und Offizieren einen prachtvollen Ball. Ich zog die ruhige Augenweide von meinem Logenſitz aus dem Gewühle im Saale vor. Der Ueberblick des Ganzen war bezaubernd. Die große Polonaiſe, mit welcher der Ball eröffnet wurde, war der Triumph der Schönheit und Pracht. Doch vor allen feſſelte der Anblick des Kaiſers Alexander die Blicke. Die Tracht der Damen war damals maleriſcher und reizender als jetzt und ſtilmäßiger, man ſah keine Wespen ſondern Geſtalten. Der Luxus war weniger übertrieben; doch wurden viele Perlen getragen.

Das Theater war damals auf dem Höhepunkt ſeines

Glanzes, die Oper habe ich sagen wollen. Auch das Ballet war schön, doch es gab damals noch keine Taglioni, keine Elßler. Auch Fürst Leiningen kam auf einige Zeit nach Frankfurt. Er schien mir traurig, sprach nur wenig, man sah es ihm an, sein Herz war gebrochen. Er lebte nur noch kurze Zeit. Seine edle Witwe wurde Regentin und waltete, wie schon oben berührt, als Schutzengel über das Land. Nur Frauen können recht das Leid verstehen und die Wunden der Zeit heilen.

Unerfreut von allen Herrlichkeiten, die ich gesehen, tiefbewegt von trüben Ahnungen, die sich nur zu bald bewähren sollten, kam ich nach Darmstadt zurück, wo alles in den gewöhnlichen Kreisen sich schon wieder bewegte. Mein ehrwürdiger alter Freund Abt Vogler setzte seine wohlthätigen und herzlichen Gewohnheiten, Frömmigkeit des Wohlthuns und freundliche Geselligkeit fort. Das Wort „Pfaffe", welches ganz eigenthümlich und einfach, ursprünglich nur die Bedeutung eines Priesters hatte, späterhin aber schief angesehen und gemißdeutet wurde, würde seine ursprüngliche Bedeutung beibehalten haben, wenn es lauter solche Priester gegeben hätte wie Vogler! So liebend mild und so bieder selbstreng, so wohlthätig gegen Arme, so treu gegen Freunde, so klar und so weise! Als ich ihm einmal einen Zweifel äußerte: „Ob ich nicht die Verwundeten und Gefangenen von Anbeginn hätte unberücksichtigt lassen sollen, da ihr entsetzlicher Zustand das Leben und die Gesundheit der Meinigen, sowie meine eigene gefährden konnte?" gab er zur Antwort: „Gott hat dem Menschen die entschiedenste Freiheit gegeben, die durch keine Rücksicht bedingt werden darf! Die innere Stimme muß sein Leitstern sein, sie wird ihn am sichersten zum Ziele führen. In außerordentlichen Misgeschicken darf der

Mensch nicht auf dem einfachen Wege der Pflicht bleiben, er ist berufen den steilsten und dornenvollsten zu ergreifen, nachdem er das Maß seiner Kräfte erwogen." Ich erwiderte ihm, daß ich oft schon bereut habe, mich nicht streng an meine nächste Pflicht gebunden zu haben; denn ich hätte uns alle unglücklich machen können. „Gott hat die Ihrigen beschirmt!" rief er aus, „sie sind alle gesund!" — „Und wenn ich nun gestorben wäre?" fragte ich. — „Kleinmüthige!" rief mir Vogler zu, „dann würde Gott für Ihre Kinder gesorgt haben; denn Sie waren berufen. Der Zug des Herzens ist nicht wie Schiller sagt: des «Schicksals Stimme», nein, er ist «Gottes Stimme!»" Diese Worte beruhigten mich sehr und entschieden in der Zukunft über meine Handlungsweise. Wir sprachen noch von seinen zwei herrlichen Schülern, Karl Maria von Weber und Meyerbeer, die ihn vor einiger Zeit verlassen hatten, weil ihre Laufbahn sie nun auf andere Wege rief. Er sprach oft von ihnen, und nie ohne tiefe Bewegung. Er weissagte ihnen eine schöne Zukunft. Er wußte, welche Schätze er in ihre Brust niedergelegt hatte. Eigene Söhne hätten ihm nicht theuerer sein können. „O!" rief er aus, „wenn ich hätte von der Welt scheiden sollen, ehe ich diese beiden ausbilden konnte, welche Wehmuth würde ich empfunden haben. Es ruht etwas in mir, was ich nicht herausrufen konnte, diese beiden werden's thun! Ohne Rafael würden Fra Bartolomeo und Perugino unverständlich geblieben sein, erst Rafael hielt, was jene versprechen hatten." Vogler machte sich ein Fest daraus, drei poetische Frauen zu seiner Mittagstafel zu bitten. Ich that ihm seinen Willen und kam. Henriette von Montenglaut kannte ich schon. Ihr thätiger Antheil für die Gefangenen und Verwundeten hatte mir diese merkwürdige Frau interessant gemacht.

Was die andere betrifft, die allzu bekannte Elise Bürger, so würde ich ihre Bekanntschaft nicht gesucht haben, doch auch sie war geistbelebt. Bei Henriette von Montenglaut traf ich Herrn Fresenius mit seiner Gattin und zwei lieblichen Kleinen, deren Schicksal mir nahe ging; denn ihr Vater verließ Frau und Kinder, um mit hessischen Jägern freiwillig in den Krieg zu ziehen. Sein Bruder, August Fresenius, ein junger Dichter, hatte mit etlichen zwanzig Jahren eine Vision gehabt. Ihm erschien eine himmlische Gestalt und sagte ihm Tag und Stunde seines nahen Todes voraus. Er verkündete diese Offenbarung Verwandten und Freunden und seiner geliebten Braut und sah der Erfüllung freudig entgegen. Sie traf glücklich ein. Viele, die dies lesen, werden diese Vision als Einbildung behandeln, ich glaube fest daran. August Fresenius war eine erkorene Seele, kein Kopfhänger, seine Frömmigkeit war freudig und ruhig, wie die eines wahren Christen sein soll. Wie hätte er, den Gott und Natur mit schönen Gaben bedacht, sich ohne diese Offenbarung zum Tode bereiten können? Gern ging er aus dem Himmel der Jugend hinüber in den der Ewigkeit. Dieser Uebergang wird nur einem unentweihten Leben zu Theil. Doch die Natur behauptet ihre Rechte und jede zärtliche Mutter weint am Grabe ihres Kindes.

Oft besuchte ich das Theater in Darmstadt. Trauerspiel, Schauspiel und Lustspiel schienen mir nicht sehr anlockend, doch unübertrefflich war die Oper bestellt. Luise Frank, nachherige Gran, wird nie vergessen werden. Auch Kathinka Krebs war eine prachtvolle Sängerin, nicht seelen- und anmuthsvoll wie die Frank. Wer aber Kathinka gehört hatte, vermißte nichts, so wunderbar war ihre Stimme.

Abt Vogler ſagte mir, daß der Großherzog dreißig Proben für eine einzige Vorſtellung abhalten ließe. Dies war ein großes Opfer, doch es lohnte ſich auch, denn nicht ein Hauch möchte ich ſagen wurde laut, der nicht in das Ganze gehörte. Die edle Großherzogin Stephanie von Baden hatte Luiſe Frank von früheſter Jugend an zur Sängerin ausbilden laſſen. Sie wurde des Undanks angeklagt, weil ſie in Darmſtadt blieb, wo ſie auf Gaſtrollen war, wahrſcheinlich hat ihre Familie ſie zu dieſem Entſchluß beſtimmt, denn ihr Gehalt war fabelhaft hoch und ſelbſt ihr Vater wurde engagirt. Ihr Abgang vom manheimer Theater ſchmerzte ihre großmüthige Wohlthäterin, und gewiß hat Luiſe Frank ein ſolches Opfer nicht mit leichtem Herzen gebracht, doch die Lockung war zu groß, beſonders da auch die großherzogliche Familie der jungen Künſtlerin ſehr hold war. Zu einem ihrer Geburtstage ſchickte ihr die Frau Großherzogin einen prangenden Blumenſtrauß, er ſtand lange im Waſſer, doch als die Blumen zu verwelken anfingen, wollte ihn Luiſe wegwerfen. Da fiel ihr ein, irgendein Blümchen, welches ſich leicht abtrocknen läßt, herauszuſuchen. Als ſie den Strauß aufband, blitzte ihr ein köſtlicher Brillantring entgegen, durch welchen Stengel gezogen waren; Blätter waren darüber ſo künſtlich gewunden geweſen, daß man den Ring darunter nicht entdeckte. Solcher zarten Aufmerkſamkeiten genoß die liebenswürdige Sängerin viele.

Auch die Milder-Hauptmann kam öfters nach Darmſtadt. Dieſe Nachtigall der Nachtigallen zauberte einen Frühling in die Seele. Madame Schönberger mit ihrem herrlichen Tenor gab den Tamino in der „Zauberflöte", Kathinka Krebs die Königin der Nacht, und Luiſe Frank die Pamina. Welch ein Verein, welch ein Genuß! In

Vogler's übergelehrtem Werk „Zamori" wurde die Schönberger bewundert, doch sie riß nicht hin; denn diese Oper ließ das Publikum kalt, wiewol sie entzückende Stellen hat. Elise Bürger gab eine Vorstellung lebender Bilder. Die Frau Großherzogin schickte ihr ein hochrothes Atlaskleid, um eine Madonna nach Albrecht Dürer vorzustellen. Elise Bürger erlangte eine überraschend schöne Wirkung, nicht allein durch die echt Dürer'schen Falten, welche sie dem Kleide und ihrem Mantel zu geben wußte, sondern auch durch den ergreifenden Ausdruck. Was doch die Kunst vermag! Alle Demuth, Innigkeit, Reinheit der Jungfrau Mutter, wie sie sich Albrecht Dürer gedacht, leuchtete aus den Zügen einer Elise Bürger! Graf Moritz von Brühl saß neben mir, und wir sprachen lange darüber, mir gefiel seine Ansicht dieser Sache. Er meinte: das Göttliche wohne in jeder Menschenbrust, wenn auch noch so tief unter Schlamm und Wust verborgen, und es käme zur Erscheinung, wenn es der Mensch aus allen Tiefen seiner Seele hervorrufe. Zur Griechin umgewandelt, stellte Madame Bürger eine Niobe vor, um sie her ihre Söhne und Töchter, erlegt von des Sonnengottes Pfeilen. Es war ein herrlicher aber schaudervoller Anblick. Der Zauber einer wunderbaren Beleuchtung, der Frühlingsreiz der blonden Kinder, ihrer goldenen Locken Pracht um das bleiche Antlitz her, die sinnreiche Gruppirung, alles vereinigte sich, um dies Bild unauslöschlich der Seele einzuprägen. Doch Himmel, wie ging mir ein Schwert durch die Seele, als ich meine Kinder bleich mit geschlossenen Augen regungslos vor mir sah. Ich unterdrückte einen dumpfen Schrei, und schlüpfte durch eine Seitenthür zum Saal hinaus. Wie beseligt drückte ich sie an die Brust, als seien sie mir wiedergeschenkt, daß

ſie nun von der Scene wieder in das Anziehzimmer treten konnten und ſich zärtlich an mich klammerten.

Darmſtadt bot damals ſchon herrliche Genüſſe dar, wie mag es ſeitdem noch gewonnen haben! Mich zogen die großen Säle der merkwürdigen Foſſilien ſehr an. Neben den Exemplaren von Thierarten, die nicht ausgeſtorben ſind, betrachtete ich dieſelben Stücke von jetzt lebenden Geſchlechtern. Mit beſonderer Aufmerkſamkeit war das Foſſil ſo kunſtreich gebildet, ſo zierlich in ſeinen kleinſten Beſtandtheilen, daß man über denſelben Theil des jetzt lebenden gleichen Geſchlechts wie über eine plumpe Nachahmung erſtaunen mußte. Hat denn die Natur Erfindungskraft verloren? oder erzeugt der Genius nicht mehr, ſondern die hinwelkende Erde? Gab es eine Zeit, wo nur unbeſeelte Weſen den Erdball bevölkerten? und war die Erſchaffung des Menſchen des Schöpfers ſpäteſter Gedanke? Ich wage mich nicht tiefer in dies Labyrinth, und dennoch will ich nicht ausſtreichen, was ich bisjetzt geſchrieben.

Aus der Gemäldeſammlung iſt mir nichts im Gedächtniß geblieben, wiewol ich ſie oft beſuchte. Von der Bibliothek weiß ich nur noch, daß ſie ſehr reichhaltig war.

Die herrlichen Waldungen um Darmſtadt her gewährten uns den reichſten Genuß. Gern will ich alles andere entbehren, wenn ich nur Waldesduft, den Schatten und den tauſendſtimmigen Geſang der befiederten Bewohner der Wipfel habe. Der Schloßgarten war der Schutzort unzähliger Nachtigallen, nie verſchloſſen, nicht durch läſtige Beſuche verkümmert und reich an einſamen Lauben. An ſeinem Eingang war das Theater befindlich; man erging ſich in den Zwiſchenacten in den anmuthsvollen Gängen. Dort tummelte ſich oft die kleine Sou-

tag mit meinen Kindern umher, es war eine Luſt ſie zu betrachten. Wir trafen die holdſelige Kleine faſt jeden Sonnabend bei unſerm Freund Ludwig Cavallo, ſie mochte damals fünf Jahre alt ſein. Ihre Mutter war noch ſchön, eine einfache gewinnende Erſcheinung. Sie war ſehr unglücklich verheirathet geweſen und hatte einen guten Ruf. Ich erinnere mich nicht, ob die Kleine damals ſchon als Genius oder Amorine auf den Bretern erſchien. Ich verabſcheue dieſen Misbrauch, man ſollte ihn durchaus von der Bühne verbannen. Ach, iſt denn der Schauluſt des Publikums gar nichts heilig? Gibt es für die unſchuldige Kindheit keinen Zufluchtsort, wo ſie unberührt von ſchädlichen Einflüſſen bleibt? Henriette Sontag war, vermöge ihres echt kindlichen Sinnes, ungeſtraft über die Breter gegangen, ganz natürlich geblieben, unbefangen und unverdorben. Ich komme noch ſpäter auf ſie zurück.

Im Frühling 1814 überraſchte mich der Beſuch eines jungen Offiziers von der kaiſerlich ruſſiſchen Garde, er nannte ſich Otto Heinrich Graf von Loeben. Freudig reichte ich ihm die Hand, denn ich hatte ſchon ſinnige Zeichen ſeines Wohlwollens durch Fouqué empfangen. Wir gingen mit meinen Kindern in den großherzoglichen Garten, über welchen der junge Lenz ſein dichteſtes Blütennetz ausgeſpannt hatte; dies waren entzückende Stunden. Graf von Loeben war, abgeſehen von ſeinem Türkenglauben an die Lauterkeit adelichen Bluts, eine liebevolle, wahrhaft poetiſche Natur voll Weichheit und Güte, voll Wahrheit und Sitte. Er hätte gar nicht brauchen ein Graf zu ſein, um als eine der edelſten Schöpfungen, reich bedacht von Himmel und Natur, zu gelten. Das damalige Geſchick ſeines Vaterlandes Sachſen beugte ihn tief. Ich war zu ununterrichtet von den

Verhältniſſen, um mit ihm hierin gleich zu empfinden. Ich ſuchte das Schöne und Rechte nicht in der äußern Geſtaltung, ſondern im Weſen der Dinge; aus allen Formen des Lebens ſuchte ich es herauszufühlen und huldigte ihm. Noch im Sterben werde ich daſſelbe thun.

Graf Loeben, oder wie er ſich damals am liebſten nennen hörte, Iſidorus, war ritterlich, im ſchönſten Sinne dieſes oft gemisbrauchten Wortes. Seine Dichtungen ſpielen in das Katholiſirende, wie zuweilen auch die meinigen thun, doch nur vom poetiſchen Standpunkt. Tieck, die beiden Schlegel u. a. ſind weiter gegangen. Dürre Proteſtanten haben die Poeſie aus der Religion herausgeſtoſſen; dies geſchah in den Zeiten der Verfolgung und des Kampfes und dürfte leicht wieder geſchehen, denn dieſe ſind wieder da. Iſidorus gehörte in die poetiſche Verbrüderung, zu welcher Ludwig Tieck, die Schlegel, Novalis u. a. die erſte Anregung gegeben und die ſich in ſehr verſchiedenen Richtungen verbreitet hatte. Achim von Arnim, Clemens Brentano halfen die neuere Romantik begründen. Auch ſie iſt abgewelkt und es iſt etwas der Poeſie ganz Fremdartiges an ihre Stelle getreten. Es gemahnt mich, als lebten wir im Hochſommer der Poeſie, wo Felder und Wieſen abgemäht ſind, wo die Nachtigallen ſchweigen, und der Purpur der Früchte die Lieblichkeit der Blüten erſetzt, wo die Erfüllung die Sehnſucht tödtet. Sollen wir darüber klagen oder uns freuen? Dieſe Frage wird wol noch lange unentſchieden bleiben. Man hat nie ſo kunſtreich pompös gereimt, als jetzt geſchieht. Herz und Schmerz ſind obſolet geworden. Schade darum! Man ſollte ſie wieder zu Ehren bringen, denn wir bekommen ja doch keinen Goethe wieder!

Im Jahre 1802 bei einer unserer Streifereien durch das Musée Napoleon, blieb Friedrich von Schlegel mit mir vor einem Bildniß von Rafael stehen. In einer gedankenvoll componirten Gebirgslandschaft mit klarem Himmel, auf welcher sich hier und da ein dürftiges Bäumchen zeigt, nur um der Luft mehr Thau zu geben, steht ein junger schwarz gekleideter Mann mit schwarzem, kurz abgeschnittenem Haar, wehmuthvollem Blick und sanft geschwollenen Lippen, auf der Stirn thront Geisteslicht. „Sehen Sie sich das Bild recht an, Helmina, das ist der junge Dichter, den sie so sehr lieben, das ist Ludwig Tieck von der Seite des Genius und des Schmerzes aufgefaßt; das schlanke dünnbelaubte Bäumchen in seiner Nähe bezeichnet sein irdisches Dasein voll Schmerz und Sorge, die knappe einfache Tracht zeigt den vom Glücke nicht Begünstigten; das Bild hat große Aehnlichkeit mit Tieck, ich kann nie ohne die tiefste Wehmuth daran vorübergehen, es zwingt mich zum Verweilen. Da haben wir jetzt des deutschen Dichters Los: für den Genuß seiner Schriften ist die Welt undankbar, um sein Schicksal kümmert sich kein Reicher, kein Mächtiger; verkümmert er, so ist alles gleichgültig dabei; zeigt er eine Schwäche, so packt der vornehme Pöbel sie an und sucht sie in den Staub zu reißen; die Verleger zahlen ihm langsam oder gar nicht einen dürftigen Ehrensold." — „O still!" unterbrach ich Friedrich Schlegel, „wie weh sollte es mir thun, wenn Tieck's Schicksal ein solches wäre." — „Ist es denn nicht das Los unser aller?" sagte schmerzlich lächelnd Friedrich Schlegel, „nur ein Mittelmäßiger, nur ein **** gedeiht. Die große Welt kann geistige Größe nicht ertragen!"

Es sind nun 53 Jahre vorüber, daß dies Gespräch stattfand. Es hat sich seitdem in den Schicksalen der

beiden verbrüderten Dichter, und auch innerlich viel geändert; früher noch in Friedrich Schlegel, als in Ludwig Tieck. Im Jahre 1805 ging Friedrich Schlegel nach Köln am Rhein und änderte dort die Religion, für welche dort seine Väter so rühmlich gekämpft und gewirkt. Dies war bei ihm kein bewußter Drang nach Verbesserung seiner Lage, er hatte sich in ein System hineingedacht und gefühlt, welches ihn nun ganz beherrschte. Die glühende Verehrung der Brüder Sulpice und Melchior Boisserée, ihre unverkennbare Freundschaft, und Johannes Bertram's Beredsamkeit, welcher die katholisch-kirchlichen Zustände vor der Revolution am Rheinufer als Sittlichkeit befördernd und als Wohlfahrt spendend und die alte ostindische Religiosität mit ihren Mysterien und Dogmen als Saatenkorn des christlichen Glaubens feurig pries, hatten großen Einfluß auf Schlegel geübt. Er ging, wie bemerkt, mit seiner Gattin und den Brüdern Boisserée nach Köln, wo ihnen die liebenswürdigste Gastlichkeit, die zarteste und gediegenste Fürsorge entgegenkam. Dort schworen beide unter großer Feierlichkeit die reformirte Religion ab und übten die neu angenommene mit Eifer und aller Glut der Begeisterung. Man muß denken, daß sie Blut und Flammen der Inquisition, der Bartholomäusnacht, des Cevennenkriegs und die Mishandlungen und Grausamkeiten, welche die Kirche und die Monarchen gegen die Stifter der Reformation verübt, vergessen hatten und die katholische Religion noch von der poetischen und glänzenden Seite auffaßten. Sie wurden so aufrichtig katholisch, wie es Kinder werden könnten, die keinen Begriff von der Geschichte haben. Als ich beide später in Wien antraf, fand ich sie in diesem Zustande. Beider Los hatte sich äußerlich verbessert. Ich traf bei ihnen

Bayerische Staatsbibliothek München

eine Reihe Convertiten, welche hauptsächlich ihren Kreis ausmachten. Friedrich Schlegel klagte nicht mehr über das Los der Dichter und über den Undank der großen Welt.

Ludwig Tieck war unterdessen, wie man wenigstens ausſprengte, seinerseits gleichfalls in Rom katholisch geworden, aber sein Leben und seine Werke trugen nicht die Farbe dieser Umwandlung; in das katholische Element übergespielt hatte seine „Genoveva", sein „Octavian", so auch mehrere seiner größern Erzählungen, doch im allgemeinen war er phantastisch, ironisch und weltlich geworden. Es schien, als habe er die katholische Religion einzig und allein ihrer poetischen und mittelalterlichen Seite wegen als ein Element seiner Dichtungen benutzt, und als sei es ihm gleichgültig, was sie sonst für Gewalt und Einfluß übe. Seine „Vittoria Accorombona", die in meinen Augen mehr eine Verhohnung der Sitte und des Glaubens ist als irgendein Werk aus der neuen Schule, läßt die Religion beiseite liegen. Ich sagte vorhin und will es nicht ausstreichen, daß Ludwig Tieck in Rom katholisch geworden sei, doch es fällt mir eben ein, daß es Friedrich Schlegel und seine Gattin mir gesagt, Ludwig Tieck hingegen mir es fest abgeleugnet; jedoch ging er in keine andere Kirche Dresdens, als in die katholische, und alle Zeichen, welche das Zugehören an den katholischen Glauben beurkunden, hatte er in seinem Hause und Zimmer. Seine Gemahlin und Töchter waren zur katholischen Religion übergetreten. Einige Jahre darauf hatte die Familie die liebenswürdige geistreiche Dorothea Tieck zu beweinen; ihr früher Tod war ein herber Schlag für alle und noch besonders für das Vaterherz. Dorothea Tieck war innerlich und äußerlich das Jugendbild ihres Vaters. Ludwig Tieck hatte zu dieser Zeit keine Aehnlichkeit mehr mit dem Ra

fael'ſchen Bildniß. Tieck verleugnete nur wenige ſeiner frühern Freunde und Freundinnen und zwar aus Gründen, die man nicht misbilligen konnte.

Ich werde noch ſpäter mehr ſchildern und bezeichnen die überſchwenglichen Tage, die wir mit den dresdener Freunden und Freundinnen verlebt. Welche Reihe von Namen, alle leuchtend und unvergeßlich! Mein edler Freund Iſidorus Orientalis (Graf Otto Heinrich von Loeben) mit der Seele eines Kindes, mit dem Herzen voll Liebe und Güte, mit der überreichen Phantaſie, mit aller Treue eines echten deutſchen Gemüths, war der echte Schüler Ludwig Tieck's. Sein Ariſtokratismus entſprang nicht aus Hochmuth, ſondern war das Erzeugniß ſeiner Verehrung des Mittelalters. Er glaubte an edles Blut durch Abſtammung von edeln Geſchlechtern. Das alles klingt ſo hübſch und iſt für Hohe und Niedere ſo angenehm ſich vorzuſtellen, daß dieſer Wahn, den zwar die Geſchichte zerſtört hat, gleichwol nicht aufhören wird Gewalt zu üben. Manche Dichtungen des Grafen Heinrich von Loeben ringen ſich aus den Nebeln verjährter Vorurtheile, und zeichnen ihn ganz in ſeiner eigenſten Eigenſchaft als einen der lieblichſten Dichter, die Deutſchland aufzuzählen hat. Auch er dichtete in den Formen und in dem Geiſte, welchen die neue Schule angenommen hatte und von welchem ich auch nicht freigeblieben bin. Zugleich gehörte er der Herrnhuter Kirche an. Seine vortreffliche Gemahlin verſchönte durch klaren Verſtand und aufrichtige Güte unſern dresdener Kreis, der ſehr zahlreich und dennoch auserleſen zu nennen war. Meine Freundin Thereſe aus dem Winckell, Baron Gruſt von der Malsburg, Baron Bock aus Livland, Karl Konſtantin Kraukling aus Kurland, Graf Friedrich von Kalkreuth, Koes aus Dänemark, der Dichter Atterbom aus

Schweden, der dort die romantiſche Schule geſtiftet, und manche anziehende Erſcheinung aus der Frauenwelt belebten einen Kreis, wie vielleicht ſelten einer ſich ſchloß. Tieck fand ſich einmal mit den meiſten dieſer hier genannten Perſonen zuſammen bei mir. Er fragte jeden einzeln, „ob er rauche!“ Alle antworteten: „Nein!“ Er warf ſich zurück in ſeinen Seſſel und rief aus, und das mit dem größten Ernſt und der volltönendſten Stimme: „Was das für gebildete Leute ſind!“ Als auf die unter ſich ziemlich ungleichmäßigen Honorare, welche wir empfingen, die Rede kam, rief Ludwig Tieck mit Entrüſtung: „Welche Anarchie!“

Wer könnte die Flut von Schalkheiten und geiſtvollen Ausfällen, die Tieck in unſerm Kreiſe entſtrömten, hier auf das Papier zaubern? Er pflegte uns alle und unſern Freund Baron Bielefeld zu ſeinen Vorleſungen einzuladen. Nach einem ſchmackhaften Souper wurden ſeine Lebensgeiſter rege und das Feuerwerk ſeines Witzes ſpielte rauſchend und kräftig empor. Es war harmloſer Scherz, allein ich ſage dennoch, ich hätte gerade in ſolcher Laune Tieck's nicht mögen fern ſein. Verſchonte er doch nicht einmal die Anweſenden! Indeß wir wehrten uns nicht, denn was ihm Vergnügen machte, war uns theuer.

Es iſt wol bekannt, mit welcher überſchwenglichen Kraft und Anmuth Ludwig Tieck vorlas. Man meinte, der Dichter, den er durch ſeinen Vortrag ins Leben zurückrief, ſtehe lebendig vor uns und erſchließe uns das kaum noch geahnte Geheimniß ſeiner Poeſie. Man fühlte beim Zuhören, wie dies Leſen der Meiſterwerke Shakſpeare's und Calderon's (in Malsburg's Ueberſetzung) Tieck's höchſter Lebensgenuß ſei. Von ſeinen eigenen Sachen habe ich ihn nie vorleſen hören. Als ich von Dresden ſchon entfernt war, ſagte man mir, daß Tieck

die vortrefflichen Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen vorgelesen habe. Bekanntlich war der Ertrag dieser ausgezeichneten Arbeiten zur Errichtung eines Waisenhauses bestimmt. Die hohe Wohlthäterin erreichte ihren Zweck, weil der Zudrang zu den Aufführungen ihrer zahlreichen dramatischen Werke bedeutend war. Die Huldigung galt nicht allein der edeln Absicht und dem schönen Zweck der Dichterin, sondern auch dem Werth ihrer reizenden Schöpfungen, dieser echten Lebensbilder, meisterhaft entworfen, hinreißend, erschütternd und erfreuend durch den höchsten Zauber der Dichtung: durch Wahrheit.

Schon manche haben in Goethe und Ludwig Tieck wegen ihrer Vielseitigkeit Vergleichungspunkte mit Voltaire gefunden. Mir scheint diese Ansicht unrichtig. Voltaire war sehr gottlos, wiewol auch er Gutes und Großes gethan und neben entsetzlichem Schaden Wohlthaten für die ganze Menschheit gestiftet. In meinen Augen ist Tieck minder Lichtgeist als Glanzgeist, Voltaire war beides. Die Wahrheiten, die er unter dem Chaos von Irrthümern ausspricht, fließen nicht aus der reinen Quelle feurigen Eifers für das Gute, wenigstens nicht immer. Voltaire's wahrhaft edle und siegreiche Bestrebungen, des gerichtlich ermordeten Calas Ehre wiederherzustellen, sind vielleicht die glänzendste Großthat seines Lebens. Goethe's und Ludwig Tieck's Leben haben keine solche That aufzuweisen. Allein im allgemeinen haben beide wohlthätig für Mitwelt und Nachwelt gewirkt und waren größere Dichter, zumal Goethe, dessen göttliche Werke in Blut und Mark des Volks übergingen, wie die von Schiller in einem noch höhern Sinne gethan, und wie die des großen gesinnungstüchtigen Ludwig Uhland, des unsterblichen Jean Paul, des weltweisen Herder u. a. Tieck war mehr künstlerisch als

gesinnungstüchtig, seiner eigensten Natur nach rein lyrisch. Der bedingende Drang des Lebens, welcher Taschenbuchsartikel ihm zur Nothwendigkeit machte, drängte ihn weg vom heiligen Quell der lyrischen Ergüsse. Er schlug seine innere Welt in Trümmer wie einen Solitaire, der dann stückchenweiß verkauft wird, doch der innere Kern, der unerschöpfliche Schatz des Wissens, der feinsten und gediegensten Beurtheilungskraft blieb unberührt und verherrlichte noch seine späten Jahre. Zeitgenoß eines Novalis, eines Schleiermacher, eines Friedrich von Schlegel, zu welchen unter Bedingungen die übrigen Mitstifter der Schule zu zählen sind, z. B. Wilhelm von Schlegel u. a., denen Verdienst nicht abzusprechen ist, die jedoch nicht aus eigenem, stets sich neu erzeugendem Quell schöpften, war Tieck unter diesen die reichhaltigste schöpferische Natur und stand ganz eigenthümlich zwischen ihnen. Sich ihm nachzubilden strebten Geister, nicht an Aufschwung und Umfang gleich. Der Ludwig Tieck, der den „Sternbald" geschrieben, war nicht derselbe mehr, der die „Vittoria Accorombona" verfaßt, deren Erfolg viel einträglicher war, als der des herrlichen „Sternbald", dessen Werth das Häuflein der Gleichgesinnten zu schätzen wußte. Nicht ein Nachahmer, sondern ein Nachfolger Tieck's ist Heinrich Heine, wie denn überhaupt das Lied Ludwig Tieck mehr zu danken hat als Goethe und Uhland selbst. Der Genius ist aus dem Paradiese der Lyrik durch die Weltbegebenheiten vom Cherub mit flammendem Schwerte verjagt worden. Die Poesie hat wie die ersten Aeltern ihre Unschuld verloren. Wäre nicht die Musik da, welche das wahre Lied noch über Wasser hält, es würde gar keine Empfänglichkeit mehr dafür leben.

Ich kann mich nicht enthalten, noch eine Eigenheit

Tieck's, welche ſich alle großen Vorleſer aneignen ſollten, zu erwähnen. Er litt nicht, daß die Damen eine weibliche Arbeit mitbrachten, und die Thür blieb dem eingeladenen Gaſte verſchloſſen, welcher nicht zur anberaumten Stunde kam. Ich finde das höchſt natürlich und recht. Bei jedem Schönheitsgenuß muß die feinſte Sitte obwalten. Wer mit allen Kräften ſeines Weſens eine herrliche Dichtung gleichſam wieder gebiert, muß jeder Regung der Zuhörer, die nicht Hingebung und ich möchte ſagen Andacht iſt, feind ſein. Uebrigens entdeckte man in ſeinem Weſen noch oft Spuren der Anhänglichkeit an die Gefühle ſeiner Jugendjahre. Sein ſchönes Angeſicht, beſtrahlt von den zwei ſchwarzen Augen, glich einer Welt, die von ihnen beleuchtet wurde. Seine Gedanken verkörperten ſich in ſeinen feurigen Blicken, ſeine beweglichen regelmäßigen Geſichtszüge beurkundeten Kraft und Feinheit, Scharfſinn und raſches gediegenes Urtheil. Sein Körperbau hatte entſetzlich von der Gicht gelitten, dennoch war ihm nichts von ſeiner Würde benommen. Es lag ſo viel Heiterkeit und Größe in ſeinem Ausdruck, daß man meinte, die edle Geſtalt müſſe ſich in dem Augenblick gebietend emporheben. Tieck äußerte zuweilen nicht ohne Wehmuth, daß etwa zwölf Bäder in Nizza ihn hergeſtellt haben würden. Hätten ſeine ſpätern hohen und edeln Gönner doch das zu rechter Zeit gewußt! Es war nun zu ſpät.

Ganz im Gegenſatz zu Friedrich Schlegel, der am liebſten das Geſpräch auf politiſche und religioſe Zuſtände lenkte, blieb aus Ludwig Tieck's Unterredungen Religion und Politik weg. Sie enthielten nur Anſichten über Poeſie und Literatur, und zwar nicht von der ernſten Seite, ſondern von der erheiternden und ſpottiſchen, die deshalb nicht minder belehrend waren. Ein großer

Freund und Verehrer der Frauenpoeſie war er nicht. Von dem Ehepaar de la Motte Fouqué ſagte er, Fouqué ſei die Verweſung, jedoch nur die Verweſung des Apfels, aber ſeine Gemahlin die des Fleiſches. Ludwig Tieck hatte das mit Friedrich Schlegel gemein, daß er erbarmungslos ſchlachtete, ohne ſeinen Opfern im geringſten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Frau de la Motte Fouqué war genial und hochbefähigt und verdiente nicht im geringſten den liebloſen Ausſpruch des großen Dichters. Auch gegen ſeine Schweſter Sophie Bernhardi war Tieck ungerecht. Sophie Mereau, eines der lieblichſten Geſtirne am Himmel deutſcher Poeſie, und die Günderode wurden gleichfalls von ihm nicht anerkannt. Ich muß ihm nachſagen, daß ich in ſeinen Briefen an mich und im Geſpräch noch am beſten weggekommen bin. Zwar gab er wenig auf meine Novelle: „Die Zeit iſt hin, wo Bertha ſpann"; aber mich verletzte das um ſo weniger, als er von einem meiner Werke: „Emma, eine Geſchichte", liebevoll ſprach und alle meine Lieder liebte. Von Goethe, Schiller, Herder und Jean Paul ſprach er nie warm und überfließend, wenn er ſie gleich wie billig gelten ließ. Shakſpeare allein hatte ſeine volle Glut der Bewunderung und Liebe. Er hatte ſich ganz in ihn hineingelebt, er war der Frühling ſeines Gemüths, die menſchgewordene Poeſie. Man mußte ſeiner Anſicht ſein, wenn man ihn reden hörte; der Strom ſeiner Beredſamkeit riß alles hin.

Tieck war folgende Stelle aus meinen „Erinnerungen" aufgefallen, ich mußte ihm noch viel über den Gegenſtand derſelben ſagen; es war folgende:

„Ich lernte beim Grafen Eſchernay Fanny Beauharnais kennen, eine Frau, deren Geiſt und Herz im ſeltenen Einklange ſtanden. Ich beſuchte ſie von Zeit zu

Zeit und fand ihren Umgang sehr liebenswürdig. Sie war Tante der Kaiserin Josephine, hielt aber damals 1802 noch kein glänzendes Haus, und vereinigte um sich her nur einen kleinen Kreis von Schöngeistern, die nicht in dem Rang eines Delille, Legouvé u. a. unter den beliebtesten standen, deren Gespräch doch anziehend und belehrend war. Der genialste unter diesen Männern war Rétif de la Bretonne; seine Erscheinung hatte etwas Gewinnendes und Anziehendes. Er war von ziemlich großer Gestalt, ziemlich beleibt, er trug sein Haar wie Bernardin de St.-Pierre in natürlichen Locken bis auf den Hals herabfallend, sein Gesicht war oval, die Nase sanft gebogen, der Mund angenehm, die großen Augen ausdrucksvoll, die Blicke liebend und leuchtend, seine sanfte Stimme traf das Herz. Er zeigte sich gegen mich so gütig, wie ein Mann an der Neige des kräftigen Mannesalters ein junges Wesen zu behandeln pflegt. Ich hätte ihn gern oft gesehen, allein das Anathema, welches die Welt über ihn ausgesprochen, schreckte mich zurück. O die Welt, wie gern und vereilig urtheilt sie ab! Welche Blüten zertritt sie mit eisernem Fuß! Lange nachdem ich Rétif de la Bretonne bei Frau Beaumarnais begegnet, fand ich von ungefähr seine »Contemporaines« vor, ich las darin mit heftigem Schmerz.

„Die Bekenntnisse des unsterblichen Rousseau weisen nichts Aehnliches auf. Nackter Sinnentaumel, Umstoßung aller hergebrachten Sittenlehre, Verletzen aller zarten tiefen Empfindungen, welche das Band der Gesellschaft rein und unverletzt in der Masse der Menschheit erhalten und Schwestern, Töchter zu unantastbaren Gegenständen erheben, denen ihre Angehörigen Schutz, keusche Ehrerbietung und die reinste Anhänglichkeit schuldig sind, fand ich in diesem Werke. Doch glaube ich mich zu erinnern,

daß Rétif de la Bretonne seine bedauernswürdigen Verirrungen nicht beschönigen will, sondern nur sie unverhehlt darstellt. Zur Zeit der Regentschaft war Aehnliches, ich möchte sagen Schlimmeres im Schwange. Die Erzählung «St.-Jean La Fontaine» und die Schriften Voltaire's enthalten Strecken bodenlosern Schlammes als Rétif's verrufenste Werke. Wäre Rétif kein Franzose und nicht so unglücklich gewesen, er hätte einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit werden können. Er bedurfte nur sittlicher Würde, so würden die reine Gutmüthigkeit, der Feuergeist und das Talent dieses Mannes ihm allgemeine Verehrung gesichert haben. Sein «Paysan perverti» im Gegensatze zu Mercaur' «Paysan parvenu» ist ein Werk, in welchem man keine Ahnung von der Unsittlichkeit, die in vielen Werken Rétif's herrscht, findet. Es enthält vernehmlich für Frankreich treffliche Sittenlehren, und schreckt vom Laster zurück. Rétif war arm, er gerieth in solche Kreise, deren Mitgliedern es vornehmlich um Umwälzung aller Tugend und Sittengrundsätze zu thun war. Es gab deren in allen Ständen."

Vom Throne herab lächelte das Glück dem greisen Tieck zu. Friedrich Wilhelm IV. schuf ihm ein beneidenswerthes Los. Er lebte in des Königs Nähe, von der ganzen hohen Familie mit Verehrung, man durfte sagen, mit Zärtlichkeit umgeben. Prinz Friedrich Wilhelm zeigte ihm Huld, die in so zarter Jugend, verschönt durch alle Grazien des Geistes und der Anmuth, ihren Gegenstand noch süßer beglückt.

II.

Rheinreiſe. — Köln. — Mein Conflict mit der Invaliden-prüfungscommiſſion in Köln.

Graf Loeben hatte mich bei Reiſeanſtalten angetroffen. Ich wollte am andern Morgen nach Manheim, wo die Hermannſchlacht mit großem Pomp aufgeführt werden ſollte. Noch heute verſchmähe und verkenne ich nicht das Schöne, was im deutſchen Aufſchwung gegen die Bedrückung des fremden Jochs waltete; aber es war ein Fieber, die Geneſung davon war ſchlimmer als das Uebel.

Nie war die männliche Jugend ſo ernſt, ſo würdig, ſo großartig, als zu jener Zeit. Es vergingen keine zwei Jahrzehnde, ſo erſchien ſie mir abgeſpannt und vernüchtert. Gewaltigen Zeiträumen folgt gewöhnlich Erſchlaffung. Auch edle Naturen nehmen verkehrte Richtungen, um dem Bedürfniß nach Kämpfen Genüge zu leiſten, Ruhe ermüdet ſie. Bloße Tugend ohne Gewürz genügt den Verwöhnten nicht; um ſich zu betäuben, zugleich ſich aufzuregen, greifen ſie nach den Bechern der Sinnlichkeit und ſchwelgen in ſüßen Giften. Statt die Jugend anzuwenden, ſuchen ſie dieſelbe davonzujagen,

und eilen auf der Eisenbahn zu Siechthum und Grab. Es liegt ja nichts mehr jenseit des Grabes, mit dem Tode ist ja alles aus. „Bethörte! mit dem Tode fängt ja das Leben erst an."

O wie fern lagen mir damals diese und ähnliche Vorstellungen, besonders nach einem so herrlichen Frühlingsabend, ganz der Poesie geweiht! Graf Loeben sollte am andern Morgen früh nach dem Rhein. Ich verhieß ihm, von Manheim aus nach Heidelberg zu gehen, wo wir uns wieder treffen wollten. Schon grünte und blühte der Frühling überall mit allen seinen Bezauberungen. Selbst die Sandfläche zwischen Darmstadt und Manheim war in einen Blumenwald umgezaubert. Die „Hermannschlacht" entsprach meinen Erwartungen übrigens nicht, denn diese waren zu überspannt. Es entriß die Zuschauer nicht aus der gleichmüthigen Stimmung, die ich überhaupt schon bemerkt hatte, und die mich unangenehm überraschte. Alles sollte so fühlen wie ich, und es gab dort so viel Menschen, welche die Dinge nicht durch ein Prisma betrachteten. Waren sie glücklicher als ich? Ich glaube es nicht.

Graf Graimberg hatte eine wahre Freude uns in Heidelberg wiederzusehen. Ich fand ihn wieder, wo ich ihn verlassen hatte, an seiner Staffelei. Die Schloßruine, und die Gegend von Heidelberg waren ihm, was einem frommen Rittersmann die Dame seiner Gedanken, seine Welt, sein Leben, sein Einziges und Alles. Es hatte ihm wol nicht geahnt, daß er, als er als junger Emigrant in Gesellschaft mehrerer Freunde von England zurückgekommen, eine Nacht in Heidelberg zubringen wollte, vom mächtigen Reiz des Anblicks der Ruine ergriffen, sich nicht mehr von hier losreißen würde, daß hier seine braunen Locken silberweiß werden sollten, daß er hier

vergessen würde, wie unglücklich Frankreich und wie erschüttert die Welt. Wer für etwas Großes lebt, der vernichtet die Wirklichkeit und waltet in seiner eigenen Schöpfung.

Isidorus traf nach einigen Wochen in Heidelberg ein. Hier hafteten die reizendsten Erinnerungen seines Lebens, hier war sein Herz heimisch geworden. Heidelberg hatte noch nichts von seinen frühern Reizen eingebüßt. Man merkte noch fast nirgends, daß dort etwas anderes waltete, als der Zauber großer Erinnerungen und der Reiz der schönen Natur. Es schien durchaus nichts dem Bedürfniß zu gehören, sondern alles dem freien unverkümmerten Genuß. Auch der Garten der Clara von Detten prangte noch in seiner wilden Schönheit, mit seinem quellbeperlten Schmuck, den rieselnde Bächlein ihm spendeten. Mit Freuden an der Gefahr kletterten wir über bemooste Steinstücke und schwankende Wurzeln bis zur Schloßhöhe, wo Freund Graimberg zeichnete und meinen Kindern Papier und Bleistift gab, damit sie ruhig wären, indeß wir plauderten. Wir durchstrichen nach allen Richtungen die Ruine, die jetzt in ihren schönsten Theilen hermetisch verschlossen ist. Da wo die Großen und Mächtigen der Erde Rath gepflogen oder lärmende Feste begangen hatten, rauschten und säuselten hohe Bäume, dufteten Waldblumen, grünten Rasenstücke, leuchteten aus der Tiefe wasserreiche Cisternen. Am liebsten weilten wir in Otto Heinrich's Bau, dem Graf Graimberg liebevollen Fleiß gewidmet. Das Blatt, das ihn vorstellt, ist ein Daguerreotyp von Menschenhand. Jetzt kommen so viele ehemals verborgene Kräfte der Kunst zu Hülfe, die Sonne braucht nur wenige Minuten, um auf der Platte das Bild hervorzubringen, zu welchem der geübteste Künstler unerhörten Fleiß und lange Jahre be-

durfte, und dabei noch nicht so treu wie sie. Doch ist dieser ungeheuere Fortschritt mehr zum Nachtheil der Menschen, er vernichtet das Verdienst der Kunst, die Seligkeit des Strebens, des Schaffens, des Gelingens, auf Erden die höchste und süßeste. Nur das Errungene hat Preis und Werth, nicht das Geschenkte; das ausgenommen, was Himmel und Natur schenken. Edler Graimberg, welch ein Heil für dich, daß es zu deiner Zeit noch keine Daguerreotypien, keine Photographien gab. Ich glaube mein Auge täuscht mich nicht, wenn ich auch in den gelungensten dieser Bilder die Seele vermisse, die vom Menschen aus seine Schöpfungen durchströmt. Die Daguerreotypen verhalten sich nach meinem Gefühl zu den Werken genialer Künstler, wie das Spiel einer Wanduhr zur Musik. Die entzückendsten Tage, die wir im Kreis herrlicher Menschen zubrachten, entschwanden unaufhaltsam, noch heute beseelt mich ihre Erinnerung.

Graf Loeben schied mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr. Ihm wurde eine Wohnung gemiethet. Meine ahnende Seele sagte mir, daß er sie nie beziehen würde, und so geschah es. Mich rief mein Herz nach Belgien, um einige Zeit lang in der Nähe meines Bruders zu sein, der dorthin beordert worden. Die Reise den Rhein hinunter über Köln und Aachen war einladend und gar nicht kostspielig. Der Dom von Köln war, wie alles Werdende, von eigenthümlichem Reiz des Entstehens. Als Kind liebt der Mensch zu zerbrechen, um zu sehen wie ein Spielwerk gemacht ist; als Erwachsener hat er einen Schritt voraus, wenn er verfertigen sieht. Wir besuchten den Dom in des würdigen Wallraf Begleitung. Das Gemälde von Wilhelm Kalv erfreute mich sehr, es gewährte mir einen Blick in eine neue Welt der Schönheit hinein. Ich habe es noch

manches Jahr nachher oft und lange betrachtet und immer neue Lieblichkeiten darin entdeckt. Wilhelm Kalv hat keinen Vorgänger gehabt und keinen Nachfolger gefunden. In ſeinem Meiſterwerke im Dom von Köln waltet noch das byzantiniſche Princip der ſymmetriſch-pyramidalischen Gruppirung vor; nicht aber wie bei den ältern Byzantinern in der ängſtlich ſymmetriſchen Unordnung, ſondern im Geſetz iſt Freiheit, und ich möchte hinzuſetzen, Bewegung in der Unbeweglichkeit. Rafael hat gleichfalls dies Princip der Gruppirung anerkannt und beibehalten. Die Madonna di Foligno, die heilige Cäcilie, die Transfiguration, die Madonna in Dresden, ſelbſt die kleine Madonna del silentio, die del pesce, und andere herrliche Darſtellungen zeugen von Rafael's Anhänglichkeit an dieſen uralten Stil voll Feierlichkeit, Pracht und Würde, für welchen Rafael die Vorliebe aus Perugino's Werken ſchöpfte. Gleichzeitige Meiſter, wie z. B. Correggio, wichen beinahe unmerklich von dieſer Darſtellung ab und ſuchten ihre Geſtalten nach dem Leben zu gruppiren. Für heilige Darſtellungen war dieſer neue Weg eine Abirrung, durch welche die Kunſt einen Rückſchritt that. Der Menge gefiel ſie, weil ihr alles Neue gefällt.

Wilhelm Kalv's heilige Urſula ſteht unter den aus der Vorzeit geretteten Bildern durchaus einzig da, weil es zeigt, wie unerſchöpflich die Natur in der Geſtaltung der Schönheit ſei. Wie Rafael in ſeinen Bildern die Grundzüge der antiken Schönheit beibehielt, ſo waltet die der echt deutſchen in Wilhelm Kalv's Gemälde vor: runde Geſichter, hohe Stirnen, Naſen die durchaus der deutſchen Geſichtsbildung eigen, geſchwellte Lippen von zarteſtem Roſenpurpur, die noch keinen erſten Kuß empfunden, deren Brennen noch der Sehnſucht gehört,

runde Augen, deren feuchter Blick noch von himmlischer Rührung zeigt! Ich möchte das deutsche Princip der Schönheit einen frischen Urgedanken der Natur nennen, beim griechischen hat sie sich besonnen. Das deutsche Antlitz der Frauen ist wärmer, ohne deshalb sinnlicher zu sein. Eine Deutsche ist liebefähiger, inniger. Ich kann nicht beurtheilen, ob nicht bei dem Gemälde von Wilhelm Kalv eine leichte Uebermalung stattgefunden hat. Die Gesichtsfarben sind blühend, jedoch nicht transparent. Ich unternehme nicht, das Gemälde hier zu beschreiben, Friedrich Schlegel's „Europa" enthält das Schönste und Wahrste, was darüber gesagt werden kann; ich füge nur hinzu, daß ich in König Ludwig's Pinakothek, der die Boisserée'sche Sammlung daselbst vereinigt hat, kein Bild gefunden, das ich diesem von Wilhelm Kalv zur Seite stellen könnte, wiewol sich dort viele dieser Richtung und Schule angehörende Gemälde befinden. Bewunderungswürdig ist die große Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und die Wahrheit der Charakteristik bei der Menge der Gesichtsbildungen, die alle den Stempel der deutschen Volksthümlichkeit tragen, den ich vorhin bezeichnet, und der sich immer mehr vom deutschen Boden verliert.

Wallraf war eine höchst eigenthümliche Erscheinung. Um sein bleiches Antlitz ringelten sich schneeweiße Locken von der hohen Stirn herab, seine azurnen Augen überglänzten ruhig und hell wie Sterne seine edle Gesichtsbildung, seine Gestalt war hoch, schlank, harmonisch in allen ihren Bewegungen, ein schöner Ernst leuchtete aus seinem ganzen Wesen hervor. Wallraf war Priester; stille Kämpfe und freudige Siege hatten in dem Friedenslächeln des Mundes ihre Spur zurückgelassen. Er war einer der seltenen Menschen, die Altar und Tempel eines

großen Gedankens sind und der Welt nicht bedürfen, um des Lebens zu genießen. Er wurde von allen Edeln und Guten verstanden und anerkannt, sein Andenken wird nie erlöschen und auch außerhalb seines Vaterlandes blühen. Es gibt in Köln viele Kunstliebhaber, die man näher oder entfernter ihm zur Seite stellen kann. Vergleichungen sind etwas sehr Undankbares und können nur selten richtig sein, weil Gott und Natur jedem Ausgezeichneten sein Gebiet angewiesen und dessen Grenze gesteckt hat.

Rector Fochner war ein sehr schätzbarer Kunstfreund. Die Bettendorff'sche Sammlung enthielt vieles mit Recht Gepriesene. Ich könnte manche rühmlich bekannte Namen hinzufügen, mir fehlt es an Raum, auch wol an Gedächtniß zur richtigen Bezeichnung. Sulpice und Melchior Boisserée, mit ihnen ihr verbrüderter geistvoller Freund Johannes Bertram, hatten den Impuls zum Sammeln der alten Kunstwerke gegeben, die seit den Zeiten mannichfaltiger Zerstörung unbeachtet in allen Winkeln umherlagen, und von denen man viele, nämlich diejenigen, die verwüstlich waren, bereits zertrümmert hatte, um sie (nützlich) zu verwenden. Fensterladen, Tischplatten und andere Gegenstände dieser Art bestanden aus werthvollen Gemälden, die theils durchbohrt, theils durchklopft waren, manche konnten noch gerettet werden. Mir wurde in Köln von einem Manne erzählt, den sie nur den Kappesbauer nannten, dieser sei, sagte man, ein durchtriebener Kauz. Er habe viel schöne rare Gemälde aus Klöstern, Kirchen und alten Schlössern heimlich erstanden und aufbewahrt, doch er zeige sie niemand. Ich bereue, daß ich mich abschrecken ließ, Namen und Wohnung des Kappesbauern zu erforschen. Ein anderes Original stieß uns auf unsern Wanderungen auf, es war ein Freiherr

von Meering. Sein Wappen war viel poetiſcher als er und ſeine Kunſtſammlung. Eine Taube mit einem Ring im Schnabel zieht über das Meer. Der brave Mann von altadelicher Abkunft, reich, abgemagert und genau, war ſehr ſtolz auf ſeine Ahnen und führte ſie immer im Munde. Nun gab es einige loſe Geſellen, von denen einer das Bildniß eines Ehepaars aus alter Zeit beſaß, auf dem die Frau mit weißen Fingerſpitzen eine Citrone emporhielt, am Halſe ein Brillantkreuz und Porzellanblumen in dem gepuderten Haarbau trug, der Gemahl aber einen grauen Papagei wohlgefällig beäugelte. Auf dieſe Bilder in den alten vergoldeten Rahmen ließen die luſtigen Geſellen das Meering'ſche Wappen malen, und beredeten einen Trödler, die friſch geſirnißten Bilder unter ſeinem übrigen Kram aufzuſtellen. Baron Meering, der täglich auf der Bilderjagd umherſtreifte, bemerkte die weiße Taube, und frug haſtig danach, wo die Bilder her wären? Der Trödler nannte „Amſterdam", und wußte dem Alten ſie für einen hohen Preis aufzuhängen. Er nahm theil an der Beute, welche die luſtigen Geſellen unter tauſend Spötteleien verzechten. Baron Meering erfuhr ſpäter den Zuſammenhang; doch er begnügte ſich damit, die beiden Gemälde auf ſeinen Speicher hin zu relegiren, und hütete ſich von dem Schwank zu ſprechen, weil er ſich ſchämte.

Beim Durchſtreifen der Kirchen traf auch die Reihe die zierliche Kirche von St. Gereon, die man für eine verſteinerte Blume halten könnte, und die der heiligen Urſula mit ihrem Berge von Schädeln aus den Reihen ihrer 11000 Begleiterinnen, die hier den Martertod fanden. Als ſie nach Köln zogen, läuteten (ſo ſpricht die Legende) von allen Kirchen die Glocken ihnen entgegen. Köln war aber auch heidniſch. Wenn es chriſtlich war,

und Kirchen hatte, wie durften die Jungfrauen darin gemartert werden? Als ich die Schädel sah, empfand ich den widerwärtigen Contraſt zwiſchen ihnen und den entzückenden Gebilden von Wilhelm Kalv, die ich tags zuvor erſt geſehen hatte; faſt kam es mir vor, als hätten ſich dieſe verwandelt. Welch ſchaudervolles memento mori! Das kirchenbeſtreute Köln war nicht biget. Der rüſtige Niederrheinländer ſchien mir heiterer, als der Bewohner des Ober- und Mittelrhein. Er hatte ſich in ſeine kirchlichen Pflichten aus alter Gewöhnung ruhig hineingefunden, ſie waren ihm theuer, er hing daran ohne Fanatismus, ohne Haß gegen die Reformirten. So war es damals. Ich ſchied von Köln, begleitet von ſchönen Erinnerungen, und hoffte es bald wiederzuſehen. Ungern hatte ich Eberhard und Joſeph von Groote dort vermißt. Auch Friedrich und Dorothea Schlegel waren ſchon fort nach Wien. Köln hat einen Lichtpunkt, die Ausſicht vom Rhein nach dem Siebengebirge, welches die Sehnſucht mächtig anlockt, und den alten Steinhaufen gleichſam zuruft: „Blickt auf uns, wir ſind ein Gottesbau der Andacht, wir ſind treu. Euch hat Menſchenhand aufgethürmt; unſere Thäler hegen Blumen, Waldungen, Wieſen und Gebüſch! Euer Inneres füllt hinwelkender Tand; uns bringt der ſchöne Frühling unabläſſig unſern Duft und den leuchtenden Schmuck zurück!“ Ich habe im Anblick des Siebengebirgs ſchweigen können, wie im Schos des herrlichſten Thals. Sind es doch Sehnſucht und Phantaſie, welche der Erde den ſchönſten Schmuck verleihen.

Wir gelangten auf raſchem Fuhrwerk nach Aachen. Damals ſaß das Gerippe Karl's des Großen noch verborgen in einer Niſche des Doms, wo es, ich weiß nicht wie, warum, noch wann, eingemauert worden.

Scheint es doch, als sei er wie eine Mahnung der alten Zeit wieder erschienen, wo der Begriff von Größe ganz ein anderer ist als der damalige; wo das Christenthum, für welches er kämpfte in der Gestalt unkenntlich geworden und nur noch in des Herzens stillen Räumen lebt. Wir durften Aachen nur flüchtig besehen und gelangten nach Lüttich, wo wir die Begriffe der Einwohner so finster fanden, wie seinen Boden von Kohlenstaub. Man fragte uns im Ernst, weil man erfuhr, wir seien Protestanten: ob wir an Gott glaubten, ob wir verpflichtet seien zu beten? Was ließ sich darauf antworten? Schweigen war das Beste. Nicht ohne Befremden sahen wir die Damen im größten Staat, weiß beschuht durch den Kohlenstaub der Gassen gehen, sie beschmuzten sich nicht. Mir fiel dabei Mignon's Eiertanz ein. Als wir eine Kirche besuchten, lasen wir an der Kirchthür einen Zettel folgenden Inhalts: „Die heilige Kirche hat ihrer liebsten Tochter, der frommen Stadt Lüttich, die unschätzbare Wohlthat des vierzigtägigen Gebets, welche ihr lange entrissen war, auf wiederholtes Flehen wiedergeschenkt. Nun aber gibt es Gläubige, welche theils wegen Erkrankung, theils wegen überhäufter Geschäfte abgehalten sind, diese Andacht zu begehen, und somit aller ihrer Wohlthaten verlustig bleiben. Diesen Mangel zu ersetzen, erbieten sich fromme Christinnen, gegen eine angemessene Gabe die vierzigtägige Andacht an der Stelle derjenigen abzuhalten, welche daran verhindert sind, diese in Person zu begehen. Indem wir dies anzeigen, ersuchen wir sie, nach der Sakristei zu kommen und daselbst ihre Gaben zu entrichten."

Wir verließen Roms geliebteste und frömmste Tochter, um unsere Reise fortzusetzen, und bestiegen ein bequemes Fahrzeug, um unser Ziel zu erreichen.

Wir gelangten nach Verviers, wo wir meinen Bruder antreffen ſollten. Eine Wohnung auf dem Platz der Märtyrer nahm uns auf. Die Ausſicht von unſern Fenſtern beherrſchte eine Reihe von nackten Hügeln, unlieblich, ja widerwärtig. Das Laub der Bäume auf dem Platze hatte keine Transparenz, kein freundliches Grün. Das Volk lief in Lumpen umher, die Bettler zogen ſcharenweiſe durch die Gaſſen und Plätze. Die Kirchen, die wir uns anſahen, ſtaken voll Bettler und ſtrotzten vom überladenen Schmuck und von Heiligenbildern, die nichts Heiliges an ſich hatten. Sonntags fanden wir dieſelben Bewohner, die hier zerriſſen umherliefen, in ſtattlicher Kleidung und mit gewaſchenen Geſichtern. In allen Küchen ſtanden hohe Tonnen, angefüllt mit einer Flüſſigkeit, die man bei uns wegzuſchaffen bemüht iſt, hier aber von den Fabrikanten ſehr gut bezahlt wird; ſie färbt das Tuch müllerblau. Die Atmoſphäre in den Küchen gewann dadurch keineswegs an Wohlgeruch, doch die Bewohner niederer Klaſſe kümmerten ſich nicht darum, denn ſie kochen nur auf ihren gegoſſenen Oefen im Zimmer und nähren ſich meiſt mit Kaffee. Auch die Aermſten beſitzen den ſchönen blanken meſſingenen Kaffeekeſſel, der früh und abends auf ihrem Eßtiſch prangt. Wenn das Waſſer auf dem kohlenerfüllten Unterſatz kocht, wird für eine ziemlich zahlreiche Familie ein Eßlöffel voll Kaffee genommen, dann mit Salz lange durchſiedet, dann abgeklärt und mit dünner Milch genoſſen. Man ißt dazu Brotſchnitte mit Birnenmus beſtrichen. Sonntags und Feiertags wird etwas Fleiſch genoſſen; doch die Kinder und jungen Leute ſind kräftig, rothbäckig und fidel. Mein Bruder war ungern hier, wiewol ſein Quartiergeber viel Aufmerkſamkeit für ihn hatte. Er ſehnte ſich ſehr nach ſeiner Familie. Es

lagen viele Preußen in Garnison in Verviers, wir sahen sie auf Spazierfahrten. Die Volksunterhaltung bestand hauptsächlich in einem geschickten Werfen nach einem bestimmten Zielpunkt, gegen welche hölzerne Schinken geschleudert wurden. Die Leute tranken dort schlechtes Bier und genossen dazu geschrotenes Brot, Käse und Würste, steinhart mit ranzigem Fett und Fleisch gefüllt. Unsere Offiziere saßen am Spieltisch. Wehe aber dem, den es in der freien frischen Luft zu hungern anfing! Ein Adjutant bestellte sich in der Kneipe frische weichgesottene Eier, man brachte ihm vier, die er nach kurzer Untersuchung auf die Erde warf. Vier andere hatten dasselbe Los. So ging es fort und in kurzer Zeit stand ein See von Eiern um seine Füße her, eine Flut von Verwünschungen kam dazu, wonach ihn der Hunger nach seinem Quartier rief, und er ihn stillte. Wir machten fast jeden Abend eine Spazierfahrt. Zuweilen war „Spa" unser Ziel, von welchem ich vor mehreren Jahren in den Zeitungen gelesen hatte, daß es nun in schönster Blüte stände. Damals wuchs Gras in den Straßen vor den prachtvollsten Hotels. Fast alle Fensterladen waren geschlossen, die Gasthöfe waren leer, die Quellen unbesucht, nur die Waldseite war von mehreren englischen Familien bewohnt.

Mein Bruder wurde endlich von Verviers abberufen. Meinen armen Max befiel ein Wechselfieber, denn die Luft war ungesund in Verviers. Bei Mangel an Regen trockneten die Flüßchen und Bächlein ein, welche die Maschinen trieben, dann belud sich die Luft mit Miasmen. Das schöngebaute Verviers mit breiten Straßen und freien Plätzen wurde dadurch ein ungesunder Ort. Höchst wahrscheinlich sind durch die Fortschritte der Industrie jetzt alle Uebelstände verschwunden. Wir konnten endlich

nach Heidelberg zurückkehren, brachten einige genußreiche Tage in Köln zu, dann in Koblenz, wo wir bei Görres eingeladen waren. Wie herzig war der Empfang, wie reizend Görres' Besitzung, wie schön und liebreich seine junge Frau, wie geistvoll seine Kinder! Es waren entzückende Tage, die wir dort verlebten. Wir waren meist im Garten oder oben auf der Karthause, die damals einer verwitterten Ruine glich, nun aber gewaltig, fast wie eine Drohung die reizende Gegend überthront. Ich möchte die Inschrift darauf sehen, welche, ich weiß nicht wer, auf das schöne Schwert zu setzen vorschlug, welches die gute Stadt Paris dem kleinen Grafen von Paris verehren wollte: „Möge er es niemals brauchen!" Die sinnreichsten Worte, welche man auf ein Schwert setzen kann. Vielleicht bleibt der fromme Wunsch nun erfüllt.

Damals sah man noch eine Menge Ruinen am Rheinufer. Die alten Raubschlösser, die der Rheingegend einen so melancholischen Schmuck verliehen, sind nun fast alle in heitere Lustsitze umgewandelt. Vielleicht sind schon jetzt ganz neue Gebäude gleicher Art auf den weit ausschauenden Felsenhöhen um und um entstanden. Trauern wir nicht darüber, daß mit der Schale der alten Zeit ihr Kern nicht wieder gewachsen ist, denn er war bitter. Wie beinahe alles Schöne auf Erden war auch das Ritterthum entartet, nachdem es seinen höchsten Blütepunkt erreicht hatte. Die Burgschlösser wurden Raubschlösser. Nach ihrer Zerstörung zog der Wanderer im Thale friedlich seine Straße. Jeder Misbrauch wird vertilgt, sobald der Wehrlose zum Bewußtsein seiner eigenen Kraft gelangt und sie anwenden lernt. Ich will nicht unerwähnt lassen, daß gegen Ende des Jahres 1814 die Odenwälder eines Morgens bei der Behörde zu

Protokoll gaben, daß der Rodensteiner wieder eine wilde Jagd begonnen habe und zwar mit ungewöhnlichem entsetzlichen Getümmel. Ich hatte damals noch wenig Erfahrungen dieser Art gemacht, doch ich glaubte an diese Vorbedeutung, und die Folgezeit bewies, daß ich recht gehabt.

Es war ein sehr milder Winter gewesen, am Fuße des heiligen Berges waren Centifolien aufgeblüht. Wir bewohnten ein kleines Haus über der Brücke, umrauscht von den Wogen des Neckars. Lüfte wehten milde und die Waldungen hauchten Duft. Nur kurze Zeit hatte der Winter seine Strenge geübt. Der Frühling war entzückend, sorglos blickte ihm alles entgegen. Da kam die Kunde von Napoleon's Landung von Elba, die anfangs blos überraschte; der Stadtdirector von Heidelberg, nachheriger Minister Winter, äußerte bei einem Besuche: „Es ist eine bloße Waghalsigkeit, es muß bald damit ein Ende nehmen. Aber ich wollte die Katastrophe verzögerte sich noch eine Zeit lang, damit man doch einigen Spaß davon hätte!" Ach, nur zu sehr ging sein Wunsch in Erfüllung!

Nun wurden vor allen die Schneider und Nähterinnen in Anspruch genommen, die Gesinnung war da, aber das Kleid fehlte. Männer, Jünglinge, Frauen, Mädchen und kleine Kinder trugen altdeutsche Tracht. Charpie wurde gezupft, ehe noch eine Wunde klaffte. Kühlende Getränke wurden bereitet, als sich noch kaum die Früchte geröthet hatten. Millionen saftige Citronen wurden bitter gemacht, weil man sie tonnenweis zu Limonade zerdrückte. Schinken und Zungen wurden eingesalzen und verdarben zu allem Glück. Ich selbst bereitete vielerlei, davon mir jedoch nur mein Himbeeressig verdarb. Meine Charpie, zu deren Bereitung ich eine

Menge junger Mädchen verwendete, meine Socken und Hemden, wollene Leibbinden, gebackene Kirschen und getrocknete Lindenblüten bewährten sich als zweckmäßig. Die Subscription für meine auserlesenen Schriften ging ein, wenn auch nicht wie die von Johanna Schave für die Negersklaven eröffnete, dennoch erfreulich, edle menschenfreundliche Gesinnung beurkundend. So ausgerüstet und mit einer Cabinetsordre meines Königs beglückt, trat ich meine Reise nach den Lazarethen von Belgien und vom Niederrhein an. Es war am 14. Juni 1815. Wir suchten den Commandanten von Mainz, Herrn von Harthausen auf, der uns eine Marschroute stellte und uns mit wahrer Herzlichkeit empfing.

Ich war nicht die einzige Frau, die in gleicher Absicht nach den Niederlanden ging und von Sr. Majestät dem König selbst ermächtigt war, sich dort der Verwundeten anzunehmen. Freund Niclas Müller, der frühere Dichter dieses Namens, empfing uns wie bei einem vormaligen Besuche mit frischherziger Güte. Er war noch jung, an der Seite einer lieblichen Gattin, von hoffnungsvollen heitern Kindern umgeben. Er zeigte uns einige seiner Arbeiten und führte uns in das Museum, wo er uns mit dem Vorsteher, Professor Lehne, bekanntmachte, in dem wir eine schöne, offenherzige, süddeutsche Natur, voll Leben kennen lernten. Abends wollte ich noch Heinrich Frauenlob's Denkmal wiedersehen. Wären doch lieber die Frauentadler Stein und hätte der edle Frauenlob warmes Blut! Wie zierlich und sorglich tragen ihn die mainzer Frauen zu Grabe, die Gruppe ist seelenvoll! Vom mainzer Dom ist mir noch ein dunkles Bild der Erinnerung geblieben. Mainz ist die heiterste befestigtste Stadt, die ich je erblickt. Der breite klare Spiegel des entzückenden Rheines gibt ihr gleichsam zwei Himmel; das Gebirge

liegt umher wie ernste Gedanken des Weisen, es stört nicht durch Nähe, sondern rundet das freundliche Gemälde ab. So oft ich daran denke, liegt Mainz freudig vor mir und ruft: „Komm wieder!" Als ich Mainz zum ersten mal sah, war der Handelsstand dort sehr verdrießlich über Napoleon. Er hatte andere Dinge im Kopfe als die mainzer Angelegenheiten, und beachtete ihre Wunsche nicht. Die Einwohner waren daher auch geneigt, als er zur Reise nach Rußland über die Schiffbrücke fuhr und wie eingezaubert in eine Herde von Schweinen dort beinahe zwei Stunden ausharren mußte, diesen Vorfall für eine böse Vorbedeutung zu nehmen. In der That gibt das, was man Zufall heißt, zuweilen einen Fingerzeig des Geschicks. Die Heerde der garstigen Thiere war schon auf der Brücke, als der kaiserliche Kutscher, in Begleitung der Wagen des Gefolges noch schnell hinüber nach dem andern Ufer zu gelangen glaubte. Die Treiber hatten sich bemüht die Heerde zurückzudrängen, doch diese wüthend über die kräftigen Peitschenhiebe, die auf sie hagelten, waren nur desto unaufhaltsamer vorangeeilt, und drängten sich um die Wagen her, welche sie hemmten; fast hätten sie die Pferde angefallen. Sie grunzten und schnobten schaudervoll zu Tausenden; man war gezwungen halten zu bleiben, und abzuwarten bis sie besänftigt waren. Beide Ufer waren gedrängt von Zuschauern, welche dies unwillkommene Drama theils kichernd belachten, theils als unheilbringend beurtheilten. Man hörte sagen: „Der kommt nicht glücklich wieder zurück!" Es war auch so. Als ich später nach Mainz kam, fand ich die Bewohner noch lebhaft mit diesem Vorfall beschäftigt, es wurde noch überall davon erzählt. Die Empfindung des Volks über die Vorbedeutung war halb Schmerz, halb Freude. Man ersehnte eine Veränderung, sah aber

voraus, daß dieſe nur durch Blut und Flammen ihren Weg nehmen könnte.

Bei der furchtbarſten Hitze ſchifften wir uns damals auf der Waſſerdiligence nach Köln ein. Das Fahrzeug blieb in Koblenz kurze Zeit liegen. Ich eilte mit meinen Kindern zu Görres, um ihn auf eine Viertelſtunde zu begrüßen, und konnte nicht verhindern, daß uns eine Chocolade gemacht wurde. Wir glaubten noch zu rechter Zeit das Schiff zu erreichen und mußten fünf Gulden zahlen, weil es eine Strecke voran war. Meine rechtſchaffene Babet war beim Gepäck zurückgeblieben. Nachmittags gelangten wir nach Köln, nachdem wir in Bonn bei einem wackern Gaſtwirth, Namens Coirty, geſpeiſt hatten. Bonn war damals von den herrlichſten alten Baumalleen umgeben; bei einer ſpätern Reiſe nach dem Rhein waren ſie alle fort und gewaltige Gebäude ſäumten beinah das ganze Ufer ein. Köln fanden wir, wie wir es vor einem Jahre verlaſſen hatten. Wir eilten am Morgen nach unſerer Ankunft nach dem Dominicanerkloſter, wo ein großes Militärhoſpital errichtet war. Die Chirurgen des alten braven Görcke verſahen daſelbſt noch den Dienſt. Ich ging mit meiner Schreibtafel an die Betten und glaubte, ich würde dem mediciniſchen Perſonal ſehr willkommen ſein. Doch ſo gut wie es Literaten gibt, die keiner Schriftſtellerin noch Dichterin hold ſind, gibt es auch Chirurgen, die weiblichen Beiſtand bei Kranken und Verwundeten nur ungern ſehen. Ich ſchrieb eben die Bitten derjenigen Kranken auf, welche deren an mich gerichtet hatten, als zwei Chirurgen ſich mit haſtigen Schritten dem Bette näherten, wo ich ſtand. „Was thun Sie hier, Madame?“ rief mir der eine mit großer Lebhaftigkeit zu. Ich erwiderte ihm gleichmüthig: „Ich bin gekommen, Beiſtand zu leiſten und die Kranken zu

erquicken." „Erlauben Sie mir Ihre Schreibtafel, Madame!" fuhr der Chirurg fort. Ich reichte ihm diese, und während er die Seite las, welche ich voll geschrieben hatte, nahm ich die königliche Cabinetsordre aus meiner Tasche. „Sieh einmal her", rief mit finsterer Miene der Feldarzt seinem Gefährten zu, „da sieh einmal, Hemden, Binden, gedämpftes Obst, kühlende Getränke„ ei, da soll doch der Teufel drein schlagen, was fällt den unverschämten Kerlen ein, das alles zu verlangen? Madame, wir sind Ihnen für Ihren guten Willen sehr verbunden, müssen Sie aber höflich bitten, unser Lazareth nicht ferner mit Ihren Besuchen zu beehren. Jeder Soldat empfängt hier seine nöthige Wäsche und keinem geht etwas ab, was es sei. Wenn Sie den Kranken milde Gaben bestimmen, so behändigen Sie uns dieselben, wir werden sie verwalten." Ich fand, daß der Mann in gewisser Hinsicht recht habe und begnügte mich, ihm statt meiner Antwort die königliche Cabinetsordre zu überreichen. Nachdem er diese gelesen, mochte er glauben, auch ich habe meinerseits recht. Er zeigte sie seinem Collegen und richtete die Frage an mich, ob er mich durch das ganze Lazareth führen sollte. Ich nahm seinen dargebotenen Arm an und besah mir alles in den Sälen recht aufmerksam. Er führte mich zu den am gefährlichsten Kranken, und bat mich, ihnen Erquickungen zuzuwenden. Ich fand die Säle reinlich und wohl gelüftet, die Suppen wohlschmeckend, die Kranken sanft und geduldig, den Arzt gütig gegen sie.

Zu Hause erwartete mich ein Frauenzimmer, welche mir eine Einladung für den Abend vom edeln Frauenverein brachte; ich nahm sie dankbar an und ließ mich zu einer der Vorsteherinnen hinführen. Hier kam mir Joseph von Groote entgegen und geleitete

mich in den glänzenden Kreis eleganter Damen, welche Charpie zupfend um eine längliche Tafel her verſammelt waren. Ich wurde ſehr herzlich bewillkommt. Das Geſpräch unterbrach die Arbeit nicht, die am Abend vor einer Schlacht nicht eifriger hätte betrieben werden können. Die eine dieſer Damen äuſſerte ſich ungefähr folgendermaßen: „Es iſt ſehr lobenswerth von Ihnen, daß Sie gekommen ſind, uns Hülfe zu bringen, wir bedürfen derſelben ſehr, denn wir haben viel zu verſorgen und unſere Zuflüſſe fangen an einzutrocknen.“ Hier machten viele dieſer Damen Chorus und ich konnte aus ihren Reden entnehmen, daß man mein Opfer nicht verſchmähen würde, wenn ich die mitgebrachten Gelder und Vorräthe dem edeln Verein übergeben wolle; das war nun ſehr gütig, und wenn ich einige Ueberlegung beſeſſen hätte, würde ich das gethan haben, was mir ſo nahe gelegt wurde. Es war bequem und zweckmäßig, ich konnte bald nach Heidelberg zurück. Statt verleumdet und verkannt zu werden, durfte ich glänzender Belobung entgegenſehen. Der Luiſenorden, vielleicht gar eine Penſion, waren ſo gut wie in meiner Hand. Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wenn ich dies erwogen, wenn ich nur von weitem her geahnt hätte, welche Unbilden meiner warteten, welche großen Verluſte aller Art ich erleiden würde und wie wenig ich meinem Unternehmen gewachſen ſei. Die Begebenheiten in Darmſtadt bei Ankunft der Gefangenen von Hanau hatten ſich meiner Phantaſie und meines Gemüths bemächtigt. Ich hatte in meinen damaligen Drangſalen und Mühen himmliſche Süßigkeit empfunden. Wer jemals gelitten und erkannt hat, daß der höchſte Troſt in nagenden Leiden zu finden iſt, wenn man Unglücklichen helfen kann; wer in ſeinem Herzen das Wort des Erlöſers trägt:

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen", der wird verstehen, daß ich mich sehnte, Werke des Erbarmens zu üben. Ich glaube, daß einige Damen des Frauenvereins verstanden, warum ich vermied, den Sinn ihrer Anerbietungen zu durchdringen, denn sie bezeigten mir Liebe und zärtliche Hochachtung. Ich nenne von diesen sympathisirenden Frauen nur die seelenvolle Frau Hirn und die vortreffliche Frau Windek; ich könnte diesen Namen noch manchen andern beigesellen.

Ich wurde in alle Hospitäler geführt und angemahnt, den berühmten Generalstabschirurgen Geheimrath Gräfe zu besuchen, der bestimmt war, an Görke's Statt die oberste Leitung des Lazarethwesens zu übernehmen. Ich fuhr mit meinen Kindern dahin. Für die Tage meines Aufenthalts war mir von der Behörde das Haus einer geistvollen edeln Frau, Namens Karstanien, angewiesen, wo ich die seelenvollste Aufnahme fand. Da ich erst Tags nach meiner Ankunft den Geheimrath aufsuchen wollte, benutzte ich einige Stunden, um Justus Gruner, den Polizeioberdirector Schnabel und andere ausgezeichnete Männer kennen zu lernen. Den Abend brachte ich in einer großen Gesellschaft bei Frau Karstanien zu. Bis jetzt ging mein Weg noch über lauter Rosen. Geheimrath Gräfe, ein schöner Mann von etlichen dreißig Jahren, auf dessen noch so jugendlicher Brust viele Orden prangten, empfing mich wohlwollend und wies mir das Dominicanerhospital als das höchst bedürftigste an, ohne jedoch meine Wirksamkeit hierauf beschränken zu wollen. Er klagte mit feurigem Ton und Blick darüber, daß die Lazarethbedürfnisse vergantet seien, belobte meine Aufopferung und ermahnte mich, Muth zu fassen und Beharrlichkeit zu üben. Ich bat ihn, mit meiner gewohnten Aufrichtigkeit, mir einen andern Wir-

kungskreis als Köln oder Deutz mir darbot, anzuweisen. „Ich will an den schlimmsten Ort", erwiderte ich zu ihm, „Köln und Deutz sind versorgt, sie haben dort den edeln Frauenverein." „Das ist richtig", sagte Gräfe, „Löwen und Namur sind verwaist; wenn Sie wollen, so gehen Sie an einen dieser beiden Orte, wir wollen die Sache noch überlegen." Beim Abschied besann ich mich darauf, daß der Dirigent eines der Hospitäler mich ersucht hatte, dem Geheimrath wissen zu lassen, daß es an Charpie zu fehlen anfinge. Er ließ mir ein mächtiges Packet in den Wagen werfen. Ich besuchte noch die Frau Generalin von Clausewitz und ihre Freundin, die Gräfin von Dohna, Scharnhorst's Tochter, beide feurige Wohlthäterinnen der Verwundeten und Kranken. Auch Hofrath Dr. Bischoff lernte ich kennen. Nie werde ich das geliebte Düsseldorf vergessen.

Der Geburtstag des Königs wurde mit einem großen Ball, dessen Ertrag den Verwundeten bestimmt war, gefeiert. Ich nahm auch ein Billet, ging aber nicht hin, weil ich mir keinen Ballanzug anschaffen wollte. Ich zog es vor, in einige Hospitäler zu gehen, wo alle Kranken und Verwundeten vom edeln Frauenverein köstlich bewirthet werden sollten, um sich am Lebenstage des Monarchen zu freuen. Dies war ein schöner Gedanke. Selbst meinen liebsten Pflegling, den geduldigen Lucas, der eine Kugel in der Lunge trug, fand ich heiter. Er bezeigte großen Appetit nach Salat, ich fürchtete, diese Speise möchte ihm übel bekommen und ließ den wackern Oberarzt Hellwig herbeirufen, damit er es ihm verböte, dieser erlaubte den Salat; der Leidende sah mich triumphirend an. Hellwig flüsterte mir zu: „Man braucht ihm nichts mehr zu verbieten, er kann nicht mehr lange leben!" Nichtsdestoweniger genas Lucas.

Geheimrath Gräfe erfüllte meinen Wunsch, nach Namur zu gehen. Man kommt von Lüttich die Maas entlang, der Weg ist reizend. Als ich andern Tags früh mich nach dem Hospital begab, entsetzte ich mich heftig, die Verwundeten waren vom Schlachtfelde dorthin gebracht worden. Jeder schmachtete auf einem Marterlager, jeder litt an den entsetzlichsten Verwundungen, mit deren Aufzählung ich den Leser verschone. Sie waren bleich und eingefallen wie Leichname, die sich noch ein wenig regen können; sie sprachen nur mit Mühe einige Worte und konnten beinahe nichts genießen, auch waren ihre Nahrungsmittel nicht einladend. Alles, was für sie bezogen wurde, war von schlechter Qualität. Ich beklagte mich darüber beim Dirigenten, einem Geheimrath Brennicke, den Gott in seinem Zorn zu diesen Unglücklichen hinbeschieden hatte. Er gab mir folgenden Bescheid: „Wir müssen schweigen und dulden, um die belgischen Behörden nicht zu erzürnen." „Aber ich habe Geld mitgebracht und Sie, Herr Geheimrath, haben in der Lazarethkasse 12,000 preußische Thaler liegen, die unser edler König zur Erquickung dieser Kranken, der bejammerungswürdigsten des ganzen Feldzugs, bestimmt hat." Herr Brennicke nahm eine wichtige Miene an und sagte halbleise: „Diese 12,000 Thaler will ich, sobald das Lazareth aufgehoben wird, dem Geheimrath Gräfe zu Füßen legen." „Ei", rief ich zürnend, „Gräfe kümmert sich viel um ihre 12,000 Thaler, für ihn hat sie der König nicht hergeschickt." Doch es war nicht möglich, bei diesem Unmenschen etwas auszurichten. Mir blieb nichts übrig, als ihn anzuzeigen. Dies fruchtete, es kam Untersuchung, er wurde wegberufen und ein Ehrenmann, Dr. Seegert, kam als Dirigent an seine Stelle.

Ehe diese Veränderung vor sich ging, hatte ein Vor-

fall der empörendſten Art das ganze Lazareth in Aufruhr gebracht. Eines Morgens früh trat der zweite Inſpector des Lazareths, ein gutmüthiger Mann, todtenblaß in mein Zimmer und bat mich, zu Hülfe zu kommen. „Die Kranken", ſagte er, „geberden ſich wie wahnſinnig, da ſehen Sie her!" Er zog ein halbes Brot aus der Taſche. „Solch Brot iſt ihnen geſchickt worden." Als ich einen Finger daraufdrückte, drang Waſſer heraus; es war ſchwärzlich grobes, geſchrotenes Brot. Ich ließ mich ſogleich zum Commandanten, Freiherrn von Arnim, führen, das Brot in der Hand; kaum konnte ich reden. „Unſern Todkranken und Verwundeten ſolche Koſt", rief ich aus, „iſt das die Meinung unſers Königs?" „Nein", ſagte lächelnd Arnim. „Begeben Sie ſich in das Lazareth, wackere Frau, ich werde ſogleich dort erſcheinen." Mein Händedruck, meine ſtillen Thränen dankten dem Ehrenmanne. Wie geflügelt eilte ich in das Lazareth, wo nur eben ein neuer Transport der ſchaudervollen Nahrungsmittel angelangt war. Ich gebot dem Bäckergeſellen mit ſeinem Karren ſogleich umzuwenden und vorſchriftmäßiges Brot herbei zu bringen. Er zuckte die Achſeln und meinte, die Direction allein habe ihm Befehl zu geben. Ich weiß nicht, was aus meiner Verordnung geworden wäre, wenn der Bäckergeſell nicht den Commandanten erblickt hätte, der ihm mit funkelnden Augen auf der Stelle befahl zu thun, wie ich ihm geſagt hätte, und mir den Arm bot, um mich zu den Kranken zu führen. Er befahl ſogleich, gutes weißes Brot herbeizubringen und zwar 1½ Pfund für den Mann, weil der zweite Inſpector ihm geklagt hatte, daß auch die Reconvaleſcenten nur 1 Pfund Brot bekämen. Er verlangte nun nach Brennicke; dieſer hatte ſich im Lazareth verkrochen. An ſeiner Stelle erſchien

der erste Inspector mit seiner frechen Stirn. Er warf sich in die Brust, fragend, was denn den Herrn Commandanten so früh am Tage hierherführe. Mit einem Blick donnerte ihn der Major nieder und drohte ihm mit der Festung, er würde in seinem Bericht nach Berlin dahin antragen. Der Unmensch suchte noch Frechheit zu üben und erklarte auf des Commandanten Befehl, den Reconvalescenten 1½ Pfund Brot zu geben, er würde es nicht thun; doch eine zweite ernste Drohung bewirkte, daß der Herr Inspector andere Saiten aufzog. Das Brot wurde in Gegenwart des Commandanten ausgetheilt, und mit Thränen in den Augen dankten die Empfänger. Er wendete sich zu ihnen: „Meine Kinder", sagte er mild, „heut soll euch die Strafe geschenkt sein, die euch eigentlich zukäme, weil ihr Rebellion gemacht habt. Ziemt es euch, dem guten, zweiten Inspector das Brot an den Kopf zu werfen? So ist unsers Königs Wille nicht, daß man euch hungern läßt; wenn ihr zu klagen habt, so schickt zu mir; ich werde euch bald wieder besuchen." Er entfernte sich von Segenswünschen begleitet. Als er fort war, heftete der erste Inspector einen wüthenden Blick auf mich und murmelte eine Drohung, die ich nicht verstand.

Wenige Tage hierauf erschien der neue Dirigent. Ich brauchte ihn nicht auf die Uebelstände, die im Spital herrschten, aufmerksam zu machen, denn man hatte blind sein oder keine Nase haben müssen, um sie nicht stracks zu erkennen. Bei den Schwerkranken floß an den Betten ein handbreiter gelber Bach von Eiter ihrer Wunden durch den ganzen Saal; schlechte grobe, starre Verbandstücke ließen diese verderbte Masse ungestört durchsickern. Vergebens hielten die Wäscherinnen, sowie die Chirurgen, um ordentliche Binden an. Sie sowol als die Kranken wurden durch Drohungen zum Schwei

gen gebracht. Ich ließ mit Hülfe meiner Valet vier mal des Tags eine Räucherung mit Braunſtein und Vitriolſäure vornehmen, auch zu gehöriger Zeit lüften; dies half aber nicht hinreichend. Ich führte den Dirigenten zu den Wäſcherinnen hinunter. Wir fanden dieſe Armen in einer furchtbaren Atmoſphäre, Arme und Hände voll dicker Beulen; ſie wuſchen die ſchmalen groben Verbandſtücke, die nicht rein wurden und ſtarr blieben. Man führte uns in die Vorrathskammern für die chirurgiſchen Inſtrumente und die Wäſche, die mir ſchon einmal gezeigt worden waren. Da lagen die herrlichſten Binden handbreit, glänzten von Reinlichkeit und von der feinſten Leinwand. „Warum werden dieſe Sachen nicht für die Kranken benutzt?" fragte der Dirigent mit ſtrengem Blick. Ihm wurde ſehr ernſthaft, mit wichtiger Miene geantwortet: „Dieſe ſchönen Vorräthe müſſen aufgeſpart werden; was hätten wir denn aufzuweiſen, wenn Unterſuchung kommt?" Es ging nämlich mit den Unterſuchungen folgendermaßen zu: ſie ſollten überraſchend vorgenommen werden, allein die Verwaltungen hatten viele zärtliche Freunde, die nicht ermangelten, geheime Unterſuchungen auf Tag und Stunde voraus anzuzeigen, ſodaß alles auf ihre Ankunft vorbereitet wurde. Die Suppen wurden kräftiger gekocht, das Fleiſch war von beſſerer Qualität, die Verwundeten bekamen weiche und feine Verbandſtücke, minder grobe Hemden und Betttücher, die Säle wurden gehörig gereinigt und gelüftet u. ſ. w., und den Kranken wurde bei ſcharfer Ahndung befohlen, freundliche Geſichtern zu zeigen und den Unterſuchungscommiſſarien zu betheuern, daß ihnen nichts abgehe. Der Dirigent Hofrath Seegert kannte dieſe Umtriebe und ließ ſich von dem ſchönen Anſchein nicht blenden. Ihm war nicht unbekannt geblie-

ben, daß es hier und da an Charpie fehlte, und daß sich Kranke wegen Mangel an guten Instrumenten beschädigt hatten. Ein Verwundeter war zum Beispiel durch Ermangelung eines Tourniquets in einer Nacht verblutet und gestorben. Die hohen Kisten, in großer Anzahl mit den feinsten Instrumenten aus England angefüllt, standen in den Vorrathskammern so fest zugenagelt und verschlossen, wie sie über das Meer gekommen waren. Hofrath Seegert bezeigte sein Erstaunen, daß man diese Instrumente unbenutzt stehen ließe. Ihm flüsterte jemand u: „Wenn das Hospital erst aufgehoben sein wird, so werden alle diese Sachen vergantet; sie werden zwar spottwohlfeil losgeschlagen, aber es kommt doch eine schöne runde Summe heraus. Die Charpie wird an die Papiermühlen verkauft; ich weiß Orte, wo der Dirigent 20 Centner und mehr auf diese Weise zu Geld gemacht hat." Hofrath Seegert verhehlte sein Entsetzen, seinen Unwillen nicht. Es ist mir versichert worden, daß er allen diesen empörenden Uebelständen abgeholfen hat und mehreren, die ich übergangen habe, ein Gleiches that, und daß unsere verwundeten Krieger der 12,000 Thaler, welche der edle König zu ihrer Erquickung bestimmt hatte, theilhaftig geworden sind. Vielleicht kann ich, wenn meine Augen geheilt sein werden, in meinen Papieren die Hefte finden, die über diese wichtigen Gegenstände das Nähere enthalten. Ich schreibe jetzt aus dem Gedächtniß, werde dann aber nicht ermangeln, einen Band darüber herauszugeben. Wenn meine Leser erstaunen, daß ich 40 Jahre lang geschwiegen habe, so mögen sie bedenken, welche Abhaltungen mich an dieser Herausgabe verhindert haben. Es eilte nicht damit, es war ja Frieden. Jetzt aber muß ich eilen, denn ich stehe am Grabesrande. Da ich durch die Betheiligten viel Unge-

mach erlitten hatte, so wäre es leicht gewesen, zu glauben, daß ich Rache nehmen wollte. Jetzt sind die einen todt, die andern alt, aus allen frühern Verhältnissen hieraus. Kein Einsichtsvoller kann bei diesen Enthüllungen eine andere Absicht voraussetzen, als die einzige, die Wahrheit zu verbreiten, die noch in Zukunft nützlich angewendet werden kann. Ich verfahre dabei mit höchster Schonung; dies werden die Betheiligten, die etwa noch leben, erkennen. Dem innern Richter ihres Bewußtseins entgehen sie nicht; dem dort oben ebenso wenig. Auch die öffentliche Meinung hat schwere Richtersprüche über sie ergehen lassen. Man lese nur die vielen Artikel über meine Rechtsangelegenheit in den angesehensten deutschen Zeitschriften von 1816 und 1817.

Gegen Ende des Sommers erkrankte ich bedenklich. Unter den Achseln verhärteten sich Drüsen, die bei einem heftigen Fieber eiterten; der Arzt wollte schneiden, ich zog es aber vor, mich einer langsamen Cur zu unterziehen, die Hofrath Seegert mir vorschrieb und ihm auch gelang. Ich hatte den Trost, daß meine Pfleglinge wohl versorgt waren. Einer derselben, der acht Tage nach der Schlacht von Bellealliance ohne Erquickung, mit Maden in den Wunden gelegen hatte, genas. Ich traf ihn noch in Köln wieder, wo ihm der Invaliden-Versorgungsdirector, der würdige Graf von Schlieffen, viel Gutes that. Der Commandant von Namur, Freiherr von Arnim, stellte mir unaufgefordert ein ehrenvolles Zeugniß über meine Wirksamkeit im Lazareth aus; ebenso handelte das ärztliche Personal. Nach Köln zurückgelangt, hielt ich mich noch lange dort auf, um eine Untersuchung wegen der Lazarethverwaltung zu ermitteln. Ich verlangte nichts als einige Protokolle vom Major von Ende, auf welche wahrscheinlich ein Stein gelegt wurde;

denn ich hörte nichts weiter davon. Ich benutzte die Zeit meines Aufenthalts in Köln, um dort und in den umliegenden Lazareten mich nach den Kranken umzusehen und bestmöglichst für sie zu sorgen. Auch kamen viele der Genesenen, mir von ihrem Befinden Nachricht zu bringen. Ich konnte nicht mehr viel für sie thun, denn längst schon mußte ich meine eigenen Mittel zu Hülfe nehmen, um Gutes zu thun; davon erfuhr niemand etwas, ich selbst dachte nicht einmal daran. Ich und meine Kinder waren gewöhnt, einfach zu leben, wir ließen beim Gastwirth Dekotte unser frugales Mittagsbrod holen, tranken morgens und abends Thee, und beschränkten uns in allen unsern Bedürfnissen auf das Nothwendigste. Es war in Köln wohlfeil leben.

Ich fand für nöthig, auch einmal nach meinen Pfleglingen in Aachen zu sehen. Die Nähe des Schlachtfeldes und eine große Umwandelung und Versetzung der Leidenden verursachte, daß viele schwer Verwundete nach Aachen gebracht wurden. Mehrere hatten sich durchgelegen, lebten daher im jammervollsten Zustande. Ungefähr einen Monat lang blieb ich bei ihnen, dann mußte ich wegen der sogenannten Untersuchung meiner eigenen Verfahrungsweise nach Köln zurück. Ich hatte auf das kraftvollste diese Untersuchung erheischt, und sie war mir endlich nach langem Aufschub zugestanden worden. Ich hatte gehofft, die Spitze gegen meine Widersacher zu kehren; binde aber einmal jemand gegen die Behörden an! Der Parteigeist wird sie zusammenbringen wie einen Bund Pfeile. Ich erlangte, wie oben gesagt, nichts als einige nichtssagende Protokolle, die mir nicht einmal zur Unterschrift vorgelegt wurden und nie wieder zum Vorschein kamen. Ich würde aus mehreren Gründen bis zum Frühling in Köln geblieben sein, wenn nicht eine

unerwartete Wendung meiner Sache mich bewogen hatte, nach Berlin zu gehen, um die Wahrheit vor den Thron zu bringen, und mein gutes Recht geltend zu machen. Folgender Brief an Se. Excellenz, unsern großen Feldherrn, Grafen von Gneisenau, wird diese Angelegenheit in das hellste Licht stellen.

„Köln, den 10. Januar 1816.

Von herber Sorge um die tapfern Krieger, die bei Ligny und Wavre sanken, ganz niedergebeugt, ruft mir ein Genius Ihren Namen zu, vaterländischer Held und Retter, und ich hoffe wieder. Von den zu Gott emporschreienden Ungerechtigkeiten, welche hier gegen diese wackern Soldaten, jetzt, da sie invalide abgehen, begangen werden, ist in Köln keine Hülfe zu hoffen; ich rufe zu Ihnen, der sie in Tod und Sieg geführt, Sie werden mich hören.

a) Eine mir selbst dem Namen nach unbekannte Commission untersucht die zerschossenen, wenigstens brustkranken Reconvalescenten, welche derselben von den Dirigenten der Lazarethe als halbe oder ganze Invaliden angezeigt werden. Alsdann befragt man sie, ob sie sich ernähren können. Bei der verneinenden Antwort wird ihnen gedroht, man wolle sie nach Jülich schicken.

b) Diesem Ungemach ziehen die meisten den Bettelstab vor und entsagen den zwölf Thalern Gnadengehalt. So gehen sie trostlos mit sechs oder drei Thalern Reisegeld aus der Lazarethkasse dem gewissen Elende entgegen, das ihrer wartet. Ihr Körper ist siech und entkräftet, irgendeines ihrer Glieder hat durch den Schuß seine Thätigkeit verloren; sie sind ausgeplündert und nur nothdürftig bekleidet; man gibt ihnen abgetragene knappe Mäntel und Leinwandhosen, sie gehen hin mit dem herben Gefühl, daß sie alles für das Vaterland hingegeben und nicht einmal Dank dafür erhalten, und dies ist schmerz-

licher als das Elend selbst, das ihrer wartet. Zehn Thaler bekommt ein Verstümmelter, sechs Thaler und drei Thaler ein Krüppel; Verstümmelten ist der Gnadenthaler noch nicht versagt worden, wol aber vielen Verkrüppelten.

Von einem Transport von 150 Mann habe ich die Ehre, Ew. Excellenz diejenigen Namen beizulegen, die ich in Erfahrung gebracht, die alle theils verkrüppelt, theils brustverletzt sind und alle ganz invalid und denen der monatliche Gnadenthaler versagt worden ist, weil sie nicht nach Julich wollten. Da hat die Commission denn aufgeschrieben, sie könnten sich selbst ernähren und verlangten ihn nicht; aber diese Unglücklichen sind trostlos heimgegangen am 7. Januar. Noch über funfzig Invaliden waren bei diesem Transport in demselben Fall, allein die Zeit drängte und ich konnte ihre Namen nicht mehr aufnehmen. Alle diese Menschen sind siech, entkraftet und arm; viele haben Frau und Kinder. Die Transporte geschehen im nassen Wetter auf Karren, die nicht einmal mit Leinwand bedeckt sind, viele sind leicht bekleidet, viele mussen unterwegs in Spitälern liegen bleiben; viele Wunden müssen wieder aufbrechen. Von solchen Transporten Reconvalescenten aus Namur, die mit Sorglosigkeit bestellt gewesen, liegen jetzt viele recidiv in den Spitälern zu Köln und einige sind gestorben.

c) Vor vierzehn Tagen wurden aus dem Lazareth zu Deutz 35 Reconvalescenten, welche vom edeln Frauenverein zu Mühlheim eigenhändig mit etlichen 60 Thalern beschenkt worden, entsendet. Der Dirigent zu Deutz machte von diesem Geschenk Erwähnung, welche zugleich mit dem Transport nach Köln an die Commission gelangte. Zwei Pommern vom Regiment Kolberg, Martin Wilke und Joachim Tiede, ersterer amputirt am rechten Arm, wollten mit der Sprache des Geschenkes

nicht heraus, als die Commiſſion ſie befragte. Sogleich ließ der Oberſtlieutenant die beiden in Arreſt werfen. Den übrigen 33 wurde bei Heller und Pfennig von den ihnen zukommenden ſechs oder drei Thalern das abgezogen, was der Frauenverein ſchon gegeben hatte. Der Muskotier Tiede kam aus dem vierundzwanzigſtündigen Arreſt nach Deutz und erzählte den dortigen Einwohnern, welche ſich an ihm gütig bezeigt, die an ihm und dem Wilke verübten Elendigkeiten. Er ſetzte hinzu, daß ſein Kamerad, über die unwürdige Handlung empört und als Amputirter immer noch reizbar, eine Entzündung am abgenommenen Arm bekommen habe und nun im Hospital Cäcilienkloſter an den Folgen des Arreſts liege. Dem Joachim Tiede war gleichfalls von ſeinem Reiſegeld, das der Frauenverein gegeben hatte, abgezogen worden. Scharnhorſt's edle Tochter, Frau Gräfin von Dohna, hatte mir den Wilke ganz beſonders empfohlen und die vereinte Sorgfalt des Stabsarztes Lehmann (vom Hauptfeldlager Nr. 1) und des Wohlthätigkeitsvereins hatten ihn, der in Gefahr war, gerettet. Wie ſehr es empört, wenn die Frucht langer Sorge, Pflege und Aufopferung durch ſolche Mißhandlungen zerſtört wird, werden Ew. Excellenz leicht ermeſſen. Der Herr Pfarrer Mühlingshauſen in Mühlheim und ich haben uns überzeugt, daß der gute Menſch wieder auf das Krankenlager zurückgeworfen iſt. Sie werden auch wiſſen, ob es dem Kriegsrecht gemäß iſt, einen braven verſtümmelten Krieger von unbeſcholtenem Ruf um eine Kleinigkeit in Arreſt thun zu dürfen. Mir iſt das Kriegsrecht unbekannt, aber die Rechte der Menſchheit erkenne ich klar, und dies gibt mir den Muth, ſie zu vertreten, da, wo Hülfe zu hoffen iſt.

d) In troſtloſem Jammer gehen in ihre Hütten die Schmerzensopfer nach ſiebenmonatlichen Leiden im Hoſ-

pital mit ihren kaum vernarbten Wunden, hinausgestoßen in das sorgenvolle Leben wie ungerathene Kinder, nachdem sie alles aufgeopfert haben. Das will unser König nicht, das wollen die edeln Führer der Heere nicht; doch ist nicht jedes Wort überflüssig, nachdem ich diese Angelegenheit in Ew. Excellenz Hand gelegt?"

Diesem Briefe an Se. Excellenz, Grafen von Gneisenau, füge ich hier noch nachstehende Anmerkungen bei:

a) Es ist mir entfallen, warum die armen Invaliden es für ein Unglück hielten, nach Jülich zu müssen; wahrscheinlich wartete ihrer dort schwere anstrengende Arbeit, wie man sie Missethätern auflegt, und sie, welche das Vaterland retten halfen, würden in eine Reihe mit dem Abschaum der Menschheit gestellt worden sein. Ihr Widerstreben war natürlich und gerecht. Was würde aus einem Kriege, in welchem der Soldat nicht von Ehrgefühl beseelt wäre? Er ist kein Schachbauer aus Holz geschnitzt, er tritt als beseelter Mensch in die Reihen der Krieger. Er strebt nicht nach Beförderung, nicht nach Beute noch Geld. Keine Gedenktafel an seiner Ruhestätte bezeichnet seine Thaten. Er ist Sache geworden und hat beim Eintritt in das Feld auf alles verzichtet, was ihn als Mensch beglücken könnte. Der, welchen der Tod verschont, hat nichts von der Zukunft zu erwarten, als Verkrüppelung, Verstümmelung, die mehr als einmal überflüssig wäre, und ein Stück hartes schwarzes Brot für den Rest seiner Tage.

b) Es war harter Winter, wo diese Maßregeln barbarisch zu heißen waren.

c) Alle diese schaudererregenden Thatsachen könnten noch heute beglaubigt werden. Bei den Acten meines Processes liegen Namen der Individuen und ihrer Aufenthaltsorte, die ich als Zeugen meiner Aussagen ange-

geben hatte. Das Kammergericht, der Informationscommissär Theodor Amadäus Hoffmann, welcher kein anderer war, als der berühmte Schriftsteller dieses Namens, selbst Sr. Majestät Friedrich Wilhelm III. und der Fürst Staatskanzler kannten alle diese Thatsachen. Es galt keine Kleinigkeit: nicht allein der gute Name einer unbescholtenen Frau, die keine Opfer gescheut hatte, um für die gute Sache zu wirken und welcher von einer Rotte Unmenschen Gefängniß und Geldbuße zugedacht war, hing von der Erläuterung dieser Angelegenheit ab; auch die Invaliden hätten Schadloshaltung erlangen sollen. Doch meine Widersacher hatten eifrige Freunde, und man wird sehen, daß es auch hier unvermeidlich war, dahin zu wirken, daß der Pelz gewaschen wurde, ohne daß man ihn naß machte. Geheimrath Graefe, dessen Herz feurig gegen Unbilden aufgebracht war, hielt dennoch den esprit de corps gegen mich aufrecht. Sein Personal hatte viel Geist, es war geschickt und schrieb Protokolle, gegen deren Kalligraphie nichts auszustellen war. Die Aerzte des alten Görcke, Dirigenten und Inspectoren hatten mehr Gemüth, kümmerten sich wenig um äußere Form, mehrere Laven waren beibehalten worden.

d) Das bittere Gefühl war es, welches alle Herzen unserer wackern Krieger bluten machte; es konnte mir nicht geahnt haben, welches schwere Geschäft ich übernahm, als ich mich ihrer Pflege widmete. Die Sorge für die Gefangenen und Verwundeten von der Schlacht bei Hanau war eine Bemühung voller Anstrengung, allein der Augenblick belohnte sie, und sie blieb stachellos; wogegen in den Lazarethen alle Bestrebungen für die Linderung der Leiden verkümmert wurden. Es war ein Kampf mit lauter Feinden. Man konnte Gott danken,

wenn man Edelmüthige unter ihnen traf. Dieser Feindseligkeit lag kein persönlicher Haß zum Grunde, sondern meist bei allen das System und im allgemeinen die Gewinnsucht. Den Soldaten sollte von den Summen, die unser großmüthiger König für sie erlegt hatte, das Meiste abgezogen werden, um es nach dem Ausdruck Brennicke's dem Geheimrath Gräfe zu Füßen zu legen, oder auch unter dem nicht minder nichtigen Vorwand, Ersparnisse für den Staat zu erzielen. Dies hieß ebenso wenig im Sinne des Königs handeln, als in dem des würdigen Geheimrath Gräfe. Bei genauer Untersuchung würde es sich herausgestellt haben, daß die saubern Herren dabei nur an sich gedacht, wäre es auch nur in der Absicht gewesen, für vortreffliche Staatsausgaben-Ersparer zu gelten und auf Belobung und Beförderung Anspruch machen zu können. Die Bessergesinnten mußten zu den verübten Greueln schweigen. Selbst der Geheimrath wurde durch die Umtriebe getäuscht, die gegen mich im Werke waren; er lieh sein Ohr erfundenen Märchen, die zu empörend sind, um ihnen hier eine Stelle zu geben und die ich nicht gerügt, sondern blos verachtet habe. Er sagte mir auch unter anderm: „Wir handeln nach Principien, die wir nicht umstoßen können noch wollen; wir gehen verfassungsmäßig zu Werke und üben Menschlichkeit nach allgemein anerkannten Grundsätzen. Wir können nicht die Individuen nach ihren einzelnen Bedürfnissen und Wünschen befriedigen, wir haben es mit den Massen zu thun. Da erscheint mit einmal ein weiblicher Geist, tadelt uns und will alles umgestalten, was wir für nothwendig anerkannt haben, und Sie, gnädige Frau, verwundern sich, daß wir dies nicht hingehen lassen wollen!"

Ich hörte solche Reden stillschweigend an, es war in

Köln kein Ort und keine Zeit, um mich darüber zu erklären; mir ahnte, daß ich nach Berlin kommen mußte; es geschah. Dort ging die Sache schon besser, und Gräfe hat mir dort vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Im Brockhaus'schen Conversationslexikon, wo unter andern unrichtigen Umständen auch angeführt wird, daß ich nach dem Tode meines Mannes wieder Paris bewohnte, steht wie eine Rüge, daß ich bei meiner Behandlung der Lazarethangelegenheiten nicht weiblich zu Werke gegangen wäre. Schlimm genug, daß kein Mann aufgetreten ist, die Rechte der Menschheit zu vertheidigen, Dr. Frorein allein ausgenommen, der mit Kraft und Muth Unbilden aufdeckte, und die Wahrheit vor das Forum des Publikums brachte. Er hat unter andern Zeugen auch mich aufgeführt, und ich habe seiner gerechten Erwartung gewissenhaft entsprochen. Herr Professor Daniel Voß in Halle, damals Herausgeber der Zeitschrift „Die Zeiten", hat verschiedene Aufsätze in meiner Angelegenheit daselbst abdrucken lassen und später das Erkenntniß des königl. Kammergerichts dort aufgenommen. Es steht im Octoberheft des Jahres 1817. Nach vielen Lobeserhebungen meiner Handlungsweise äußert der Professor, „daß ich vollkommen im Rechte war, die Mängel in der Verwaltung der Lazarethe zu tadeln, daß man aber einsehen muß, daß diese Mängel verfassungsmäßig waren". Er würde in große Verlegenheit gekommen sein, wenn man ihn aufgefordert hätte, eine solche Behauptung zu rechtfertigen. Er saß zwischen zwei Stühlen; alle gewichtigen öffentlichen Stimmen vereinigten sich, die Unbilden der Behörden gegen unsere wehrlosen Vaterlandsvertheidiger zu tadeln. Auch er konnte nicht anders als der Wahrheit die Ehre geben, und überdies so

gar die andern Publicisten in der Anerkennung meines redlichen Wollens und Handelns; er ließ sogar meinen Brief an den Grafen von Gneisenau drucken, allein er wagte zu behaupten, daß die Mängel, über die ich klagte, verfassungsmäßig wären, und diese Behauptung widersprach der gesunden Vernunft und der Wahrheit. Professor Daniel Voß beging noch ein Unrecht gegen mich im Laufe des Sommers 1817. Ich hatte ihm eiligst einiges mitzutheilen, dictirte den Aufsatz an eine Freundin, Fräulein v. H., die schon mehrere hübsche Sachen in Zeitschriften gegeben, und schickte ihn Herrn Voß für sein Journal, da mir nicht im Traume einfiel, daß orthographische Fehler darin stehen könnten. Nicht lange darauf erschien mein Aufsatz mit der Bemerkung, er sei mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt. Der Herausgeber konnte genau wissen, daß dieser von Fehlern wimmelnde Aufsatz nicht von meiner Hand war, er konnte sich erinnern, daß ich ihm nur ein untadelhaftes Manuscript geschickt, und brauchte mich nicht vor der ganzen Lesewelt lächerlich zu machen. Ich blieb ihm nichtsdestoweniger dankbar für den bisher bewiesenen Eifer und guten Willen, und begnügte mich mit einer Rüge seines Benehmens.

Ich erwartete schweigend die Wirkung meines Briefes an Graf von Gneisenau. Ich bemerkte öfters hämische Blicke, triumphirende Mienen; doch ich kümmerte mich nicht darum. Ein Offizier, der einen Transport heimkehrender Invaliden befehligte, sah mich mit bekümmerter Miene am Rheinufer stehen und rief mir höhnisch zu: „Ach, da ist ja die barmherzige Pflegerin unserer Soldaten; sie wird wohlthun, sich nach Hause zu begeben, denn sie hat hier nichts zu suchen; sie will wahrscheinlich bei nächster Gelegenheit auf Pelzmäntel für die

Invaliden antragen und Tuchhosen für sie verlangen; über die Wagen soll gewiß eine Plane gezogen werden." Ein Blick von mir hieß ihn verstummen. Ich nahm noch Abschied von unsern guten Kriegern, die im Begriff waren, die Fuhrwerke ohne Stroh und Decke zu besteigen, und ging mit schwertrauerndem Herzen zu Hause. Einige Tage darauf erschien derselbe Offizier in meinem Zimmer, doch mit ganz veränderter Miene. Er bezeigte mir Kummer wegen der zugefügten Kränkung und bat mich um Erlaubniß, mir etwas eröffnen zu dürfen. Es sei nämlich gegen mich etwas im Werke, er dürfe nicht sagen was; doch er wolle das einzige Mittel ergreifen, das ihm übrig bliebe, sein neuliches Betragen wieder einigermaßen gut zu machen und mir rathen, den Abfahrplatz der Invaliden beim nächsten Transport nicht zu besuchen, denn er selbst sei nicht im Stande, mich zu beschützen. Er sei durch Verleumdungen gegen mich verhetzt worden, habe aber nun sein Unrecht eingesehen und bäte mich von ganzem Herzen um Verzeihung. Ich sicherte ihm diese gern zu und überlegte in meinem Herzen, was nun zu thun sei. Mein reines Bewußtsein hob mich über alle Umtriebe meiner Verfolger hinaus, doch ich stand schutzlos in Köln am Rhein, man konnte mich gewaltsam aufheben, in ein Gefängniß bringen und mich auf eine lange Zeit von meinen Kindern trennen. Diese Vorstellung überwog jeden Hang der Gefahr zu trotzen und ich beschloß, mich mit Klugheit zu waffnen, da ich Gott und mein gutes Recht zu Beschützern hatte. Wenige Tage nach diesem Vorfall kam ein Gerichtsdiener, der mir einen Zettel überbrachte, Feder und Tinte verlangte, ein Wort auf den Zettel schrieb, ihn dann auf den Tisch legte und sich schleunigst entfernte, ohne nur ein Wort hervorzubringen. Ich las, es war ein Man-

dat, am dritten Tage nach Empfang deſſelben vor dem Zuchtpolizeigericht zu erſcheinen.

Andern Morgens früh begab ich mich mit meinem Zettel zum Präſidenten von Lambert, den ich früherhin als einen Ehrenmann hatte rühmen hören. Er empfing mich mit ſichtlicher Bewegung und erſuchte mich, ihm mitzutheilen, was mich zu ihm führe. Ich trug ihm meine Angelegenheit der ſtrengſten Wahrheit gemäß kurz und ausführlich vor. Er ſagte mir ſanft und herzlich: „Sie haben in ein Wespenneſt geſtochen. Hören Sie jetzt den Rath, den ich Ihnen geben darf. Bemühen Sie ſich nach der Kanzlei und verlangen Ihre Anklageacte zur Einſicht, wie auch nicht minder alle übrigen Papiere, die auf Ihre Sache Bezug haben. Will man ſie Ihnen verweigern, ſo beſtehen Sie darauf und berufen ſich auf mich, dann wird man ſie Ihnen unweigerlich aushändigen. Leſen Sie die Acten aufmerkſam und machen Sie ſich Auszüge daraus; mit dieſen begeben Sie ſich zu Ihrem Advocaten. Sie haben doch einen?" Ich nannte ihn; ich weiß nicht, welcher Mann von Ehre und Gefühl ihn mir zugewieſen hatte. Der Präſident rief aus: „Da ſind Sie an den rechten Mann gekommen, der wird Ihnen einen Rath geben, den ich Ihnen vermöge meiner Stellung nicht geben darf, dieſen befolgen Sie, Gott wird Sie ſchützen!" Mit tiefgerührtem Herzen nahm ich von dem würdigen Greiſe Abſchied und eilte zum Advocaten Wilhelmi, den ich ſchon bei meiner Ankunft in Köln wegen der Unterſuchung, die ich betreiben wollte, zu Rath gezogen hatte. Sein erſtes Wort war: „Da iſt leicht zu helfen, gehen Sie nach Berlin, da fürchten ſich die Canaillen." Ich dankte von ganzem Herzen, ich hatte mir dieſen Rath ſchon ſelbſt gegeben; allein ich hatte kein Geld. Nach einiger Ueberlegung begab

ich mich zu Herrn Bernhard Boiſſerée, dem ältern Bruder meiner Freunde Sulpitz und Melchior, welcher ſchon einigemal Geld aus Paris für mich bezogen hatte. Ich trug dieſem würdigen Manne mein Anliegen vor, ſchrieb drei Wechſel, deren Betrag er vom 1. März bis zum 1. Mai beziehen konnte, und ſchickte mich zur Abreiſe an.

Die Vorladung an mich war auf den 24. Februar feſtgeſtellt. Ich ſchrieb dem Präſidenten des Zuchtpolizeitribunals, Herrn Begaſſe, daß er kein Befugniß habe, mich vor ſein Gericht zu ziehen, daß ich nach Berlin eile, um meine heilige Sache vor den Thron zu bringen.

Während der Tage, die zwiſchen meiner Vorladung lagen, wurden andere Sachen abgehandelt, und da ich noch unſchlüſſig geweſen war, ob ich nicht vor meiner Abreiſe ſelbſt erſcheinen wollte, ſo wollte ich einer ſolchen Verhandlung beiwohnen, um ſo mehr, da die angezeigte ſehr intereſſant ſein mußte. Ein würdiger Greis, Advocat Eſchenmeier, ſollte erſcheinen, um ſich wegen der Anklage, den Generalgouverneur Sack beleidigt zu haben, zu vertheidigen. - Dieſer Rechtsfall hatte Aehnlichkeit mit dem meinigen. Eſchenmeier war vorgeladen, weil er im Namen und Auftrag mehrerer Bauern eine an Se. Majeſtät den König ſelbſt gerichtete Vorſtellung aufgeſetzt hatte, in der ſich die Bauern über Bedrückungen beklagten und um Abhülfe baten. Dieſe Bittſchrift wurde als Anklageſtück vorgeleſen. Ich erinnere mich, daß der Ausdruck incriminirt war: der Generalgouverneur Sack ſchiene ganz beſonders in der Abſicht, ſeinen Sack zu füllen, in dies Land gekommen zu ſein. Dieſer allerdings unzeitige Ausfall wurde als Hauptgrund der Verurtheilung aufgeſtellt. Uebrigens war die Vorſtellung ernſt

und würdig. Eschenmeier vertheidigte sich in einem meisterhaften Vortrage gegen die Anklage des Generalprocurators von Sandt; er hob zugleich noch besonders hervor, daß es nicht gesetzmäßig wäre, einen Brief an Se. Majestät den König zu einem Beweisstück für eine Injurienklage zu benutzen. Er sprach kräftig über das schwere Unrecht, welches den Bauern nachweislich durch Erpressungen geschahe, und wie wenig eine solche Behandlungsweise geeignet sei, Vertrauen und Liebe für die neue Regierung zu gewinnen. Die Rede des alten Rechtsgelehrten ging den wenigen Zuhörern im Saale durch Mark und Bein. Es wurde nun zur Erwägung der Gründe, der Anklage und der Vertheidigung, sowie zur Abfassung des Urtheils geschritten. Jedermann war auf das Urtheil gefaßt. Eschenmeier wurden fünf Jahr Festungsstrafe und 5000 Francs Geldbuße zuerkannt, weil er Se. Excellenz den Generalgouverneur in Ausübung seiner Functionen beleidigt habe. Ich hielt es für angemessen, dem Greise mein Gefühl zu bezeigen und ihm von meiner Angelegenheit, welche soviel Aehnlichkeit mit der seinigen hatte, zu sprechen. Er lächelte wehmüthig. „Mir war schon alles bekannt, was Sie angeht, Ihre Sache ist auf allen Lippen, man ist empört und beklagt Sie allgemein. Personen wie Sie und ich müssen condemnirt werden, um die Behaglichkeit ihrer Ankläger nicht zu stören. Auch Ihnen ist Gefängniß und Geldbuße zugedacht." „O, das sollen sie nur thun", rief ich flammend aus, „sie werden es schwer büßen." Eschenmeier lächelte wieder bitter und wehmüthig. „Es wird denen kein Haar gekrümmt werden. Sie sind verloren, edle Frau, wenn Sie dem Schlage nicht ausweichen. Bedenken Sie Ihre armen Kinder, Ihre Gesundheit, die Kerkerluft, die grobe Kost, welcher im Nothfall

leicht noch ein Beisatz gegeben werden könnte." Ich sah ihn mit Erstaunen an. „Verstehe ich Sie recht?" fragte ich. Er rief: „Ja, man wird suchen, Sie auf alle Weise aus dem Wege zu räumen; doch Sie haben das Recht, sich der Gewalt zu entziehen. Sie haben noch keine sechs Monate Domicil in Köln, gehen Sie nach Berlin, Ihrer Vaterstadt, Sie haben sich für die gute Sache verwendet, niemand kann Ihnen etwas anhaben. Ueberlegen Sie die Sache, sie hat Eile."

Ich blieb gedankenvoll zurück, nachdem mich der edle Greis verlassen hatte; ein brennendes Verlangen, den Kampf durchzukämpfen, am 24. Februar selbst zu erscheinen und mich und die Sache der Menschheit zu vertheidigen, kreuzte sich in mir mit der Besorgniß, vor Gericht kraftlos zu verstummen, zermalmt vom Gewicht meines Schmerzes, erdrückt vom Andrang meiner Empfindungen. Aus diesem bittern Kampfe mit mir selbst ging zuletzt der Entschluß hervor, dem Rathe erleuchteter Männer zu folgen und nach Berlin zu eilen. Ich schrieb dem Präsidenten Begasse, wie schon gemeldet, und zahlte meine Rückstände, die nicht gering waren, weil ich meine eigenen Einnahmen meinen Wohlthaten widmete und meine Bedürfnisse auf Credit nahm. Im Frühling, wo ich meine besondere Einnahme zu erwarten hatte, wollte ich alles wieder ausgleichen; doch es kam nicht dahin, weil ich fortmußte. Ich nahm schmerzlichen Abschied von meinen Pfleglingen, die nach ihren verschiedenen Ländern abgetheilt waren. In welche Station ich auch kam, glaubte ich, diese sei die beste, so lobenswerth war eine jede. Freilich ists möglich, daß die langen Leiden dieser Verwundeten so heilsam auf ihr Gemüth gewirkt hatten, das ursprünglich wacker war. Zu den bedauerungswürdigsten gehörten die Augenkranken. Die Aerzte äußerten, das Uebel sei endemisch, epi

demisch und contagiös. Besserung gehörte zu den seltensten Fällen; man sah im Gegentheil einer bedeutenden Menge unheilbarer Erblindungen und an Schwäche der Sehkraft Leidenden entgegen. Ich habe nicht erfahren, welches ihr Schicksal war, wiewol ich mich viel mit ihnen beschäftigt hatte. Auch das ärztliche Personal widmete ihnen besondere Sorgfalt. Ich erwähne noch im Vorübergehen, daß ich beim Verwalten der Gelder manchen Misbrauch wahrnahm; doch ist hier der Ort nicht, ausführlicher auf diesen Punkt einzugehen. Halb scherzhaft, halb wehmüthig war mir dabei zu Muthe, als mir ein Entrepreneur der Spitalkost, von welcher mir Geheimrath Gräfe mit Entrüstung klagte, daß sie vergantet worden sei, mit ernster Miene versicherte, er liebe die Soldaten wie seine Kinder, und wenn welche stürben, so litte er nicht, daß sie in schlechte Tannenholzsärge kämen, sondern er ließe jedem einen Sarg von Eichenholz machen. Ich verschwieg ihm meine Ansicht nicht, daß es mir lieber wäre, sie bekamen kräftigere Suppen und weicheres, saftigeres Fleisch. Schon früher hatte ich erfahren, daß man sie allerdings in eichenen Särgen zu Grabe führe, aber im tannenen Schnepper in die Erde senkte. Von den Damen, die sich speciell mit den Kranken befaßten, kann ich wenig sagen, weil ich verhindert war, sie aufzusuchen, sie waren weit weg umher verstreut, ich weiß nicht mehr wohin. Ich erinnere mich noch, daß eine mir aus Berlin bekannte Witwe, Frau Hauptmann von Tuchsen, in Löwen war, von wo aus sie mir öfters schrieb. Die Briefe enthielten interessante Data; ich erinnere mich noch einiger Worte aus dem einen: „Mich lassen die Herren gewähren und machen mir keine Chicane. Ich kenne meine Soldaten, wasche ihnen die Hände und das Gesicht, bringe ihnen gute Bissen, wo

ich kann, ſchaffe ihnen ihren Kaffee wenigſtens an Sonntagen und beſorge ihnen, wo es mir möglich iſt, feine Hemden, weil die Commißhemden den ſchwer Verwundeten wehe thun. Uebrigens laſſe ich fünf gerade ſein, probatum est.“ Die Pfleglinge der Frau von Tuchſen, deren ich viele ſah, als ich in Berlin war, lobten ſie ſehr. Sie iſt dieſelbe, die einen großen Brillantring von hohem Werth, den ihr der Kaiſer Alexander verehrt hatte, ausſpielte, um die 1000 Thaler, welche die Loſe eintragen ſollten, Sr. Majeſtät dem König zu Füßen zu legen. Auch ich nahm ein Los, werde es aber wol ſchwerlich gewonnen haben, denn ich habe von der ganzen Sache nichts mehr gehört.

III.

Reise nach Berlin; Freisprechung; schriftstellerische Arbeiten.

Beim Buchhändler Rommerskirchen, der meine Vertheidigungsschrift für Ernst Moritz Arndt hatte drucken lassen, hielt ich mich am 24. Februar auf, um meinen Reisewagen zu erwarten. Ich hatte meine Freunde und Bekannte dorthin beschieden, um Abschied von ihnen zu nehmen; ich weinte heiß, unaufhaltsam; meine treue Babet, die ich zurücklassen mußte, war nicht minder als ich erschüttert und angegriffen, sie begleitete mich bis Düsseldorf, von wo sie mein Wagen am andern Morgen nach Köln zurückbrachte. Wir hatten statt des Nachtessens sowie am andern Morgen Thee getrunken, und dafür und für drei Betten in einem kleinen Hinterzimmer mußte ich zwölf Francs zahlen; dies erschien mir etwas viel für ein bischen warmes Wasser und ein knappes Stückchen Butterbrot. Die Nacht durch war kein Schlaf in meine Augen gekommen, denn mein Herz war zu bewegt, zu voll, um Ruhe zu finden; dabei fühlte ich mich zu matt, um vor dem Zubettlegen noch einige werthe Familien in Düsseldorf aufzusuchen; auch war mein Reisegeld sehr knapp, die

Witterung feindselig und die Etappenstraße, die ich wegen meiner Marschroute nehmen mußte, durch die häufigen Durchmärsche bodenlos. In Elberfeld suchte ich den damaligen Prediger Strauß auf, der dort mit seiner liebenswürdigen Schwester zusammenwohnte. Er war mir durch die Mittheilungen seines Freundes, des Grafen von Loeben, und durch seine „Glockentöne" unendlich werth. Die Geschichte meiner Verfolgung ergriff ihn tief. Ich verlebte einen entzückenden Abend dort, einen Vorläufer der vielen Vergeltungen, die mir nach so vielen unbeschreiblichen Leiden zu theil werden sollten. Nicht aller Ruhepunkte meiner Reise kann ich hier erwähnen. Einer der erquickendsten und beseligendsten war bei der Witwe Majorin von Blomberg und deren Söhnen. Die theure Frau schrieb mir noch einigemal nach Berlin. In Lippstadt erkrankte ich nach einer entsetzlichen Nacht voll Drangsale und Gefahr. Alle Fuhrwerke waren so sehr in Anspruch genommen worden, daß ich Extrapost nehmen mußte. Der Weg ging durch Wasser, welches den Pferden bald bis an den Bauch ging; sie waren heut über Gebühr in Anspruch genommen, legten sich ungefähr drei Stunden vor Lippstadt nieder und konnten trotz aller Bemühungen des Postillons nicht zum Aufstehen gebracht werden. Er erklärte, daß er Vorspann suchen müßte und versprach, bald wiederzukommen. Sowie er die Pferde abspannte und diese sich von der Last des Wagens frei fühlten, machten sie sich vom Eise los. Das Handpferd nahm den Postillon auf den Rücken und enteilte mit ihm wohlgemuth nach Lippstadt. Ich blieb in unbeschreiblichen Aengsten zurück. Wir hatten keine Erquickung, keine Stärkung, keine Decke, uns vor dem Frost zu schützen, der bei heftigem Sturm immer schärfer wurde; uns selbst überlassen, waren wir in einem Kotwagen jedem Unfall ausgesetzt. Ich blies die Hände

meiner Kinder warm und umschlang sie fest, befahl mich Gott und seinem Schutze, des festen Glaubens, hier in tiefer Nacht umzukommen. Mit einem mal war es, als durchdränge mich eine sanfte Glut, als flüstere mir eine Stimme zu: die Gefahr ist vorüber, und nach einer Viertelstunde vernahm ich Pferdetrappen im Eise, ich betete und dankte Gott. Zwei riesenhafte Reiter in Fuhrmannskitteln kamen auf den Wagen zu, hieben nicht ohne Anstrengung die Räder aus dem Eise, spannten ihre Renner ein und jagten durch das Gewässer nach Lippstadt. Die Bäume auf dem Wege standen beinahe bis an die Wipfel im Wasser, doch wir kamen glücklich an und hielten vor dem Rathhause, wo wir nach einigem Besinnen einen Einquartierungszettel zu einer Familie Richard bekamen. Ich belohnte meine guten hülfreichen Bauern nach meinen Kräften. Mein Reisegeld war beinah eingeschmolzen, doch ich war nicht mehr weit von Detmold, wo die Nichte der großen Katharina lebte und ich der Hülfe gewiß sein konnte. Die Familie Richard empfing mich, wie sie nur eine nahe geliebte Verwandte hätte empfangen können. Mich schüttelte ein heftiges Fieber; die ganze Nacht hindurch wurde ich gepflegt, mir war zu Muthe, als wäre ich mit Engeln umgeben. Andern Tags, wo ich noch sehr matt war, jedoch meine Reise hätte fortsetzen können, mußte ich den stürmischen Bitten der Familie nachgeben und mich noch einige Tage erholen. Meine Söhne fühlten sich dort sehr glücklich, denn man beschäftigte sich unabläſſig mit ihnen. Der Herr Postmeister hatte mir am dritten Tage nach meiner Ankunft geschrieben, er müsse auf Gehorsam für das Gesetz bestehen, welches vorschriftsmäßig bestimme, daß kein Reisender mit Extrapost länger als zwei Tage in dem Ort bleiben dürfe, von welchem aus

er weiter wolle. Ich erklärte ihm unſere überſtandene Gefahr. Er ſah nun ein, daß ich für den Augenblick nicht weiter könne, und die Sache war beigelegt. Der Abſchied von Richard wurde mir und ihnen ſchwer. Ich habe unzählige mal liebend und ſehnend an ſie gedacht und doch nicht ein einzig mal an ſie geſchrieben, gewiß haben ſie mich für undankbar gehalten. Wir langten andern Tags in Detmold an. Vor mir glänzte die angenehme Hoffnung, eine Fürſtin kennen zu lernen, die mit ſtarkem männlichen Geiſte ein gefühlvolles Herz verband. Ich ſuchte den Geheimen Oberconſiſtorialrath Werth auf und wurde noch denſelben Abend, begleitet von meinen Kindern, bei der Fürſtin zum Thee eingeführt. Der Abend verging auf Flügeln; die hohe Frau hatte ausgebreitete Kenntniß der Literatur, ein reiches und reines Gefühl für Poeſie und dichtete ſelbſt ſehr lieblich, doch lenkte ſie bald das Geſpräch auf die Begebenheiten meines Lebens, auf meine Familienſchickſale, auf meine Erfahrungen in den Lazarethen und zuletzt auf den Krieg gegen Napoleon. „Die Zukunft wird beweiſen", rief ſie feurig aus, „daß der große Mann recht hatte, daß ihm die Menſchen unrecht gethan. Die Deutſchheit iſt ein Unding. Der letzte Krieg war eine Gewaltthätigkeit, die durch nichts zu rechtfertigen iſt." Die Fürſtin ſagte noch mehreres in dieſem Sinne, doch ich werde vielleicht nicht die Zeit erleben, wo man unbedenklich ihre Worte wiederholen dürfte.

Andern Morgens beſuchte ich noch den würdigen Generalſuperintendenten Werth. Er verhieß mir ſeinen Abſchiedsbeſuch und kam in etwa einer Stunde, mir im Namen ſeiner Gebieterin einen anſehnlichen Beitrag zu meiner Reiſe nach Berlin zu überreichen. Dies geſchah

unter der Bezeichnung einer Pränumeration auf meine angekündigten auserlesenen Schriften.

Da unser Weg durch Hamm ging, entsann ich mich dort, daß die Familie des Freiherrn Klencke daselbst nahe wohnte, und ich hoffte, gütig aufgenommen zu werden. Den Abend brachten wir sehr angenehm bei der Familie von Reden zu. Philippine, Freifrau von Reden, Tochter des bekannten Schriftstellers Freiherrn Knigge und Schwester des Oberschenks dieses Namens, selbst eine bekannte Schriftstellerin, bezeigte mir warmes Wohlwollen und herzlichen Antheil, und munterte mich auf, die liebenswürdige Familie Klencke zu besuchen, mit welcher sie durch Elise geb. Knigge nahe verwandt war. Ich fuhr am andern Morgen hin.

Schloß Hämelsche Burg prangt ernst und großartig auf einer bewaldeten Anhöhe, umschwebt von großen Erinnerungen. Hier wurde die Macht der Römer vernichtet, hier fielen Augustus' Legionen, besiegt von den Deutschen, weil die rohe Gewalt der wahren Tapferkeit oft weichen muß.

Ich und meine Söhne wurden herzlich empfangen. Bei dem abenteuerlichen Leben der Frau von Klencke waren über die nunmehrige Rechtschreibung des Namens, daß ihr Gemahl ein Klencke sei und das uralte Familienwappen führe, nähere Nachrichten nicht vorhanden. In den Briefen an uns hatte sich seine Mutter von Klenk geschrieben und meiner Mutter ein Phantasiewappen geschickt. Meinem Vater war der Betrug zu verzeihen, er war noch sehr jung, liebte unbeschreiblich, zappelte in den Netzen einer ränkevollen Mutter und einer schlauen heuchlerischen Schwester. Sein braver älterer Bruder, der noch in seiner Jugend der väterlichen Leitung eines würdigen Mannes, des Majors von Klencke,

Commandanten von Bremen, genossen, starb an der Auszehrung. Karl Friedrich's Erziehung war unreif geblieben. Er ließ sich blindlings von der Mutter leiten und von der Schwester beherrschen.

Die Familie von Hämelsche Burg mehrte den Glauben, daß wir aus demselben Stamme entsprossen seien; allein vom Zweige der Klencke Oynhausen herrührten. Ich wurde liebevoll als Verwandtin begrüßt und herzlich ersucht, meinen Namen so zu schreiben, wie die übrige Familie, weil man sich wahrhaft freue, mich unter ihre Mitglieder zu zählen, die nicht blos ihr Wappen adelte, sondern ihr edler Sinn und ihr ruhmvolles Leben.

Ich war sehr kränkelnd auf Hämelsche Burg angekommen, doch ich erholte mich dort vollkommen bei der zärtlichen Pflege und in der liebenswürdigsten Umgebung. Oberst Georg von Klencke war ein geistvoller Mann, der sich sehr verdient gemacht hatte und gern sein Bewußtsein als die einzige Belohnung, die ihm zu theil wurde, aus Kämpfen und Gefahren davontrug. Seine Augen hatten im Felde sehr gelitten, sein kräftiger Körperbau schützte ihn nicht gegen die Nachwehen seiner rücksichtslosen Anstrengungen. Er erzählte mir umständlich, aber mit Gelassenheit, von erlittenem Unrecht; doch ich weiß die rechten Data nicht mehr und kann nur sagen, daß ich aus seinen Berichten die zärtlichste Verehrung für ihn schöpfte.

Ich habe noch von einem Klencke gehört, der diesem Namen, wie ich vernehme, durch wissenschaftliche Bildung, Kenntnisse und Schriften Ehre macht. Er führt mit einigen Abänderungen dasselbe Wappen, jedoch kein „von" und kein Prädicat als Freiherr. Ein solcher Mann kann einen adelichen Titel leicht entbehren, nur historische Romane soll er nicht schreiben, welche nur ein

leihbibliothekariſches Daſein kümmerlich friſten, in die Klaſſe der Eintagsfliegen gehören, und nicht einmal in die der reinlichſten Gattung. Ich würde die Sache ganz auf ſich beruhen laſſen, denn die öffentliche Stimme hat ſich durch mehrere ihrer geſchätzten Organe ſcharf und vollgenügend über dieſe Machwerke ausgeſprochen. Allein ich halte es für Pflicht, als Enkelin meiner Großmutter und Wohlthäterin, der Karſchin, hier öffentlich auszuſprechen, daß Herr Dr. Hermann Klencke in ſeinem hiſtoriſchen Roman „Anna Luiſe Karſchin" ein Lügengewebe von armſeliger Ausführung über ſie aufgeſtellt hat. Ihr Betragen war ſtreng ſittlich, ihr Wandel tadellos, ihr Charakter rein. Sie litt Noth. Allein gleichwol gingen ihre Dichtungen nur aus innerer Nothwendigkeit hervor. Den großen Friedrich feierte ſie, weil die poetiſche Natur viel Aehnliches mit der Epheuranke hat, die ſich gern an einer Säule emporſchlingt. Sie feierte ihren Helden aus innerm Drang. Ich glaube, ſie lebte wie der Kolibri, vom Thau; denn ich habe ſie nie Geld zählen ſehen. Wenn welches kam, legte ſie es unten in das Schreibzeug, und kümmerte ſich nicht darum, was damit geſchah. Ihr Leben und Weſen war rein poetiſch in jeder Beziehung. Sie lebte in einem harmloſen Selbſtvergeſſen hin, war frei von aller Abſichtlichkeit. Eine ſo edle Todte, die ſchutzlos im Grabe liegt, anfallen, und wie der Schakal an ihren Gebeinen zehren, iſt nicht die That eines Ehrenmannes.

Baron Leopold Klencke, Gatte Eliſens, und Vater zweier hoffnungsvoller Söhne, waltete auf Schloß Hämel'ſche Burg als Vater und Freund ſeiner Untergebenen, unaufhörlich auf ihr Wohl bedacht. Ich verlebte ſchöne Tage der Ruhe und Erholung auf dieſem alterthümlichen Sitz, den ich nie hätte verlaſſen mögen, da

Geiſt und Herzensgüte hier in ſo reinem und vollem Einklang ſtanden. Doch ich mußte ja wieder in den Kampf. Es galt ja nicht allein meine Rechtfertigung gegen hämiſche öffentliche Angriffe, es galt die Rechte der Menſchheit, die ſo bitter gekränkt wurden.

Nachdem meine Kräfte wieder etwas hergeſtellt waren, eilte ich nach Potsdam, wo mich die edle Adelheid von Baſſewitz mit wehmuthsvoller Freude empfing, und mir zweckmäßigen Rath gab, wie meine Sache einzuleiten ſei, auch mehrere ausgezeichnete Männer zum Rechtsbeiſtand vorſchlug.

Schon am erſten Tage nach meiner Ankunft in Berlin begegnete mir unter den Linden eine Freundin der Königin Luiſe, Verfaſſerin eines Werkes voll Würde und Wahrheit über die unvergleichliche Frau. Ich eilte auf ſie zu, doch ſie empfing mich kalt, und ſagte mir mit ſchneidendem Tone: „Unſere Wege ſind getrennt, der Ihrige iſt dunkel, es thut mir um das Andenken und das ihrer herrlichen Mutter weh!“ Dies war nun der erſte wahrhaft bittere Kelch, den ich zu leeren hatte. Ich ſah die edle Frau ruhig und liebevoll an. „Sie werden“, ſagte ich, „anders ſprechen, wenn mein Rechtshandel erſt im Gang ſein wird.“ Sie ſtutzte und ſchwieg. Ein zweiter Sturm wartete meiner an demſelben Tage. Ich war zu meiner Muhme Thielemann gegangen, die mich liebevoll aufnahm. Nachmittags ſuchte ich die Wohnung meines geliebten Bruders auf. Ich traf ihn mit ſeiner Gattin und ſeinen drei Kindern, die mich ſehr wohl empfingen. Er aber gab mir harte Worte. „Du trittſt unter dies Dach!“ rief er mir zu, „du biſt öffentlich angeklagt! Ich will vorausſetzen, daß du unſchuldig biſt, denn ich habe mir gedacht: die Schweſter hat zwei Richtungen vor ſich; iſt ſie ſchuldig, ſo flüchtet ſie

nach Paris; iſt ſie es nicht, ſo kommt ſie furchtlos hierher und rechtfertigt ſich. Du biſt hier, und dies ſpricht für deine Sache. Doch ich erſuche dich, komme mir nicht vor Augen, bis über deine Strafloſigkeit entſchieden iſt.“ Somit eilte der Bruder aus dem Wohnzimmer hinaus, ohne nur den Blick auf mich zu richten. Ich ſaß wie erſtarrt, bittere Thränen rollten über meine blaſſen Wangen. Meine Schwägerin ſuchte mich aufzurichten, aber vergebens. Ich fühle noch heute, wie mir zu Muthe war. War es denn möglich, ſchwerer gekränkt zu werden? Jedes Wortes unfähig, küßte ich die Kinder, drückte der Schwägerin die Hand, und enteilte.

Bei meiner guten Muhme fing ich an mich zu beruhigen, ſuchte am andern Tage nach einer kleinen Wohnung, die ich auf dem Döhnhof'ſchen Platz fand, und ſann nun auf das, was ich zu thun hätte, um meine Sache zu fördern; denn ich war rein auf die Defenſive angewieſen; an einen Angriff von meiner Seite war gar nicht zu denken. Ich ſuchte zuerſt meinen Rechtsfreund auf, einen Mann von Geiſt, Gefühl und Ehre. Er rieth mir, damit anzufangen: eine Erklärung in die Zeitungen zu ſetzen, und ſie ihm vorläufig mitzutheilen. Ich that es, ſie fiel ganz zu ſeiner Befriedigung aus.

Ein junger vortrefflicher Mann Namens Lange, den ich ſchon in den Niederlanden kennen gelernt hatte, und der einen werthen Verwandten in Berlin beſaß, wo er auf Univerſität war, hatte mir geſchrieben, daß dieſer würdige Mann mir mit einſichtsvollem Rath beiſtehen würde. Ich begab mich zu ihm, und fand glühende Theilnahme, weiſe Beurtheilung meiner Sache. Ich empfing zugleich das Verſprechen, meine bündige und

gemäßigte Erklärung sofort in die öffentlichen Blätter einrücken zu lassen. Von dort begab ich mich zum Justizminister von Kircheisen, der mich mit den Worten empfing: „Scheren Sie mir man nicht, gnädige Frau!" Meine Kinder erschraken und weinten. Der Minister wurde in wenigen Augenblicken freundlich, und sagte nicht ohne Milde: „Auf Ihnen lastet eine schwere Beschuldigung!" „Ich weiß es", antwortete ich gelassen, „ich bin gekommen mich zu rechtfertigen." „Wenn Sie das nicht können", sagte der Minister mit strengem Blick, „so wird man ein Exempel statuiren." „Ich hoffe das selbst", rief ich aus, „die Schuldigen werden der gerechten Strafe nicht entgehen. Ich verlange keine Gnade, ich verlange nichts als strenge Gerechtigkeit, ich bin das meinem Manne, meinem eigenen Namen und den Pflichten gegen mich selbst schuldig!" Minister Kircheisen erglühte vor Zorn bei diesen Worten, und fragte nicht ohne Hohn: „Sie sind also nicht von Ihrem Manne verstoßen? Sie irren also nicht auf Gerathewohl in der Welt umher, verbreiten Lügen und stiften Unfrieden, klagen nicht die rechtschaffenen Männer an?" Ich zog ganz stillschweigend einen Brief aus Paris hervor, den ich erst diesen Morgen bekommen hatte, und es fügte sich, daß er meine vollkommene Rechtfertigung von allen diesen aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen enthielt.

Der Minister las ihn aufmerksam durch, gab ihn mir dann zurück und sagte: „Gerechtigkeit soll ihnen werden, das verspreche ich Ihnen! Doch glauben Sie mir, auch wir haben einen schweren Stand. Die exaltirten Gemüther verursachen uns großen Kummer, sie wollen die Welt und die Verhältnisse nicht nehmen wie sie sind. Sie heißen den sicher geebneten Gang der

Dinge den „alten Schlendrian“. Das geht doch nun einmal nicht, wir verlangen Recht und Ordnung! Wir kämpfen gegen das Schwanken. Nur das Wohlbegründete, auf ſichern Stützen Feſtgeſtellte hat Werth und Dauer. Wir müſſen das Wohl der Maſſen im Auge behalten, und können die einzelnen Fälle nicht berückſichtigen.“

Der Juſtizminiſter entließ mich, noch einmal betheuernd, daß mir volle Gerechtigkeit werden ſollte. Ich geſtehe, daß ich ihm nicht glaubte.

Ich ſuchte eine Jugendfreundin, die Frau Präſidentin von Heydebreck, geb. von Brand, auf. Sie bewohnte ein ſchönes Haus im Thiergarten. Nach einem ſchmerzerfüllten Jugendgeſchick ſchuf ſie ſich Troſt an der echten Quelle aller Erquickung, in Handlungen der Menſchenfreundlichkeit und Milde. Sie beſaß drei herrliche Kinder, Minna, Friedrich und Jettchen. Die beiden letztern waren, man begriff nicht weshalb, im Wachsthum zurückgeblieben; doch ihr Geiſt hatte ſich überraſchend entwickelt. Fritz war ein gediegener Menſch voll Kenntniſſe und Herzensgüte. Jettchen vereinigte die ſchönſten und ſeltenſten Eigenſchaften: ſie glich einem wohlgebildeten Kinde von zehn Jahren; ihre regelmäßigen Züge ſprachen von Anmuth und Geiſt; ihr ſanfter Blick drang in das Herz; ihr ganzes Weſen war lieblich, ernſt und heiter; ihr Herz hatte nie eine andere Regung gekannt, als die der innigſten Menſchenliebe; es ging alles innerlich in ihr vor, was ſie empfand, nicht daß ſie verſchloſſen geweſen wäre, nur daß ſie niemals prunken wollte. Das Gute, Schöne und Rechte war ihr angeboren, ſie übte es ohne Vorſatz und Nachdenken, wie die Roſe duftet und die Nachtigall ſingt.

Frau von Heydebreck empfing mich mit aufrichtiger

Herzlichkeit. Ich mußte ihr meine ganze Lage ſchildern, um zu wiſſen, wie mir zu helfen ſei. Da ich meine kleine Einnahme ſchon drei Monate voraus hatte, rieth ſie mir an, Stunden zu geben. Sie ſchaffte mir zuvörderſt eine bei ihrer Nichte Fräulein Antonie von Kamecke, und deren Bruder Eugen, dann beim engliſchen Geſandten von Roſe, endlich einen Freitiſch bei einer liebenswürdigen Schwägerin. Sie billigte meine ganze Handlungsweiſe. Von einer ſo erprüften herrlichen Frau that mir das unendlich wohl.

Ich ſuchte noch meine alten Freunde auf. Keine und keinen hatte der Tod weggerafft. Ich ging nach dem Luiſenkirchhof, der damals einem Walde glich. Ich blickte die Bäume an, als könnten ſie mir ſagen, unter welchem ſie ruht! Ach die Armuth hat zuweilen recht bittere Stunden! Meine ſelige Mutter drückte in ihrem Teſtamente den Wunſch aus, auf ihrer Gruft ein ſchwarzes Kreuz zu haben, in deſſen Mitte ein weißes eingelegtes ſei, mit der Inſchrift: „Es drückt nicht mehr!“ Ich hatte dieſen Wunſch nicht erfüllen können.

Meine Wohnung am Döhnhof'ſchen Platz vertauſchte ich mit einigen Zimmern in der Taubenſtraße, in dem Hauſe, wo Graf Georg von Blankenſee wohnte, und der ſich beeilte, unſere Bekanntſchaft anzuknüpfen.

Graf Kalkreuth, ſein Freund Wilhelm Müller, der vortreffliche Helleniſt und ausgezeichnete Dichter, ſchloſſen ſich dem Bund der früher Genannten an. Sie hatten mit noch zwei Freunden einen Band gefühlvoller Lieder unter dem Namen „Bundesblüten“ herausgegeben. Alle fünf hatten den Feldzug gegen Napoleon mitgemacht und wurden mir ſehr werthe Freunde.

Mein Proceß hatte begonnen. Man hatte mich angeklagt, die Invalidenprüfungscommiſſion verleumdet zu

haben. Ich hatte nicht einmal ihren Namen gewußt, als ich dem Grafen Gneisenau der Wahrheit gemäß berichtete, wie sie mit unsern Invaliden umgingen.

Graf Gneisenau hatte meinen Brief Punkt für Punkt mit rothen Strichen begleitet und zu strengster Untersuchung anempfohlen. Die Beschuldigten selbst führten diese Untersuchung, wahrscheinlich weil man in Köln voraussetzte, daß sie am besten wissen müßten, was an der Sache sei. Das war ganz richtige Logik! Die Herren gaben Punkt für Punkt eine Auskunft nach ihrer Art, und beschlossen damit, mich als Calumniantin zu verklagen und, wie schon erwähnt, auf Gefängnißstrafe und Geldbuße anzutragen. Abbitte und Ehrenerklärung vergaßen sie zu verlangen. Von Delinquenten, als welche sie mich stempeln wollten, verlangt man freilich in der Regel keine. Zum Inquirenten wurde Theodor Amadeus Hoffmann ernannt. Diese Wahl machte mich stolz und froh. So viel gewichtige Stimmen waren bei diesem Rechtshandel laut geworden, daß die Meinung des Publikums sich bereits ganz zu meinen Gunsten ausgesprochen.

Eines Morgens empfing ich ein Packetchen von meinem Bruder. In einige Zeilen gewickelt war das krystallne Petschaft meiner Großmutter Karschin. Mein Bruder beglückwünschte mich, indem er hinzufügte, „er habe mir die Inlage selbst bringen wollen; dies Petschaft gehöre mir zu, weil denn doch einmal in unserer Familie die Krone des Genius ein Kunkellehen sei". Ich küßte Brief und Petschaft. Seit 1801 hatte ich es nicht wieder gesehen. Ich eilte zum Bruder, von meinen Kindern begleitet. Wir freuten uns innig, und blieben für diesen Tag beisammen; er war heiter, die Rosen waren in Fülle aufgegangen, die Herzen beseligt.

Eine Frau von Rieden wurde uns zugeführt, die uns ihre Wohnung anzutragen kam, welche ſie wegen unvermutheter Abreiſe verlaſſen mußte. Man wurde bald einig über die Bedingungen, und in wenigen Tagen waren wir unter demſelben Dache vereinigt.

Mich und meinen Bruder hatte das Wiederfinden des Petſchafts der Großmutter, welches ſeit September 1802 verſchwunden war, freudig bewegt. Es war ein Geſchenk des edeln Domdechanten Freiherrn Spiegel von Dieſenberg aus den ſechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, geſchmückt mit poetiſchen Sinnbildern und aus der erſten Kryſtallſtufe gehauen worden, welche dieſer Freund aus Dieſenberg gewann. Nach dem Tode der Mutter fand es ſich nicht in ihrem Nachlaſſe vor. Mein Bruder glaubte, ich hätte es nach Paris mitgenommen. Ich dagegen meinte, mein Bruder beſitze es ſelber. Der es in Händen hatte, Namens Bratſch, ſprach nicht davon. Jetzt, im Mai 1816, als ein neues Dienſtmädchen zu meinem Bruder kam und er ihr Atteſt durchſah, fiel ihm das Siegel auf. Er wußte es ſich in einer halben Stunde zu verſchaffen und brachte es mir. Dies Wiederfinden eines Familienkleinods rührte uns freudig und mutherhebend.

In ruhiger Erwartung des Ausgangs meines Proceſſes ſetzte ich meine Geſchichte „Emma" fort. Ich war von meinen Papieren in Heidelberg getrennt; wollte ich „auserleſene Schriften" haben, ſo mußte ich geſchwind welche ſchreiben.

Die gute liebenswürdige Paſtorswitwe Henſel, Mutter Wilhelm Henſel's und ſeiner Schweſtern Luiſe und Minna, bewohnte ein Häuschen in Schöneberg. Dorthin ging ich jeden Morgen mit meinen Kindern. Mein Eſſen wurde mit dem der Familie zugleich bereitet. Mir

war zu Muth, als könnte ich nur dort schreiben. Das Zimmer lag hoch und freundlich; die Wipfel der Bäume säuselten, reine Lüfte wehten mit Düften vom botanischen Garten her. Luise und Minna kamen oft an meinen Schreibtisch und freuten sich meiner Arbeit. Mittags gingen wir in das Zimmer der Pastorin, wo uns unser einfaches Mahl einladend entgegendampfte. Gegen Abend ging es in ein Wäldchen, welches mir Luise Hensel als den liebsten Spaziergang unsers Freundes Adalbert von Chamisso bezeichnete. Hier sprachen wir viel und mit Liebe von ihm. Er war eben auf seiner Fahrt in die Welt begriffen, und begleitete Otto von Kotzebue. Diese Reise wurde stark durch Misverständnisse gestört, doch ging sie im ganzen glücklich von statten.

Chamisso brachte eine große Ausbeute von Blumen und Pflanzen heim. Als er sie auspackte, sagte er zu seiner Köchin mit seinem französischen Accent, der sehr artig in seinem Munde klang: „See—en Sie, dies Eu ist Gold, und dies Papier ist auch Gold, da darf nichts von abkommen."

Luise Hensel gehörte zu den Zierden des anmuthigen Kreises, den das Stegemann'sche Haus in sich vereinte. Laura Gedicke, späterhin dem liebenswürdigen Friedrich Förster verlobt, und andere holde Mädchen, umblühten Hedwig von Stegemann wie ein duftender Kranz. Unter den männlichen Gestalten der Abendgesellschaft war Clemens Brentano der älteste und merkwürdigste. Ein noch nicht ausgeglühtes Herz, eine noch nicht verstummte Aeolsharfe, ein noch flammendes dunkles Augenpaar! Er war unter vielen Menschen schweigsam, in der heitern Umgebung seines Kreises zuckte zuweilen seine Rede wie ein gewaltiger Blitz durch eine laue Sommernacht. Ich wußte von ihm durch entzückende Briefe, die mir Görres

vorgeleſen hatte. Sein Weſen kam mir darin vor wie eine Epheuranke, die hoch und einſam in den Lüften umher nach einem Felſen ſucht. Er kokettirte mit Witz und Spott wie ein Edelſtein mit Farbenſtrahlen, die ein heiteres Spiel mit der Sonne treiben. Er lebte in den Zauberkreiſen der Phantaſie, verſchmähte die Welt und ihre Bedingniſſe, und konnte doch von ihr nicht laſſen. Seine erſte Gattin, Sophie Méreau, bekanntlich eine unſerer lieblichſten Dichterinnen und ganz Poeſie und Innigkeit, blieb unverſtanden an ſeiner Seite. Sie ſtarb im Harm dahin. Vielleicht hatte er nie erfüllt, was er hingeriſſen von Leidenſchaft verhieß, weil er lange Zeit hindurch in dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaften nur ein Traumbild erblickte, das ſeine Phantaſie geſchaffen hatte, wenn es gleich in Wahrheit viel ſchöner war als ſeine Einbildung. Er nahm dann Rache an dem armen Herzen, daß ſich ihm hingegeben, und zerriß es in unauslöſchlicher Wuth. Er war jung geblieben, bis er ſtarb. Er glühte für die Religion mit verzehrender Flamme, wie ehemals für die Liebe. Nur wenige Jahre vor ſeinem Tode hatte er ihr entſagt, nachdem ſein oft ſo ſchwankendes Herz ſich zu ihr emporgerungen und in ihren Süßigkeiten geſchwelgt hatte. Der Gegenſtand ſeiner Liebe war die Verwirklichung ſeines Traumbildes. Die Seinige konnte ſie nicht werden. Beide trennten ſich, um in der Religion die Verſchmelzung ihres Weſens zu ſuchen.

Durch die umſichtige Führung Hoffmann's bekam meine Rechtsſache ihren feſten Gang. Die Verhöre, welche ich zu beſtehen hatte, wurden in einem rechtlichen Sinne geleitet. Die Protokolle, höchſt geiſtvoll aufgeſetzt, ſollten gedruckt werden. Ich fürchte, ſie ſind vernichtet. Hoffmann war ganz vom Ernſt und der Würde

seiner Mission durchdrungen. Eine unschuldig peinl
angeklagte, unbescholtene Frau, die sich allen Gemächlic
keiten einer bescheidenen aber ruhigen Lage entrissen hat
um arme Leidende wie eine Mutter zu versorgen, u
fern von jeder Nebenabsicht, ihre Gesundheit daran g
wagt, mußte aus einem höllischen Gewebe herausgezog
werden, um nicht durch Schmach und Gefängniß ih
Bestrebung für eine gute heilige Sache zu zahlen.

Das erste der Verhöre, die ich zu bestehen hatte, gin
auf dem Kammergericht vor. Ein Referendarius wa
zugegen. Es wäre gescheidt gewesen, wenn ich seine
Namen aufgeschrieben hätte, denn ich weiß ihn nic
mehr. Es war ein geistvoller Mann von Ehre und Ge
fühl. Es leuchtete mir ein, daß Hoffmann sowol als de
Referendarius, in der peinlichen Empfindung, die sich ihre
bemächtigte, als sie auf Anordnung des Justizminister
die Schuldigen unbeunruhigt lassen mußten, statt di
Schuldlose sogleich in ihr Recht als Klägerin einzusetzen
nun alles aufbieten wollten, um mich dafür zu entschä
digen, daß ich gewissermaßen als Delinquentin behandel
wurde.

Das zweite und dritte Verhör wurde bei Hoffmann
abgehalten. Ich hatte seine Wohnung noch nicht gesehen
er hatte die Wände selbst ausgemalt. Das schönst
Zimmer war auf überraschend sinnreiche Art mit den
Zierathen ausgeschmückt, die auf seine Oper „Undine"
Beziehung hatten. Mit zwei wunderkleinen zarten Händ
chen, und einer Gestalt vom regelmäßigsten Knochenbau
mit seinen zwei Funkelaugen, deren Augäpfel so unbe
weglich waren, daß gewiß niemand erfahren hat, ob diese
Augen groß oder klein, mit seinen feinen Lippen, die
man niemals lächeln sah, glich Hoffmann einem gespen
stischen Wesen, an welches die Natur nur das unent

behrlichſte Quantum von Fleiſch und Bein gewendet hatte, um es unter die Körper reihen zu können. Blut und Beweglichkeit war alles, was man von ihm wahrnahm. Manche höchſt geiſtvolle Männer ſtehen unabgeſondert durch ihr Aeußeres zwiſchen den übrigen Menſchen da. Hoffmann war von innen und außen ein Weſen für ſich, wie man noch nie eines geſehen. In manchen Beziehungen erinnerte jedoch die Erſcheinung des franzöſiſchen Miniſters Thiers an Hoffmann. Auf die übrigen Analogien dieſer zwei genialen Männer, wenn es welche gab, kann ich mich hier nicht einlaſſen.

Als ich bei Hoffmann angelangt war, ſahen wir uns lange ſtillſchweigend an. Ich wagte einige Scherze, die ihm das erſte und einzige Lächeln entlockten, welches ich auf ſeinen Lippen ſchweben geſehen. Wir beide empfanden die Ironie des Geſchicks, das zwei Dichter wie wir in einer ſolchen Lage einander gegenüberſtehen, ich hätte beinahe geſagt, miteinander caramboliren ließ.

Als eine durchaus lyriſche Natur, will ſagen eine träge, habe ich wenig von den merkwürdigen Worten behalten, die mir im Leben geſagt worden ſind. Ich wüßte kein einziges mehr, wenn ich mir nicht viel aufgeſchrieben hätte; ſie gingen ſogleich in mein Weſen über, ſtreiften ſich von ihrem Sinne ab wie eine Hülſe, oder beſſer geſagt eine Schlacke, das gediegene Gold blieb zurück in meinem Innern, glänzte und glühte dort, mein ganzes Sein bereichernd. Ich wünſchte gleichwol, ich hätte die Worte auswendig behalten, welche mir Hoffmann zu meiner Vertheidigung in den Mund legte, als er das dritte Protokoll ſeiner Verhöre aufſetzte. Es war nämlich die am meiſten incriminirende Stelle in dem als Corpus delicti angewendeten Briefe an Gneiſenau: „die an Wilke und Tiede verübte Elendigkeit!“ So hießen

die Worte, auf welche ſich die Invalidenprüfungs commiſſion bezog, um mich als Injuriantin zu be langen.

Hierauf ließ mich Hoffmann ungefähr folgende Worte ſagen: „Dies ſei nicht als eine Injurie anzuſehen. Denn es ſei nicht möglich, eine That die man rügen wolle, mit andern Worten zu bezeichnen, als mit ſolchen, die den Begriff davon gäben, wie man ſie empfunden.“ Ich ſah wol ein, daß dieſe Art, ſich über die Sache auszuſprechen, ziemlich ſpitzfindig war. Vielleicht wäre ſie auch nicht durchgegangen, allein man hatte Luſt, wie es im Sprichwort heißt: den Pelz zu waſchen, ohne ihn naß zu machen, und nahm von dieſer Ausrede dadurch, daß man ſie ſtillſchweigend gelten ließ, den Anlaß zu einer unerwarteten Wendung der Sache, die ich ſpäter berichten werde. Nach beendetem Geſchäft kam ich noch viel mit Hoffmann zuſammen. Er fand ſich nirgend behaglich als in der Welt ſeiner Ideen, Phantaſien, Entwürfe und Thätigkeit. Wenn er nicht arbeitete, ſo wollte er das Leben würzen. Er arbeitete mit Aufbietung aller ſeiner Lebenskräfte, aber ohne ſich ſeiner Anſtrengung bewußt zu ſein; dann war er abgeſpannt. In ihm und um ihn war dann alles ſtumm und öde. Mit erſchlafften Kräften rang er ſich aus dieſem Zuſtand heraus, und beging irgend etwas Barockes, Widerſinniges, wobei er ſich einbildete, die Geſellſchaft zu ergötzen.

Bei Hitzig waren einmal nebſt ſeinen Kindern mehrere andere ſchöne und lieblichblühende junge Mädchen. Hoffmann hatte ſich aus irgendeinem ihm bekannten Winkel Weingeiſt, aus der Küche ein paar Hände voll Salz und eine tiefe Schüſſel geholt. Nachdem er die gehörige Miſchung zu Stande gebracht, blies er die Kerzen aus. Bekanntlich ſehen die hochgefärbteſten Geſichter wie die Leichen aus,

wenn man ſie mit dieſer Miſchung beleuchtet. Ich ſchrie laut auf vor Entſetzen, und rief mit erſtickter Stimme: „Die Kinder weg, die Kinder weg!“ Denn dieſe Lüge der Verweſung zermalmte mich, und ich konnte lange nicht aus meiner Vorſtellung los werden, was ich geſehen. Bei alledem wußte ſich niemand bei den Kindern ſo angenehm zu machen als er, und es ſchien als habe Natur und Genius ihm ihre lieblichſten Schätze geſpendet, um Kinder damit zu erfreuen. Er liebkoſte keines, er ſuchte nichts in ihrer Nähe, es kam alles von ſelbſt, ohne Vorbereitung, ohne Zwang. Wir andern lauſchten umher, und wurden dabei ſelbſt zu Kindern.

Seine Bildniſſe waren meiſterhaft, jeder Strich Glut und zuckendes Leben; man würde ſich davor entſetzt haben, wenn nicht Liebe und ungeſuchte Anmuth hervorgeſtrahlt hätten. Von ſeinen Muſikwerken habe ich nichts gehört als die „Undine“, ſie machte gewaltigen Eindruck auf mich. Eines Morgens brannte das berliner Hof- und Nationaltheater ab; nicht zu retten waren die daſelbſt aufgehäuften Meiſterwerke, ſowie die herrlichen Decorationen zur „Undine“ von Schinkel's Meiſterhand. Wer eine gelungenere Beſchreibung von ihm zu leſen wünſcht, findet ſie in der geiſtreichen Novelle der Baronin de la Motte Fouqué, die, wenn ich mich recht erinnere, im „Frauentaſchenbuch“, doch weiß ich nicht, in welchem Jahrgange ſteht.

Julius Eduard Hitzig, dem ich meine Ueberſetzung oder vielmehr Nachbildung von Calderon's geiſtfunkelndem Schauſpiel „Der Geliebte ein Geſpenſt“ las, meinte, dieſe Dichtung würde einen dankbaren Opernſtoff geben, und Hoffmann ſuchte eben nach einem. Er hätte es mir ſagen ſollen, ich würde dann mein Stück nicht eingereicht haben. Doch er ſchwieg von ſeinem Plan, und verurſachte

dadurch eine Art Spannung zwischen Hoffmann und mir. Hitzig hätte mich mit Hoffmann allein zu sich einladen, mir seinen Plan eröffnen sollen, und wir würden die Sache unter uns abgemacht haben.

Bei einer dramatischen Arbeit dieser Art ist es eine Hauptbedingung, daß nichts ausdufte. Hitzig hatte eine große auserlesene Gesellschaft geladen; auch General Ernst von Pfuel war dabei. Ich stand im Wahne, daß es bei dieser Vorlesung einzig und allein darauf abgesehen sei, die schöne Dichtung des großen Spaniers und zugleich meine Arbeit zu feiern. Dies war ein gewaltiger Irrthum. Hoffmann sollte die Dichtung hören, um zu sehen, ob sich der Plan zu einem Opernstoff eigne. Gleich anfangs in der Scene, wo Carlos den unterirdischen Gang schildert, den Adolf betreten soll, um zu seiner Julia zu gelangen, rollten Hoffmann's Augen wie Feuerräder; ich bemerkte das, und las weiter. Es waren schöne Kränze, die dieser Abend mir brachte. Ernst von Pfuel's Gespräch nahm mich sehr hin, denn es enthüllte mir den großsinnigen Krieger und staatsklugen Denker, dem der Mensch als Mensch galt.

Einige Tage nach diesem Gastmahl bat mich Hitzig in einem kleinen Billet, ihm das vollständige Scenarium des spanischen Stückes zu schicken. Ich merkte nun wohl, worauf es abgesehen sei, konnte aber doch nichts anderes denken, als daß die Umgestaltung des Schauspiels zu einer Oper mir selbst übertragen werden solle; um so schmerzlicher war es mir, als ich erfuhr, daß Hoffmann diese Arbeit mit Contessa machen wollte. Denn bei aller Fähigkeit, das Stück bühnenrecht zu gestalten, konnte ich doch Contessa die Tiefe und Großartigkeit nicht zutrauen, die für eine solche Dichtung gehörte. Doch Hitzig war mir sehr theuer; es war mir lieb, daß

er mein Weſen verſtand, und ſo ohne weiteres vorausſetzte, ich würde ihm gern ein Opfer bringen. Ich ſchickte ihm alſo ſofort das verlangte Scenarium, und erſt lange nachher erfuhr ich mehr vom Verlauf dieſer Sache.

Endlich erſchien das Erkenntniß in meiner Angelegenheit. Der Juſtizminiſter von Kircheiſen hatte eigenmächtig das erſte Gutachten des Kammergerichts verworfen. Nicht um ihn zu tadeln, führe ich dieſen Umſtand an. Kircheiſen handelte einmal nach dem beliebten Grundſatz, „keine Einmiſchung einer Frau in Männerſachen zu dulden". Hatte doch St. Ambroſius der Jungfrau Maria zugerufen: „In der Kirche ſchweige das Weib!" Dies ließ ſich zwar in dieſem Falle nicht anwenden, denn das Weib hatte geſprochen und ihre Stimme ein vieltauſendfaches Echo gefunden.

Das Gutachten des Kammergerichts beſagte:

„Auf allen Punkten habe ſich Frau von Chézy gerechtfertigt, eine Menge gültiger Zeugen aufgeführt, um ihre Anklagen an Graf von Gneiſenau zu bewahrheiten! Es bleibe nichts übrig als ſie ehrenvoll freizuſprechen, und ihr ſelbſt zu überlaſſen, in welcher Art ſie eine Genugthuung für die Unbilden verlange, die ihr von der Invalidenprüfungscommiſſion zugefügt worden."

Der Miniſter von Kircheiſen verwarf dies Gutachten, ohne einen Grund anzugeben, und verfügte: daß man die Angeklagte befragen ſolle, ob ſie nicht im Sinne gehabt, die Invalidenprüfungscommiſſion zu beleidigen.

Hoffmann mußte mich noch einmal über dieſen Punkt verhören, und nun ſchritt man zum Erkenntniß, welches in den „Zeiten" von Daniel Voß abgedruckt ſteht, und welches Herr Joſeph Engelmann, der ſich noch eine

Menge Willkürlichkeiten gegen mich erlaubte, nicht abdruckte, als ich es ihm für die „Auserlesenen Schriften" zum Besten der verwundeten Vaterlandsvertheidiger, deren Kosten ganz auf mich fielen, sandte. Er, der mir soviel zu verdanken hatte, ergriff jede Gelegenheit, mir zu schaden und mich zu übervortheilen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß er, der zwar sehr schlau und eigennützig, aber dennoch beschränkten Verstandes war, sich auf irgendeine Weise gegen mich hatte einnehmen lassen. Rühmlicher und einträglicher wäre es für ihn gewesen, wenn er meinen Vortheil und mein Bestes im Auge behalten hätte. Ich würde über das unverantwortliche Unrecht schweigen, welches er mir angethan, wenn es nicht in jeder Beziehung gerügt zu werden verdiente.

Ein Werk, welches ich ihm versprochen hatte: „Das Rundgemälde von Heidelberg, Manheim, dem Neckarthal, dem Odenwald u. s. w.", konnte ich nicht vollenden, weil ich nach den Niederlanden mußte. Ich schenkte ihm das, was davon fertig war. Er bat mich ihm zu erlauben eine zweite Auflage davon herausgeben zu dürfen, ich willigte ein. Das Werk erschien. Einige Jahre später gab er ohne mein Vorwissen, mithin ohne meine Bewilligung, eine sogenannte dritte Auflage von diesem Werke heraus. Es war ein dünnes Buch, ein saftloser unverständlicher Auszug von dem gediegenen Werke meiner schätzbaren Mitarbeiter. Dies war ein Betrug, nicht allein an diesen und an mir verübt, sondern am ganzen Publikum.

Er hatte mich dringend eingeladen, einen Text zu zehn colorirten Kupfertafeln, die Heidelbergs schönste Umgebungen vorstellten, zu schreiben. Ich glaubte ihm dies nicht abschlagen zu dürfen, weil ich ihm den Druck der „Auserlesenen Schriften" schuldig war, und versprochen

hatte, meine Schuld durch Arbeiten abzutragen.' Ich schrieb das Werk, und er ließ es als Manuscript ohne meinen Namen drucken, wahrscheinlich um nicht die Ehrengeschenke, die auf die Zusendung seiner Prachtausgabe folgten, mit mir theilen zu dürfen.

Ich könnte noch ein ganzes Register ähnlicher Handlungen aufzählen, aber es ist mir zuwider, mehr davon zu sagen. Nur will ich noch erwähnen, daß er eigenmächtig, ohne mein Vorwissen, den Titel „Emma, eine Geschichte" in die romanhafte Benennung „Emma's Prüfungen" umwandelte. Ich hatte durch den Titel „Emma, eine Geschichte" bezeichnen wollen, daß ich ganz einfach eine wahre Begebenheit geschrieben, und daß der Leser nicht ein Kunstwerk, sondern eine treue Abbildung nach der Natur finden sollte. Ich hatte den stolzen Gedanken gehegt, Deutschland zu schildern, wie die unsterbliche Staël Italien geschildert hatte. Das erste Buch der Emma war, wenn nicht mit dieser Genialität, dennoch in diesem Sinne geschrieben. Ich hatte meine „Emma" eigentlich heißen wollen: „Emma, oder Deutschland". Meine Rechtssache unterbrach die Studien, die zu machen waren. Ich mußte mir in Berlin durch Stundengeben Brot verdienen. In solcher Lage kann man nicht daran denken, mit einem Meisterwerke zu wetteifern. Ich hatte so viele und schwere Opfer gebracht, daß mir diese neue Entsagung nicht schwer wurde, wählte also den bescheidenen Titel: „Emma, eine Geschichte", und zum Motto Hippel's sinnvolles Wort: „Die Welt ist ein großer Garten im Norden, wo wenig reif wird!" Ich flocht viel Erlebnisse in dies Werk. Ludwig Tieck erklärte es für das Beste, was ich geschrieben. Manche prophetische Stelle der Emma fiel auf und wurde in gediegnen Zeitschriften herausgehoben. Ich mußte mich begnügen,

gnügen, vieles zur Sprache gebracht zu haben, was mir im Herzen glühte. Engelmann erhielt noch, außer 19 Jahre lang ihm übersendete Beiträge für das Taschenbuch „Cornelia" und oben benanntes Prachtwerk über Heidelberg, 100 Thlr. vom Fürsten-Staatskanzler als Beitrag zu meinen Druckkosten; über dies alles, und über den Verkauf von 500 Exemplaren der „Emma", hat er nie Rechenschaft abgelegt, dagegen dreist behauptet: ich, [illegible]e durch seine eigenen Briefe bewahrheiten kann, was ich hier schreibe, sei ihm für die Druckkosten noch vieles Geld schuldig!

Ich lasse hier das Erkenntniß des Kammergerichts in meiner Rechtssache folgen:

„Erkenntniß des Kammergerichts.

Copia Vidimata.

Auf die von dem Kammergerichtsrath Hoffmann wider die verehelichte von Chézy geb. von Klencke geführte Untersuchung

Erkennt der Criminalsenat des königl. Kammergerichts vermöge besonderen Auftrags den Acten gemäß für Recht, daß

Denunciantin, Wilhelmine Christiane verehelichte von Chézy geb. von Klencke, von dem Vorwurfe, die Invalidenprüfungscommission zu Köln beleidigt zu haben, völlig frei zu sprechen, und die Kosten der Untersuchung niederzuschlagen.

Von Rechtswegen.

Erkenntniß des Criminalsenats des königl. preuß. Kammergerichts in der Untersuchungssache wider die verehelichte von Chézy geb. Freiin Klencke."

Dr. Christian Daniel Voß theilte in seiner Monatsschrift „Die Zeiten" (Juli 1817) dieses Erkenntniß mit, und schrieb dazu folgendes Vorwort:

„Frau von Chézy hat uns, infolge ihrer neulich mitgetheilten vorläufigen Anzeige, das Erkenntniß des Kammergerichts in ihrer, den Lesern aus frühern Anzeigen im allgemeinen bekannten Rechtssache mitgetheilt, und es folgt hier in extenso. Wir haben diese Angelegenheit bisher unter historischen Personalitäten rubricirt, und wenn sie nichts anderes als die Persönlichkeit der Frau von Chézy beträfe, würde sie ferner dahin gehören. Aber sie erhält durch diesen Urtheilsspruch ein doppeltes höheres und allgemeineres Interesse zunächst insofern dasselbe als ein Beitrag zur Geschichte und Charakteristik der Gerechtigkeitspflege in den preußischen Staaten zu betrachten ist, sodann insofern es auch auf den Gegenstand, weshalb Frau von Chézy gerichtlich in Anspruch genommen worden, Beziehung hat.

„Nach dem französischen Recht, und von einem Gerichtshofe, welcher im Geiste desselben verfuhr, wurde Frau von Chézy für schuldig erkannt und zur Strafe condemnirt; nach dem preußischen Recht, und von einem im Geiste dieses verfahrenden Gericht wird sie freigesprochen.

„Freilich die einzige Genugthuung, die dasselbe der Gekränkten, Mishandelten zu gewähren vermochte. Es verdient öffentlich anerkannt, und laut ausgesprochen zu werden: das Kammergericht in Berlin hat seinen alten, stets behaupteten Ruhm einer unerschütterlichen Rechtsstütze auch hier wieder bewährt. Den Zusammenhang der Sache erkennt man klar aus der dem Urtheil beigefügten actenmäßigen Geschichtserklärung. Wer mag an dem reinen, ja heiligen Eifer zweifeln, der die Frau von Chézy in der in Frage stehenden Angelegenheit leitete; wer die Motive derer verkennen, welche sie als eine

Calumniantin behandelten, und statt Lohn Schmach über sie zu bringen trachteten? Jene ist nun von der ihr gemachten Beschuldigung freigesprochen, aber sind denn diese wegen ihres Verfahrens gegen sie zur Verantwortung gezogen? War es genug, das Urtheil des kölner Gerichtshofs zu kassiren? Sollte nicht eine Untersuchung verhängt werden, wie es dazu kam dasselbe zu fällen? Soll für den Zweck der edeln Frau nichts geschehen, und es ohne gründliche Untersuchung bleiben: ob der Invalidencommission denn wirklich nichts von dem zu Lasten komme, was sie als Fürsprecherin der unglücklichen Opfer des Vaterlandes in ihrer Beschwerdeschrift an den General Grafen von Gneisenau angezeigt hatte?

„Das Erkenntniß selbst enthält darüber sehr bedeutsame Winke; sollen diese unbeachtet bleiben? Hat nicht Anzeigerin, haben nicht auch jene unglücklichen Opfer ein Recht, zu fordern, daß sie beachtet werden? Und gesetzt, daß sich auswiese, die Commission habe völlig vorschriftsmäßig gehandelt, wären denn nicht die untersuchend zu berücksichtigen, welche diese Vorschriften zunächst ertheilt hatten? Bedürfen nicht diese Reglements selbst einer Revision, um für die Zukunft zu verhüten, daß infolge derselben nicht ähnliches wieder geschehe?

„Man hat es Napoleon oft vorgeworfen, und ihm mit vollem Grunde als einen Hauptbeweis seiner Herzenshärtigkeit angerechnet, daß er die verwundeten und invalid gewordenen Krieger als unbrauchbar gewordene Werkzeuge betrachtete und behandelte, die man wegwirft und ihrem Schicksal überläßt. Wie die Nacht von dem Tage verschieden ist, so ist diese Denkungsart verschieden von der unsers frommen, gerechten und menschenfreundlichen Königs.

„Wie kann es nun in seinem Geiste und nach seinem Willen gehandelt sein, wenn man so verfährt, als in dem Schreiben der Frau von Chézy angezeigt ist? Und selbst, wenn es aus Gründen geschah, wie die, welche in den Urtelsmotiven vorausgesetzt werden? Konnen Befehle zu solchen Knickereien bei der letzten Ausstattung der invalid gewordenen Krieger, wie die: daß ihnen nur die Oberröcke gegeben werden sollten, welche für die im Dienst befindlichen Soldaten nicht mehr brauchbar befunden worden, von diesen abgetragen worden sind; daß ihnen an ihrem Reisegelde abgezogen werden solle, was ein freier unabhängiger, wohlthätiger Verein ihnen verehrte — von dem Könige ausgegangen oder gebilligt worden sein? Wie sehr verkannte man seine Denkungsart und seinen Willen, wenn und indem man solche Vorschriften ertheilte!

„Gewiß waren sie dem würdigen hochverehrten Feldherrn ebenso fremd, an den die Frau von Chézy ihr Beschwerdeschreiben richtete. Das beweisen die darin von ihm unterstrichenen Stellen; es bedarf aber auch dieses Beweises nicht für jeden, der diesen mit Recht hochverehrten Helden kennt. Auch geschah es wol gewiß nicht mit seinem Willen, und nach seiner Anweisung, daß die Untersuchung wegen jener Anzeige so oberflächlich geführt, und daß ihr die Wendung gegeben wurde, die Anzeigerin als eine Verleumderin vor Gericht zu belangen und condemniren zu lassen. Von ihm darf dagegen nun wol erwartet werden, da ihre Unschuld klar und sein Urtheil an dieser Sache zur öffentlichen Kunde gebracht worden, daß er eine gründliche Untersuchung veranlasse; denn wenn es auch für ihn der Rechtfertigung nicht bedarf, warum er diese so hochwichtige Sache damals scheinbar außer weiterer Acht gelassen, so bedarf

es doch für Frau von Chézy der Genugthuung, so bedarf es für die verkrüppelten, für die siechgewordenen Krieger besserer Unterstützung, und für die Zukunft für ähnliche Fälle vorkehrende Einrichtungen und Verfügungen; und dies erwarten diese Krieger, und die Nation, die sie kräftig und gesund hergab, und ungesund und verstümmelt wiedererhielt, und der sie nun, anstatt ihr nützlich zu werden, zur Last fallen, hauptsächlich von ihm, und können in seinem Geiste und seinem Herzen, sowie in seinem damaligen und jetzigen Wirkungskreise allerdings wol Berechtigung zu diesem Anspruche zu finden erachten.

„Welche Sorge kann dem Staate heiliger sein, als die Pflege der kranken und verwundeten Krieger und die Versorgung der invalid gewordenen? Der Staat macht es jedem Bürger zur ersten unerläßlichsten Pflicht Kriegsdienste zu leisten, soll er es nicht als seine erste unerläßlichste Pflicht anerkennen, für ihn angemessene Sorge zu tragen, wenn er ein Opfer jener Pflichterfüllung geworden ist? Dies fordert nicht blos die Gerechtigkeit und die Humanität, es fordert es auch die Politik, denn es hängt daran der Erfolg der kriegerischen Unternehmungen und sonach die Sicherheit des Staates. Wie mag man erwarten, daß ein Krieger willig und freudig ins Treffen gehe, wenn er befürchten muß, in den Lazarethen, wie Dr. Frohwein geschildert, behandelt und aus denselben verkrüppelnd und siechend, wie Frau von Chézy angezeigt, entlassen zu werden?

„Der gemishandelten und gerechtfertigten Krankenverpflegerin und Invalidenvertreterin möge das nachstehende Erkenntniß zur Aufmunterung gereichen, in ihrem Eifer für Vaterland und Menschheit nicht zu ermüden. Sie wird gewiß überall, wo es für sie Werth haben

kann, auch noch Anerkennung erhalten, und da sie gewiß nie um äußern Lohn wirkte, so wird sie sich durch den innern vollständig befriedigt finden, daß, wir vertrauen, es wird gewiß noch geschehen, die gute Sache vollständig siegt.

Professor Daniel Voß."

Während ich in Köln war, und voraussehen konnte, was mir die Behörden zudachten, setzte ich meinen Briefwechsel mit den hohen Frauen fort, die gleich im Anfang meines Unternehmens innige Theilnahme dafür gezeigt hatten. Zu diesen gehörten vor allen die unübertrefflichen Fürstinnen, Marianna Prinzessin von Preußen königl. Hoheit und Charlotte Großherzogin von Sachsen-Hildburghausen königl. Hoheit, die Schwester der Königin Luise von Preußen Majestät, eine der vier Geschwister, welche Jean Paul so begeistert gefeiert. Ich enthüllte der Prinzessin Wilhelm und der Großherzogin Charlotte das Gewebe gegen mich, soweit man es damals durchschauen konnte. Ich zweifle nicht, daß die großsinnigen Frauen dem Könige meine Briefe mitgetheilt haben, und daß diese vorläufigen Aufschlüsse über die Sache dem Monarchen über die Umtriebe der Chirurgen Licht gegeben.

Als ich späterhin in Berlin der Prinzessin Wilhelm einige Actenstücke vorlegte, rief sie aus: „Wundern Sie sich nicht über das, was Ihnen geschehen ist, wenn ich Ihnen versichere, daß man mir kaum besser mitgespielt hat als Ihnen; daß mir, die von den Betten der Kranken selten wich, der stille Hohn der Chirurgen, Inspectoren, Dirigenten u. s. w. aus ihren Mienen entgegenfunkelte; sie wollten keine Controle; wäre es ihnen möglich gewesen mir etwas anzuhaben, es wäre geschehen."

Ich schweige von den Annehmlichkeiten des Sommers

1817, den ich im Thiergarten mit meinen Söhnen zubrachte. Ich schrieb dort Beiträge für den „Freimüthigen", für den „Gesellschafter" des Professors F. W. Gubitz, machte Auszüge aus englischen Zeitschriften dafür, schrieb Erinnerungen für meine „Aurikeln", sowie den Aufsatz „Sein und Schein in christlichem Wandel". Wenn ich etwas fertig hatte, brachte ich es der Prinzessin Wilhelm, traf dann auch wol bei ihr die Kurfürstin von Hessen, dies Kunstwerk des Misgeschicks, wie Chateaubriand die Herzogin von Angoulême nannte, und auch die Kurfürstin Auguste genannt haben würde, wenn er sie gekannt hätte.

Das Beisammensein mit diesen zwei höchsten Frauen war ein beglückendes; sie waren so herzig und so einfach zugleich, ohne den leisesten Schatten von dem, was man Sentimentalität zu heißen pflegt, sondern voll lieblicher Natürlichkeit, die sich gerade dadurch nichts vergibt, daß sie jedes für das, was es wirklich gilt, gelten läßt. Je höher solche Frauen eine Privatperson stellen, destomehr fühlt diese sich verpflichtet, ihre Ehrerbietung zu bezeigen. Wie anmuthig war es, wenn man in den Garten von Schönhausen eintrat und vom Säuseln seiner hohen Wipfel gleichsam begrüßt wurde. Die Fenster des Lustschlosses standen offen, keine Thür war verschlossen. Unweit des Schlosses zwischen Baumstämmen stand eine Wiege, ein einfacher geflochtener Korb grün behangen. Ein fußathmendes Kind lag darin, schlummernd wie die Knospe in ihrer grünen Hülle. Nicht weit davon lag Waldemar, mit Blumen im Grase spielend. Adalbert saß wohl neben ihm und blätterte in einem Buche. Prinz Wilhelm kam aus einer Laube, begrüßte uns, rief seiner Gemahlin durch das Fenster zu: „Du hast Besuch, Marianna!" und sprach dann mit mir und den Kindern,

bis die Prinzessin kam. Sie führte uns in ihr Zimmer zeigte uns Prachtausgaben von neuen Werken, und Familiengemälde, auch wol seltene Blumen und Vögel. Dann kam das Frühstück, und dann ging es ins Gartenzelt. Man vernahm den heitern Tumult, den Prinz Adalbert's Spielgenossen machten. Er hatte ein stattliches Heer, die ganze Dorfjugend, welche er exercirte; der Stock war dabei überflüssig. Auch Wilhelm und Max spielten mit. Lebendige Soldaten sind allerdings angenehmer als bleierne. Prinz Adalbert war sehr liebenswürdig. Die Lesestunden waren oft von Gesprächen unterbrochen, zuweilen auch durch den Kammerdiener, der gravitätisch einen großen Präsentirteller mit Früchten brachte. Die lebhafte Prinzessin sprang ihm entgegen, nahm ihm den Teller ab, setzte ihn auf den Tisch, und rief selbst die Kinder herbei, damit sie sich satt naschten, dann sprangen sie wieder davon und wir lasen wieder.

Die Kurfürstin Auguste von Hessen war eine von der des Prinzen Wilhelm ganz verschiedene Natur, nur in den schönen Grundelementen ihres Wesens waren sich beide gleich. Prinzessin Wilhelm war idealisch schön; selbst im Prachtkleide wußte sie Einfachheit zu behaupten. Am schönsten stand ihr die violette Farbe zu ihren vollen braunen Locken und dem Schmelz ihrer frischen Gesichtsfarbe. Sie war hoch und schlank, und hatte die liebliche Fülle einer frischaufgeblühten Rose. Ihr Blick war unbeschreiblich süß und glänzend, er brannte nicht, er stach nicht, er lockte nicht, ihre ganze Seele war darin. Ihre Schönheit war so eigenthümlich und ganz ihr eigen, daß sie an keine andere erinnerte, keinen Anlaß zu Vergleichungen bot. Sie war ganz sie selbst, als wenn die Natur, welche sie geschaffen, gewußt hätte, sie könnte nichts Schöneres sein. Die Kurfürstin Auguste war eine

hohe Gestalt, schlank, beinahe mager. Ihre ganze Erscheinung war einfach und anspruchslos, und sie hatte so sanfte Augen, ein so mildes Lächeln, daß man die Schönheit nicht bei ihr vermißte. Ihre Bildung war keine moderne; allein, dank der vortrefflichen Erziehung, welche sie genossen, sie war eine ganz andere als die, welche die Prinzessinnen jener Zeit empfangen hatten. Die letzte Hand an ihre Erziehung hatte das Schicksal gelegt. Ihr Gemahl paßte nicht zu ihr; er war ein Prinz aus der Rococozeit. Sie, die bei ihrem guten Vater nur zart behandelt worden, konnte sich in sein Wesen nicht finden. Ihr Schwiegervater, der gleichfalls wenig Bildung genossen, aber einen gesunden Kern hatte, sagte ihr zuweilen: „Frau Tochter, Ew. Liebden stellen Ihre Sache nicht recht an; sehn Sie auf Ihre Frau Schwester von York, die hat es los wie man mit einem Mann umgehn soll. Nur um Gottes willen nicht weinen, wenn er unwirrsch ist; da könnte ein tüchtiger Kerl gleich aus der Haut fahren; und ihm die Kinder vom Halse lassen, er wird sie schon verlangen! Ueberhaupt, Frau Tochter, fein auf die Etikette gehalten, die verhindert Ausgelassenheiten. Das «Du» ist plebeje; das «Sie» ist wie der Buchsbaum um ein Gartenbeet her, es hindert, daß man nicht hineintritt."

Vielleicht hat der alte Kurfürst seiner lieben Schwiegertochter noch andere gute Lehren gegeben, und vielleicht weiß ich sie noch auswendig. Aber das indische Sprichwort sagt: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!"

Von Prinzessinnen der frühern Zeit, welche Muster der Liebenswürdigkeit waren, und mit Geschmack und Bildung, Geist und Sinn für alles Schöne in sich vereinigten, könnte man nebst Luise Ferdinand vermählte Prinzessin von Radziwill noch manche andere nennen.

Auch die Mutter der königlichen Prinzessin Luise war in vieler Hinsicht von ausgezeichneter Liebenswürdigkeit, die sich durch die frühere Form nicht hatte unterdrücken lassen. Diese Formen würden nie aufgekommen sein, wenn der schönen Zeit, welche fromme, zarte und leutselige Prinzessinnen erzog, nicht die Zopfzeit gefolgt wäre, und mit ihr zugleich die Ausgelassenheit des französischen Hofes unter dem Regenten und Ludwig XV. nicht die Nothwendigkeit herbeigeführt hätte, strenge, steife Etikette einzuführen, und die jungen Prinzessinnen sowie auch den Hofadel auf das strengste und vorsichtigste von der übrigen Menschheit abzusondern. Man suchte sie noch sorgfältig davor zu hüten, daß sie deutsch lernten, und dies gelang bei vielen. Doch in dem Maße, wie die höchsten Frauen und Prinzessinnen vor jedem schädlichen Eindruck gehütet wurden, übten die Männer und Jünglinge ein Recht der Zügellosigkeit der Sitten, weil ihnen strenge Moral, Tugend, innere Würde und Religion lächerlich und verächtlich vorkamen.

Die Schriften der sogenannten Philosophen, der Materialismus den sie athmeten, wirkten auf diese verkehrte Richtung.

Dem nichtigen Menschen ist die Gottesleugnerei eine Nahrung für seine Eitelkeit; er ist über das, was er zerstört hat, so stolz und entzückt, als ob er es geschaffen hätte. Der Begriff eines höchsten Wesens, welches allgütig und allweise die Schöpfung regiert, ist ihm lästig. Er denkt nicht an Lohn und Strafe, ohne sie als Tyrannin zu bezeichnen. Nach seinen Ideen haben sich die Dinge von selbst in eine ewige Ordnung gefügt, nach Naturgesetzen entfaltet, und ein höheres Wesen, dessen ewigen Gesetzen die Massen gehorchen, ist eine Erfindung, die den höhern Menschen nicht imponiren kann.

Wenn dies System befolgt werden könnte, so käme dabei kein Hühnerhof zu Stande.

Geistvolle Menschen haben schon gesagt, daß es keinen Atheisten gibt, sondern diese Gottesleugnerei nur in der Einbildung kranker Gehirne läge. Wie dem auch sein mag, unsere großen und üppigen Herren brüteten darüber, und wußten sich damit nicht wenig. Der große Astronom Lalande, der sich als Astronom am wenigsten etwas darauf zugute hätte thun sollen, daß er Gott leugnete, konnte wähnen, daß sich die geschaffenen Dinge so recht tausendkünstlerisch geschickt, von selbst gemacht. Wahrscheinlich gehörten auch die Erdbeben, Schiffbrüche, Ungewitter in die Ordnung der Dinge hinein, und die Jahreszeiten folgten einander nach dem Gesetz der Naturnothwendigkeit. Mehrere Jahrzehnde waltete der Wahn, dann fing der trostbedürftige Mensch wieder an, Gott zu suchen. Die ewige Liebe täuscht nicht die Hoffnung des Geschöpfes, sie offenbart sich in der Liebe selbst.

Als die Revolution mit ihren Greueln auftauchte, sah sich Robespierre genöthigt, um nur aus dem Wirrwarr sich herauszufinden, Gott zu decretiren. Das Volk gehorchte. Glaube, Hoffnung, Liebe waren ihm lieber wie was anderes, und waren zugleich etwas anderes, als was man bisher gehabt. Die langverschlossenen Kirchenthüren thaten sich auf. Die lange verscheuchten Priester erschienen wieder; nur sollten sie zur Constitution schwören. Dagegen sträubte sich ihr Rechtsgefühl; sie meinten: wer den König vom Thron gestoßen, und sein Haupt in den Sand gerollt, könne nun nicht Gott einführen, wie eine Maschine, deren man eben bedarf. Doch wer kennt nicht die grausenerregendste und blutigste aller Geschichten; sie, die nur das Ei ist, aus welchem die Unterwelt das Verderbniß der Zukunft aus-

brütet? Die Völker werden immer erfindungsreicher und immer gemüthsärmer. Wer weiß, ob sich nicht aus den jetzigen Zuständen das Unheil der Zukunft unheilbar entwickelt. Soviel ist wahrscheinlich, daß eine bedeutende Entscheidung sich unabwendbar nahe.

Ich hatte vorhin von dem allen nicht sprechen wollen, es ergötzte mich, darüber nachzudenken, wie denn unsere Aeltermütter von der schönen geschmackvollen Kleidertracht früherer Zeiten (man gehe nur zu denen Ludwig's XIII. zurück) zu den scheußlichen Trachten gelangt sind, die seit Ludwig XV. und seit der Regentschaft grassirt, und der ich jetzt nothwendig erwähnen muß, nicht allein, wie sie jetzt sind und waren, sondern wie sie noch werden können. Ungeschmack herrscht in allem, Unzweckmäßigkeit nicht minder. Zu oft bleibt das Gute auf halbem Wege stehen, doch das Ueble nie. Unsre Enkelinnen wird man ohne allen Zweifel in den barockesten Trachten erblicken, von denen ich viele schon selbst erlebt, den Leib mit zwei Händen zu umspannen. Der breite steife Reifrock um die Hüften her, damit die Taille feiner erscheine! Der Kopfputz eine halbe Elle hoch, um Größe zu gewinnen! So viel Tand und nutzlose Schnörkel um und an den Damen, daß eine Fremde wie zu Lady Montague's Zeiten untersuchend fragen wird: „Bist du selbst das alles?"

Ich selbst lief noch am Gängelbande umher, als ich junge und alte Damen im damaligen Aufputz sah: das Haar über hohe Wulsten gezogen, stark gepudert und auftoupirt. Da man der damaligen Dauphine Maria Antoinette gern eine Schmeichelei bezeigen wollte, und da es fälschlich hieß, sie habe rothes Haar, so bestreute man sich mit rothem Pulver. Rund um die Frisur her wurden wurstähnliche Locken gesteckt; hinter

den Ohren hingen, den Hals bekleidend, zwei lange Locken, gleichfalls mit einer Wurst endend, auf den Busen herab. Von den übrigen Zierathen des Anzugs und Kopfputzes will ich schweigen, meine schönen Leserinnen haben dergleichen gewiß schon auf alten Familiengemälden gesehen. Nur muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Herr Dr. Klencke an der Beschreibung des Aufputzes meiner Großmutter Karschin ohne Noth Puder und Zitternadeln verschwendet hat. Kein Körnchen Puder hat jemals ihr Haupt berührt. Wenn ihre Freundinnen sie baten, sich doch zu pudern, weil es ja Mode und mithin anständig sei, so rief sie entrüstet aus: „Was, ich soll mir Mehl auf den Kopf streuen? Nimmermehr!" Sie trug ihr feines braunes Haar ganz natürlich aufgeschlagen, und setzte ein Kopfzeug auf, dem oben am Scheitel ein Veilchenstrauß nicht fehlen durfte; denn etwas mußte sie für die Mode thun, um nicht zu arg verketzert zu werden.

Ich kann mich rühmen, Läufer und Haiducken gesehen zu haben, die scharlachroth gekleidet waren. Der Fackeltanz wurde bei Vermählungen aufgeführt. Die Damen bemühten sich sehr um Doppelkinne und um eine etwas schiefe Haltung des Kopfes. Selten sah man eine ohne einen kleinen Papagai und Bologneserhündchen, oder einen schnarchenden Mops, dem zur Verschönerung der Schweif abgehauen war, die Nase eingeknickt, auch die Ohren kurz abgeschnitten. Die armen Thiere jammerten mich; doch kamen sie zum Glück aus der Mode. Am liebsten sah ich die schneeweißen seidenhaarigen Bologneserhündchen mit ihren rosenfarbenen Halsbändchen, ihren umlockten Augen und ihren hängenden purpurnen Zünglein. Auch sie verschwanden nach und nach, und die Wachtelhunde, minder klein, von vermindert zer-

brechlichem Knochenbau und zierlichen Bewegungen, kämen an ihre Stelle. Sie fangen an den Vorzug der Seltenheit einzubüßen, wunderkleine Windspiele werden sie verdrängen. Man muß damals die Hunde sorgfältiger gehalten haben, denn man hörte selten etwas von einem tollen Hunde. Karl Theodor's erste Gemahlin, Elisabeth, die sich gern in phantastischen, besonders in mythologischen Costümen malen ließ, und die so, wie ihr Gemahl, das oftgemalteste Fürstenhaupt der Erde war, besaß das angenehmste Wachtelhündchen, das man sehen konnte. Es war weiß, mit schöner weißer krauser Brust und glänzendem schwarzen Ohrgehenk; und was an ihm sehr geschätzt wurde, es hatte die linke Seite ganz weiß. Seine großen schwarzen Augen und sein Korallenschnäuzchen gereichten ihm zur größten Zierde. Der Künstler, der es auf dem Arm einer schönen Dienerin dargestellt, hatte es mit solcher Wahrheit aufgefaßt, daß es schien, als ob es von diesem schneeweißen Arm herunterzugleiten im Begriff stehe. Die Dienerin, ein Fräulein von St. George, wahrscheinlich eine Großtante meines geistreichen Vetters, des Ritters von St. George, war schön, und es wird von ihr gerühmt, daß sie den leidenschaftlichsten und lockendsten Bewerbungen Karl Theodor's widerstand.

Die vielen meist anziehendsten Bildnisse Karl Theodor's und seiner Gemahlin in Graf Graimberg's Galerie machen beinahe den Eindruck einer Biographie, denn wenige Momente in seiner Lebensgeschichte sind unverzeichnet geblieben; es befindet sich darunter sogar einer, wo er als Geldempfänger dargestellt ist. Seine Gemahlin, Schwester des Kurfürsten von Baiern, die ihr eben nicht hold war, ließ sich als Diana malen, um dadurch anzudeuten, daß sie von nun an immer darauf entsagt, das Lager ihres Gemahls zu theilen, und ihm carte blanche für alle erdenklichen Abenteuer gäbe.

Bei großen Gelegenheiten, wenn es unmöglich war den Friseur frühmorgens zu bekommen, wurde er für den Abend vorher geholt. Er baute die Frisur mit der größten Sorgfalt auf, und brachte wenigstens zwei Stunden damit zu; dann nahm er vom feinsten Postpapier einige lange Bogen und umsteckte die Frisur mit vielleicht hundert feinen Nadeln. Die gemarterte Dame setzte sich auf ein Sofa, unterstützte ihren Nacken, behing ihre Füße mit warmen Tüchern, und blieb schwebend angelehnt im beschriebenen Zustande die ganze Nacht. Ihre Augenlider waren roth und geschwollen vom festen Anziehen der Haare.

Es wurde mir vergönnt noch in meinen frühesten Jahren die Umwandelung zu bewundern, die plötzlich eingetreten war. Meine Mutter nahm mich zur Vermählungsfeier der Prinzessin Friederike und Wilhelmine von Preußen auf das Schloß mit. Unsern Augen bot sich das überraschendste Schauspiel dar. Die Königin Mutter und die junge Königin erschienen, sowie der übrige Hof, noch mit gepuderter Frisur und im Reifrock; allein zuletzt erschienen die Bräute des Herzogs von York und des Statthalters der Niederlande, Friederike und Wilhelmine von Preußen, mit ihrem Nymphenwuchs, ihren sanft gerötheten Wangen und ihren lieben hellen Augen. Sie trugen die strahlenden Brautkronen mit blühenden Myrtenzweigen durchflochten, das schöne Haar leicht gelockt um den blendenden Nacken her, eine griechische Chemise, die anschmiegend die Formen ihrer lieblichen Gestalt begleitete, und eine breite goldene Arabeske in dem brillanten Leibgürtel. Ein allgemeiner Schrei der Ueberraschung und Freude ließ sich nicht unterdrücken, aber die Blicke der hohen Neuvermählten zeigten, daß ihnen dieser Ausbruch auch nicht gleichgültig war.

Von nun an griff die griechiſche Tracht in das Leben ein; das Publikum fühlte, welchen glänzenden Sieg die Sache des guten Geſchmacks und der Schönheit davon getragen habe. Wenige dachten noch an den Zuſammenhang der Umwandelung der Tracht mit der Umwandelung der Sitten und Gebräuche, die ihr auf dem Fuße nachfolgte. Im Jahre 1817, als ich in Berlin war, hatte ſich wieder eine Veränderung in den Coſtümen gezeigt: ſie waren minder ungezwungen, minder leicht, faltenreicher, den Formen des Körpers nicht ſo angeſchmiegt; allein im Benehmen der Töchter und Söhne des Thrones blieb der eingetretene Wechſel bemerkbar, ſowol in Preußen als im benachbarten Sachſen, wo lange die größte Steifheit geherrſcht hatte. Prinzeſſin Auguſte, die Tochter Friedrich Auguſt's, verbarg nicht, wie ſie ehemals gethan haben würde, die Strahlen ihres Geiſtes. Einige Anekdoten aus ihren früheſten Kindheitstagen mögen hier eine Stelle finden, obgleich ſie nicht eigentlich hierher gehören.

Die Prinzeſſin ſaß einmal auf dem Boden und ſpielte, der König hob ſie in ſeinen Armen auf; das mochte ihr nicht recht ſein, im Spiel unterbrochen zu werden, und ſie rief ihm zu: „Hundsfott!"

Der König ſchellte das ganze Haus zuſammen, und rief mit erſtickter Stimme: „Wer hat der Prinzeſſin das Schimpfwort beigebracht?" Als alle ſchwiegen, ſprach er: „Gut, es mag für diesmal hingehen; wenn aber meine Tochter noch ein einzig mal ein Schimpfwort ſagt, ſo kommt alles fort was hier im Schloſſe iſt, darnach richtet euch!"

Der König wurde unbeſchreiblich geliebt. Niemand wollte ungehorſam ſein. Kein Mislaut erklang ferner vor den Ohren des Kindes. Da ließ ſich die zweite Gouvernante irgendein Verſehen zu Schulden kommen,

worüber die kleine Hoheit aufgebracht wurde. Das dem Menschen angeborene Bedürfniß, ein zürnendes Wort auszusprechen, wurde mächtig rege, aber die Kleine fand keines und brach in die Worte aus: „Sie sind, Sie sind ein rechter zinnerner Teller!“ Denn Schnöderes kannte sie nicht. Ich glaube nicht, daß der König um die Sache erfuhr, weiß aber, daß die Prinzessin ihr Wort gern zurückgehabt hätte, und sich schämte.

Auch die Erziehung der Prinzen wurde mit großer Sorgfalt geleitet. Der König sah es nicht gern, wenn sie ohne Gefolge über die Straße gingen, oder im Walde umherstreiften. „Ihr werdet schon sehen“, rief er ihnen zu, „was das auf sich hat, und wozu es führt.“ Die Prinzen glaubten ihm nicht, sie blieben auf den eingeschlagenen Wegen. Dies würde gut gegangen sein, wenn der Oheim, der Herzog Anton, welcher kinderlos war, nicht auf die Thronfolge bestanden hätte, auf welche er allerdings das Recht durch die Geburtsfolge hatte, dem aber der Herzog Max zu Gunsten seiner Söhne entsagte. Herzog Anton ersehnte den Thron für die Zeit, wo sein Bruder ihn leer lassen würde. Bei diesem Wunsch kam weder Ehrgeiz noch irgendein persönlicher Beweggrund in Anschlag. Der Herzog konnte und wollte nicht Tynast werden. Er liebte zärtlich seine Neffen. Allein der König, sein Bruder, war nach seinem Sinne noch nicht genug darauf bedacht, das Land der Römischen Kirche zuzuwenden, und räumte der Augsburgischen Confession noch immer zu große und zu viele Rechte ein. Herzog Anton glaubte größeres Heil für seine Unterthanen zu erzielen, wenn er sowol Rechte als Pflichten der Katholiken auf das möglichste ausdehnte, und ihnen soviel Begünstigungen zuwendete, als nur immer statthaft sein konnten. Bei der Aufzählung derselben, will

ich nur bei dem ganz allgemein Bekannten stehen bleiben.

Für jedes Kind von evangelischen Aeltern mußte für den Schulunterricht gezahlt werden. Es gab viele Familien, besonders im Erzgebirge, welche nicht genug verdienten, um Brot für ihre Kinder zu kaufen. Dem Schulmeister trug seine kleine Besoldung nicht genug ein, um Schulgeld für seine Kinder zu entbehren. Nun wurde den Aeltern vorgestellt, daß sie ihre Kinder nur in die katholische Schule zu schicken brauchten, dort würden sie umsonst unterrichtet und brauchten nicht den katholischen Glauben anzunehmen. Viele schlugen freudig ein, und sahen in dieser Begünstigung nur eine Handlung der Menschenliebe. Vielleicht war sie es auch ursprünglich, allein man sah nichtsdestoweniger die meisten dieser Kinder zum katholischen Glauben übergehen. Eine andere Hauptursache, daß viele Evangelische übertraten, ging wahrscheinlich nur aus der Lage der Dinge im allgemeinen hervor. Es gab viele Witwen und Jungfrauen reifen Alters, die sehr eifrige Katholiken waren und sich zu verheirathen wünschten. Sie wurden mit jungen evangelischen Bürgern bekannt, die man darauf aufmerksam machte, daß manche nicht unbedeutende Vortheile durch eine eheliche Verbindung mit diesen Matronen und abgeblühten Mädchen zu ermitteln seien; allein die Hauptbedingung sei die Heimkehr in den Mutterschos der Kirche. Dies alles ging geräuschlos zu.

Herzog Anton war kein ganz theilnahmloser Zuschauer bei diesen Vorgängen. Seine edle Gemahlin, ein Musterbild von Güte und Menschenfreundlichkeit, eine jüngere Tochter von Maria Theresia, that überhaupt viel Gutes, und vergaß nicht, den Neubekehrten Wohl-

thaten zu erzeigen. Sie hatte Maria Thereſia's Eifer für das Seelenheil ihrer Unterthanen, doch es war Milde in dieſem Eifer, weshalb er um deſtomehr wirkte.

Herzog Anton und ſeine Gemahlin träumten von einer ſeligen Zeit, wo das ſchöne Land Sachſen nur ein Hirt und eine Heerde ſein würde. Herzog Anton ſehnte ſich nach einer Wallfahrt nach Rom, konnte aber keine bewerkſtelligen. Er ließ mithin die Zahl der Schritte und das Maß der Zeit berechnen, welches erforderlich wäre, zu Fuß nach Rom zu gehen. Man belehrte ihn, daß er ſein Ziel in drei Jahren erreichen könnte, wenn er täglich einige Stunden damit zubrächte. Weil nun der Herzog darauf verzichten mußte, nach Rom zu wandeln und dort den Segen des heiligen Vaters zu empfangen, unternahm und vollendete er ſeine Wallfahrt auf den Knien rutſchend in ſeinem Zimmer. Sie war nun kaum beendet, als Friedrich Auguſt in das Jenſeits hinüberging und ſein frommer Bruder das Scepter ergriff, das jener über ein halbes Jahrhundert rühmlich geführt hatte.

IV.

Ueberſiedelung nach Dresden.

Ich bin hiermit den Begebenheiten vorausgeeilt. Friedrich Auguſt lebte noch, als ich nach Dresden kam. Ich war bei ſeinem Jubelfeſte. Das ganze Volk fühlte Rührung und Erhebung.

Der Ruf der ſchönen Gegend, die größere Wohlfeilheit der Lebensmittel, die Sehnſucht nach einigen ſehr theuern Perſonen, die dort lebten, waren meine Beweggründe zu dieſer Aufenthaltsveränderung. Die Lücke in meinen Einkünften, welche meine Reiſe nach Berlin geriſſen hatte, wurde zwar durch die Huld des Königs und die Fürſorge des fürſten Staatskanzlers zum Theil ausgebeſſert; allein es geht immer ſo mit ſolchen Lücken: die Entſchädigungen werden dadurch mangelhaft, daß ſie zu ſpät kommen. Niemand hat ärmlicher in Berlin gelebt als ich, und niemand iſt entblößter von allen Mitteln als ich nach Dresden gekommen. Uebrigens werde ich noch einen andern Augenblick und Platz finden, um von einigen meiner liebſten Freundinnen zu ſprechen, die ich in Berlin zurücklaſſen mußte, und die nun beinahe alle im beſſern Jenſeits ſind.

Da ich die Unterrichtsanstalten in Dresden gar nicht kannte, hielt ich es für angemessen meinen Kindern einen Lehrer mitzunehmen, der sehr befähigt war, und sich überhaupt als uneigennützig bewährt hat. In wenigen Tagen erreichten wir Dresden, und trafen am 7. October, Dienstag, dort ein. Ich ließ mich sogleich zu Fräulein Therese aus dem Winkel führen, welche ihr niedliches Häuschen am Elbufer bewohnte. Ich winkte Lottchen, die mich gleich mit Freudenbezeigungen wiedererkannte, mich nicht anzumelden, und trat an der Hand meiner Kinder in den Salen.

Hier bewillkommten mich erfreute Blicke. Baron Malsburg, Luise Brachmann, Therese aus dem Winkel, vor allen Graf Loeben bewillkommten mich mit wahrer Herzlichkeit. Ganz überraschend war meine Ankunft nicht; denn es hatte in einer berliner Zeitung gestanden, daß ich im Begriff sei nach Dresden zu reisen. Ich erwählte abends zum Vorlesen eine Ballade, die seltsamerweise eine Beziehung auf Malsburg's Herz und Geschick hatte, und ihn wehmüthig ergriff. Hier ist sie:

Mary und Sandy.

Der Mond erklomm des Hügels Höh',
An dessen Fuß der See entquillt;
Vom Hügel fern im Osten schwebt
Auf Thurm und Wald sein Silber mild.
Da neigte sich Mary zur Ruh',
Dacht' ihres Sandy auf dem Meer,
Und eine sanfte Stimme spricht:
„Du Holde, wein' um mich nicht mehr!"

Vom Kissen neigt sich sanft das Haupt,
Fragt bebend: „Wer ist's, der hier spricht?"
Da sah sie ihren Sandy steh'n
Schneeweiß, und trub sein Augenlicht.

„O süße Maid, kalt ist mein Staub!
O tief im Grund vom weiten Meer,
Fern, fern von dir schlummr' ich so fest.
O Liebe, wein' um mich nicht mehr!

„Drei Tag' und Nächte trieb der Sturm
Auf wildem Ocean uns fort,
Wir kämpften treulich mit der Flut,
Das Schiff zerschellte fern vom Port.
Noch schlug für dich mein liebend Herz,
Als Todesschau'r weht' um mich her;
Still ist der Sturm und still mein Herz,
Drum, Holde, wein' um mich nicht mehr!

„O du mein Lieb', erheitre dich,
Bald finden wir uns dort am Strand.
Wo Lieb' ist frei von Schmerz und Harm,
Wo nichts zerreißt ihr himmlisch Band!
Laut kräht der Hahn! Der Schatten flieht." —
Mary sah Sandy schon nicht mehr,
Doch eine sanfte Stimme spricht:
„Du Süße, wein' um mich nicht mehr!"

Ernst von Malsburg war tief bewegt, dies Bild traf die zartesten und geheimsten Saiten seines Herzens. Seine Charlotte war ihm vorausgegangen. Er sprach nicht von ihr, doch in seinen ausdrucksvollen Augen glänzte eine Thräne. Die sanfte Luise Brachmann trug eines ihrer schönsten Lieder, und Therese eine gefühlvolle Phantasie auf der Harfe vor. Unser Aller Stimmung war feierlich, vor allen die von Graf Loeben, der überhaupt ein Fremdling auf dieser Welt war und blieb.

Es geht mir mit meinen Erinnerungen, wie es den alten Persiern mit der Erfindung des Rosenöls ging. Viele Tausende von Rosen wurden in ein Marmor-

becken voll frischer Flut hineingeworfen, in welchem sich Odalisken badeten. Sie scherzten, stampften, tanzten in dem Bassin umher, und verließen es erst bei der Morgendämmerung. Als es die Gärtner ausschöpfen wollten, bemerkten sie goldhelle Tropfen auf der nun ruhenden Oberfläche der Flut. Ein unbeschreiblicher Duft stieg aus diesen Tropfen hervor. Die Gärtnerburschen faßten sie auf in ein krystallnes Gefäß, dies war das Rosenöl. Das Zerquetschen der Rosen hatte die feinste Substanz der Blume aus ihrem Kelch herausgearbeitet, ihr geheimstes Sein zur Erscheinung gebracht. Nicht anders arbeitete das Misgeschick den Duft meiner Seele aus meinem Wesen hervor.

Ich habe noch einiger Personen des Kreises im Italienischen Dörfchen nicht Erwähnung gethan. Es versammelten sich dort alle Dienstage einige Dichter zu einer Art Kränzchen, man trank Thee, oder las und trug vor. Zwei Fräulein von Goldacker bildeten unser Publikum.

Im Großen besaß Dresden einen andern Kreis, der „Liederkreis" genannt. Hier vereinigten sich aller vierzehn Tage die begabten Geister, die Dresden damals in sich schloß. Fräulein Therese aus dem Winkel gehörte beiden Vereinigungen an. Zum Liederkreis gehörten: der Minister von Nostitz mit seiner liebenswürdigen Familie, der Professor Karl Forster mit seiner holden Gattin, der Professor Hasse, der Dichter Theodor Hell, sein Freund Friedrich Kind, der Hofrath Kuhn, Eduard Gehe, der Hofrath Breuer, Karl Maria von Weber und seine Gattin, Hofrath Böttiger u. m. a., von welchen einige die merkwürdigsten Briefe mitbrachten. So oft eine poetische oder literarische Notabilität nach Dresden kam, wurde sie in den Liederkreis gezogen, der etwas Einziges

in seiner Art war. Der edle Nostiz hatte ihn gestiftet, und überlebte ihn noch; denn selbst in Dresden, wo fast alle Poeten Hofräthe waren, wurde die Poesie durchaus nicht nach Würden geschätzt, und aus dem Umstande, daß die Poeten Hofräthe hießen, ging noch nicht hervor, daß die Hofräthe poetisch waren.

Der Eindruck, den der Kreis selbst machte, war unbeschreiblich. Man denke sich eine Reihe ausgezeichneter Männer, ungezwungen im Saale verstreut und einen Kreis blühender Frauen und Mädchen in bescheidener Entfernung umgebend. Diese waren das liebliche, zum Theil auch das liebende Publikum der glücklichen Dichter: ihre Gattinnen, Schwestern, Bräute in einfachen weißen Kleidern, Blumen in den Locken und am Busen, durch Anmuth und Sittigkeit geschmückt. Sie schlugen die hellen Aeuglein nieder und arbeiteten fleißig, nur selten verrieth eine Regung, ein leises Ach, was in ihrem Innern vorging. Die greise Matrone Obristin aus dem Winckell mit ihren wallenden Silberlocken gab das Signal zum Lesen, wol auch zum Beifallrufen, mit mildem Ernst und feinem Takt. Hofrath Böttiger schlummerte zuweilen über dem Vorlesen eines Gedichts ein; er hatte die Stille nicht wahrgenommen, die nach vollendetem Vorlesen eintrat und ihn aufzuwecken pflegte. Er klatschte nun lauten Beifall, immer noch mit eingekniffenen Augen, wie es seine Art war. Ein Kichern machte ihn aufmerksam; er öffnete die Augenlider, und sah das niedliche Hausmädchen stehen, die ihm Kuchen präsentirte. Auch im Theater schlief er regelmäßig ein.

Eine neue Schauspielerin hatte eine Lieblingsrolle der ausgezeichneten Hofschauspielerin Hartwig übernommen, neben welcher Böttiger saß. Die Zuschauer klatschten Beifall, Hofrath Böttiger nicht minder; doch

als er wahrnahm, daß Frau Hartwig dies Beifallklatschen eines alten Freundes unwillig empfand, wollte er sie trösten, und rief ihr halblaut zu, indem er heftiger applaudirte: „Sie machen's besser!"

Ein kräftiges funkelndes Mitglied des Liederkreises war Theodor Hell, dem wir so gemüthliche sinnreiche Lieder danken, soviel verständige Beurtheilungen neuer Erscheinungen in der Literatur schuldig sind. Schriftsteller haben zwei Sprachen, wie der Indier, ein Sanskrit und ein Prakrit. Das Sanskrit ist für die Gelehrten, das Prakrit für die Laien. Es ist wesentlich nothwendig, denn es wirkt unmittelbar auf die Masse ein. Zu dieser allgemein faßlichen Sprache gehört Scharfsinn, Gemüthlichkeit, gediegene Bildung, Klarheit und noch eine Menge von Dingen, die in der pomphaften Literatur für die großen Geister empfindlich fehlen. Wer für das Allgemeine schreibt, ist Meister und Bildner; wer für ein bestimmtes Publikum arbeitet, hat einen bedingten Wirkungskreis. Winkler hat durch die Abendzeitung viel Licht verbreitet, vielseitige Bildung ist aus ihr hervorgegangen. Seine dramatischen Arbeiten haben alle im hohen Grade den Werth der Genießbarkeit. Sein Fleiß war musterhaft.

Freiherr von Nostitz und Jänckendorf ragt aus den Linien der andern Mitglieder des Liederkreises hervor, nicht durch seine Verhältnisse als Edelmann und Minister, sondern weil er als beides das Gemüth und die Humanität hatte, ein Dichter und ein Beförderer des Schönen und Guten in einem so hohen Grade zu sein. Es ließe sich Vieles über seine höchst liebenswerthen Töchter sagen. Eine war die Rose des Geschlechts, eine andere die Nachtigal. Allen verleiht ihr innerer Werth noch Höheres als was der Welt bekannt geworden

Ich werde noch Anlaß finden, von den andern Mitgliedern dieses schönen Kreises zu sprechen. Er hatte kein Vorbild, und wird vielleicht nie ersetzt, denn unsere Jetztzeit ist nicht was jene war. Von dem was unsere Voráltern entzückte, hat manches seinen Werth für uns verloren. Der Geschmack verlangt nicht blos etwas mehr, sondern noch vor allem etwas anderes.

Eines Morgens kam eine Freundin, Wilhelmine Lorenz, zu mir, um mir vorzuschlagen, auf den Abend d. Cousin Jaraczewska zu besuchen, welche nicht ausgehen könne, weil sie jetzt kränklicher als sonst sei, und mich doch gern bald möglichst kennen lernen möchte. Eine Scheu gegen neue Bekanntschaften hat nie entschieden bei mir vorgewaltet; ich kam mir dann immer vor wie Diogenes, der seine Laterne anzündet und auch bei hellem Tage selten findet was er sucht.

Die polnische Gräfin schickte ihre glänzende Equipage. Ich trat durch eine Menge Diener hindurch in den Speisesaal und Salon, wo ich eine hohe bleiche Dame in einem zierlichen Hauskleide an einem kleinen Stickrahmen fand. Sie lächelte mir mit feinem Blicke und klaren milden Augen entgegen. Ihre hohe herrliche Stirn umwoben goldblonde Locken; ihre Gesichtsfarbe konnte man eher weiß und zart, als bleich nennen. Man sah, daß das Misgeschick dem Alter zuvorgekommen war; so gibt es ja auch Rosen, die vor der Zeit erbleichen. Der Ton ihrer Stimme war angenehm und ausdrucksvoll. Ihr ganzes Wesen zeigte von unerhörter Lebhaftigkeit, durch Sitte gedämpft und in Einklang gebracht. Aus dem ersten Blick auf sie konnte man wahrnehmen, daß man eine ungewöhnliche Erscheinung vor sich hatte. Mein Mangel an Neugier hat mir eine Art Tugend beigebracht, sogar

Klugheit: ich frage niemand um etwas, was seine Verhältnisse betrifft.

Als ich nach einem langen Besuch von der lieben Gräfin mich beurlaubte, wußte ich von ihr nur, daß sie geistreich und liebenswürdig sei, und lebhaft wünsche, mich bald wieder zu sehen. Ihr Haus war sehr belebt durch Besuche von Polinnen. Alle machten Verstand, mehrere hatten welchen. Es fehlte nicht an Prinzessinnen. Alle Damen dieses Kreises waren angenehm, die Unterhaltung sehr lebendig, die Bewirthung glänzend. Herren traf man wenige dort; vielleicht aus Mangel an schönen jungen Damen.

Bei ihrem vielen Geiste hatte die Gräfin noch denjenigen Geist, der im Grunde sehr selten ist, nämlich seinen Geist zu verstecken. Dieser Kunstgriff ist ein Surrogat für den Geist, wo keiner ist; er bringt die Gesellschaft ins Gleiche. In diesen Kreisen war einem ungefähr zu Muthe wie in Pompeji und Herculanum. Pracht und Glanz war zwar noch frisch, aber die Städte waren Ruinen. Mitten in ihrer Herrlichkeit erstarrt nur noch die Lüge von dem was sie gewesen. Geisteshelterkeit, französisches Spiel mit dem Geiste, Prunkliebe, Gaulichkeit in hohem Grade herrschten hier.

Dresden war allen sehr theuer, wiewol die Gesellschaftsstunde nur der Mitternachtstunde glich, wo die Geister der Vergangenheit in Prunk und Putz sich versammeln, singen, tanzen, spielen, lächeln und sich geberden wie Lebendige. Aber die Stunde schlägt, wo alles zerstiebt. Doch diese Geister hatten Hoffnung; Napoleon sollte ihr Messias werden, wenn auch das Königreich Polen nur eine französische Provinz würde, wie zu jener Zeit jedes Königreich war. Und man schrieb schon 1818, und Napoleon schmachtete auf Helena!

Die Polen sind kein gewesenes Volk, sondern ein erst werdendes; ihr Unglück selbst wiedergebiert sie. Es schlägt nur die Schlacken von [illegible]a herunter, damit der edle Kern einst desto prangender glänze. Die Polen sind gewesen, wie manches Volk nie eins gewesen ist; doch was sie waren, werden sie einst wieder sein, wenn auch für eine, vielleicht lange Zeit nur innerlich. In dem chemischen Proceß, der allen Völkern bevorsteht, werden ihre angeborenen Fehler sich läutern; was unhaltbar wird verdunsten, was edler Natur war, wird sich veredeln. Polen hat noch eine Zukunft.

Die wunderbare Frau, mit der ich beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch im engsten Freundschaftsbunde lebte, ohne daß unsere Naturen im Einklang gewesen wären, liebte mich mit rührender Zärtlichkeit bis in den Tod. Vielleicht stimmte sie mit mir nicht immer überein, aber niemand hat mich jemals besser verstanden. Sie war poetisch, ohne eine wahrhaft poetische Natur zu sein. Von ihrer Psyche mit den schwirrenden Flügeln waren die Flügelspitzen eingeklemmt, doch die alte Schwungkraft war geblieben, aber gehemmt; ist dieser Zustand nicht ein Schmerz? O gewiß! Und nicht immer konnte sie diesen Schmerz verhehlen. Sie war zuletzt, ungefähr 20 Jahre vor ihrem Tode, einer innerlich gemeinen Natur in die Hände gefallen, welche manches eigenthümlich Schöne in ihr wenngleich nicht vertilgen konnte, dennoch zu entstellen wußte und sie hie und da sich selbst entfremdete. Mit unsaglicher Arglist wurde sie unterjocht, und jammerte darüber in selbstbewußten Stimmungen unbörbar, aber untröstlich. So saugt der Schneumen dem Edelhirsch nach kühnem bebenden Aufschwung langsam und schmeichlerisch das Hirn aus.

Ein paar kecke Lügen in der Hölle geboren, schufen das ganze Geschick und das ganze Wesen dieser großen thatkräftigen liebevollen Natur auf das bejammerungswürdigste um, ohne daß es gelungen wäre, sie im geringsten zu entwürdigen; denn ihr Wille blieb schön, ihr Bewußtsein rein, ihr Herz weich und gut, nur ihr Muth war gesunken, ihr schöner Glaube an Menschenwerth umdüstert, ihre Begriffe in Unklarheit gerathen und der Standpunkt, von welchem aus sie die Welt anschaute, verschoben. Ich habe nur wenige Menschen gekannt, die bei religiöser Schwärmerei so mild waren und blieben wie sie, die bei dem Hange zur Wohlthätigkeit so für die Zukunft besorgt waren wie sie, und in der eigenen Brust den vollen quillenden Strom der Milde so mühsam dämmten.

Durch Familienverhältnisse stand ihr jemand nahe, dem nichts angelegener sein mußte, als ihrem Herzen wohlzuthun und sie vor jedem Ungemach zu beschützen. Dieser Jemand, den ich nicht näher bezeichne, wurde bei ihr durch fanatische Lügen verdächtigt, als wolle er sie auf irgendeine Weise um das Leben bringen. Die edle Frau glaubte dies. Und so wurden denn ihre letzten Jahrzehnde durch Argwohn und Furcht vergiftet, durch kleinliche Sorgen getrübt. Herrschsucht, und vielleicht etwas Niedrigeres war die Triebfeder dieser Handlungsart. Der Schmerz um die Schicksale ihres Vaterlandes trug zu ihrer Schwermuth bei. Niemand hatte jemals in glänzendern, ehrenvollern Verhältnissen gelebt als sie; doch diese Verhältnisse wurden aufgelöst, oder doch getrübt. Das ehemals so angenehme Haus wurde verödet, die gesellige Natur der herrlichen Frau in ihren edeln Regungen gestört. Ich will nicht mehr von diesem allen sagen, weil ich das Bild, welches ich mit solchem

Schmerz entwerfe, nicht zu deutlich bezeichnen will. Wenn jemand unternommen hätte, das Opfer zu enttäuschen, so würde ihr das Herz gebrochen sein. Geben wir zu ihrem Geschick über.

Die Gräfin Zaraczewska war sehr jung Witwe geworden und lebte fort, weil sie leben mußte. Ihr Herz war nicht mehr auf Erden. Ihr ganzer Sinn war auf innere Veredelung gestellt, ihr einziger Trost der Gedanke an das Jenseits. Sie verschmähte nicht durch äußere Zeichen ihren Kummer kund zu thun. Nie erschien sie in bunten Farben; keine Vergnügung lockte sie. Wenn eine große Berühmtheit nach ihrem Aufenthaltsort reiste, so suchte sie den Kreis ihrer Bekannten des seltenen Genusses theilhaftig zu machen, doch sie blieb fern. Es schien ihren Kummer zu erleichtern, wenn sie Entsagung übte, irgendeinem Hange zur Zerstreuung und Genuß widerstrebte.

Ich habe ein junges liebenswürdiges Fräulein gekannt, welcher der Tod eine theuere Schwester entrissen hatte, diese wollte das geliebte Andenken durch Entsagungen feiern. Doch auch in dieser Hinsicht ist zuweilen das Leben arm. Friederike von L. fand kein anderes Mittel der Schwester ein Opfer zu bringen, als daß sie keine Erdbeeren aß, weil diese der Schwester Lieblingsspeise gewesen. Ich schrieb in das Stammbuch dieser Freundin:

Kannst du glauben was im Herzen
Innre Stimme dir verheißt?
Kannst du schau'n das Licht der Schmerzen,
Das den Weg zum Himmel weist?

Kannst du für die Wahrheit leiden,
Treu wie er, der dich erlöst,
O so wird von dir nicht scheiden,
Was dich ewig halt empor.

Kannst du lieben die Bedrängten,
Welche kalt Gugherz'ge fliehn,
O so wird dem dir verhangten
Lose ew'ge Freud' erblühn!

Glaube, hoffe mit Vertrauen,
Denn dein Engel schwebt um dich!
Glauben, Hoffen, Ahnen, Schauen,
Alles schließt die Lieb' in sich.

Eine Familie, welche die Gräfin Jaraczewska mit Wohlthaten überhäuft hatte, übte schweren Undank an der großmüthigen Frau. Warum ist Wohlthätigkeit die Erzeugerin des Undanks, dieses schnödesten aller Laster, dessen sich selbst die verworfensten Thiere selten schuldig machen? Wie wenige Menschen kommen dem Hunde an Dankbarkeit gleich! Jene Familie war auf nichts Geringeres aus, als die Gräfin um ihr Witthum zu bringen, und durch beispiellose Ränke war es diesen Ruchlosen gelungen, ihr dasselbe für die letzten zwanzig Lebensjahre zu verkümmern. Die Gräfin hatte die Mutter jener Verwandten im Sinne des Worts vom Hungertode gerettet, die Tochter fürstlich erziehen lassen und ausgestattet. Nicht zu gedenken der übrigen zahllosen Wohlthaten, die sie ihnen zugewendet.

Sie hatte gerichtlich versprochen, jenen Verwandten jährlich [illegible] Thaler von diesem Witthum zu zahlen. Als die Gräfin Posen verließ, wohin sie eine Reise gemacht hatte, baten sie jene: sie möchte den nächsten Jahresbetrag dieser Pension für sie bei einem Bankier deponiren, damit sie ihn nach Ablauf des halben Jahres kostenfrei bezögen. Diese Bitte schien natürlich und angemessen, und die Gräfin nahm keinen Anstand sie zu erfüllen. Sie reiste sorglos fort.

Als das Jahr um war, empfing sie keine Quittung von der Familie B. Zugleich wurde ihr von der Behörde angezeigt, daß die Familie B. den Sequester auf ihr Einkommen gelegt hätte, welches aus jährlichen 24,000 Thalern bestand, weil die Gräfin ihnen ihr Legat von jährlichen 3000 Thalern unbezahlt gelassen.

Dagegen wendete der Advocat der Gräfin vergebens ein, daß die 3000 Thaler beim Bankier derselben für die Familie B. deponirt lägen und daß dies auf Verlangen der Familie B. geschehen sei. Die Behörde versetzte, daß die Gräfin auf dem ordnungsmäßigen gesetzlichen Wege der Bezahlung hätte bleiben sollen, — und die Sache wurde so verwickelt, so entstellt, daß die edle Frau erst über zwanzig Jahre nach Anfang des Processes die letzten 21,000 Thaler, welche ihr zukamen, auf ihrem Sterbebette empfing. Sie schob sie mit der matten Hand von sich, und starb in Gott ergeben, verzeihend den Räubern, und betend: „Herr, vergib ihnen, sie wußten nicht was sie thaten."

Die Gräfin Zaraczewska hatte unmittelbar nach Anfang des Processes ihr kostbares Silberservice und ihre Juwelen weggegeben, um sich ein Einkommen zu versichern, von welchem sie sparsam und bescheiden leben konnte, und zugleich ihr ganzes Hauswesen auf das strengste eingeschränkt. Standhaft ertrug sie den Verlust ihrer Kostbarkeiten; aber der Undank schnitt ihr in das Herz.

Von den Namen der polnischen Damen dieses Kreises der Zaraczewska erinnere ich mich nur einiger, die sich mir mit besonderer Freundlichkeit näherten: die Prinzessin Czetwertynska, die Gräfinnen Raciberowska, Jablonska, Olenska, alle ausgezeichnet durch Geist und Güte. Der edle Krieger Graf Kniazewitsch kam oft hin. Es war

einem unter den Damen zu Muthe, wie unter heiterm Himmel in einem duftenden Blumengarten. Dennoch war ich mit der Gräfin am liebsten allein, denn zu zweien brach ihr Schmerz meist wie Nachtigalklagen durch ihr Wesen hervor.

Ich blieb noch in Dresden zurück, als die Gräfin es verließ. Ein besonderes Gefühl bemächtigt sich meiner, wenn ich von einem lieben Freund Abschied nehmen komme, und noch einmal in die nun leeren Zimmer trete, um auch von den Räumen, wo ich beseligt war, Abschied zu nehmen. Auf dem Fenster stand eine verwelkte Passionsblumenstaude; ich nahm sie mit, sie erholte sich, trieb Knospen, spendete wieder Blumen, und sogar eine Frucht, welche aber nicht reif geworden ist.

Erst in Baden fand ich die geliebte Freundin wieder. Sie hatte mir oft von Arenenberg erzählt, wo die Königin Hortense sie so liebevoll empfing. Sie sprach gern vom Prinzen Napoleon, dem Sohne des Königs von Holland, von dessen rührender Herzensgüte sie manchen Zug im Gedächtniß bewahrte. In einem ihrer Albums befand sich eine Abbildung vom Wohnzimmer der Königin, welche ich mir oft zeigen ließ.

Auch die Familie des Baron Oelsen mußte aus dem lieben Dresden scheiden. Sein Haus war am Geburtstage des Königs Friedrich August unbeleuchtet geblieben, wahrscheinlich aus Versehen; denn der Gesandte war auf seinem Landgute Pietnitz. Gewiß hatte der edle König die dunkeln Fenster an dem Abende nicht beachtet, wo der Aermste sein Freudenöl in eine Lampe goß, damit es leuchte.

Seit vielen Jahren hatten die freiberger Bergleute von ihrem Solde zurückgelegt, um dem geliebten König

einen Fackelzug zu bringen; wenn ich mich recht erinnere, wurde dieser Festzug abgelehnt, und die Bergleute betrübten sich von Herzen darüber.

Am Jubelfest der Regierung Friedrich August's wagte es der Hofgärtner zu Pillnitz, einer der ältesten und treu ergebensten Diener des königlichen Hauses, die Königsfamilie zu einer Collation in seinem Gartenhause einzuladen. Jedermann staunte, daß der König die Einladung annahm. Niemals war Gleiches geschehen. Die ganze Umgegend hatte sich vor dem Hause versammelt. Ein Sängerchor führte ein patriotisches Lied auf; in den Chor fielen alle Zuschauer des Festes ein. Dieser Augenblick war herzerhebend. Die königliche Familie war zu Fuß vom Schloß in das Gartnerhaus gegangen, und wurde unterwegs viel tausendfach begrüßt.

Auch bei der Ankunft der kaiserlichen Prinzessin von Oesterreich zeigte sich der Antheil des Volks liebevoll und bedeutsam. Gedrängt standen die Zuschauer vor den Fenstern des Speisesaals, und freuten sich ungemein darüber, daß Prinz Friedrich August und seine Brüder sich unter das Volksgewühl gemischt, um ganz im Stillen die junge Braut zu sehen, die der Kronprinz der Etikette gemäß erst andern Tags sehen durfte.

Im Herzog-Max Garten lagen die Gärtchen der königlichen Kinder in Abtheilungen nebeneinander. Zum Andenken der Prinzessin Josephine, nachherigen Gemahlin Ferdinand's VII. Königs von Spanien, wurde ein Baum gepflanzt. Er ging ein. Die trübe Vorbedeutung wurde tief empfunden, und erfüllte sich. Die junge Braut ging übrigens ihrer Bestimmung gern entgegen. Man konnte nicht wahrnehmen, daß die Convenienz dies Band geschlossen hatte; denn Herz und Seele der jungen Prinzessin waren thätig dabei, und der unverhehlte Schmerz der ganzen

Familie schloß die Bande der Liebe fester, unauflöslicher um alle ihre Mitglieder her.

Josephine hatte sich stets etwas abgesondert. Die unendliche Liebefülle in ihrer Brust war ein verborgener Hort, den sie aus Zartheit nicht vor fremden Augen funkeln ließ. Doch beim Abschied, da sie die Innigkeit fühlte, womit der ganze Kreis der Ihrigen sie umfing, ging ihr Herz unverhohlen auf, und man sah, wie wohl es ihr that, auch ihrer Zartlichkeit und ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen. Die Familie des Herzog Max lebte an schönen Tagen fast ganz im Freien. Der Garten ihres Vaters war ihr Concertsaal. Alle diese liebenswürdigen Geschwister waren theils als Musiker, theils als Dichter hochbegabt. Sie zeichneten sehr schön. Prinzessin Amalie war bekanntlich die Dichterin der Dramen, welche in fünf Bänden abgetheilt sind, und ist wol die erste Prinzessin, die Honorar genommen. Ihre Stücke werden bekanntlich sowol in Dresden als in andern Städten mit Erfolg gespielt. Der Ertrag war für ein Waisenhaus bestimmt, welches die edle Tochter der Throne vom Ertrag ihrer Arbeiten erbauen ließ. Alle solche Zeitmomente sind neu, sind hocherfreulich.

Erst in Dresden wurde es mir vergönnt, die Gemahlin des Königs Max Joseph von Baiern, mit der ich im Briefwechsel stand, selbst zu sehen. Sie ließ mich rufen. Ich brachte schöne Stunden bei ihr zu. Man könnte von ihr sagen: ihr Geist war herzig, und ihr Herz geistvoll! In einer Reihe von Liedern, die ich ihr gesungen, hat mir nicht eines genügt, sie ganz nach ihrem innern Werth zu schildern; denn sie überbot stets jede Erwartung, die man sich von ihrer Herzensgüte, von ihrer seelenvollen Huld machte. Sie verweilte lange in Dresden. Ihr Herz mußte hier heimisch

werden, wo die Natur so reich, die Kunst so großartig waltete.

Auf der Brühl'schen Terrasse veranstaltete Hofrath Böttiger eine Ausstellung neuer Kunstwerke im dortigen Saal, um der königlichen Familie von Baiern den Gesammteindruck des Zustandes der Kunst zu gewähren. Froh und bereitwillig sandten alle Künstler die Werke, welche sie zu Hause hatten, dorthin; nur Einer blieb zurück. Als die Aufforderung Böttiger's an ihn gelangte, äußerte er lakonisch: „wenn die Königin etwas von ihm sehen wollte, so möchte sie zu ihm kommen!" Die geistreiche Frau nahm diese Sache sehr gut auf, und kam. Es mag unter denen, welche ihre Gemälde nach der Brühl'schen Terrasse schickten, manchen leid gethan haben, daß sie es nicht auch so gemacht. Es waren sehr geistreiche Männer unter ihnen. Vogel von Vogelstein, dem die Fresken im Schloß Pillnitz aufgetragen waren, hat mich für seine Sammlung gezeichnet. Dies Bild ist wol das beste, das von mir existirt.

Wir besuchten Vogel sehr oft in Pillnitz, und stets mit neuer Freude an ihm, an seinem Schaffen und Walten. Eine seiner vielen Eigenschaften, die mich am unwiderstehlichsten anzogen, ist die innige Verschmelzung des Wahren mit dem, was man Ideal zu nennen pflegt. Seine Gestalten sind was Schiller's „Mädchen aus der Fremde". Aus der anspruchslosen Wahrheit geht die Anmuth hervor, frisch wie eine neu aufgeblühte Rose, ungesucht und freimüthig wie die heitere lebensvolle Kraft. Vogel war zugleich sehr liebenswürdig als Meister. Seine Schüler arbeiteten beseligt unter seiner Leitung.

Als die Königin Karoline nach Dresden kam, trauerten wir schon um Kügelgen's Verlust. Es gibt Begeben-

heiten, bei denen das Auge des Leidenden fragend wie ein ſtiller Vorwurf gen Himmel ſchaut. Eine ſolche war des herrlichen Kügelgen's Ermordung. In Kügelchen wog an innerm Werth und äußerer Vollendung der Künſtler den Menſchen, der Menſch den Künſtler auf. Eine lyriſche Natur war er nicht; treuer aber hat wol niemand nach Vollendung und innerer Schönheit geſtrebt als er.

Profeſſor Hartmann, der erſte Lehrer meines Sohnes Max, verſtand die zarte innige Natur ſeines jungen Schülers. Alles was Max unter ſeiner Leitung gezeichnet, war von großer Feinheit und Innigkeit. Dieſe Bilder ſind mir leider alle geraubt worden, darunter auch ein entzückendes Jugendbild meines Sohnes, worin ſeine ganze Seele lebte.

Was ſoll ich von Friedrich, von Dahl, was von Retſch und dem ganzen glänzenden Kreiſe der Künſtler ſagen, die damals in Dresden blühten! Auch ein Herrmann empfing hier ſeine erſte Bildung. Es war eine ſchöne Zeit! Sie wurde getrübt wie alles Schöne auf Erden. Doch nur im Kampf wachſen dem Muth die Adlerſchwingen; der Kampf bringt Gott nahe, und empfängt ſeine Palme von ihm, ſei es die des Sieges, oder die des Märtyrthums.

Karl Herrmann war Schweſterſohn meiner geliebten Freundin Wilhelmine Willmar. Sein geiſtvoller Vater, ein geſchickter Rechtsgelehrter, hinterließ den Seinigen kein Vermögen. Er war kein Charlatan, kein Intriguant. Eine der letzten Sachen, die er übernahm, war die Vertheidigung jenes Unglücklichen, der im Wahnſinn ſeiner Leidenſchaft Meuchelmord begangen, um ſeine Bibliothek zu vermehren. Sein letztes Opfer war eine alte reiche Frau. Er wurde entdeckt, belangt und zum Tode verurtheilt. Ich kenne die nähern Umſtände des

Processes nicht genau, aber wenn ich mich recht erinnere, so wollte der Advocat Herrmann das Verbrechen seines Clienten aus seiner unbezähmbaren Leidenschaft für Bücher herleiten, die ein Wahnsinn war, und ihn vermöge dieses Zustandes für unzurechnungsfähig erklären. Ach welch Verbrechen ist kein Wahnsinn? Wollte man überhaupt die Unthaten, die geschehen, von diesem Standpunkte aus untersuchen, so würden die Bretter der Schaffotte blank bleiben; denn der Mensch beschönigt sich immer die Beweggründe zu seinen Vergehungen. Der Feind Gottes, der Böse, weiß seine Opfer durch Selbstverblendung zu bethören. Gleichwol gibt es mehr Teufelsleugner als Gottesleugner, und Satan hat eine gewisse Allgegenwart; er wohnt in jedem Herzen, das sich von der Wahrheit und der Liebe abgewendet.

Muthig, beharrlich, in Gott ergeben, rang sich Herrmann zur Selbständigkeit empor. Die Selbstrenge ist etwas sehr Schönes, besonders wenn sie mit der Milde gegen andere gepaart ist. Erbarmen ist die echte Schwester der Tugend! Der Schonungslose, Eigengerechte steht Gott ferner als der Gefallene selbst, denn dieser kann sich wieder aufrichten. Die Selbsterziehung des Menschen bringt die glücklichsten Erfolge hervor, weder Beispiel noch Lehre wirken so kräftig wie sie, und ohne sie vermögen beide wenig.

Ich weiß nicht, ob das heutige Dresden das alte geblieben ist; doch möchte ich es fast glauben. Im Allgemeinen wirkte das Beispiel von oben herab auf das ganze Volk, dies thut es gewiß noch immer.

Die französische Revolution hat ihrer Zeit kräftig gewirkt, einen tiefen heilsamen Schnitt in die Verderbtheit der großen Welt gethan und das Unkraut von der Regentschaft ausgejätet. Wenn große Herren auch noch Mai-

treffen halten, so wird doch dieser Passion nicht mehr von rechtschaffenen Menschen gehuldigt.

Die katholischen Geistlichen gesteben gern ein, daß die Reformation wohlthätig auf die katholische Religion selbst gewirkt habe. Zur Zeit meines Aufenthalts in Dresden konnte man das deutlich sehen. Dem Sachsen ist es Ernst um die Religion; und wer aufrichtig religiös ist, liebt auch die Sitte, und ist Freund der Tugend.

In den meisten Beziehungen ließ es sich in Dresden angenehm leben, die Parteien standen einander nicht schroff gegenüber. Vorgänge wie ich in München erlebt, konnten nicht stattfinden. Kein Eberhard hätte auf offener Kanzel Worte wie diese donnern dürfen: „Wehe dir Weib eines Protestanten, welche die Frucht ihrer Ehe im Schos trägt und zur Welt bringt! Dir wäre es besser, du hättest eine Natter geboren."

Die Bekehrungsversucher blieben in den Schranken der Mäßigung. Jene dritte Partei, die eine Scheidung bewirkt hat, die der Herrnhuter, oder wie man sie sonst nannte, welche die übrigen Glaubensgenossen in der Anzahl überbietet, hielt sich durchaus friedlich, störte nicht und wurde nicht gestört. Dies alles ist wahrscheinlich so geblieben, auf dem Wege zum Guten.

Der Weg zur Seligkeit ist kein breiter, aber die Friedfertigen können nebeneinander gehen.

Otto Heinrich Graf von Loeben wird als Dichter und Mensch unvergessen bleiben; er ist eines wehmuthvollen Andenkens werth. Der bedingende Drang des Lebens hat sein Leben freudlos gemacht, weil er ihm widerstand, ohne seine Fesseln kräftig abschütteln zu können. Er gehörte zu denen meiner Freunde, welche die treuesten und ergebensten waren, und mich am besten verstanden. Er war voll Hingebung, durchaus zart in

Gefühl und Bezeigen, durchaus rein in jedem Sinn. Seine Gattin, eine Geborne von Preſſler, liebte ihn zärtlich, obwol beide ganz verſchiedener Natur waren. Sie verletzte ihn oft, ohne es zu ahnen, immer ohne es zu wollen. Ihre Neigungen gehörten der großen Welt. Aber die Zuſtände widerſprachen dieſen Neigungen. Sie beſaß ein anſtändiges aber beſchränktes Vermögen, nebſt der Ausſicht auf ein glänzendes. Graf Loeben war nicht reich. Es gibt Dichter, die reich ſein müßten, damit ihre Lage nicht hinter der Phantaſie zurückbliebe, die unaufhörlich erſehnt, was das Leben verſagt.

Jeannette ſah klar ein, daß Graf Loeben ſich in der Arbeit des Schreibens und Dichtens verzehrte, daß Zerſtreuung, Erheiterung nöthig ſeien, um ſeiner Luftſchiffahrt den nöthigen Ballaſt zu geben. Sie veranlaßte Beſuche, die ihn vom Schreibtiſch wegriefen, dies marterte ihn. Er ſagte: ſeine Augenblicke ſeien heilig! Er hatte gar zu gern nur mit Gleichgeſinnten verkehrt; er fand wenige und konnte dieſer wenigen nicht nach ſeinem Wunſch habhaft werden; dadurch wurde ſein Leben in Kriegszuſtand geſetzt. Es dauerte manches Jahr, bis die zart und leidenſchaftlich fühlende Gattin einſah, daß hier ein Opfer gebracht werden mußte. Sie mußte entweder ihren Hang zur Welt, oder er den ſeinigen zur Poeſie aufgeben. Sie liebte ihn zu innig, um nur einen Augenblick anzuſtehen; doch es war zu ſpät. Der Kampf mit dem Leben und der Welt hatte ihn zu gewaltſam angegriffen. Er ging einem qualvollen Ende entgegen.

Einige Spottvögel gaben ein Werkchen heraus, benannt: „Unſer Verkehr.“ Darin heißt eine Perſon „Iſidorus Morgenländer!“ Es war witzlos, ſeelenlos. Eine ſtupide Menge liebt ſolche Machwerke. Die Gemeinheit labt ſich daran! Iſidorus Morgenländer's Perſon ſollte Graf

Loeben lächerlich machen, es gelang aber nicht. Hirnloser Spott erfreut nur hirnlose Menschen! Graf Loeben dagegen fuhr der Spottpfeil ins Herz, und er erholte sich nicht mehr davon, so wenig als sich Baron Malsburg erholte, als Müllner einen Ausdruck in einem seiner Gedichte benutzte, um z sagen, er dichte „alltäglich". Hier heißt es leicht „mit Worten tödten"! Und ein Kampf mit ungleichen Waffen ist gefährlich, diese bieten dem edeln Gegner Vortheile, die er nur verschmähen kann. Heiße Wehmuth um die Geschicke seines Vaterlandes hatte sich der Seele meines Freundes bemeistert, seit dem schönen Lande das Korn, das Holz und das Salz genommen waren. Er hätte sich darüber nicht so kränken sollen, die moralischen Schätze waren dem Lande geblieben. Es hatte den Eid der Treue gehalten.

Graf Loeben's dichterisches Talent war unter dem Einfluß der sogenannten Romantischen Schule aufgeblüht, auf die Novalis am durchdringendsten gewirkt. Er fühlte und dachte in seinem Geist und Sinn, war fromm und keusch wie dieser. Die Schule war nicht eigentlich das was Goethe gewollt. Die deutsche Sprache hat ihr viel zu danken; doch durch das Hereinziehen der fremden südlichen Formen und Elemente ist im innern Kern eine Verletzung entstanden, davon sie schwer wieder genesen wird.

Die Geschmeidigkeit und Eleganz August Wilhelm Schlegel's reichte nicht immer aus, den fremden Formen Weichheit und Natürlichkeit zu verleihen.

Dorothea von Schlegel sprach uns Frauen alles Urtheil ab; dies war doch auch ein Urtheil, und sie selbst war der Gegenbeweis dieses Satzes, denn sie urtheilte scharf und klar. Ihre Absprechung ist mir nur eben eingefallen, weil ich mein eigenes Urtheil zuweilen geändert habe.

August Wilhelm Schlegel habe ich lange überschätzt, vielleicht weil ich ihn persönlich kannte. Er hatte schöne feine Formen des Umgangs, welche für ihn gewannen. Ich war sehr unglücklich, als ich ihn kennen lernte. Er zeigte Mitgefühl. Meiner Dankbarkeit erschien alles, was von ihm ausging, in einem höhern Lichte. Zuletzt aber habe ich eingesehen, daß er engherzig und selbstsüchtig war. Sein Bruder klagte bitter darüber, und beide erkalteten ganz und gar gegen einander.

Graf Loeben hatte aus der Schule viel Deutschheit gerettet, mithin beinahe gar keine eingebüßt. In seiner Natur war echt deutsche Gemüthlichkeit, angeborene Anmuth. Die Gemälde der altdeutschen Schule brachten ihn zum Katholicisiren; dies war auch mir geschehen. Hat aber doch auch Herder Legenden gedichtet! Auch La Motte Fouqué, der aus dieser Schule hervorgegangen war und eine Manier gefunden hatte, die alle seine Schriften genießbar machte, aber dennoch Manier blieb, gehörte zu den Dichtern katholischer Art; ebenso auch Clemens Brentano. Am freiesten steht Achim von Arnim unter den Dichtern dieser Zeit, zu welchen wir auch Werner rechnen müssen. Graf Loeben hat viel in Prosa geleistet; manches davon verdient auf die Nachwelt zu kommen. Seine „Lotosblätter", ureigenthümlich, athmen Novalis' Geist. Seine zwei Bände „Novellen", nach Boccaccio, sind geläutert und im deutschen Geist übersetzt oder vielmehr nachgebildet. Widerwärtig berührt uns darin das stockaristokratische Element. Die deutschen Worte über das Werk der Frau von Staël, „Deutschland", haben großen Erfolg gehabt, und sind, bis auf einige Irrthümer, voll Geist und Wahrheit. Frau von Staël war mit dem Werke des Grafen Loeben unzufrieden. Sie glaubte vielleicht, die vielen Geister, die

bei ihrem Werke thätig gewesen, müßten ein Meisterstück hervorgebracht haben; denn einer der Fehler der großen Schriftstellerin war ihr Mangel an Selbstvertrauen. Sie begnügte sich nicht, ihre Werke öfters umzuschmelzen, sondern es mußten bei der Umschmelzung Freunde thätig sein, von denen mehrere ihr nicht das Wasser reichten; sie begnügte sich nicht mit der Umschmelzung der Handschrift, sondern das Werk wurde zuweilen fünf mal umgedruckt. Es wäre merkwürdig, wenn der erste Abdruck wiedergefunden würde, er gäbe gewiß die rechte Lesart.

Man fühlte sich in Graf Loeben's Hause behaglich, besonders wenn der Gesellschaftskreis ein kleiner war. Wie soll man leicht Menschen finden, die zueinander passen, wenn man doch manchmal nicht zu sich selber paßt, und sich selb't entfliehen möchte!

Graf Loeben war zu unserm Freund Justinus Kerner gezogen; auch dort konnte er nicht mehr genesen. Er schrieb mir von dort zu meinem Gebutstag einen langen Brief, der schon Luft vom Jenseits athmete. Ich las ihn bei Dorothea von Schlegel. Unser Freund Baron Klinkowström war zugegen. Er sagte: „Sie werden keinen Brief mehr von Graf Loeben empfangen, denn so schreibt man nur seinen letzten Brief!" Er hatte Recht. Bald folgte die Todesnachricht.

Im Salzkammergut fand ich einige Jahre später die Gräfin von Loeben wieder. Sie war dort mit den liebenswürdigen kurländischen Prinzessinnen, ihren theuersten Freundinnen. Wir feierten ein schönes Wiedersehen, durchglüht vom Morgenstrahl der Ahnung des ewigen Wiederfindens. Das irdische Leben ist das Unterpfand der himmlischen Zukunft! Damals besaß ich noch kein anderes.

als das, was die Stimme des Glaubens verheißt. Nach dem Tode meines Sohnes Max wurde mir manches neue Unterpfand zu Theil. Vielleicht spreche ich noch davon, auf die Gefahr hin, verspöttelt zu werden. Denn es werden Zeiten kommen, wo man nach allen Ueberzeugungen von der Nähe und Theilnahme der Vorausgegangenen ringen wird; dann wird jeder einsehen, daß der Alliebende mir vor vielen andern soviel Huld gewährte, um mich zu trösten, die noch so manches Jahr leben mußte, nachdem ihr alles entrissen worden, was das Leben werth macht.

Indeß meine Söhne bei ihrem geliebten Lehrer, unserm verdienstvollen Freund Raben, liebevollen Unterricht genossen, brachte ich die Morgenstunden meist auf der königl. Bibliothek zu, wo man mir ein breites Fenster mit einem Bureau angewiesen hatte. Hier standen die Chroniken, aus denen ich Auszüge zu meiner Dichtung: „Die drei weißen Rosen", machte. Als ich diese einst bei Karoline Pichler las, äußerte Friedrich Schlegel das freundliche Wort: „Sie hat die Farbe und die Liebe der alten Zeit!" Geheime Legationsrath Beigel, der Oberbibliothekar, entsprach gern dem Wunsch seines hochverehrten Chefs, des Oberkammerherrn Freiherrn von Friesen, daß man allen meinen Wünschen auf das freundlichste entgegenkommen möchte. Große Körbe von seltenen Werken kamen mir gleichsam in das Haus gelaufen, denn die Morgenstunden auf der Bibliothek genügten meinem Eifer nicht, und ich arbeitete doch am liebsten auf der Bibliothek selbst. In Berlin wurde ich darin eingeschlossen, und einmal vergaß man, mich am Abend zu rufen, es war im Sommer, doch es dunkelte schon. Es gelang mir endlich einen abgebröckelten kleinen Stein zu finden, ich warf ihn durch das Fenster hinab auf einen Studenten, der mit dem

Schließer dann herauskam mich zu befreien. Bei jeder geistigen Arbeit ist es die belohnendste Zeit, wenn man sie hervorbringt!

O sel'ge Zeit des Strebens und des Ringens!
O Himmelsluft in eines Menschen Brust!
O Seligkeit des Schaffens, des Gelingens!

Diese Worte quollen aus meinem Herzen in mein Gedicht. Die darin behandelte Sage „von der Entstehung des Familienwappens von Malsburg" ist dürftig, und vielleicht erfunden, doch sie hat Anmuth; mehr verlangte ich nicht von ihr. „Graf Loeben's Familiensage" ist viel reichhaltiger und viel dankbarer für die Bearbeitung. Die von „Baron Oelsen's Wappen" ist rein erfunden. Was schadet das, wenn die Erfindung nur gefällig ist! Wahrheit und Wirklichkeit sind zweierlei; wo die Wahrheit blüht, bedarf es der Wirklichkeit nicht. Wo die Schönheit lebt, da ist Wahrheit; der Wirklichkeit kann man entbehren.

Es war 1821, als mir ein Bildchen zugesandt wurde, auf welchem die drei weißen Rosen auf blauem Grunde sehr zierlich abgebildet waren; auf einem Zettelchen, mit einem Rosenzweig, standen zwei Zeilen des Gedichts:

Mögst jeder Brust so reine Lust gewähren,
Wie mir entquoll aus deinem Blumenhort!

Es war mein Freund Karl Constantin Kraukling, der die sinnreiche Wahl dieser Zeilen aus den „Drei weißen Rosen" getroffen hatte. Seit 1823 sind wir getrennt, nachdem wir uns seit 1816 gekannt. Heiterer, liebevoller war nie ein freundschaftlicher Umgang als der

zwiſchen uns, der mich ſo manches Jahr beglückte, und auch in der Ferne einen Lichtpunkt der ſeligſten Erinnerung aus der Vergangenheit bildet.

Ich mußte Dresden verlaſſen, das ſchöne liebe Dresden, weil meinem älteſten Sohn Wilhelm ein Bad vom Dr. Kranichfeld, Leibarzt des Grafen Stroganow, verordnet war; und da er mir die Wahl ließ, das Meerbad oder das Schwefelbad in Baden bei Wien zu nehmen, ſo zog ich das Schwefelbad vor. Karl Maria von Weber ſtimmte zwar für Norderney, doch das war entlegener, und Dr. Kranichfeld hatte verſichert, das Schwefelbad würde ebenſo vortheilhaft wirken wie jenes; dazu kam, daß ich die „Euryanthe" gern in Wien hören wollte und dort ſehr liebe Freunde hatte. Der Doctor hatte verſichert, es würde mit einer Badecur nicht abgethan ſein. Dies war ein Grund nach Wien zu gehen, wo es jedenfalls beſſer war zu überwintern, als in Norderney. Es war an einem ſchönen Junimorgen; Krauklings hatten die ganze Nacht bei mir zugebracht. Sie begleiteten mich noch bis zu Ende der Brühl'ſchen Terraſſe. Unſere Wehmuth war heiß und tief. Mir ahnete nicht, daß ich die lieben Freunde hier auf Erden nicht wiederſehen ſollte. Wir ſchieden ohne Thränen, ohne Worte. Beide konnten uns nicht genügen, der Schmerz war zu heiß, zu tief, und die Liebe zu groß. Nie hatte ich etwas Süßeres und Treueres gekannt als dieſe beiden. Mir genügen in dieſem Augenblick nur die Worte von Ernſt Moritz Arndt:

Was blühend im reichen Herzen
Die Jugend ſo lieblich umſchloß,
Iſt jeglichem Laute der Schmerzen,
Iſt jeglichem Lobe zu groß.

Alles was ich von diesen Freunden zu sagen habe, ist so schön, so selten auf Erden zu finden, daß ich die Bescheidenheit meines Freundes, der noch lebt, verletzen würde, wenn ich es nur ganz einfach erwähnte. Ich fand in ihm die höchste Redlichkeit und Offenherzigkeit mit der wohlthuendsten Zartheit vereinigt, den unerschütterlichsten Glauben an das Bessere im Menschen, die besonnenste Behutsamkeit, gepaart mit der unbedingtesten Hingebung. Als ich ihn verließ, besaß er noch sein geliebtes Weib und sein Söhnchen Julius. Der Tod entriß sie ihm beide. Nur ein so von oben herab gestärktes Herz kann einen solchen großen Verlust so stark und freudig tragen.

Wenngleich meine Erinnerungen keine Lebensgeschichte sind, so ist es doch mein Vorsatz, nichts darin zu übergehen, was die Ueberzeugung von der Würde und dem Edelmuth des Menschengeschlechts im allgemeinen wecken und bethätigen kann. Vor vielen andern gehört in diese Reihe die edle musterhafte Familie Kaskel. Bei derselben bin ich durch die Rücksicht gebunden, daß ihre Bescheidenheit leicht zu verletzen ist, und man kann doch von ungewöhnlichen Tugenden und Eigenschaften nicht gleichgültig sprechen. Die Familie, die schon damals sehr ausgebreitet war, hat, seitdem ich Dresden verließ, noch viele Mitglieder gewonnen, welche alle derselbe Geist beseelt, dasselbe Herz durchwallt. Das Haupt der Familie, der verstorbene Bankier Kaskel, hielt mich und die Meinigen so werth wie ein eigener Vater. Er sprach nie von seiner Freundschaft, er bewies sie blos. In jeder Regung des Wohlwollens, und in jedem Ausdruck des Gefühls nahm man die herzigste Einfachheit wahr. Alles was diese liebenswerthen Menschen dachten, sagten und thaten, ging aus innerer Nothwendigkeit hervor, und

zeigte von Gewöhnung des Guten und Schönen. Man sah, daß der Blick ihrer Seele stets auf ihr Herz gerichtet war, und daß beide stets im Einklang blieben. Ihre Zeit war durch häusliche Pflichten sehr bemessen, daher auch ihr Kreis sich auf den nothwendigsten und liebsten Umgang beschränkte. Musik belebte die Winterabende, künstlerische und ästhetische Gespräche blieben stets von Anmaßungen frei, wirkten deshalb um so erquickender.

Ich kann nicht verhehlen, daß Frau Sarah Raskel, der ich während der sechs Jahre meines Aufenthalts in Dresden soviel zu danken hatte, jetzt am Rande meines Grabes mich noch neu belebt hat. Sie und ein Verein von Freunden und Freundinnen, der mir nicht mit Namen bezeichnet worden ist, sowie eine Majorin Z., eine Frau von Geist, Seelengüte und Liebenswürdigkeit, haben mich noch kräftig unterstützt; denn ausgeraubt von frechem Diebsgesindel wäre ich meinen Widerwärtigkeiten unterlegen, wenn diese großmüthigen Hülfsleistungen nicht unerbeten zu mir gelangt wären, als es noch Zeit war. Einige wohlmeinende Freunde hatten in meiner trostlosen Lage das Mitgefühl edler Menschen für mich kräftig aufgefordert, und wer irgend Gefühl hatte und jene seelenvollen Worte gelesen, legte gerührt und still sein Opfer auf den Altar der Milde hin. Ach, es gibt so viele, die in dieser Zeit ohne ihre Schuld im Unglück schmachten, so viele die gehindert sind, ihrem edeln Herzen Folge zu leisten! Mein Herz segnet Alle, und selbst die, die sich der Bitte verschlossen, welche durch unüberlegte Worte manche liebreiche Regung für mich bei Edeln bekämpften und zerstörten. Schaden wird unnennbar leicht, nicht aber das Helfen! „Wenn das Gute leicht würde", sagt der edle Herzog Johann, „so hätten wir schon den Himmel auf Erden!"

Eines Abends, als ich in heiterm und traulichem Gespräch mit Frau Haskel saß, trat Hofrath Weigel ein, und überraschte uns schmerzlich mit der Schreckensnachricht von Kotzebue's Ermordung, die mich mit kalten Schauern durchdrang. Eine unbestimmte weissagende Ahnung breitete ihr Gewölk um mich her, mir war zu Muthe, als könne man auf der Welt nicht wieder froh werden, denn das Geschehene war schlimmer als ein Verbrechen. Nicht Rachgier, nicht Haß hatten den Dolch in das Herz des wehrlosen Greises gesenkt, er fiel als Opfer eines Verdachts, der vielleicht keinen Grund hatte. Die That war grausam und konnte nur traurige Folgen nach sich ziehen, denn nur aus dem Guten kann Gutes entstehen! Der junge Mörder hatte gut getroffen. Lautlos wand sich das Opfer auf dem Boden herum. Sein Blut bespritzte das Kleid seines sechsjährigen Töchterchens, das eingetreten war, die Schrecken, die ihrer harrten, nicht ahnend.

Man erfuhr erst später von der Verbindung, in welcher Sand gelebt, und das Todeslos gezogen hatte, das unabsehbare Folgen nach sich zog. Es war eine Begebenheit, jammervoll von jedem Gesichtspunkt aus; eine beispiellose Unthat, die das Herz der ganzen Menschheit verletzte, und der ganzen deutschen Jugend, ja der europäischen, Frieden und Freude nahm. Nach meiner Ansicht war diese That das Saatkorn alles künftigen Unheils, selbst dessen, womit wir noch heute ringen, und der Stahl, dem die Blutströme einer Revolution entquillen. Der Funke, dessen Flammen Länder einäschern, woraus entsteht er? Aus Worten. Schiller's „Räuber" waren das Saatkorn der That Karl Sand's. Ahnte das dem guten, dem großen Geiste nicht, der dies Werk geschaffen? Nein! Denn bewußtlos erfüllen die Menschen

die undurchdringlichen Beschlüsse der göttlichen Vorsehung.

Mir wurde das schätzbare Vergnügen zu Theil, meinen Freund Ludwig Tieck mit Raskels bekannt zu machen. Anfangs ging die Sache sehr lau vor sich, Raskels liebten nicht das, was man Bekanntschaften nennt. Sie wollten einen kleinen geistvollen Kreis, den sie um sich her vereinigten, nicht erweitern, ihr Leben war so schön und harmonisch ausgefüllt. Der Zeitpunkt lag überhaupt nicht mehr fern, wo man nicht mit Unrecht neue Bekanntschaften scheute; dazu kam, daß mich an diesem Tage ein Unwohlsein befiel, welches mich hinderte, am Gespräch Antheil zu nehmen, und mich zwang, nach Tisch, wo ich nichts genossen hatte, mich nach Hause zu begeben. Doch die Bekanntschaft war eingeleitet, einige Berührungspunkte wurden angeregt, und die Folge bewies, daß ich mit Recht versucht hatte, Menschen einander zu nähern, die es werth waren sich zu kennen.

Auguste von Buttlar, Schlegel's liebenswürdige Nichte, gehörte auch in den Kreis der erkorenen Naturen, die in Dresden wie in einem Brennpunkt versammelt waren. Die geistvolle Mutter dieser jungen Freundin hatte den Fehler begangen, zu ängstlich für die Zukunft ihres Kindes besorgt zu sein. Auguste, die begabte Künstlerin, war von der Mutter bestimmt worden, sich auf Reisen auszubilden, und bedurfte nach ihrer Ansicht eines väterlichen, einsichtsvollen und zärtlichen Begleiters.

Ein Baron Buttlar, der durch ein Mitglied des Hauses um all ihre Wünsche wußte, schien ihr in dem allen zu entsprechen, bewarb sich um Auguste und empfing ihre Hand. Es gibt Naturen, die unwillkürlich und unbewußt alles beherrschen, was in ihrer Nähe lebt; ne

wollen die Vorsehung ihrer Angehörigen sein; dies glückt nur selten, denn es ist eine Vermessenheit.

Zu den lobenswerthen Eigenschaften des Baron Buttlar gehörte die eine höchst schätzbare, daß er die schöne Natur seiner Gemahlin nicht in ihrer Entwickelung hemmte. Ich kann nicht darüber urtheilen, ob er Einfluß darauf übte, daß sie katholisch wurde. Ich glaube es nicht. Er selbst war es geworden, um doch etwas zu sein. Ich glaube, die Liebenswürdigkeit Dorothea Schlegel's hatte darauf eingewirkt. Wir alle, die wir Augusten zärtlich liebten, waren froh, daß sie in diesem Entschluß einen Anlaß gefunden, selbständig zu handeln, und sich darin glücklich fühlte. Frau von Buttlar war Mutter zweier liebenswürdigen Mädchen geworden, sie verlor das eine durch den Tod; darauf wurde sie Witwe, und lebte nun ganz ihrer Kunst, in der sie ausgezeichnet ist. Sie war Gerard's Schülerin. Ihre Bildnisse sind durchaus charakteristisch und anmuthsvoll, und ihr Name ist in jeder Beziehung geachtet. Ihr schönes rühmliches und beglückendes Dasein beweist, wie eine edle Natur, die sich selbst bewahrt hat, durch sich selbst glücklich werden kann.

Ich hatte auch die Freude, in Dresden die liebenswürdige Gräfin Julie von Ega, die ich schon in Paris gekannt, wieder anzutreffen; wir sahen uns oft. Sie hatte den Muth gehabt, unwürdige Fesseln zu zerbrechen. Der Gemahl, der in Portugal zwar nur in effigie an einem Strange hing, durfte nicht mehr an ihrem Halse hangen. Sie war geflüchtet und frei; sie blieb es, bis die Verhältnisse sich so günstig gestalteten, daß sie dem Herrn von Stroganow, einem der liebenswürdigsten und geistvollsten Männer, die ich je gekannt, ihre Hand geben konnte. Selten sieht man ein Paar so ganz füreinander geschaffen wie diese.

Als wir den großen Meister Dahl besuchten, trafen wir dort einen Herrn, dessen Gestalt und Wesen nichts Gewöhnliches verkündete, dessen Gespräch uns fesselte. Ich errieth bald, wen ich vor mir hatte. Es war der edle Vater der Gemahlin Dahl's. Der Schmerz hatte seinen Zügen ein ausgeprägtes Siegel aufgedrückt. Doch wie Jean Paul sagt: „Tief im Menschen ruht etwas Unbezwingliches, das der Schmerz nur betäubt, nicht besiegt!" So hatte auch er im Kampf mit Geschick und Menschen sich selbst erhalten, und fand Trost und Liebe im Kreis der Seinen. Ich konnte mir nicht gestatten, Baron Bl. meinen Freunden vorzustellen; denn er verbot es streng, er durfte nur zuweilen und insgeheim bei seinem Eidam leben.

Auch Friedrich, den gedankenreichsten Landschaftsmaler unserer Tage, den ich gekannt, besuchten wir. Ferdinand von Olivier, den ich später auch in Wien antraf, strebte auf ähnlichem Wege zu den Höhen der Kunst hinauf. Diese zwei und der ernste Maler Krause, der herrliche Sachen aus Südamerika mitgebracht, erklommen, ohne sich zu kennen, steile Höhen zu gleichem Ziele. In Friedrich fand ich größere technische Vollkommenheit; was er schuf, stand da wie eine Wirklichkeit. Als wir in seinem Gemälde „Die Stubbenkammer" die Luft bewunderten, sagte seine holde Gattin leise wie in einer Andachtstatte: „Den Tag, wo er Luft malt, darf man nicht mit ihm reden!" Sie erschien mir sehr liebenswürdig, als sie das sagte. Die Demuth eines schönen Frauenherzens, die Liebesfülle der weiblichen Natur leuchteten in stiller Herrlichkeit daraus hervor. Stroganows waren über das, was wir gesehen, ganz entzückt. Leider war Friedrich nicht anwesend, ich hätte ihn herbeigewünscht.

Ich hatte in Dresden einen deutschen Miniaturmaler

aus Kurland kennen gelernt, der sich besonders hinsichtlich des Colorits zu einer bedeutenden Höhe aufgeschwungen hatte, sein Name war Oechs. Sein Bildniß Ludwig Tieck's war das beste unter den Bildnissen dieses Dichters, das ich gesehen habe. Es offenbarte den Menschen, den Dichter und den Genius. Vortreffliche Künstler hatten vergebens die Gediegenheit und technische Vollendung seiner Arbeit erstrebt, ihm war sie als freie Himmelsgabe geworden. Es konnte nichts anderes aus ihm hervorgehen als das Köstlichste und Vollendetste. Sein „Eulenbock" und seine „Mignon" strahlten in derselben Vollkommenheit. Freund Kraukling hatte seine Gattin von ihm malen lassen, doch bei dieser Darstellung kam ihm seine hohe Meisterschaft in die Quere. Sie gelang nicht, weil er zu strenge Anforderungen an sich selbst machte. Karoline Kraukling stand zu sehr aus allen Linien heraus, als daß sie hätte gemalt werden können. Die unnennbare kindliche Anmuth ihres Wesens gehörte der Erde nicht, sondern jenseits hin, wo sie hinging, nachdem sie kurze Zeit hienieden verweilt. Ich habe nie etwas gekannt, das ich durchaus mit ihr vergleichen konnte. Die herrlichen Frauen und Jungfrauen, deren Wesen mir in meinem langen Leben offenbar geworden, hatten zumeist etwas Angeeignetes, und erschienen mir vortrefflich in dem, was sie sich selbst dankten. Bei ihr stand jede schöne Eigenschaft im Einklang zum Ganzen ihres Wesens, und war freie Gabe des Himmels und der Natur. Kraukling's scharfer richtiger Blick hatte bei der ersten Begegnung das ganze Wesen und Sein dieses entzückenden Geschöpfs durchschaut; denn er sagte seinem Freunde Johann Georg von Körber: „Hast du das Mädchen betrachtet, welches an uns vorüberging?" „Gewiß, ja!" erwiderte Körber. „Wie findest du sie?" „Anmuthig!"

war die Antwort. Kraukling sprach leise: „Wenn diese nicht meine Frau werden kann, so soll nie eine mein werden!“ Körber kannte die Festigkeit seines Charakters, seine Strenge und Weichheit, die Innigkeit und den Reichthum seines Gemüths, er zweifelte keinen Augenblick, daß des Freundes ausgesprochener Entschluß für Zeit und Ewigkeit gefaßt sei. Es war die liebevolle Anhänglichkeit seiner Freunde, die Kraukling in Stand setzte, sie wieder zu finden, die ihm seit der ersten Begegnung ein Jahr hindurch verschwunden war, die er nicht wiederzufinden hoffte, dochwiederfand, und in der er das süßeste Glück des Daseins genoß, bis der Tod sie ihm für diese Welt entriß.

Ich habe mich auf diese wenigen Worte beschränken müssen, um von diesem geliebten Paare zu reden. Es gibt eine Verschämtheit der Tugend, wie eine der Liebe und des Glücks, die wollte ich nicht verletzen. Diese Freundschaft war für mich ein Himmelspfand für die Ewigkeit. Ich sah einmal wieder, was der Mensch durch sich selbst vermag; und daß es kein Schicksal gibt, sondern eine über Alles waltende Vorsehung. Man kann das nicht Schicksal nennen, was uns geschieht, sondern allein was wir sind; und der einzige Verlust auf Erden ist der, wenn wir uns selbst verlieren!

Ein kurländischer Freund, den mir Kraukling zuführte, Dr. Rosenberg, heilte Wilhelm's erkrankte Augen bald und sehr gründlich. Dieser grundgelehrte und liebenswürdige Arzt schien das vortreffliche Bild, das der Künstler Kler bei einer Reise von Italien nach Deutschland von meinen zwei Söhnen gemacht, und das wol zu seinen gefühlvollsten Werken gehört, zu seinem Eigenthum zu wünschen. Ich konnte es nicht abschlagen, und gestehe nun, daß ich mich im Herzen sehr schwer davon trennte. Jene vergangene Zeit, wo mein Wilhelm innerlich und äußerlich

so ganz verschieden von jetzt war, blühte in dem herrlichen Bilde, sodaß sie aus meinem Leben mit ihrem rührenden Frühlingsglanz, ihrer seelenvollen Zartheit und leuchtenden Begeisterung seit dessen Verlust nun auch verschwunden ist. Ich bin seit der Zeit nur selten so glücklich gewesen, Flor wiederzusehen. Er hat mich eines Abends gezeichnet, wo wir mit W. Hensel und andern Freunden bei Graf Kalckreuth beisammen waren. Graf Kalckreuth las uns gerade seine „Ebba, Gräfin von Brahe" vor, die das Schönste ist, das ich von ihm kenne. Sie geht zu Herzen und beseligt uns mit dem unendlichen Schmerz, der das Göttliche in der Menschenbrust weckt; wir nennen ihn Schmerz, da doch keine Wonne ihm gleichkommt.

Mein Bild von Flor ist das einzige, was mir nicht geraubt worden ist; es ist flüchtig gezeichnet, aber doch sehr geistvoll und lebendig aufgefaßt. Das von Hensel war in einem ganz andern Geist entworfen, die Freunde nannten es „Schwanemine" und das von Flor „Helmine". Hensel hat seine Zeichnung verloren. Mir ist die vortreffliche, welche Vogel gemacht hat, hier in Genf Anfang Juni vorigen Jahres abhandengekommen.

Anfang Januar 1818 veranstaltete Hofrath Böttiger, daß mich die Ministerin Baronin von Oelsen, geb. Baronesse von Sydow, in Gesellschaft ihrer Schwägerin aus Kurland aufsuchen kam und zu sich einlud. Beide liebenswürdige Frauen wurden meine Freundinnen, und ich verlebte mit ihnen schöne Stunden. Friederike von Oelsen war durch ihre schwankende Gesundheit zu der Reise nach Dresden veranlaßt worden. Sie besaß viel Verstand, viel Natürlichkeit und Anmuth.

Charlotte hatte ihre geistigen Anlagen sorgfältiger gepflegt als ihre Schwägerin Friederike, doch bei keiner von beiden vermißte man etwas, weil die eine durch innern

Reichthum seltener Art ersetzte, was ihr an Bildung fehlte, und die andere wiederum durch diese bedeutend erschien. Wir waren beinahe täglich beisammen. Frau Friederike von Oelsen besaß ein liebliches reichbegabtes Töchterchen, Lodoiska, es lebte nur acht Jahre. Ihrem kleinen Sohn Feodor fehlte es nicht an natürlichen Anlagen, doch sie wurden nicht sorgfältig genug gepflegt.

Bei Oelsens wurde ein Familienfest veranstaltet. Ich dichtete ein Festspiel dazu; ein Halbkreis von hohen Bäumen in Kisten, und ganz von herrlichen Blumen umgeben, bildeten einfach und wirkungsvoll die Scene. Der junge Baron Oelsen, Sohn des preußischen Gesandten, erschien nach dem Vorspiel in Rittertracht, und sprach mit Ausdruck die Ballade, welche die Familiensage enthielt. Ein glänzender Kreis von Zuhörern war zugegen und schien mit der Dichtung zufrieden. Auch Clauren war dabei und sagte mir höchst verbindliche Sachen. Ich glaubte ihm einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihn auf das aufmerksam machte, was mir in seinen Erzählungen anstößig war, das war eben das Anstößige. Er nahm meine Bemerkungen als ein Mann von Geist und Welt auf. Ich habe später Gelegenheit gehabt, Briefe an ihn zu lesen, die sicherlich auf den Knien geschrieben waren, denn sie lauteten wie die Bitte eines Delinquenten um Gnade. Die Herren Verleger legen wol den Maßstab an Producte der Autoren, den ihnen der muthmaßliche Betrag des Ertrags in die Hände gibt. Der wirkliche Werth der Schrift kommt dabei selten in Betracht, das ist natürlich und consequent.

Im März war Kind's Geburtstag, zu dem ich ein Lied verfaßte, welches in der „Abendzeitung" steht und ihm viele Freude bereitete. Er lud eine anmuthige Gesellschaft ein, in welcher sich Karl Maria von Weber und seine Kareline sehr

verdient machten. Sie führten Charaden auf, desgleichen sinnreiche Sprichwörter ohne Dialog. Nicht minder ergötzten sie durch ihren allerliebsten Gesang von Volksliedern. Höchst erfreulich sind solche Bestrebungen einen Kreis zu erheitern, wenn sie rein und unbefangen aus der Gesinnung für diesen Kreis hervorgehen.

Weber und seine Gemahlin besaßen im höchsten Grade die Gabe der improvisirten Darstellung. Ich glaube, dies war der letzte Geburtstag Kind's, zu dessen Erheiterung Webers beitrugen, denn der Freischütz war noch nicht aufgeführt worden. Der Erfolg dieser Oper, der ein beispielloser war, und die Herzen des Dichters und Componisten fester aneinander schließen gesollt hätte, riß sie schroff voneinander los. Weber hatte wirklich unrecht gegen Kind, auch Kind gegen Weber. Das Publikum ist durch diese Spaltung um einen herrlichen Genuß gekommen, denn Friedrich Kind schrieb nun nicht seinen „Cid", den er schon entworfen hatte. In Betreff des Textes zu meiner „Euryanthe" wagte ich Einwürfe an Weber. Der Plan der Oper, den ich für ihn ausgesonnen hatte, wurde durch seine Umänderungen umgeschmolzen, und ich fand ihn unpopulär, fügte mich aber dem Wunsche des großen Meisters, und suchte ihn durch Entsprechen seiner Absichten von meiner Bewunderung und Liebe zu überzeugen. Ich wünschte die Oper volksthümlich und zugleich trubadoresk zu behandeln, den Leitfaden des alten Fabliau nicht aus den Händen zu lassen. Weber hatte Bedenken wegen des Veilchens auf Euryanthens Brust, Ludwig Tieck vermehrte diese durch seine Bemerkungen. Weber, der auch später im „Oberon" bewiesen, wie sehr das Geisterelement sein eigenes war, wollte eine Umwandelung, bei welcher es angewendet würde. O, wer daran gedacht hätte, daß Bellini's

Norma mit zwei Kindern auf der Bühne erscheinen würde, würde aus dem unschuldigen Veilchen der Cervantes kein Bedenken gemacht haben und die Dichtung würde wirksamer geworden sein, wenn man ihr treu geblieben wäre. Es rächt sich jedesmal, wenn man eine Geistesschöpfung ihrer eigentlichen Natur entfremdet.

Ich und Malsburg sahen uns oft. Unsere gemeinsame Bewunderung Calderon's veranlaßte eine Beschäftigung, die für mich große Annehmlichkeiten hatte, nämlich eine gemeinsame Bearbeitung einiger sinnigen Stücke. Das geistfunkelnde Schauspiel: „Es ist besser als es war" hatte Baron Malsburg nebst einigen andern schon vollendet. Ich habe noch kein Gegenstück zu einem herrlichen Kunstwerk gelesen, gesehen oder gehört, welches die Wirkung des Urbildes auf mich gemacht hätte, es stand oft tief darunter. Die Gründe davon liegen auf flacher Hand, und brauchen hier nicht erst erörtert zu werden.

Calderon gefiel sich in den Pendants, gleichwol ist seine „Aurora" keine „Sibylle des Orients". Calderon scheint darauf verzichtet zu haben, zu seinen bewunderungswürdigen Stücken, wie z. B. „Das Leben ein Traum" u. a., ein Gegenstück zu schreiben, indem ihm das zur „Sibylle des Orients" mislungen war. Calderon war der rechte Dichter für Naturen, wie die von Malsburg und ihresgleichen. Calderon war Spanier, Priester, Adelicher, Aristokrat, Royalist, dies alles in einem edeln Sinn. In „Luis Perey", „Der Gallego", „Die Belagerung von Alpujarra" u. a., und vor allem im „Schultheiß von Zalamea" macht er sich auf die feinste und einschneidendste Art über Thorheiten und Lächerlichkeiten eines stumpfsinnigen Adelichen lustig. Dies hat Malsburg nicht gehindert, den „Schultheiß von Zalamea", und zwar meisterhaft zu übersetzen. Ehe er mich kennen lernte, über-

ſetzte er das knechtiſche Stück „Amigo Amante y leal", das ungeachtet ſeines Serviliſmus bezaubernd iſt. Calderon iſt mir noch heut ein Räthſel, und wird es jedem Nachdenkenden ſein und bleiben. Er war ein hoher klarer Geiſt, ein herzhafter Freund des Volks, ein kraftvoller Kämpfer für die Rechte der Menſchheit. Er kann unmöglich aus Ueberzeugung das Banner der Knechtſchaft emporgehalten haben, ſondern gewiß hat ihn ein unüberwindlicher Zwang dazu gebracht. Welches nun war ſeine eigenſte Farbe? Ich kann mir nicht denken, daß es die des Serviliſmus war. Ich dachte damals nicht über die Sachen nach. Ich nahm ſie unbefangen, rein von der poetiſchen Seite, ließ mich auch davon entzücken; vielleicht war es Calderon nicht beſſer ergangen. Sein gediegenes Stück „Liebe, Ehre und Gewalt" zeugt von Wahrheit und Tiefe der Empfindung; er muß geſchwankt haben, und jede ſeiner augenblicklichen Stimmungen muß jedesmal, wo ne ihn überkam, ſich ſeiner ſo bemächtigt haben, daß er ſie für die ſeinige in voller Wahrheit hielt. Dem Geiſt unſerer Zeit mag es ebenſo ergehen; dies iſt ein ſchmerzliches Schwanken, denn es iſt unmöglich, ſich von der einen oder der andern dieſer Richtungen ausſchließlich beherrſchen zu laſſen, ohne der Menſchheit und ihren heiligen Rechten zu nahe zu treten. Es muß ein Drittes in der Mitte liegen, und der Fortſchritt wird uns darauf hinleiten.

Da ich bald dahin gelangen werde, wo kein Parteiengeiſt waltet, ſo iſt es wol an der Zeit zu geſtehen, daß ſich mein wallendes Volksblut mit dem altadelichen meiner väterlichen Abkunft ſtreitet, daß ich mich zuweilen freue aus dem Volk entſproſſen zu ſein, ein andermal wieder ſtolz darauf bin zum Adel zu gehören; dies ſind aber nur vorübergehende Zuſtände. Die Grundlage iſt

Dank gegen Gott, deſſen Gabe es iſt, was ich bin. Wenn eine hohe Abkunft das wäre, wozu die menſchlichen Satzungen ſie ſtempeln, ſo müßte Gott eine beſondere Menſchenart eigens dafür geſchaffen, kenntlich bezeichnet und über den Erdkreis verbreitet haben. Der Dynaſt, deſſen Nachkommenſchaft zahlreich und ganz unbedeutend iſt, ſteht weit über dieſer, und der zweiunddreißigſte ſeines Stammes iſt weit entfernter von ſeiner urſprünglichen Geburt, als der Sohn des einfachen Landmannes, der eine große That gethan und dafür geadelt worden. Einen Kaufadel ſollte es gar nicht geben, wenn irgend noch der Adel einige Gultigkeit behaupten ſoll, und der Erbadel iſt in meinen Augen wahrer Unſinn. Der perſiſche Dichter ſagt:

O rühme dich der hohen Ahnen nicht,
Wenn nicht dein Werth der Abkunft Glanz entſpricht!
Der Zweig der Palme hoch und ſtolz,
Wenn unfruchtbar, — iſt taubes Holz!

Die Rangordnung iſt keine Weltordnung!

In meinen Briefen an Prinzeſſ Wilhelm von Preußen, nannte ich Dresden nie anders als „das ſchöne Dresden". Und ſie that daſſelbe. Einmal ſchrieb Malsburg an ſie, und gab mir den Brief zur Beſorgung. Die Prinzeſſin ſchrieb uns beiden, mir, wie es oft geſchah, mit einer ſchon etwas ſtumpf geſchriebenen Feder in höchſter Eile, Malsburg mit einer neuen Feder und zierlich geſchrieben; dies ergötzte mich höchlich. Die Prinzeſſin war äußerſt genial, ihre Hand ſo ausgeſchrieben wie die eines geübten fleißigen Schriftſtellers; eigentlich beſtand ſie gar nicht aus Buchſtaben, ſondern aus Zeichen und Strichen. Sie hatte eine ſo ausgebreitete Correſpondenz, daß ſie zu dieſem Mittel greifen mußte, um

niemand ohne Antwort zu laſſen. Doch ſchrieb ſie meiſt nur kurze Briefe, in denen dennoch viel ſtand; denn zwiſchen den Zeilen war unſichtbar vieles zu leſen. Sie war vielleicht die erſte Prinzeſſin, welche den undeutſchen Ausdruck „Ihre Wohlaffectionirte" bei der Unterſchrift ihrer Briefe ausließ. In den meiſten nannte ſie ſich Freundin. Ich habe viele Briefe von ihr geleſen, die nicht an mich waren, ich fand ſie etwas freigebig mit dieſer Benennung, auf welche ſich die Empfänger etwas einzubilden pflegten. Mehrere hohe Damen hatten das Wort „Wohlaffectionirte" in „Wohlgeneigte" überſetzt. Dies war wol das Angemeſſenſte. Die Menſchen quälen ſich ja noch immer mit dergleichen Dingen herum: die Form muß oft für den Gehalt gelten!

Wenn ich alle intereſſanten begabten Bewohnerinnen Dresdens, die ich dort geſehen, bezeichnen wollte, ſo müßte dieſe Schrift zu Bänden anſchwellen. Ich muß hierauf verzichten und mich auf Einzelheiten beſchränken. Noch in keiner Stadt, ſelbſt nicht in Paris, Wien und Berlin, habe ich eine ſolche Fülle und Mannichfaltigkeit von in ſich abgeſchloſſenen Kreiſen geſehen als hier, die auf einem abgemeſſenen Raum nebeneinander ſtanden und ſich ſelten oder nie berührten, obgleich ſie alle ihrer Natur nach zueinander paßten und ihren Verhältniſſen nach zueinander gehören konnten.

Eine meiner liebſten Freundinnen war die edle Frau, die ſich in ihren Schriften Wilhelmine Willmar nannte. Sie war die Gattin des Regierungsdirector Genſicken, Verfaſſerin der beliebten „Pfänder der Treue" und vieler Volksſagen und Novellen von Gehalt. Ihr geſellt ſtanden Amalie Klarus (eigentlich Curtius) und einige andere Schriftſtellerinnen, die ihre Werke zuſammen herauszugeben pflegten, wie wol ſie nicht alle in Dresden wohnten. Ferner nenne ich Frau

Wilhelmine von Gersdorf, eine Frau voll Gemüth und Empfindung; ſie bildete mit Gleichbegabten einen eigenen Kreis mit ihren liebenswürdigen zwei Töchtern. Herr August von Schindel, Herausgeber des Werkes „Die deutſchen Schriftſtellerinnen des 19. Jahrhunderts", empfing die Hand der älteſten dieſer zwei holden Schweſtern, die ſo anſpruchslos und ſinnig als ſchön und herzig waren. Sodann nenne ich noch Theophanie, eine der liebenswürdigſten und begabteſten Dichterinnen, die nur unter dieſem Namen ſchrieb, deſſen Geheimniß wir nicht enthüllen wollen; Emilie Hermann, eine Nichte von Wilhelmine Willmar, die ein früher Tod ihrem geliebten Familienkreiſe entriß; Ludwig Hermann, ihren Bruder und begabten Dichter, der ſeiner Schweſter bald in das Grab folgte. Luiſe Brachmann, die öfters nach Dresden herüberkam, war in dieſem Kreiſe heimiſch; ebenſo Frau von Ahlefeld, geborne von Seebach, welche die Schweſter der Freundin Schiller's, Frau von Stein auf Kochberg, war. Sie wird unvergeſſen bleiben. Auch ſie gehört zu den vielen begabten Dichterinnen, die ſich mühſam und heldenmüthig von unharmoniſchen Verbindungen losgerungen, und mit ſchweren Opfern ſich losgekauft von der Tyrannei ihrer Verhältniſſe. Sie war oft in Dresden; ich ehrte und liebte ſie, ihr ſchönes Talent und ihr Fleiß ſicherten ihre Exiſtenz. Von andern ausgezeichneten Frauen, die meine Freundinnen wurden und der Poeſie hold waren, nenne ich ferner die Hofräthin Weigel, Gattin eines Mannes, der mit hoher Wiſſenſchaftlichkeit den feinſten Weltton und umfaſſendſten Geiſt vereinigte. Er hatte ſeine Gemahlin, eine ſchöne junge Comteſſe, aus Wien mitgebracht; ſie war ganz Seele und Liebe, und glückliche Mutter einer liebenswürdigen Tochter. Auguſt's und Friedrich Schlegel's Schweſter hatte ſie mit zuge-

führt. Wilhelmine Spazier, Jean Paul's Schwägerin, Tochter des geistvollen Geheimen Tribunalraths Meyer, Witwe des Hofraths Karl Spazier, lebte damals auch in Dresden, stand aber aus allen Linien dieser Kreise heraus, ohne deshalb minder berechtigt zu sein, sich mit ihnen zu verweben. Ihr Gatte war Instrumentmacher, zugleich der Erste, der in Dresden die Gasbeleuchtung in Aufnahme brachte: er war schlicht und wacker, wußte nichts von Charlatanismus und glich in seiner Bescheidenheit und Anmaßungslosigkeit dem Fruchtbaume, dessen Zweige sich unter der Last süßer Früchte beugen. Wie alle Frauen, denen kein Opfer genügt, welches sie nicht ganz bringen, war auch Frau Uthe-Spazier, ganz und gar aus Wahl und Liebe, nur demjenigen gewidmet, was ihre Stellung erheischte. Gattin eines Künstlers, den man zu den Handwerkern rechnete, weil er Gesellen hielt, war sie die sorgsame Pflegemutter dieser jungen Leute, und lebte in ihrem stillen Hause ganz für die Bedürfnisse desselben und für die strengste Häuslichkeit. Sie wohnte mit ihrer jüngsten Tochter Minona in Dresden: die älteste war fern von ihr als Erzieherin, kam jedoch dann und wann zu ihrer Mutter. Uthe-Spazier war eine sinnige Schriftstellerin und geistbegabte Frau, gastfrei und gesellig wie die meisten Berlinerinnen. Oft und viel sah ich sie nicht, besonders da ihre Verhältnisse sie sehr in Anspruch nahmen.

Ich fand in ihrem Hause zuweilen Dr. Karl Christian Friedrich Krause, den geistvollen und sinnreichen Begründer einer neuen Lehre der Philosophie. Seine Erscheinung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Dieser merkwürdige Mann wird sich immer mehr und mehr in Zukunft dem Gedächtniß seiner Zeitgenossen einprägen. Ich kann ihm weder die gehörigen Lobsprüche ertheilen,

noch über ihn einen vielleicht verdienten Tadel aussprechen; denn ich bin nicht genug eingeweiht in seine Lehre, nicht vorurtheilsfrei genug hinsichts seiner Denkart, um ihn anders als oberflächlich zu beurtheilen. Er war von mittler Größe, sichtlich abgemattet durch überstandene Leiden, welche Spuren in seinen Zügen zurückgelassen hatten. Aus Freundlichkeit hatte er gern gelächelt, aber sein Lächeln verlor sich in liebevoller Wehmuth; es schien trösten zu wollen, sah jedoch eher aus wie eine Bitte um Vergebung, wie eine geheimnißvolle Selbstanklage. Er fühlte schmerzlich, daß ihn die Mitwelt nicht verstand; doch in seinen Augen war die Mitwelt nicht schuld daran, sondern er allein. Sein Blick war rührend, es schien als forsche er liebevoll nach der Quelle des fremden Kummers, um ihn zu heilen, und als leite er mit seinen Blicken Ströme der Labung hinüber zu dem Leidenden. Er übte einen gewaltigen Einfluß auf junge Herzen. Der ihm ergeben war, blieb es für immer. Soviel ich beurtheilen kann, liegen noch viele Keime des Guten in seiner Lehre und des Organischen in seiner Sprachforschung; die Zukunft wird hierüber entscheiden. Krause hinterließ mehrere Töchter und Söhne. Ein Sohn von ihnen lebt in der Schweiz, einer in Dresden als hochgeschätzter Jurist, von den übrigen weiß ich nichts zu sagen.

Ueber die Herausgabe der „drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerei", welche Krause ohne Vorwissen noch Bewilligung der Loge herausgab, kann ich gleichfalls nichts sagen, denn ich weiß nichts davon, als was Krause gegen mich geäußert. Er warf alle Schuld auf Böttiger's Zweizungigkeit, wie er sie nannte. Hierüber habe ich kein Urtheil. Krause verließ Dresden und reiste nach Göttingen, wo man ihm gleichfalls keine Ruhe ließ. Hierauf ging er mit seiner ganzen Familie nach München.

Sein Sohn Karl wurde von dort weggewiesen, zugleich mit ihm Krause. Da trat er mit seinem Sohn eines Morgens leichenblaß und zitternd in mein Zimmer, und stammelte die Worte: „Ich bin verbannt, helfen Sie uns!“ Ich erschrak heftig, der Mann jammerte mich. Alternd, mittellos, mit einer Familie von dreizehn Kindern in wenig Tagen aus dem Lande zu sollen, das man bewohnt, ist unermeßlich hart. Krause schwur, daß er nichts begangen. Ich glaubte ihm. Sein Sohn Karl sagte nichts; doch dies alles ging erst in München vor. Eine Masse Begebenheiten liegen dazwischen, und ich werde darauf zurückkommen.

Die jungen Krause, vorzüglich Wilhelm und Julius, die wackersten unter ihnen, schlossen sich eng an meine Söhne an. Dies flößte mir Sorge ein; doch meine verehrte Freundin, Frau Sarah Kaskel, suchte mich zu beruhigen, sie rief lebhaft aus: „Das ist ja gut, liebe Frau von Chézy, die Krause'schen Kinder sind geistreich!“ Ich schwieg, doch ich beschloß selbst zu Krause zu gehen, um diesen Umgang zu überwachen.

An einem schönen Sommerabend begleitete ich Wilhelm und Max dorthin. Krause bewohnte einen untern Stock und einen Pavillon am Eingang des Plauenschen Grundes. Die älteste Tochter Sophie ließ diesen Pavillon mit schönen Blumen und hohen Stauden ausschmücken. Lage und Aussicht waren reizend. Die damals einundzwanzigjährige Besitzerin lebte dort wie in einer Welt, die ihr eigen. Nachdem ich sie eine Weile in ihrem ganzen Wesen beobachtet hatte, hielt ich es für wohlgethan, mich zurückzuziehen; wollte Gott, ich hätte es dabei gelassen! Die Sphinx unsers Geschicks verhüllt sich zuweilen, vor fremden Augen rühren wir nicht an ihren Schleier.

Frau Uthe-Spazier war eine Landsmännin, und wohnte ganz in meiner Nähe; sie hatte sich selbst aus den dresdener Kreisen zurückgezogen, und niemand machte ihr Vorwürfe darüber. Ich wollte nicht aufhören sie zu sehen, weil ich mich zeitlebens den Bedrückten zur Seite gestellt habe, — und bedrückt war sie. Die Gesellschaft rächt sich bitter für die Gleichgültigkeit, die man ihr bezeigt; es erbittert sie, wenn man ihren Satzungen nicht folgt, und sie läßt den überwundenen Feind nicht mit Wehr und Waffen und mit den militärischen Ehren abziehen. Sie excommunicirt die Ketzer, oder vielmehr diejenigen, welche sie für Ketzer gelten lassen will, viel leichter und geschwinder als jemals Päpste thaten. Das „Richtet nicht" unsers göttlichen Erlösers verhallt unbeachtet, jenes tiefe große Wort, dem die tiefe milde bange Warnung folgt: „so werdet ihr auch nicht gerichtet", die zugleich wie eine Verheißung klingt.

Ich hatte bei Eduard Hitzig die beliebte Schriftstellerin Fräulein Fanny Tarnow kennen lernen. Franz Horn nennt sie in seinem vielverbreiteten Werke über die „deutsche Literatur", und zwar zumeist wegen ihres Romans „Thorilde von Adlerstein" eine nothwendige Schriftstellerin. Fanny Tarnow hat bekanntlich im Fach der kleinen Romane Ausgezeichnetes geleistet; dessen hat Franz Horn nicht erwähnt, dagegen die „Thorilde von Adlerstein" sehr hoch gestellt. Fanny Tarnow ist eine der wenigen Personen, von denen ich mich wegwenden mußte, weil ich nichts in ihnen fand, was ihre störenden Eigenschaften versöhnend aufgewogen hätte. Ich will sie nicht schildern; ihr Bild kann diejenigen, welche sie nicht kennen, nicht in hohem Grade interessiren, und denjenigen, welche sie kennen, würden ihre Züge nichts Neues bezeichnen. Es sind nun bald vierzig Jahre, daß ich sie kennen lernte

und mich vom Zauber ihrer Beredsamkeit hinreißen ließ. Ich trug sie wie ein Kleinod im Herzen. Ich möchte ihre Briefe, die ich noch besitze, mit einem süßen Saft vergleichen, dessen Bestandtheile man nicht kennt und ohne Untersuchung hinunterschlürft.

Schon damals, als ich sie kennen lernte, sagte ich ihr von meinem Vorhaben nach Dresden zu gehen, und freute mich unbeschreiblich als sie äußerte: auch sie ginge dahin, und wir könnten, wenn wir nahe beieinander oder zusammen wohnten, gegenseitig manches Gute und Nützliche betreiben. Sie kam wirklich dorthin, zärtlich und sehnsuchtsvoll erwartet und durch bedeutende Opfer von meiner Seite befördert. Sie stieg in meiner Wohnung ab, und wurde auf das liebevollste behandelt. Auch war sie, ungeachtet, daß sie 400 Thlr. von mir empfangen, um ihre Reise anzutreten, geldlos, und ich mußte jede Auslage für sie bestreiten, was bei meiner vorhabenden Uebersiedelung nach Schandau mir nicht leicht wurde.

Wir hatten eine sehr freundliche Wohnung, ganz von Waldung umgeben, am Eingang des Kirnitschgrundes: der helle schmale Fluß strömte an den Fenstern vorbei und spiegelte den Kirchthurm und die Tannenhügel an seinem Ufer anmuthig ab. Das niedliche Badehaus begrenzte linkerhand den Horizont. Zwischen der Kirnitsch und den Hügeln, die sie umgeben, breitete sich eine schöne Wiese aus. Unser Wohnhaus stand angelehnt am Waldhügel, sodaß wir gemächlich aus den Fenstern in den Wald gehen konnten. Ich schlief bei offenen Fenstern und fürchtete keine Diebe. Dies ist der Segen der Armuth, welche so manche verblendete Menschen für ein Unglück halten.

In allen Richtungen durchstreiften wir das schöne Meißener Hochland, mit Unrecht die Sächsische Schweiz

gebeißen. Was ich von der Schweiz kenne, iſt mit den deutſchen Gegenden, die Hochgebirg und Seen haben, unmöglich in Vergleich zu bringen. Deutſchland iſt durch aus traulicher und ſchöner. Auch der fleißige Anbau, die ſinnreiche Benutzung jedes Plätzchens zeugt für ſeine Bewohner. Es iſt nicht übertrieben, wenn man ſagt: „Die Schweiz liegt brach!“ Zwar darf man vielleicht dem Schweizer nachrühmen, daß er es an Dung nicht fehlen läßt; aber im Sommer geht beinahe der ganze Dung des Viehes durch die Alpenwirthſchaft verloren, und der, welcher auf der Fläche erzeugt wird, kommt nicht auf die Felder. Sollte früher oder ſpäter, was Gott verhüte, das ſchöne Land mit Krieg überzogen werden, ſo kann man es bald und leicht aushungern, weil es faſt alle Lebensbedürfniſſe aus der Fremde beziehen muß. Selbſt Grütze, dieſe wohlthuende, billige und leichte Speiſe, die überall fortkommt, wird dort nur nachläſſig angebaut. Einzelnen Ackersleuten empfahl ich ſie unabläſſig, als ich noch ordentlich ausgeben konnte. Noch immer begnügt ſich der Schweizer damit Getränk zu erzeugen, und nur die äußerſte Noth könnte ihn zwingen, für Speiſe zu ſorgen. Er betrinkt ſich lieber als er ſich ſättigt. Das oftmalige Erkranken der Hunde im Schweizerland rührt von der Sorgloſigkeit her, mit der ſie gefuttert und beſonders getränkt werden. In keinem Lande, ausgenommen in Paris, habe ich ſolches Vernachläſſigen der Hunde bemerkt wie hier. Nach meiner Anſicht ſollte dieſe Fahrloſigkeit ſo ſtreng behandelt werden wie Menſchenmord, da ſie ganze Gegenden weithin in Gefahr ſetzt. Zu den Uebeln des Mangels an Aufſicht und Pflege der Thiere ſelbſt geſellt ſich noch die Verwahrloſung der Kinder beiderlei Geſchlechts. Die Schulen ſind vortrefflich, vorzüglich im Waadtlande; allein die Kinder bleiben

in den Freistunden unbeaufsichtigt und meist unbeschäftigt, es sind der Freistunden zu viel, und vor den Aeltern zeigen sie nicht die geringste Achtung, sondern treten energisch vor ihnen und andern auf, worüber die Aeltern sich mehr freuen als betrüben. Einer der liebsten Späße der Kinder hierselbst besteht darin, Hunde bis aufs Blut zu quälen. Wenn sich, bis aufs äußerste gereizt, ein armes Thier wehrt, wird es für toll gehalten und vertilgt. Ein schöner englischer Wasserhund, der aus Lausanne nach Vevay gelaufen kam, in einige Behausungen eindrang, und einigen Köchinnen in die Schürze biß, dabei an den See rannte und dort fleißig trank, wurde auf das jämmerlichste und martervollste todtgeschlagen. Bei Untersuchung desselben ergab es sich, daß das harmlose Thier von einigen bösen Buben in Lausanne mit Vitriolspiritus begossen worden war. Man findet öfters Beispiele von der Bösartigkeit der Jugend in den Zeitungen angeführt. Blasröhre zerschellen die Fensterscheiben, Würfe von Steinen oder Koth verletzen anstandige Personen, die über die Straße gehen, oder verunreinigen ihre Kleidung. Vor mehreren Jahren las man in den Zeitungen, daß Buben, die eine alte Frau zum Ziel ihrer Bosheit ausersehen hatten, sie mit einem ziemlich großen Stein an die Schläfe trafen und todt warfen. Keine strengere Rüge war dieser Thatsache beigesetzt, als ein Bedauern, daß die Kinder in Genf so zornig wären. Ich meine, es dürfte nicht schwer sein sie zu zügeln. Prediger und Vorsteher der Schulen sollten sich dieser Angelegenheit kräftig annehmen, und die Polizei sollte in den Abendstunden die schöne Natur nicht ohne ein Spanisch Rohr in der Hand fleißiger besuchen, als die Schenken und Brauereien. Doch wir sind ja in dem gutmüthigen

und gesitteten Dresden, wollen wir nicht drinnen bleiben?

Hofrath Althof, unser Arzt, verordnete meinem Max Selterwasser und Landluft; das Kind kränkelte seit der Pockeneinimpfung; es litt besonders an Kopfweh, bis dahin war er stets zart, aber dennoch gesund gewesen, seit es die Masern und den Stickhusten überstanden hatte. Vielleicht auch hatte eine neugebaute Wohnung am Rand der Elbe Antheil an dem Kopfschmerz, der es unaufhörlich quälte. Althof behauptete, es würde hinsiechen, wenn ich es nicht auf das Land brächte und vom Arbeiten abhielte. Arbeiten, dies war ja sein Leben, sein Glück, es sollte ihm Ruhm und Brot bringen. Denn der Vater dieser Söhne wiederholte oft: „er könne ihnen nur Brot und Salz hinterlassen". Ich hoffte, er würde mich überleben! Seine Einnahme in späterer Zeit war brillant genug, um voraussetzen zu lassen, daß er für die Seinigen ein anständiges Kapital zurücklegen würde. Schon das erste mal, als wir nach Schandau gingen, war es Max zuliebe geschehen.

Unter den geistvollen Freunden, die damals den dresdener Kreis belebten, habe ich, wie ich glaube, den unsterblichen Sänger der „Urania", und seine edle Freundin Elise von der Recke zu nennen vergessen. Ich sah sie nicht oft. Bereits lagen mehrere Jahrzehnde zwischen ihrem Abwelken und meinem Aufblühen. Ich erkannte ihren Werth und hatte Freude an ihnen.

Als wir in Dresden eines Tags über den Jahrmarkt gingen, hielt mich Kraukling auf, und sagte mir halblaut: „Da kommt Jean Paul!" Ich hatte ihn seit 1800 nicht wiedergesehen, und hätte ihn nicht wiedererkannt.

Ich suchte vergebens seine Züge mit meinen Erinnerungen in Einklang zu bringen: alles aufgelaufen, ausgedehnt, der Mann und sein Gesicht! Da er mich stutzend stehen sah, wurde auch er auf mich aufmerksam. „Sie kennen mich nicht?" fragte ich mit Wehmuth über ihn und mich. „Doch wol", antwortete er, und setzte hinzu: „Ich wollte zur Ehezy!" Jetzt reichte ich ihm die Hand, stellte ihm meine Freunde vor, und wir feierten mit Rührung die Stunde des Wiedersehens; dann redeten wir die nächste Zusammenkunft ab. Sein Händedruck war warm, und sein Auge feucht. Es war nicht das Funkeln des Morgensterns, sondern des Abends, der eine Vergangenheit abschließt, und eine neue Zukunft verheißt. Man wird wieder jünger, wenn man einen alten Freund nach langer Trennung wiederfindet. Die ganze Strecke Lebens, die hinter uns liegt, seit wir geschieden, blüht wieder auf wie eine Blume im Wasser, gewinnt Duft und Farbe wieder. Unser feuchtes Auge spiegelt im Thau des Himmels den Sonnenglanz der ewigen Zukunft. O, man muß eine Trennung erlebt und ein Wiedersehen gefeiert haben, um das Wohl und Weh liebender Empfindungen ganz zu verstehen. Jean Paul war, wie bekannt, Schwager der Minna Uthe-Spazier, suchte sie als Freund und Bruder auf, bewies ihrer liebenswürdigen Tochter Minona väterliche Zuneigung. Ich hatte noch immer Jean Paul mit jungen Damen gern beisammen gesehen. Sein Wesen hatte etwas von der Wärme des Liebhabers, und von der Würde des Vaters. So war er in seiner Jugend, und so ist er geblieben. Ein junges Wesen machte auf ihn einen Eindruck wie ein Kind, oder auch wie eine Blume. Es mischte sich keine Persönlichkeit hinein; wer zart fühlte, konnte sich nicht darüber täuschen. Somit gaben sich Bräutigam,

Ehegatte, Vater und Bruder eines holden Wesens zufrieden. Der Kuß Jean Paul's erschien ihnen wie ein Ehrenschmuck auf Wange oder Lippe eines jungen süßen Geschöpfs, und so auch diesem selbst.

Durch eine stillschweigende Uebereinkunft fanden sich die Verehrer und Verehrerinnen nachmittags auf der Brühl'schen Terrasse ein; manche von ihnen brachten ihm Blumen oder ein Lied. Jean Paul's Wehmuth milderte sich in diesem Kreise. Der Tod seines Max hatte ihm eine tiefe Wunde geschlagen, die bei der leisesten Berührung blutete. Ich hatte oft die Freude, ihn in Dresden zu sehen. Er wünschte Wolke näher kennen zu lernen. Ich bat einige Freunde, mit Jean Paul zum Essen zusammen. Malsburg und Loeben waren gerade nicht in Dresden anwesend, meine Freundin Sarah Haskel hatte Abhaltung, und auch Graf Egloffstein aus Weimar konnte nicht kommen. Bekanntlich beschäftigte sich Wolke am liebsten mit Sprachforschung. Es war Gediegenes und Zweckmäßiges in seinen Vorschlägen. Er wollte die Rechtschreibung zur Einfachheit zurückführen. Ich meine, sie bedürfte dessen sehr; es werden aber noch lange Zeiten und bedeutende Umwälzungen überhaupt vor sich gehen müssen, ehe es gelingen wird, die modernisirten Sprachen auf die frühere Einfachheit zurückzuführen. Die Umgestalter schneiden immer in das gesunde Fleisch, so auch Wolke. Unter anderm wollte er die „Hoffnung" nicht mehr statuiren, sie sollte heißen „die Hoffe". Seine Gründe habe ich vergessen. „Ach nein!" rief Jean Paul, „lieber Wolke, lassen Sie uns die Hoffnung, es darf kein Jota davon wegbleiben!" Dieser Scherz entmuthigte unsern Puristen, er wendete das Gespräch auf andere Stoffe.

Jean Paul hatte große Freude an Kraukling und dessen Gattin; dieser, einer der sinnigsten Denker, die ich gekannt,

kam im Gespräch immer auf das Rechte und Nothwendige, immer so, daß man wünschte, er möchte mehr sagen; und dennoch war er sich bewußt, nicht blos das Rechte, sondern auch genug gesagt zu haben. Auch Lindemann, ein liebenswürdiger Kurländer, trug zur Unterhaltung der Gesellschaft bei, er war gedankenreich und freimüthig. Ein angenehmes kleines Intermezzo dankten wir Krauklings blonden Kindern, die in ihren blauen und rothen Kleidchen mit ihren hellen Augen und rosigen Wängelchen plötzlich unter uns erschienen, ihre purpurnen Lippchen herreichten, und vom ganzen Kreise bewillkommt wurden, am herzigsten doch von Jean Paul. Er bemächtigte sich sogleich des kleinen Julius. „Wer bist du Kleiner"? „Ich bin der Julius!" „Was willst du hier?" „Mutterchen hat mir erlaubt, daß ich kommen darf." „Was willst du denn mit dem Kuchen da machen?" „Essen!" „Willst du keinen dem Schwesterchen geben?" „Wenn ich muß? Ja!" „Du mußt nicht, wenn du es nicht gern thust!" „Ich thu's auch gern!" „Warum hast du's denn nicht gleich gethan?" „Ich dachte nicht daran!" „Warum dachtest du nicht daran? Aber warum denn nicht?" „Weil ich meinte, es wäre genug für mich!" „Sieh einmal die große Menge Kuchen." „Ich hätte sie schon bezwungen!" „Nun, so nimm sie!" „Nein!" rief Julius, „Maria muß auch welchen haben." Er theilte sogleich für Maria ab. Jean Paul fragte sehr ernsthaft: „Wie heißt du?" „Julius", sagte der Kleine. „Julius, wenn ich dir nun deinen Kuchen wegnehmen wollte?" „Ach nein! da hättest du ihn mir nicht gegeben." „Warum das, ich bin ja groß und habe die Kraft dazu." „Die hast du freilich, aber nicht das Recht, denn was man behalten will, das gibt man nicht weg." Es ging noch eine Weile so fort. Maria aß indessen wohlgemuth ihren Kuchen, und Julius auch

Die Kinder verursachten gar keine Störung. Julius schien zu empfinden, daß er ein höheres Wesen vor sich hatte. Es war ein allerliebstes Gemisch in dem Wesen des Kindes gegen Jean Paul, ein Gemisch von Zärtlichkeit und Scheu, das ihm sehr wohl stand. Jean Paul hatte im allgemeinen Liebe zu Kindern und wußte mit ihnen umzugehen. Kraukling verlor seinen Julius früh. In dem Augenblick eines solchen Verlustes sieht man nicht ein, welch ein Glück es für ein solches Kind ist, in die Heimat zurückzukehren. Die Franzosen haben ein Gefühl davon, sie sagen gewöhnlich: „Das ist nun ein kleiner Engel in Gottes Reich!" Auch wenn ein Kind im Schlafe lächelt, sagen sie: „Es lächelt den Engeln zu!" Dies war wenigstens der Fall, als ich dort war. Es ist mir vorgekommen, als wären sie später von solchen anmuthigen Vorstellungen minder erfüllt gewesen. Vielleicht hatten die Greuel und Leiden der Schreckenszeit das Gemüth der Bessern unter ihnen weicher und empfänglicher gemacht, und die Wiederkehr der Ruhe wirkte abkühlend, abstumpfend auf ihr feineres Gefühl. Nach meinem Urtheil bedarf diese Nation, nachdem sie durch so viele schroff durcheinander geworfene Phasen gekommen, von nun an noch schwerern Unglücks, als sie bisher Schlag auf Schlag erlitten, um wieder zu Gott zurückzukommen und ihr eigenes Selbst zurückzugewinnen. Ihre Vertilgung durch Feuer und Schwert bahnt ihre Wiedergeburt vor, die Grundelemente ihres Wesens sind liebenswürdig und großartig, doch die bisherigen Missgeschicke und Wechsel haben ihnen nur gezeigt, was sie können, nicht was sie sollen.

In die Reihen der Personen, die ich sehr ungern verließ, gehörten noch vor vielen die Witwe Madame Fechner, Mutter des geistreichen Physikers und des rühmlich bekannten

Malers dieſes Rameus, und ihre ſehr liebenswürdigen Töchter. Es athmete in dieſem Kreiſe die friſche belebende Luft ſchönen geiſtigen Seins, echten gemüthlichen Sinnes, hingebender Traulichkeit, warmen Gefühls für Kunſt und Bildung.

Der hochverdiente Director der Blindenanſtalt in Dresden und ſeine edle Gattin erholten ſich gern in dieſem Kreiſe von den ſtrengen Uebungen ihrer drückenden Pflichten; drückend zwar nicht für ſie, die ihnen ihr Daſein geweiht hatten.

Den Kreis der Familie erheiterte noch eine liebenswürdige alternde Dame, eine Gräfin Schmettau. Wenig von außen bedürfen Menſchen, die in ſich ſelbſt beglückt ſind, denen Arbeit eine Luſt iſt. Der Genügſame hat die rechte Lebenskunſt inne. Die Fülle des Reichthums iſt dem Genuß feindſelig, ſie ſteigert die Bedürfniſſe, ſtatt dem Beſitze ſeinen Werth zu laſſen. Der Sonnenſtrahl, der die Wellen des ſtillen Baches vergoldet, welcher vor der Hüttenthür des armen Landmanns rieſelt, durchdringt das Herz des Genügſamen, und weidet ſein Auge mit ſüßerer Pracht, als die goldene Zier der Paläſte.

Durch die reine Gebirgsluft und den Harzduft der Tannen belebt, gewann mein lieber Mar ein neues Aufblühen. Die Badegäſte hatten Schandau verlaſſen. Wir blieben noch ſolange, als die Verhältniſſe es zuließen, denn der Herbſt war entzückend. Zudem war eine Familie angelangt, deren Umgang uns wahrhaft beglückte. Es war Hofrath Clarus mit ſeiner liebenswürdigen Frau und hoffnungsvollen Kindern, der hier reine Luft und Einſamkeit ſuchte, um ein wichtiges wiſſenſchaftliches Werk ruhig und freudig zu vollenden. Seine Frau und Kinder brachten die Abende bei mir zu. Es muß mir geahnet haben, daß ich nicht

wieder so glücklich werden würde wie damals, denn das Scheiden that mir unbeschreiblich weh.

Mein ältester Sohn kränkelte sehr, das Uebel fiel ihm auf die Augen. Dr. Rosenberg aus Kurland brachte bald u... glücklich eine Heilung zu Stande. Wie schon erwähnt, hatten mehrere Aerzte geäußert, daß er entweder Meerbäder oder reine Schwefelbäder brauchen müßte; letztere gäbe es in Deutschland nur zwei: Baden bei Wien, oder Aachen. Das erste sei das kräftigste, unvermischteste.

Die Nothwendigkeit dieser Reise war ein harter Schlag für mich. Ich würde das Meerbad vorgezogen haben, aber der Weg dahin war zu weit, der Aufenthalt zu theuer; Wien lag näher. Ich hatte dort alte Freunde. Eine weitere mächtige Lockung dahin war meine Oper „Euryanthe"; es ließen sich dort literarische Verhältnisse anknüpfen, die ich nicht hoffen konnte, in einem Seebad zu finden.

Karl Maria von Weber mißbilligte meinen Entschluß, und rief aus: „Ei, Sie werden doch nicht nach Wien gehen! Sie können sich keinen Begriff von der Censurstrenge machen. Gesetzt einmal, sie wollten drei Gänse kaufen, und ließen es in die Zeitung setzen, da meint die Censur: «Himmel, was will die Frau in ihrer kleinen Haushaltung mit drei Gänsen!» Und sie streicht Ihnen zwei." Ich lachte, und ging gleichwol hin.

V.

Erlebniſſe im öſterreichiſchen Kaiſerſtaat.

Ausgenommen den Lichtpunkt Prag, war meine Reiſe nach Wien höchſt beſchwerlich und langweilig. Wen es nach einem Vorſchmack der Hölle lüſtete, der mußte damals von Sachſen durch Böhmen und Mähren reiſen, und das mit ſchlaffer Börſe wie ich. Der Oeſterreicher ſagte in der Zeit: „Der Böhme iſt ein Schurke und weiß es nicht!“ Ich glaube, bei den wenigſten bedarf es des Nachſatzes. Ich halte den Böhmen für geiſtbegabt und tapfer von Natur; aber unterdrückt ein Volk, quetſcht ihm das Mark aus den Knochen, ſo wird es elend an Leib und Seele!

Wir trafen in Prag das junge Ehepaar von Holtei. Luiſe von Holtei war eine der liebenswürdigſten Geſtalten, die je die Bühne geſchmückt. Sie ſtarb früh. Ihr Andenken wird leben.

Profeſſor Gerle ließ es ſich angelegen ſein, mir Prag zu zeigen. Clemens Brentano hatte mir ein günſtiges Urtheil über dieſe Stadt eingeflößt, er ſagte: „Da es kein Wien mehr gibt, iſt Prag noch der beſte Wohnſitz für unſereinen!“

Ich hätte darin bleiben mögen. Traulichkeit und Größe lebten in den Eindrücken, die ich dort empfing. Professor Gerle gab uns eine ausführliche Erläuterung über den Proceß Wallenstein's, Herzogs von Friedland. Ein deutscher Gelehrter hatte in Prag die Acten durchstudirt, und Auszüge daraus gemacht, aus denen Wallenstein's Unschuld sich klar und unwiderleglich herausstellte. Der Druck dieser Auszüge kam nicht zu Stande. Wenn Schiller sie gekannt hätte, so würde seine Arbeit leichter von statten gegangen sein; doch würden wir ein anziehendes ergreifendes Bild weniger besitzen, und vielleicht würde der unschuldige Wallenstein minder interessiren als der, den Schiller dargestellt hat, der die Lehre gibt, die zu oft vergessen wird, daß niemand glauben soll, er habe das Böse in Händen, und könne es guten Zwecken dienstbar machen. Lessing's Wort ist das richtige: „Laß dich den Teufel bei einem Haar fassen, und du bist sein auf ewig!"

Wir schieden mit Bedauern von Prag. Der zugemachte Wagen, den wir genommen hatten, schützte uns nicht vor den Fluten eines Wolkenbruchs, der uns und unser ganzes Gepäck durchnäßte. Wir mußten sogleich auf das Zollamt. Der brave Beamte, der beschäftigt war, die Uebersiedelung unsers Gepäcks in eine Kutsche, die uns nach dem Gasthof führen sollte, zu besorgen, und der sich von uns nichts Böses versah, obgleich meine Kinder langes Haar trugen — denn sie hatten ja keine Bärte —, wurde aus seiner humanen Stimmung wie durch einen Zauberschlag entrückt. Auf seine Anrede: „Declariren Sie nur, womit der Wagen so voll gepackt ist! Sie sind ja schon an der Grenze durchsucht worden, da sind wir gleich fertig!" antwortete ich, in der Meinung, meine Sache vortrefflich zu machen: „Gar nichts

Mauthbares haben wir bei uns, nichts als Papiere und Bücher!" Bei diesem Wort zuckte der Alte zusammen, wurde todtenblaß, und hemmte mit beiden Armen die Bewegung der Zolldiener, die eben jeder einen Pack zusammengebundener Bücher aus dem Reisewagen einschieben wollten. „Bücher!" rief er aus. Leichenblässe überzog sein Antlitz. Er ließ das ganze Ungepackte des Inhalts meines Reisewagens wieder hineinbringen, schloß ihn zu, und versorgte ihn in einem Schuppen, indem er sagte: „Bemühen sich Ew. Gnaden morgen um 9 Uhr wieder her, da wird der Herr Hofsecretär Ihnen wegnehmen, was nicht nach Wien hinein darf."

So mußten wir fort und hatten nicht einmal frische Wäsche für die Nacht. Der Kutscher führte uns in die „Drei Rosen" in der Josephstadt. Wir waren noch kaum aus dem Wagen gestiegen, so behändigte man uns eine Pränumerationseinladung auf „Bäuerle's Theaterzeitung". Ich schickte sie zurück, und erstaunte über die Aufmerksamkeit des Redacteurs, die wir übrigens mit allen neuangekommenen Fremden theilten.

Schnell hatte sich die Nachricht von meiner Ankunft verbreitet, und es kamen noch denselben Abend mehrere werthe Bekannte, die uns schon „draußen" besucht hatten. „Draußen" heißt nämlich alles, was nicht innerhalb des österreichischen Kaiserthums liegt, und Deutschland heißt so ziemlich alles, was nicht in Oesterreich liegt. Ich wäre neugierig zu erfahren, ob das Hidalgowesen aufgehört hat; wer zwei Stengel Petersilie kaufte, erhielt augenblicklich den Adel in Wien. Das war schön und nicht theuer! Diese Gewohnheit schreibt sich noch aus den Zeiten Karl's V. her, wo auch die Hauptstraße Gallemayer, der Abendspaziergang der schönen Wienerinnen, sich in den Kohlmarkt umschuf, als die Spanier fortgingen.

Vielleicht haben überhaupt die Wiener die ominöſen Namen ihrer Straßen, Plätze und Häuſer umgeändert. „Stöß in Himmel" iſt einer, „Zum ſchmeckenden Wurm" ein anderer; daſelbſt hatte ein Ritter einen geflügelten Lindwurm erlegt, den niemand wagte wegzuſchleppen, weil ſein Modergeruch die ganze Gegend verpeſtet hatte. Das franzöſiſche und öſterreichiſche Volk ſagt „ſchmecken" für „riechen". Ein Haus hieß „Schab den Rüſſel", und neben dieſem eines: „Küß den Pfennig". Es knüpften ſich an dieſe Benennungen Familienſagen, die aber nicht intereſſant geweſen ſein können, ich würde ſie ſonſt behalten haben.

Den angenehmſten Eindruck in Wien machte die Leopoldſtadt, beſonders die Jägerzeile. Auf der linken Seite ſtanden die Gezelte vor den Häuſern gedrängt nebeneinander, die Tiſche beladen mit Erquickungen und Eßwaaren, die fremden Gäſte wie Bienen dicht umher. Sie trugen vielleicht ihr ganzes Vermögen am Kopf und um den Hals herumgereiht mit vier doppelten Dukaten vom feinſten Golde; lange fahle Geſichter, jung, aber ohne Jugend und ohne Blüte, mit nichtsſagenden Augen! Das viele Gold auf Hals und Scheitel gab ihnen eine gewiſſe Freudigkeit, aber nur von außen. Ich habe mich nie erkundigt, was das für Völker waren, die dort mit Golde prunkten; doch der Anblick war heiter. Die Muſik, meiſt aus Böhmen, verdarb nichts. Die Gläſer wurden nicht fleißig geleert, das Backwerk ſelten umher gereicht. Man ſah es den dürren Geſichtern an, daß ſie keine Wiener waren. Der Wiener mag wol auch im Laufe der Zeiten aufgehört haben, ein Genießer zu ſein. Leopoldſtadt und Prater genoſſen wenig Wein; ein braunes widerwärtiges Bier wurde aufgetragen, und der gutmüthige Wiener trank es herunter, es brauchte nicht zu

ſchmecken, wenn es nur da war, und Freund Polichinel tapfer dazu quäckte und luſtig dazu prügelte. Die Dramen waren von ungenannten Autoren und ſtereotyp. Grüner, klangdurchſchwirrter Prater, mit deinen Rehanſiedelungen, mit deinen harmloſen Menſchenmaſſen, die froh ſind, weil ſie es ſein wollen, löſe mir das Geheimniß deiner Zauber und das tiefere deiner Umwandelung! Du ernſt, du blutdürſtig, du abhold deinen alten Neigungen, untreu deinen Gewohnheiten, gedankenloſer Menſchenfreund, und abſichtlicher Gedankenfeind, du warſt des Seins müde, und wollteſt werden! Warum? du warſt ja gut! Das „Beſſere iſt des Guten Feind!“ ſagt der Perſer. Dies iſt ein tiefſinniges Wort!

Wien iſt vielmal geprüft worden ſeit ich es zum erſten male ſah. Waſſersnoth, Staatsumwälzungsnoth, Papiergeldnoth und wer weiß was ſonſt noch für Nöthe hat es durchmachen müſſen. Es muß herzbeweglich ausgeſehen haben, als die damals noch jungen Herzöge Ferdinand und Franz durch die überſchwemmten Gaſſen wateten oder ritten, durch die kleinſten Hausthüren ſich bückend ſchlüpften, und den Aermſten auf durchnäßtem Lager Geld reichten. Die Linke wußte nicht was die Rechte that. Aber das Rechte that ſie, „ſie half“. Guter Wiener, du konnteſt dich empören?

Im Park bei Schönbrunn zeigte man uns die wilden Thiere, die man ſehr hungern ließ. Der geiſtvolle Maler der Blumen, Pflanzen und Thiere, Klein in Schönbrunn, bemerkte gegen uns, daß in den Naturgeſchichten eine Rubrik fehle, nämlich die der Thiere, welche ihr eigen Bett freſſen. Der Elefant fräße alle Morgen ſein Bett. Auch habe ſich während eines harten Winters der Wolf in den Garten hineingegraben, und als freiwilliger Jäzer geſtellt.

Freund Caſtelli führte uns auf die Theaterkanzlei. Wir lernten Graf Moritz von Dietrichſtein, Hofrath von Moſel, den Hofſecretär Schreivogel kennen, und verlebten einige ſchöne Morgenſtunden. Dieſe drei ſo ausgezeichneten Männer vereinigten die Gewandtheit des Norddeutſchen mit der Gemüthlichkeit des Wieners. Caſtelli war der wahre Theodor Hell von Wien. Wir verſäumten auch nicht Duport aufzuſuchen, und Barbaja kennen zu lernen, den lebhaften thätigen Italiener, welcher den Preis der Logen im Operntheater auf 80 Fl. geſetzt, was nie zuvor der Fall geweſen, und gleichwol in der Saiſon drei Millionen Fl. Schaden hatte. Er empfing mich ſehr herzlich, und machte den gewöhnlichen Preis einer Oper, welche für das Kärnthnerthortheater geſchrieben iſt, voll. Weber hatte geglaubt, den Nutzen des Theaters wahrnehmen zu müſſen, und mir in allem nur 30 Dukaten gegeben. Als Barbaja dies erfuhr, machte er, wie bemerkt, die 150 Fl. Conventionsmünze voll, und ſchenkte mir zu jeder Vorſtellung eine Loge im dritten Rang, lud mich auch zu den Proben der „Eurvanthe" ein. Dort fand ich den feurigen Lablache, den herrlichſten Baß, den ich je gehört; Rubini mit ſeinem ausdrucksvollen Tenor, nebſt ſeiner Gattin mit einer ausgezeichneten Altſtimme; den Bariton Forti; den Tenor Haizinger, der an ſeinen Erfolgen noch zweifelte: er ſtellte nämlich einen Fuß, ich glaube den rechten, wie er nicht ſtehen ſollte. Zum Unglück waren die Zuhörer auch Zuſeher, und ich glaube, Haizinger legte zuletzt dieſen Fehler ab, und ſtand auf ſeinen Füßen, wie ein großer Tenorſänger ſtehen ſoll.

Henriette Sontag hatte ich in der „Donna del Lago" geſehen; aber dieſe Oper ließ mich kalt, um ſo mehr, da mein älteſter Sohn ſich an dieſem Abend ganz übel befand und mir große Beſorgniß einflößte. Den Italienern iſt es

wenig um ein Ganzes zu thun, ſie wollen nur eine Moſaik von Effecten; dies liegt im Volkscharakter. Sie kommen zerſtreut in das Theater, um ſich dort noch beſſer zu zerſtreuen; ihre Loge iſt ihr Salon. Nicht ſo der Wiener. Er fühlt für die Kunſt, und gibt ſich ungetheilt ihren Eindrücken hin.

Ja, dieſe Theatergenüſſe waren nicht ohne eine Marter, denn die Hitze war eine wahrhaft tropiſche. Wir konnten es im Theater nicht aushalten, die Wiener hielten aus. Freund Caſtelli gehörte zur deutſchen Partei. Er ſagte: „Die Rage für die italieniſche Oper iſt eine bloße Einbildung der Wiener. Wenn die Logen nicht ſo enorm theuer wären, ſo würden vielleicht keine zehn genommen ſein, jetzt aber will ſich niemand ausſchließen. Wenn die Sorgfalt für deutſche Muſik ebenſo weit getrieben würde, wie würde ſie aufblühen! Was iſt Roſſini gegen Weber! Was iſt ein David gegen Wild? Und geben wir zu den Sängerinnen über, ſo drängt ſich natürlich die Frage auf: Was iſt eine Feder gegen eine Sontag? Was eine ſteife Dardanelli gegen die in allen ihren Bewegungen claſſiſche Unger? Sie wiſſen's wol in Italien, denn ſie haben die Unger an ſich gezogen!" Und Lablache? fragte ich. „Er iſt ein Juwel", antwortete Caſtelli, „eine Feuerſeele, aber ich geſtehe es in den Blättern nicht ein, ich will dem Feinde nicht Proviant zutragen."

Auch Deinhardſtein war von der deutſchen Partei; dieſe erkannte die Rückwirkung nicht an, welche die italieniſche Oper in ihrer Kunſtvollendung auf die deutſche ausgeübt hatte. Jeder Vernünftige konnte übrigens vorausſehen, daß Barbaja weder zum zweiten mal eine Auswahl von Sängern zuſammenbringen konnte, wie die letzte war, noch alle Jahre mehrere Millionen aufopfern, damit die Deutſchen bei den Italienern in die

Schule gingen. Dresden hatte früher als Wien eine italienische Oper, deren erste Mitglieder nicht unter den glänzenden wienerischen standen. Wer jemals Cantu gehört, wird ihn nie vergessen; aber 1823 mußte die deutsche Oper in Wien der italienischen die Palme reichen. Karl Maria von Weber war mit schönen Hoffnungen aus der Kaiserstadt nach Dresden zurückgekommen, sie blieben unerfüllt. Die drei ersten Aufführungen der „Euryanthe" hatte Weber selbst dirigirt.

Sowie er Wien verließ, wurde diese Oper so zusammengestrichen, daß man sie nicht mehr kannte. Um alle herrlichen Uebergänge war es geschehen, und was mit Liebe und Inbrunst geschaffen worden, war fort. Dies hatte Konradin Kreuzer gethan.

Castelli hatte geäußert: „Die «Euryanthe» ist funfzig Jahre zu früh erschienen!" Jetzt sind vierzig von diesen fünf Jahrzehnden verschwunden. Castelli's Ausspruch scheint sich zu bewähren.

Ich kann nicht bei allen edeln Erscheinungen in Wien verweilen, um nicht diesem Werke eine zu große Ausdehnung zu geben. Ich weiß nicht, ob die Wiener jetzt sind, was sie damals waren; doch ich glaube, sie sind es noch: denn die Grundelemente ihres Wesens können sich nicht umgestalten, sie sind zu echt und zu reich, zu großartig, zu seelenvoll, zugleich auch zu frisch. Der Wiener ist zu gutmüthig und rein, um auch nur zu ahnen, was im Herzen der andern Völker vorgeht. Er spricht ein eigenthümliches Deutsch, aber es hat Farbe.

Nicht lange nach unserer Ankunft mußte mein ältester Sohn nach Baden bei Wien. Wir stiegen im Hause des Grafen Odonnell ab, sprachen mit dem Hausverwalter, und wurden schnell einig. Indeß mein Wagen

abgeladen wurde, nahm ich Feder und Papier, und schrieb ein kleines Lied auf. Nachher ging ich Besuche machen und brachte mein Lied gleich mit. Dr. Beck, ein Freund Friedrich Schlegel's, fand, daß auch Max das Bad brauchen müßte, und verordnete das Leopoldsbad, welches soviel ich weiß nur 19° Wärme hat. Unser Aufenthalt entzückte uns. Die Gegend von Baden bei Wien trägt einen ganz eigenthümlichen Charakter des Friedens, der Fülle, der Anmuth, der Wehmuth möchte ich sagen. Die hohen Buchenwaldungen, in deren Schos das Thal heiter wie ein schlummerndes Kind ruht, umfangen es wie eine grüne Schutzwehr, die unser ganzes Dasein von Sorge und Gewühl des Lebens abschneidet. Oft gedachte ich der gefühlvollen Zeilen aus Haller's Lied, das nun vergessen ist:

Die grüne Nacht umlaubter Bäume
Umfängt das Herz wie süße Träume,
Darin die Seel' sich selber wiegt!
Sie zieht die schweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken,
Und lebt mit sich allein vergnügt.

Um den Weg aus der Stadt nach dem Helenenthal zu verkürzen, wurde ein Felsen gesprengt, damit die Equipagen schnell zur Brücke des Helenenthals gelangen konnten. Von der Brücke führt ein lieblicher Weg nach dem Felsenrand des Waldbachs, den große blaue Waldglocken und wilde Rosenhecken bis zur romantischen Krainerhütte bekranzen, wo wir oft ganze Tage zubrachten. Von dort aus gelangt man die Felshöhe hinauf nach dem eisernen Thor, und überblickt einen großen Theil der Steiermark. Dort hat die große Dichterin Natur das Idyll der Gegend beschlossen, und ein Epos begonnen,

wo sich herbe Anmuth mit süßer Trauer verse
Vergleichungen sind im Grunde ein undankbares Ge
sonst würde ich sagen, daß der Kirnitschgrund in Sach-
sen mir lieber ist wie das Helenenthal, und daß dieses
vor der großartigen Anmuth und Herrlichkeit des Gosa-
thals erblassen muß. Man sollte eben meinen, es seien
die Gegenden, die voneinander so verschieden sind, für die
mannichfaltigen Stimmungen der Menschen geschaffen,
und daß jeder eigentlich der Schöpfer der Welt ist, die
er dort findet.

Der schmucklose Odenwald grünt unter einem Him-
mel voller Reiz, von welchem die Sterne mit namen-
loser Pracht herniederglänzen. Baden-Baden, der
Niederwald am Rhein, und all die grünen Kränze, mit
welchen Gott die Stirn der Erde schmückt, athmen Duft
und strömen Licht, säuseln und rauschen den Hymnus
ewiger Wonne. Suche nur jeder, dessen Seele stürmt
oder glüht, seine eigene Aeolsharfe, er wird sie finden,
und jedem geistigen Morgenroth wird seine Memmons-
säule erklingen.

Der Sommer neigte sich zu seinem Ende, schöne
Herbsttage folgten ihm, sie waren auch geistig belebt.
Der Kranz der Geselligkeit in Baden war reich gewoben.
Auch von Wien aus empfingen wir viele und liebe Be-
suche. Die Witterung war so mild, daß sich das Schei-
den des Sommers, und dann des Herbstes nur durch
kürzere Tage bemerkbar machte. Wir blieben solange es
möglich war in Baden. Die Freunde waren alle schon
voraus nach Wien. Ein junger Freund Namens Ruppel-
wieser, Bruder des berühmten Malers, bat mich um
ein Drama, zu welchem Franz Schubert die Musik schrei-
ben wollte. Ein schönes Mädchen, das er liebte, M. Neu-
mann, Schauspielerin im Theater an der Wien, sollte

dies Drama zum Benefiz haben. Wilhelm Vogel, Director des Theaters an der Wien, mein guter Freund, hatte schon ein Stück zu diesem Benefiz geschrieben, doch ich wußte es nicht. Es hieß „Der böse Krollo", und that seine Wirkung, als es späterhin aufgeführt wurde; eine drastische Wirkung, wie sie die Vorstädter liebten. Graf Ferdinand von Palffy war Inhaber des Theaters an der Wien, mußte aber seinem Director Vogel, der selbst ein beliebter Lustspiel- und Dramadichter war, die Leitung des Theaters unbedingt überlassen, weil Vogel sein Publikum kannte, und genau wußte, was er ihm bieten konnte, um es zu befriedigen. Er lieferte Kassenstücke. Das war genug, sie hielten eine Zeit lang vor, und füllten den Saal. Wenn sie nicht mehr zogen, wurden sie durch frische ersetzt. Ein famoser Böswicht war obligat, war Salz und Gewürz; eine Hand voll Liebesjammer, ein mächtiger Beschützer und Retter, ein paar Knalleffecte und das Drama zog an und gefiel!

Der Autor empfing 100 Fl. Conventionsmünze, das Stück mochte gefallen haben oder nicht. Wenn das Publikum die Räume nur sparsam füllte, so behalf man sich mit Comparserie. Eines Abends begab es sich, daß Kaiser Franz mit seiner Gemahlin kommen sollte. Wenn ich mich recht erinnere, so wollten die Majestäten das große Kassenstück „Ein Uhr" sehen, dessen Pointe darin bestand, daß die bösen Geister, welche den jungen Helden Askur ins Verderben ziehen wollen, wie die Tölpel zurückweichen, weil ein wohlthätiges Wesen sich über die Wanduhr hergemacht, damit sie vorausging. Die dummen Geister, welche wahrscheinlich kein Pulver erfunden hatten, hörten Ein Uhr schlagen, und flüchteten sich. Der Held war gerettet. Das Stück hatte unzählige mal das Haus gefüllt. Kaiser Franz wollte es sehen. Ein

dienstfertiger Freund sprang kurz vor dem Aufrollen des Vorhangs herbei, Vogel zu benachrichtigen, daß die Majestäten unterwegs seien. Da wurde denn mehr Licht angesteckt, und was nur an Menschen aufzutreiben war höflich eingeladen die Räume zu füllen „damit der Kaiser Leute sähe". Die Schauspieler überboten sich. Es waren talentvolle Subjecte unter ihnen, und die Majestäten bezeigten ihre Zufriedenheit. Bei alledem konnte sich das Theater an der Wien nicht halten. Vogel ließ es verlosen, und der Inhaber Graf Palffy gewann es zurück. Das war das Schlimmste, was ihm geschehen konnte.

Zu jenem Drama, um welches mich Kuppelwieser bat, schrieb Franz Schubert die Musik. Wie schon erwähnt, war bereits ein Stück zum bestimmten Benefiz geschrieben. Schubert's herrliche Musik wurde gewürdigt, und mit rauschendem Beifall gekrönt. Doch die Dichtung war einmal nicht an ihrem Platz, denn das Theater an der Wien hatte sein eigenes Publikum, und für dies hatte ich nichts schreiben können, da ich es gar nicht kannte. Ueberdem hatte sich Karl Maria von Weber mit Franz Schubert entzweit. Seine Partei war aufgebracht gegen den jungen Tondichter, der nichts Schlimmeres begangen hatte, als daß er auf seine treuherzige wienerische Weise seine Ansicht über die „Euryanthe" aussprach.

Diese Ansicht würde richtig gewesen sein, wenn nicht damals Weber seinen Stil verändert hätte. Er mußte es auch zum Theil, denn bereits fing die Musik an, eine andere Bahn einzuschlagen. Sie suchte Wirkungen durch schwere Massen hervorzubringen. „Wozu denn die schweren Massen?" sagte Schubert. „Der «Freischütz» war so zart und innig, er bezauberte durch Lieblichkeit, in der «Euryanthe» ist wenig Gemüthliches!" Diese Worte genügten,

alle Weberianer in Harniſch zu bringen. Die meiſten blieben weg, und die, welche kamen, ſchadeten ſoviel ſie konnten durch ihre Anweſenheit. Dies alles focht mich wenig an. Im allgemeinen waren die Wiener ſo wohlwollend gegen mich, daß ich den geringen Erfolg meines Stückes bald verſchmerzte. Die „Roſamunde" war ſehr dürftig ausgeſtattet worden. Madame Vogel als Ara konnte wenig wirken. Das Publikum ſieht zwar gern Mütter in den ſogenannten beſten Jahren, aber ſie ſollen jung ausſehen. Es hört gern Romanzen von Schubert, und hat dies namentlich bei der meinigen allgemein bewieſen; aber ſie erfordern eine friſche Stimme. Madame Vogel ſang ſie brav, und die Inſtrumentalbegleitung mit Blasinſtrumenten konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Fulvius hätte nicht glücklicher gewählt ſein können, es war Rott. Das Talent der Fräulein Neumann war noch erſt im Aufblühen. Die dritte Vorſtellung der „Roſamunde" würde dem Stück volle Anerkennung verſchafft haben, aber der „böſe Arollo" gab es nicht zu, daß ſie gegeben wurde.

Ich war ſo ungeduldig die „Euryanthe" zu hören, daß mich nichts anderes beſchäftigte. Der erſehnte 24. October kam bald herbei. Der Saal war voll bis an die Dachfenſter, der Beifall unermeſſen. Weber dirigirte das Orcheſter. Er wurde in Wien ſehr geliebt und verehrt, doch als er Wien verlaſſen hatte, wurde das allerdings etwas lange dauernde Stück unverſtändig zerſtückelt, wie ich ſchon weiter oben bemerkt habe.

Auf dem Burgtheater wurde im Lauf des Winters mein kleines Luſtſpiel „Der Wunderquell" ſehr anmuthig aufgeführt. Das Dichten für Muſik, mein eigentlichſtes Fach, hatte ſo hinreißenden Reiz für mich, daß ich mich faſt ausſchließlich damit beſchäftigte.

Duport ließ mir zu jeder Vorstellung auf dem Operntheater eine Parterreloge öffnen. Dort brachte ich mit meiner Schreibtafel, wogend in der Fülle der Genüsse, meine Abende zu. Solange die Sontag am Kärnthnerthor beschäftigt war, gingen wir vorzugsweise dorthin. Man konnte nichts Anziehenderes sehen als sie, besonders in schalkhaften Rollen, als Zerline, Susanne und andere dieser Art. Die Wiener wußten gar nicht, welchen Schatz sie besaßen, und ließen sie Abschied nehmen.

Die junge siebzehnjährige Künstlerin, die eine so glänzende Zukunft vor sich hatte, wurde bei der damals dort herrschenden Stimmung beinahe ganz unterdrückt; sie war ja keine Welsche. Madame Fodor, das reichhaltigste Talent, das man kannte, sah bald ein, was in der Sontag aufblühte. Sie hatte keinen Sinn für die Bewunderung und Liebe ihrer holden Mitbewerberin. Es war einmal bei Duport die Rede von einer Aufführung des „Figaro" auf Italienisch. Ich hatte die Susanne von der Sontag gesehen. „O", rief ich aus, „halten Sie diesen glücklichen Gedanken fest; wie wird die Sontag auf Italienisch entzücken!" Ein krauses Gewölk mit zuckenden Blitzen umschattete die Züge der italienischen Primadonna. Duport entging es nicht, er fiel rasch ein: „Ja, wenn Madame Fodor alle Rollen besetzen könnte; wir haben auch keine Gräfin Almaviva, und was die Sontag betrifft —" Mit Bitterkeit unterbrach ihn Madame Fodor: „Diese kleine Deutsche weiß gar nichts!" Duport brach klüglich das Gespräch ab. Aus der italienischen Vorstellung des „Figaro" wurde nichts. Als aber einige Jahre darauf Madame Fodor in Paris war, „die kleine Deutsche, die gar nichts wußte", hinkam, und alles ihr huldigte, da — dies ist Thatsache — schloß sich Madame

Fodor ein, wollte nicht auftreten, und ließ ſich krank melden. Ich erfuhr dies mit Vergnügen.

Eines Abends, nicht lange vor ihrem Scheiden, ging ich auf das Theater, um ein paar herzliche Worte mit ihr zu ſprechen; da rief das gute Kind aus: „Ach Gott, wir gehen jetzt alle von Wien, und wenn ich draußen kein Engagement finde, ſo müſſen wir alle betteln gehen!“ Dies ſagte ſie mit Thränen in den Augen, mit ſchmerzdurchzuckten Lippen, ſüß umglänzt von ihrer ſiegprangenden Schönheit und Lieblichkeit. Ich tröſtete ſie kräftig und zärtlich. Sie gab ihr Abſchiedsconcert. Zum Glück war es garantirt. Späterhin gingen den Wienern die Augen auf, ſie konnten gar nicht begreifen wie ſie dieſelbe hatten weggehen laſſen können. Rahel ſchrieb, nachdem ſie die Fodor geſehen: „Nächſtens erfinden die Engländer eine Maſchine, die ſo artig ſingt!“ Es lag Wahrheit in dieſem Ausſpruch, und dennoch war er ungerecht. Henriette Sontag war keine Milder-Hauptmann, keine Schechner, keine Heinefetter, ihre Kraft war ihre Lieblichkeit. Alles, was ſie ahnen ließ und nicht enthüllte, tönte wie aus höhern Sphären. Clara Novello ſang wie ſie, man konnte ſie hörend ſich an die Sontag erinnern; doch man dachte nicht an Clara Novello, wenn man die Sontag hörte. Auch die Seidler Wranitzki erinnerte an ſie, die aber dennoch einzig blieb.

Ich fand die Wiener noch immer in Klagen ausbrechend über die verſchwundene „gute Zeit“, die fort war wie „die Fremde“ in Schiller's Dichtung, und gekommen wie ſie, man wußte nicht woher. Zu groß war meine Wehmuth bei ſolchen Worten, als daß ich hätte fragen mögen, was ich doch ſo gern gewußt hätte. Mir kam die Zeit, die ich in Wien verlebte, noch immer ſo anmuthig, ſo geiſtdurchbebt vor, daß ich nicht begreifen

konnte, was denn die lieben Wiener beklagten. Sie waren so genussesfähig und so reich an Genüssen, so frischherzig, so empfänglich, so treu ihren Günstlingen, so stolz auf ihre Notabilitäten, wie es eine gute Mutter auf ein herrliches Kind ist. Man konnte kein erfreulicheres Volk sehen, und von allem, was sie liebenswürdig machte, wurde wehmuthvoll behauptet, daß es noch ganz anders gewesen sei. Möge Wien nur das geblieben sein, was es damals war, so werden noch immer diejenigen beneidenswerth sein, die es bewohnen. Mochte ihnen nur niemals die herrliche Eigenschaft verloren gehen, den Menschen gelten zu lassen was er ist und wie er es ist! Man hörte wol einzelne Klagen über Zwang; nie habe ich aber eine freiere Gesellschaft gesehen, als die in Wien. Die Wiener sind nicht fertig, so wenig wie der Baum fertig ist, der noch Aeste treibt, noch Wurzeln ansetzt und sich noch Jahr für Jahr mit neuen Blüten schmückt, und wie der Fels, in dessen Innern, der Außenwelt verborgen, noch Metall und Edelsteine sich bilden, welche die Zukunft ausbeuten wird.

Ich habe noch beinahe ganz von meinen Freunden in Wien geschwiegen; es fällt mir schwer ihrer zu erwähnen, denn zu groß war ihre Zahl, zu gehaltreich ihr innerer Werth. Nur von wenigen will ich sprechen.

Mein ältester Sohn hatte sich schnell einen dichterischen Kreis geschaffen, in welchem er heimisch wurde; ihn bildete eine Anzahl von ausgezeichneten jungen Leuten, von denen er mir täglich zu erzählen pflegte. Die Bedingung der Aufnahme in diesen Kreis war, ein Sonett Shakspeare's mitzubringen. Wilhelm's Gedicht gefiel allen, und der aufblühende Dichter wurde als Meister behandelt. Wilhelm befreundete sich dort mit Herrn von Bauernfeld, Ernst von Feuchtersleben, Andreas Schuhmacher,

Christian Huber und andern verheißungsvollen Dichtern, deren Knospe sich reich entfaltete. Mehrere von ihnen, z. B. Christian Huber, Andreas Schuhmacher, waren nicht allein Dichter, sondern auch vortreffliche Linguisten. Auch Moritz von Schwind, der geniale Künstler, gefiel sich sehr in ihrem Kreise. Erfreulich sind die Werke von jugendlicher Hand; es ist als strömte Jugend für den Beschauer aus ihnen hervor, und die Wonne des Schaffens geht auch auf sein Gemüth über. Moritz von Schwind arbeitete jenen Sommer an seiner köstlichen Zeichnung „Die Hochzeit des Figaro". Welche Kraft, welche Gedankenfülle, welch überschwenglicher Humor, welche Heiterkeit! Wer mag das köstliche Kunstwerk benützen? Nur in den besten Werken der florentinischen Schule habe ich eine so innige Verschmelzung der Romantik mit dem Geist der Antike gefunden. Eine sehr liebe Bekanntschaft war uns die des originellen Malers Ruß. Die Gegenstände seiner zahlreichen Gemälde sind alle von glücklicher künstlerischer Wahl und umfassender historischer Kenntniß. Ruß malte ungefähr so wie Fouqué schrieb. Was ich hier meine, kann nur der verstehen, der die Werke des einen las, die des andern sah. Ueberströmende Fülle schöpferischer Kraft ohne Wahrheit, ein Typus für die Züge, Physiognomien und Gestalten, wie auch nicht minder für das Colorit, ein Streben nach Charakteristik, welches mitunter gelungen ist, lebendige Gruppirung, das Ganze erfreulich durch die Intention, abstoßend durch Mangel an Einklang und Vollendung — das sind die Eigenschaften, durch die sich beide verwandt zeigten.

Es sind mir von seinen Bildern wenig im Gedächtniß geblieben; von diesen nenne ich Kaiser Maximilian, der durch die Gasse geht, mitleidig auf die Negerinnen blickend,

die geſtäupt werden, weil ſie ſein Schickſal beklagen, und ein anderes, den unſchuldig angeklagten Edelmann Metter darſtellend. Der Kaiſer ruft aus: „Das that der Metter nicht!“ Und von der Stunde an nannte man den unſchuldig Gekränkten „Metternich“. Der Beſchauer dieſer Bilder freut ſich des lebendigen Geiſtes und der Phantaſie, die darin vorherrſchen. Es bedarf nur wenig Arbeit mit dem Auge, um ſie zu verſtehen und vollenden zu helfen; die Gruppirung iſt klar, oft gelungen.

Ruß ſtarb jung. Er hatte ſich immer ſehr warm des Unterrichts ſeiner Kinder angenommen. Es wurde ſogar behauptet, er bediene ſich nicht der ſanfteſten Mittel, um ihnen Geſchmack für die Kunſt einzuprägen. Sein wackerer Sohn Leander und ſeine liebenswürdige Tochter Clementine waren noch ſehr jung, als ich Wien verließ, und beſaßen vielverheißende Talente, Schönheitsſinn, Geſchmack und Zartheit. Vor meiner Abreiſe wurde Ruß ein kleiner Sohn geboren. Er führte alle Beſucher an das Lager des Knaben, und rief allen frohlockend entgegen: „Sehen Sie, da liegt mein chriſtlicher Bildhauer!“ Doch der Knabe ſtarb in den erſten Wochen ſeines Daſeins. Ruß war äußerſt beleſen, und ſehr angenehm im Umgang. Erzherzog Johann bezeigte ihm viel Achtung und Zuneigung, und bat ihn ſich mehr als einmal zur Begleitung auf ſeinen weiten Wanderungen durch die Gebirge aus. Ruß war ſtolz auf dieſe Auszeichnung, und mit Recht.

Der Erzherzog führte ein Leben, zu welchem er kein Muſterbild genommen hatte, wiewol es ſo vortrefflich war, daß zu wünſchen wäre, daß es ſich die Söhne des Thrones zum Muſter nehmen. Er vereinigte ſchon in früher Jugend mit wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und geläutertem Geſchmack für Poeſie, Literatur und Kunſt

alle Tugenden des Privatſtandes. Er hatte ſich vom Kaiſer erbeten, ſtatt eines theuren Hofhaltes, den Aufwand für einen ſolchen erſparen zu dürfen und für die Armen zu verwenden. Der Kaiſer glaubte durch ein ſolches Verfahren alle diejenigen zu beeinträchtigen, die ein angeborenes Recht auf Hofſtellen hatten, darum ſchlug er die Bitte ab. Erzherzog Johann beſchied ſich nach ſeinem Bedürfniß und Willen zu leben, ohne ſeinen Bruder, den er innig liebte, zu kränken.

Er wollte keine Prinzeſſin heirathen. Ein liebliches junges Mädchen aus dem Privatſtande wurde die Seinige. Die ganze kaiſerliche Familie bezeigte ihr Achtung und Liebe, mit ſolcher Zartheit und Herzlichkeit, als wäre ſie in ihrer Mitte geboren. Dieſe Verbindung war eine der glücklichſten, die man jemals ſah. Nanette Plochel, die Tochter des wackern Poſtmeiſter von Auſſee, erfüllte ihren neuen Beruf als Gattin des Erzherzogs mit allem Eifer und aller Umſicht, die eine Throngeborene nur hätte anwenden können. Die Geſchichte dieſer Vermählung iſt ſo oft in die Welt entſtellt gekommen, daß ich es mir zur ſüßen Pflicht mache, ſie wahrheitgetreu zu berichten.

Der Erzherzog war oft im Gebirge. Sein Weg führte ihn durch Auſſee. Er pflegte beim Poſtmeiſter abzuſteigen, und unterhielt ſich gern mit dem jüngſten Töchterchen, deſſen Lebhaftigkeit und Geiſt ihn ſo ergötzten, wie ſich ein zärtlicher Bruder eines angenehmen Schweſterchens erfreut. Er fragte ſie oft ſcherzweiſe: „Nanette, willſt du mit mir kommen, wenn du groß biſt?“ Das Kind umſchlang ihn mit beiden Aermchen, drückte ihn an ſich, verbarg ſein kleines Geſicht an ſeinen Hals, und hob ſeine thränenſchweren Augenlider zu ihm hinauf. Sein Herz war tief gerührt, er ſchwelgte in

ſeinem Glücke, der Krone ſeines ſchönen Lebens. Es war für ihn ein Heiligthum, unberührt von Wünſchen und Gedanken, die es hätten entweihen können.

Als Nanette ihr ſechzehntes Jahr erreichte, trat eines Morgens der Erzherzog ſichtlich bewegt in die alterthümlichen Hallen der Poſt ein, zog Nanette an ſein Herz und betrachtete ſie mit ſtrahlenden Blicken voll Innigkeit und Rührung. Ihr Vater und ihre Geſchwiſter erſtaunten, und wagten nicht, ſeinem ſo veränderten Bezeigen eine Deutung unterzulegen; nur Nanette verſtand es, denn ſie weinte laut. Der Erzherzog rief dem Vater zu, auf einen großen Bogen verſchiedene Namen aufzuſchreiben. Der Poſtmeiſter gehorchte. Der Erzherzog bat ihn, durch expreſſe Boten alle die Perſonen, die auf der Liſte ſtanden, zu ſeiner Vermählungsfeier mit Nanette Plochel einzuladen. Heftiger weinte Nanette, inniger umſchlang ſie den Geliebten, deſſen Hand ſie nie gehofft zu beſitzen, und über deſſen Empfindungen für ſie erſt der jetzige Augenblick ihr Klarheit gab.

Ihr Vater aber erblaſſte und bebte heftig. Er ſtürzte zu den Füßen des Erzherzog Johann nieder, und flehte ihn bei allem was heilig an, ihn nicht unglücklich zu machen und den Frieden ſeines Lebensabends nicht zu ſtören! Der Erzherzog lächelte ſanft, und bat den Alten ſich zu beruhigen, und ihm zu vertrauen. „Er kenne ganz den Werth des Geſchenks, das er von ihm erbitte, und wolle ſein Kind glücklich machen", fügte er hinzu. Nanette hatte keine Worte; ſie weinte nur über Johann's Hand, die ſie mit Küſſen bedeckte. Ihr Vater konnte ihren ſtummen Bitten und glühenden Thränen nicht widerſtehen, er wagte zu äußern, daß dieſer Entſchluß des Prinzen ihm vielleicht ſeine Freiheit oder gar ſein Leben koſten würde, allein er gäbe nach, um nicht Nanettens Herz zu brechen. So

wurden denn die Anſtalten zur Vermählung getroffen, die ganz in Stille vor ſich ging. Die Stimmung der Neuvermählten und ihrer Familien war ernſt und feierlich, aber beſeligt.

Es geſchah hier was ſo ſelten der Fall iſt, ein Bündniß an des Thrones Stufen aus innerer Nothwendigkeit geſchloſſen. Es verletzte keine Pflicht, kein Verhältniß. Zwei freigeborene Menſchen ſchloſſen aus freiem Antrieb und wahrer geprüfter Zuneigung den Bund für die Ewigkeit, der ihr Leben heiligen und beſeligen ſollte.

Als ich nach Auſſee kam, um das Stift Admont zu beſuchen, eilte ich zu Poſtmeiſter Plochel, um ihm den Zweck meiner Reiſe zu erklären. Ich bat ihn und ſeine Familie, die junge Gemahlin des Erzherzogs davon in Kenntniß zu ſetzen. Ich fand ſie hierzu ganz geneigt, und werde ſpäterhin auf dieſen Zeitpunkt zurückkommen. Für jetzt muß ich noch bei meinen Erinnerungen aus Wien verweilen.

Unſer geſellſchaftlicher Kreis war dicht geſchloſſen; er wirkte zwar nur oberflächlich, aber doch erfreulich auf uns. Wilhelm ſtudirte Geſchichte und Philologie, Max ſeine Kunſt in Abbildungen nach der Natur; Max aber war durch zu verſchiedene Schulen gegangen, um ſich einen eigenthümlichen feſten Stil zu bilden, er verließ ſich zu ſehr auf ſeine angeborene Fähigkeit zur Charakteriſtik, und that doch auch wiederum zu wenig, um auf dem Naturwege zum Ziel zu gelangen. Dies Schwanken wurde ihm ſchädlich. Ihm fehlte der Muth, friſch um ſich her zu greifen und das Errungene feſt zu halten. Seine erſten Studien machte er in Dresden, unter Profeſſor Hartmann's weiſer und meiſterhafter Leitung. Wir mußten nach Wien, wo er die Akademie fleißig beſuchte, und Wahrheit errang, aber nicht Methode. Der in Dresden ſo zart

und kräftig errungene Schönheitssinn ging, wenn nicht verloren, dennoch zu sehr in treuherzige Wirklichkeit über, die zu nichts führen konnte. Unsere Reise nach dem Salzkammergut riß den Jüngling aus allen Studien heraus, und übergab ihn ganz allein der Natur. Dieser Weg war für ihn der rechte, doch er verließ ihn, als er nach Frankreich ging, wo ihm sein Vater zum Maler Horient brachte, dem wackersten Techniker, den er nur hatte ausfindig machen können. Ein unwiderstehlicher Hang trieb ihn auf den frühern Weg der heitern Anmuth und Innigkeit zurück, den er unter Hartmann und Wach eingeschlagen. Er copirte die berühmte „Brautschau" von Greuze, und in bewunderungswürdiger Weise. Er hatte dem eigenthümlichen Meister seine zartesten und tiefsten Geheimnisse abgelauscht. Die Juliusrevolution hinderte ihn, dies Bild zu vollenden, welches mir leider in meinen alten Tagen gestohlen wurde, als ein schlauer und frecher Dieb, der unter dem erborgten Namen J. Moore in irgendeinem Weltwinkel lebt, Mittel gefunden hatte, mich wahrscheinlich durch Chloroform einzuschläfern und mit Hülfe meiner damaligen Umgebung auszurauben. Meine schönsten und liebsten Bücher in Prachtbänden, meines Vaters früheste und letzte Werke, seine Skizzen, die Bildnisse unserer liebsten Freunde und Freundinnen wurden mir entwendet, und doch hatte ich diesem Menschen nur Gutes erzeigt. Noch kann ich nicht an diesen Raub denken, ohne den heftigsten Schmerz zu empfinden, und nur schwer fasse ich den Trost, daß es Gott war, der ihn zuließ, in unerforschlicher, aber gewiß heilsamer Absicht.

Der Mangel an Landluft wirkte sehr empfindlich auf uns alle; ich glaubte diesen Uebelstand durch eine Wohnung in der Hengasse beseitigen zu können. Nur drei oder vier Häuser von der Familie Schnorr von Karolsfeld entfernt,

dem fürſtl. Schwarzenberg'ſchen Garten gegenüberliegend, friſche Luft vom Linienwall empfangend; in nächſter Nähe des herrlichen Schloſſes Belvedere, ſchien uns dieſe Wohnung alle wünſchenswerthen Vorzüge zu vereinen, und that es auch an den Tagen, wo kein Zucker in der nahegelegenen Zuckerfabrik gebrannt wurde. Wir waren jetzt in demſelben Fall wie in Dresden, wo auch ein ſolches Etabliſſement uns aus unſerer Wohnung vertrieben hatte, und litten unbeſchreiblich durch die Ausdünſtungen des Ochſenblutes, die jeden Athemzug vergifteten. Schnerre litten nicht dadurch, denn die Gaſſen machten einen Bogen, der die gräßlichſten Dünſte nach einer andern Seite hinführte. Einen Theil des Frühlings brachten meine Söhne im Schloß Niederwallſee bei unſerm unvergleichlichen Freunde Graf Konſtantin Wickenburg zu. Auch mein Max hatte einen Krankheitsſtoff aus unſerer Wohnung mitgenommen, der ihn dem Grabe nahe brachte, ohne daß ich es wußte; auch wurden die Arbeiten in der Fabrik erſt im hohen Sommer lebhaft betrieben. Es war der glühende Sommer 1826, der uns in dieſer unheilvollen Wohnung fand. Dr. Jeitteles, ein junger Mann, deſſen Gemüth, Geiſt und Kenntniſſe im ſchönſten Einklang ſtanden, und ſein Freund, Dr. Grohmann, beſtanden darauf, daß wir auf das Land müßten. Grohmann verſchrieb eine Fußreiſe über Baden und Heiligenkreuz, nach Marienzell in das Salzkammergut, um dort die Soolbäder zu gebrauchen und in der unvergleichlichen Luft der Gebirgswaldungen zu geneſen. Wir hatten mehrere vortreffliche Aerzte gehabt, die uns die höchſte Achtung für ihre Wiſſenſchaft eingeflößt hatten. Welche Wunder hatte unſer Freund Koreff an uns gethan! Hufeland, Oſann, Hofrath Althof in Dresden, Hofrath Czihak, deſſen be-

scheidenes Andenken nicht neben dem jener großen Männer glänzt, aber dennoch immer blühen wird, waren uns unaussprechlich theuer, unser Glaube an sie war unerschütterlich.

Was Dr. Grohmann betrifft, so hatte dieser lange in Aegypten bei Mehemed Ali verweilt, und sich dort sehr wohl befunden. Mit der höchsten Achtung nur gedachte er seines ehemaligen Gebieters und der Türkei, aus welcher ihn ein unüberwindliches Heimweh nach Wien zurückgetrieben. Die Fußreise, die er verordnete, war uns allen sehr heilsam; allein mit dem Seebad war er auf einem Irrwege — es schadete uns allen. Dr. Klinstein, der verdienstvolle Badearzt von Gmunden, machte uns auf die Gefahren desselben aufmerksam, und wir folgten ihm. Von der Wassercur war damals noch keine Rede; doch auch bei dieser bedarf es der höchsten Vorsicht.

Die eigentlichste Cur für alle Geschaffenen ist — ein tugendhaftes Leben, ein strenges Abwenden von allen Lastern der sogenannten Civilisation. „Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein!" Der große Hufeland hat hierüber vieles angedeutet. Es ist zwar die bequemste, und wenn man will die angenehmste Art, sich in leidlichem Zustand zu erhalten, selten zu erkranken, und durch die Behandlung eines geschickten Arztes wenigstens scheinbar zu genesen; allein oft brütet die in den Körper zurückgetriebene Krankheit Verderben. Strenge Tugend ist der einzige rechte Arzt; sie ist nicht so leicht wie Arzneinehmen, aber weder so gefährlich wie dieses, noch wie eine unvorsichtig gebrauchte Wassercur. Der berühmte französische Arzt Tissot kam Hufeland nahe. Die Herren Aerzte sollten seine Werke studiren; denn die Neuheit der eingeschlagenen Wege kann den Nutzen der geprüften Erfahrung nicht ersetzen, die noch immer ihren Werth behält, wenngleich die

Lebensweise der jetzigen Welt gegen die Anwendung früherer einfacherer Mittel streitet, und vor allem das oben vorgeschlagene verwirft. O es wird anders werden! Es wird eine Zeit kommen, welche die Menschheit in das Geleis der Vernunft und Ordnung wieder zurückführen wird, aber nicht aus freiem Willen, sondern durch heilsame Nothwendigkeit; denn bereits schlürft die Menschheit an den Hefen des Taumelbechers.

Wie ahnungslos betritt der kurzsichtige Mensch seine verhängnißvollsten Lebensbahnen: was ihm Mittel scheint, ist Zweck; er aber weiß es nicht. Mancher müht sich redlich ab, und wenn er am Ziel seiner Kräfte ist, wird er es gewahr, daß er nur einen Maulwurfshaufen aufgeworfen hat!

Unbewußt stand ich im Salzkammergut an dem entscheidendsten Wendepunkt meines irdischen Daseins. Ich zweifle, daß ich Kraft finden werde, das Ueberschwengliche zu schildern, was in mein Leben und Handeln eintrat. Viel Täuschung waltete dabei ob; aber Wahrheit war mein redlicher Wille, den verwüstenden Krebsschaden zu heilen, der an einem guten braven Volke nagte und seine schönste Kraft verzehrte.

Manches ist mir von meinem schweren und frommen Werk gelungen. Ich habe mehr geopfert, als meine Ruhe und Gesundheit. Die Lockung war zu groß; ich vertraute zu kühn auf meine eigene Kraft. Mit Recht sagte einmal Erzherzog Johann: „Wenn das Gute zu üben leicht würde, so hätten wir den Himmel auf Erden!" Auch er fühlte sich aus innerer Nothwendigkeit gedrungen, mit weiser und zarter Hand an die Aufgabe der Zeit zu gehen. Auch er stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Sein Bruder, der Kaiser Franz, war gut und wohlmeinend; er wollte das Gute, das Rechte.

Sein guter Engel, die Kaiſerin, kämpfte mit Beſonnenheit und Kraft gegen die Einflüſſe, die des Kaiſers edeln Willen lähmten und den Standpunkt ſeiner Anſichten verſchoben. Er pflegte von ihr zu ſagen: „Ich habe drei Kaiſerinnen gehabt, jetzt habe ich ein Weib!“ Sie äuſſerte zuweilen: „Ich bin im Staate nichts als des Kaiſers Weib!“ Ich hörte das nicht gern. Die Anſicht war beſcheiden und rein weiblich, aber bei dem Geiſt, den ſie beſaß, wäre es erſprießlicher für den Staat geweſen, wenn die Kaiſerin ſich erinnert hätte, daß ſie berufen war, dem Kaiſer mehr zu ſein als ein Weib. Eine gewiſſe nothwendige Reform im ganzen Hauswesen der kaiſerlichen Burg war ihr gelungen, und hatte der edeln Frau große Mühe gekoſtet. Der Gegenſtand war dringlich, es mußte Ordnung gemacht werden. Die Gebräuche und Misbräuche einer frühern Zeit konnten nicht mehr beſtehen, wäre es auch nur der Ordnung wegen geweſen. Man hatte ehemals den Glanz und die Würde eines kaiſerlichen Hofes in der Vergeudung geſucht. Nicht ohne Gefahr konnte man dieſe fortſetzen. Die Kaiſerin wollte dem Volke zuwenden, was die feiſte betreſſte Camarilla verſchlang. Dies war kein leichtes Werk, und ich weiß nicht genau, ob es in ſeinem ganzen Umfang gelungen iſt. Ich könnte hier einige Beiſpiele anführen, um einen Begriff von dem zu geben, was vorgenommen werden mußte und zum Theil auch wurde. Z. B. ein wackerer Mann, der nützlicher verwendet werden konnte, genoß in vollkommenſter Ruhe einen anſehnlichen Gehalt als Kammerherrenanſager. Seine Functionen beſtanden darin, daß er, wenn ein neuer Kammerherr an den Hof kam, in der Stunde ſeines Empfangs die Flügelthüren öffnete und den neuen Ankömmling meldete, worauf er ſich alsbald beſcheiden zurückzog.

Von mehreren ähnlichen Ausgaben werde ich nur einige nennen, die wahrscheinlich abgeschafft wurden. Ein Mitglied des Burgtheaters wurde mit einer Sinecure ähnlicher Art begnadigt. Er bezog 300 Kaisergulden jährlich, und hieß kaiserl. königl. Ofenheizer. Einen andern Herrn wird man im Hofkalender unter der Bezeichnung: „kaiserlich königlicher Hofschwanzrührer" mit einem ansehnlichen Gehalt bezeichnet finden. Seine Function war eine Oberaufsicht bei den Feuerröhren der Oefen und Kamine. Ich glaube nicht, daß er sie oft untersucht hat. Centnerweise und sackweise wurden Zucker und Kaffee an die Domestiken vertheilt, ebenso Lebensmittel und Speisen. Dies und ähnliches wurde gestrichen. Das kaiserliche Hofgesinde empfing nun Kostgeld. Ich glaube mich zu erinnern, daß ähnliche Missbräuche, die stark in die Kasse griffen, nun auch an den königlich sächsischen und bairischen Höfen abgeschafft wurden.

In ihrer gewöhnlichen Kleidung beobachtete die Kaiserin große Einfachheit. Sie that viel für die Armen in allen Provinzen des Reichs, und suchte immer ihre Wohlthaten auf eine Art einzurichten, daß sie im allgemeinen ersprießlich wurden. Wollene Decken, welche sie verfertigen ließ, wurden an Arme vertheilt, die kein Bett hatten. Die Leinwand, die in Salzkammergut gesponnen und gewebt wurde, war zum Verkauf bestimmt. Das daraus gewonnene Geld wurde zum Ankauf frischen Flachses und zu neuem Arbeitslohn verwendet u. s. w. Die Kaiserin hatte auch eine Erziehungsanstalt für junge Domestiken errichtet. Den ersten Impuls hatte ein schweizer Canton dazu gegeben, ich weiß nicht welcher. Zwei würdige Fräulein in Strasburg hatten nach diesem Muster eine ähnliche Anstalt errichtet, welche ich 1830 in voller Blüte fand. Es sollte keiner Stadt an ähn-

lichen Anſtalten fehlen, deren Nutzen und Segen unermeßlich iſt. Arme Mädchen werden darin von zarteſter Kindheit aufgenommen, zur Arbeit angeleitet und zur Ordnung, zum Fleiß, zur Religion, zur Reinlichkeit und zu geſittetem Betragen angehalten. Die Arbeiten, welche ſie verfertigen, werden zum Theil zum Beſten der Anſtalt verkauft, zum Theil für die Mädchen ſelbſt verwendet oder zu einer Ausſteuer für dieſelben aufgehoben, die ihnen mitgegeben wird, wenn ſie die Anſtalt verlaſſen. Eine Menge Familien ſind aufgemerkt, und werden nach der Reihe verſorgt, ſobald ein ſolches Kind 18 Jahre erreicht. Man erzieht ſie nicht für den Küchendienſt. Es iſt erfreulich, dieſe jungen Mädchen alle ſo geſund und heiter zu ſehen. Ich dachte jedoch mit tiefer Wehmuth daran, wie ſelten es iſt, ſo glückliche Kinder im Schos der Familien anzutreffen, und welchen traurigen Einfluß die meiſten Familienverhältniſſe, die Zwiſtigkeiten der Aeltern, der tägliche Kampf mit der bitterſten Noth und alles übrige Weh, das mit der höchſten Dürftigkeit verbunden iſt, auf die unſchuldigen Kinder ausüben. Schon oft habe ich darüber nachgedacht, daß Menſchenfreunde für allgemeine Erziehung der Kinder aus der Volksklaſſe ſammeln und ſorgen ſollten, damit der arme Menſch doch wenigſtens eine glückliche Kindheit hätte, und die Grundlage zur Sittlichkeit und Rechtſchaffenheit in das Leben hinübernähme. Für viele Waiſenkinder ſorgt der Staat; doch das Kind, welches im Elend geboren, zugleich bei laſterhaften Familienmitgliedern lebt, iſt ſchlimmer daran, als ein älternloſes Kind. Es gibt ſoviel bemittelte Menſchen, die überlich von ihrem Ueberfluß keinen beſſern Gebrauch machen können, als den, ihn für die Erziehung ſolcher armen Kinder

zu verwenden. Es gibt soviel einzelnstehende Frauen und Mädchen —: welche gottgefälligere Anwendung ihrer Zeit konnten sie ersinnen, als einige Stunden des Tages der Aufsicht oder dem Unterricht solcher Kinder zu widmen? Soll man nicht Keime pflegen, ehe die Pflanze emporsprosst? Und wenn auch die vortrefflichsten Bestrebungen durch die Gewalt der Umstände lange Zeit vereinzelt bleiben müssen: darf man nicht erwarten, daß sich das Einzelne nach und nach zum Ganzen gestalte? Beklage sich doch keine, die einzeln auf der Welt steht; sie suche nur eine Familie, sie wird bald eine finden. Sie unterstütze eine arme Familienmutter, sie unterrichte und bilde ein verwahrlostes Kind, so wird ihr dabei zu Muthe sein, als wäre es ihr eigen.

Die Kaiserin Witwe von Oesterreich hat beim Lichte des Schmerzes den Weg zum wahren Glücke gefunden. Ihre erste Vermahlung war nur eine Verlobung unter diesem Namen. Die Scheinehe, die aus politischen Rücksichten geschlossen worden, wurde getrennt. Kaiser Franz von Oesterreich fühlte sich glücklich in Charlotten Augustens Besitz, und sie suchte und fand Trost für die Leiden der umstürmten Jugend in den frommen Mühen um das Glück ihres Gemahls, um die Linderung der öffentlichen Leiden; denn wer so glücklich war ihr nahe zu stehen, hielt es auch für Pflicht, sie vom wahren Zustand der Dinge in Kenntniß zu setzen. Auch ich that es treulich und herzhaft, ich gab mich in der Nähe einer so hohen Frau voll Geist und Empfindung, voll Poesie und Anmuth, willig dem Zauber hin, der von ihrem Wesen ausströmte, der strengen Pflicht, die Stunden, die ich bei ihr zubrachte, einzig und allein den Leidenden zu widmen, welchen sie helfen konnte. Sie verstand mich, und vielleicht wurde ich ihr dadurch lieber.

Sie fühlte, daß weder Absicht noch Zufall mich in ihre Nähe geführt, sondern göttliche Fügung.

So schwer es mir bei meinen jetzigen Leiden wird, meine Gefühle in Worte zu fassen, so muß ich dennoch in diesem Werke, meinem letzten Vermächtniß an die Welt, zu schildern versuchen, was mich damals beseligte, erhob und entzückte.

Es war im Sommer 1826, wo die furchtbare Hitze und die Ausdünstungen der Zuckerfabrik, verbunden mit dem unbeschreiblichen Fleiß meines Sohnes, der über seine Kraft hinausging, diesem eine schwere Krankheit zugezogen. Dr. Grohmann verordnete Blutegel, später hin, wie schon erwähnt, eine Fußreise bis nach Gmunden und eine Soolcur. Ich habe schon bemerkt, daß ihm diese nicht zuträglich sein konnte. Wir rüsteten uns zu der vorhabenden Reise, und machten theils zu Wagen, theils zu Fuß den vorgeschriebenen Weg.

In Kloster Heiligenkreuz sahen wir die Bildsäulen der frühern Geistlichen; sie sind fleißig gearbeitet, aber ohne allen Geist. Uns fiel eine derselben auf, auf welcher ein Mönch ein Kelchglas in der Hand hält, in welchem eine Spinne schwimmt. Unser Führer erklärte uns, daß vor etwa vierhundert Jahren beim heiligen Abendmahl eine gewaltige Kreuzspinne von der Decke herunter in den Kelch gefallen sei. Der Geistliche hatte das Glas bebend von der Lippe wieder zurückgezogen. Er widerstand dem Befehl, die Spinne zu verschlucken, weil sie schon im geweihten und gesegneten Wein geschwommen hatte. Der Kelch wurde zurückgestellt, verdeckt und eingeschlossen, sonst hätte sich die Spinne vielleicht herausgearbeitet. Ein expresser Bote mußte nun diesen Vorfall nach Rom berichten. Die Antwort kam in circa zwölf Tagen an, mit dem Bescheid, „der Geistliche müsse den Inhalt des

Kelches verschlucken". Er bereitete sich nun zum Tode, und sank nachdem er getrunken, entseelt auf den Boden. Ich habe diese schaudervolle Ermordungsgeschichte nie vergessen können. Mein ältester Sohn nahm daraus den Stoff zu einer Romanze.

Unsere Fußreise ging so glücklich von statten, daß wir uns nach jeder Stunde Weges frischer und stärker fühlten. Wir gelangten nach Eisenerz, und trafen hier einige elsasser Mineralogen und eine Familie aus Wien, die wir dort schon in Gesellschaft gefunden hatten und mit der wir unsere Bekanntschaft erneuerten. Und da eben das Bergfest einfiel, welches alle Bergleute von Vorderuberg und Eisenerz jährlich zum Dank für den Segen des Berges feiern, beschlossen wir, es in Gesellschaft mitzubegehen. Erzherzog Johann, sagte man, würde den Zug eröffnen. Mich hatte die schöne Gebirgsreise, der erquickende Waldweg auf den Höhen, der Anblick des entzückenden Landes, der Gedanke an das Fest, die Hoffnung, den hochverehrten Fürsten, von dem ich schon soviel Gutes wußte, nun von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wunderbar begeistert. Ich dichtete die ganze Nacht. Joseph Dessauer, der vortreffliche Tondichter, hat diese Wanderlieder sehr schön in Musik gesetzt und herausgegeben. Noch in derselben Nacht schrieb ich die Lieder für den Erzherzog Johann ab, um sie ihm zu überreichen.

Frühmorgens machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg zu der Gebirgshöhe, wo der Altar für die Messe aus Laub und Blumen errichtet stand. Die ganze Bevölkerung des Thals war eben. Lustige Feuer flackerten auf der ganzen Fläche der Gebirgshöhe. Die Familien, die herbeigeströmt waren, bereiteten ihre Morgensuppe; auch wir bekamen unsern Kaffee von den Dienstboten unsers Gast-

hofes, die uns mit allem Nothwendigen nachgefolgt waren. Bald verkündeten Musik und Gesang die Ankunft der Bergleute.

Erzherzog Johann ging dem Zuge voraus, in Bergmannstracht. Wehmuthsvoller Ernst leuchtete aus seinen edeln Gesichtszügen. Die Bergleute sahen bleich und abgezehrt aus. Jetzt, wo ich die Dinge der Welt ohne Prisma sehe, erinnere ich mich dieses Umstandes; an jenem Tage fiel er mir blos auf, aber ich glaubte, der Aufenthalt unter der Erde sei schuld daran, daß man an diesen Arbeitern beinahe nur Haut und Knochen sah. Das ist nun das Los der Arbeitsbienen! Der Honig kommt in die Waben, die sie selbst gebaut, und erquickt die Müßigen, indeß die Arbeitsbienen verschmachten müssen.

Während des Gottesdienstes, beim herrlichsten Sonnenschein, wob sich ein Regenbogen, wie ein Kranz, dicht um die Sonne her. Viele Tausende sahen dies bedeutungsvolle Zeichen. Als sich der Zug wieder vom Berg herabbewegte, nahte ich mich dem Erzherzog, und überreichte ihm die Rolle meiner Lieder. Sagen konnte ich nichts, ich war zu bewegt. Er nahm sie schweigend, mit freundlicher Geberde, und der Zug ging weiter. Wir ließen uns an den Kaisertisch führen, wo ein erquickendes Mittagsmahl bereitstand. Dann traten wir die Bergfahrt nach der großen Tropfsteinhöhle an, welche unsere Mineralogen aus dem Elsaß untersuchen wollten. Uns entzückte die Pracht und die Mannichfaltigkeit der Bildungen. Das Lied, welches ich den Bergleuten widmete, möge hier eine Stelle finden.

Der Bergmann kennt den Frühling nicht,
Ihm leuchtet nicht der Sonne Licht,
Ihm weh'n nicht Blumendüfte.

Der Gisenblume weißer Flor
Rankt ihm aus Tiefen sich empor,
Im verlenden Gestüste.

Und was in stiller Tiefe blüht,
Erfreut wol auch ein fromm Gemüth
Und wird zur Frucht ihm reifen.
Drum, Mensch, willst du in Kraft gedeihn,
Mußt du dein eigner Bergmann sein,
In deines Herzens Teufen.

Du kennst den ewigen Magnet,
Um den das All im Schwung sich dreht,
An dem sich Sonnen zünden.
O laß ihn aus den Augen nicht,
Die Blüten fördert er zum Licht
In deines Herzens Gründen!

Was lieblich auf der Fläche prangt,
Vergeht, veraltet und erbangt,
Vergebens wirst du's pflegen!
Drum dring' in deines Herzens Schacht,
Und ringe muthig ab der Nacht
Der innern Blüte Segen.

Es war, glaube ich, auf Eisenerz-Höhe, wo ein liebliches Marienbild unsere Blicke anzog; darunter standen vier schlichte Zeilen, die mich innig rührten:

Herzliebes Kind, wo willst du hin?
Weißt nicht, daß ich dein' Mutter bin?
Weil ich dich lieb' herzinniglich,
So komm herbei und grüße mich!

Sollte dieser Nachtigallenlaut der Liebe nicht in irgendein Herz gedrungen sein wie ein Mutterblick,

nicht Einen Schwankenden auf den rechten Weg zurückgebracht haben? Gewiß; denn nichts iſt Zufall in der Welt!

Nach beſchwerlicher Wanderung gelangten wir die Höhe herab nach Auſſee, und von da über die Pötſchen und Iſchl nach Gmunden. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen; wir fühlten uns ſo geſtärkt und erquickt, daß wir wünſchten, die Wanderung möchte nun erſt beginnen. Die ſchwarzäugigen Mädchen, mit ihren italieniſchen Geſichtsbildungen und mit großen weißen Filzhüten, kamen uns ſcharenweis entgegen, um nach der Kirche zu gehen. Sie waren alle in ſchwarzen Perkal gekleidet. Ihre Geſtalt und der Ausdruck ihrer Phyſiognomie zeigte keine Spur von der herrſchenden Noth, von welcher wir ſpäter erfuhren. Die frühe Jugend hat unbegreifliche Hülfsmittel dagegen. Man ſieht roſenwangige Mädchen, pausbäckige Kinder, wenn auch das Brot im Hauſe fehlt. Wenn aber erſt die reifern Jahre kommen, ſo ſtehen Gerippe vor uns. Dies frühe und vollſtändige Abblühen iſt nicht minder räthſelhaft als das erſte Frühlingsprangen der Kindheit und Jugend bei dieſer elenden Lebensweiſe.

Es war Zeit, daß wir nach Gmunden gelangten, denn unſer Reiſegeld ging zur Neige. Wir ſtiegen im Goldenen Schiff bei Bauernfeind ab. Dieſer Name ſtammt noch von den Zeiten des Bauernkriegs her, der in dieſen Gegenden ſeine volle Wuth verübt hatte. Die den Bauern anhänglichen Familien wurden Bauernfreund genannt. Noch zeigt man auf einem großen Grasplatz am Rande des Waldes die Stelle, wo die Gefallenen eingeſcharrt wurden. Der Kampf mit dieſen Scharen glich einem Vertilgungskrieg.

Ich habe in den Gegenden, die ich in der Schweiz beſucht, ehe meine Sehkraft erloſch, nichts angetroffen,

was so reizend wäre wie das Salzkammergut, und so prachtvoll wie der Traunsee, den nur noch der Gardasee übertreffen soll. Was ich von der Schweiz kenne, ist gewaltig, großartig; doch die Anmuth fehlt, mit der jede Stelle im obern Kammergut und Steiermark geschmückt ist, selbst da, wo die Schauer der Natur düstere Wehmuth verbreiten. Das gute treuherzige Volk entspricht dem Charakter der Gegend, es ist einem wohl in der Mitte dieser Gebirgsbewohner.

Mein jüngster Sohn fand es hier so lieblich und traulich wohnen, daß er mir mit seiner hinreißenden Weise der Ueberredung den Entschluß einflößte, den Winter hier zuzubringen. Frau Bauernfeind, eine verständige Gastwirthin, bei der es uns behaglich war, äußerte Bedenklichkeiten über diesen Entschluß. Sie stellte uns vor, daß hier die Fröste scharf und anhaltend wären, dicke Nebel die Gegend einhüllten und der Frühling sehr spät erschiene. Doch es grünte und prangte noch alles so freudig um uns her!

Wir hatten eine wahrhaft göttliche Wohnung. Wir blieben, und gingen unbewußt der verhängnißvollsten Zukunft entgegen. Ich arbeitete damals an einem Roman aus Ludwig's XIV. Zeit, und entwarf eifrige Vorstudien zu diesem Werke, welches ich „Hofgunst und Dichterglück" benannte. Es liegt noch unvollendet unter meinen Papieren. Mein Max hatte ein schönes Gemälde entworfen, was ihn eifrig beschäftigte, Wilhelm eine dramatische Dichtung. Wir schlossen uns ein, um den ganzen Morgen ungestört zu bleiben. Unser Umgang beschränkte sich auf einige Beamtenfamilien, und auf die damaligen Besitzer des Schlosses Ebenzweir, welches späterhin Erzherzog Maximilian von Este gekauft hat. Es liegt unbeschreiblich schön. Der breiteste Spiegel des

Traunsee und die ganze Majestät des Traunsteins, dessen Wald und Gebirgsherrlichkeit den Blick einladen, leuchten vor seinem Ufer. Mit Büchern versorgte ich mich in der Bibliothek eines hochgeschätzten Salinenbeamten, des Herrn Hörner von Reitberg, dessen ganze Zuneigung und gute Meinung ich der Frage verdankte: „ob er Incunabeln besäße?" Er glaubte nun, ich wäre ein Inbegriff aller Gelehrsamkeit, und ich durfte über seine Schätze gebieten. Wir sahen uns oft. Er hatte zwei liebenswürdige Töchter. Seine verstorbene Schwester war Oberaufseherin des Taubstummeninstituts gewesen. Kaiser Joseph hatte es einigemal besucht und dort seiner harmlos muthwilligen Laune Raum gegeben, denn dieser Kaiser war ein großer Humorist; das Volk wird ihn nie vergessen. „Vergessensein ist ein vollständiger Tod, der wirkliche Tod ist nur ein Scheintod!"

Dieser würdige Mann hatte im Franzosenkriege durch Besonnenheit und Muth die Kasse des Salinenamtes gerettet und genoß der allgemeinen herzlichsten Achtung. Sein funfzigjähriges Dienstjubiläum wurde ehrenvoll begangen. O wie schön muß der Rückblick eines Greises auf solch ein Leben sein!

Dem langen Herbst des Jahres 1826 folgte ein scharfer Winter mit sonnigen Tagen. Unsere Arbeiten beflügelten uns die Stunden. Wir vermißten nicht den lieben Kreis in Wien, noch die reichhaltigen Kunstgenüsse, die uns zur Gewohnheit geworden. Wie schon öfters geschehen, arbeitete ich mich krank. Eine Beamtenfrau kam mir Vorwürfe zu machen, daß ich mich gar nicht mehr sehen ließe, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit von der schaudervollen Noth, die in diesem nackten Gebirgsland herrscht, und welche mir die verständige

Frau Registrator Buchgräber mit den lebhaftesten Farben schilderte. Wir hatten bis dahin keine Ahnung davon gehabt. Ich wurde blaß und bebte. Mir war zu Muth, als müsse man zu helfen versuchen. Die Mildthätigkeit des kaiserlichen Hauses war allgemein bekannt; ich glaubte, es käme darauf an, dort Hülfe zu erbitten, und mit einigen huldvollen Spenden, meinte ich, würde dem Lande geholfen sein. Der kaiserliche Hof muß dasselbe geglaubt haben; denn das Obersalzamt empfing 500 Kaisergulden vom Erzherzog Karl, und ähnliche Gaben von den Mitgliedern des kaiserlichen Hofes, die sie dem Pflegamt Orth zuschickten, um sie auszutheilen. Ohne mein Zuthun war es bekannt geworden, daß ich zu diesen Wohlthaten durch meine Briefe Veranlassung gegeben. Nicht allein die Armen wollten mich sehen und mir danken, sondern auch mehrere Pflegebeamte, vor allen der Pfleger von Orth und einige Geistliche. Die paar Federstriche, die mich die ganze Sache gekostet hatte, wurden hoch angeschlagen, wie eine edle That. Ich war es noch von meiner Kindheit gewohnt, ähnliche Handlungen von der Karschin zu sehen, fast ohne mir Rechenschaft abzulegen. Ich hielt uns Dichter für berufen, den Nothschrei zu erheben, da wir es im Liede können. Eigentlich gedachte ich wol nur der göttlichen Worte: „Bittet, so wird euch gegeben!"

Der Pfleger von Orth machte mir nach der Austheilung des Geldes seinen Besuch, und schickte mir dann auf mein Verlangen das Verzeichniß der Beschenkten, dem er noch einen besondern Dankbrief hinzufügte. Ich schrieb mir hastig das Verzeichniß ab. Nach einem halben Jahre, in welchem viele Bittgesuche an mich eingelaufen waren, durchlas ich das Verzeichniß wieder, und bemerkte mir daraus mehrere Namen und Adressen, um den dort angeführten hülfsbedürftigen Armen Gaben zuzuwen-

den, die mir von der Frau Grafin von Kollowrat und einigen andern höchsten Wohlthäterinnen zugesendet waren.

Ich schickte dem Amtmann Plasser die Namen und Adressen aus der Liste, und ersuchte ihn, diese Leute zu mir zu bescheiden. Dieser Amtmann, der nichts von der Liste wußte, kam mir anzuzeigen, daß er mein Verlangen nicht erfüllen könnte, weil es im ganzen Salzkammergut niemand gäbe, der so hieße, noch Ortschaften, welche die bezeichneten Namen trügen. Somit sah ich ein, daß ich auf das keckste betrogen und auch ein Theil der Hülfsgelder unterschlagen worden, weil die Leute, die sie laut der amtlichen Liste empfangen haben sollten, niemals am Leben gewesen waren. Mich schauderte. Ich machte noch eine schmerzliche Entdeckung. In dem Verzeichniß hieß es von einer Familie, daß das Amt sie mehr als andere habe bedenken müssen, weil dort sechs Kinder, eine alte Auszüglerin und die zwei Aeltern nichts besäßen als ein kleines baufälliges Haus, das ganz mit Schulden belastet sei, und nicht einmal eine Kuh besäßen. Man hätte ihnen also fünf Gulden Conventionsmünze gegeben. Ich fand diese Spende gering für so große Noth; doch ich erfuhr weit mehr von der Sache. Die so entblößte Familie hatte keinen Heller bekommen. Der Pfleger war ihnen, nachdem er ihnen dies Geld gegeben, nachgeeilt, und hatte ihnen diese fünf Gulden schnurstracks wieder abgenommen, unter dem Vorwand einer rückständigen Steuer von diesem Belang. Diese Handlung war ganz geeignet, gerechten Verdacht gegen seine ganze Denkungsart zu erregen.

Die Kaiserin Charlotte Auguste hatte den Armen in der Hallstadt 200 Kaisergulden bestimmt, und Weisung gegeben, dieselben dem Ortspfarrer zu schicken. Dem

Salzoberamt war die ganze Sache fatal; denn es hatte nicht ohne Mühe vor kurzem eine große Staatsersparniß-maßregel vorgeschlagen und ermittelt. Nach der Ansicht des Salzoberamtmanns von Schiller beschäftigte und zahlte der Staat überflüssigerweise 3000 Salinenarbeiter, welche erspart werden konnten, indem sie anderweitig Arbeit finden könnten, und im ganzen Bergwerk die Arbeitsaufgaben so gering seien, daß man sie erhöhen müsse. Dies wäre die Ersparniß einer Summe von 60,000 Kaisergulden. Der gute Kaiser Franz gab seine Bewilligung zu dieser Maßregel, nur unter der Bedingung, daß man keine betagten Männer und Familienväter abdanke. Auf das feierlichste wurde betheuert, man würde nur junge Burschen verabschieden. Kaiser Franz glaubte diesen Betheuerungen, daß alles in Salzkammergut vortrefflich ginge. Ja, er gab dem Salzoberamtmann jährlich 1000 Gulden Zulage. Endlich erfuhr er die Wahrheit, und nun wurde die Sache bedenklich. Das Salzoberamt wollte weitern Nachforschungen vorbeugen und schrieb nach Wien, daß man die 200 Gulden von Ihrer Majestät der Kaiserin nicht zum Austheilen an den Ortspfarrer senden könne, weil er gestorben sei! Hierauf gab mir die Kaiserin Befehl, das Geld selbst in der Hallstadt auszutheilen.

Als ich dort ankam, erfuhr ich, daß Pfarrer Handlos, ein beliebter Redner, einstweilen als Vicar dort angestellt sei. Somit war die Kirche nicht verwaist, und der Befehl der hohen Landesmutter konnte erfüllt werden. Frau Erzherzogin Sophie fügte 200 Gulden hinzu. Die Vorstände der lutherischen Schule luden mich sogleich nach meiner Ankunft ein, dort meine Wohnung aufzuschlagen. Mein Sohn Wilhelm war in Gmunden zurückgeblieben.

Ich beeilte mich, dem Pfarrvicar Handlos die Spende

der Kaiserin zu übergeben. Und da ich infolge der Reiseanstrengungen und unnennbarer Gemüthsbewegungen krank lag, mußte ich noch in der Hallstadt bleiben, wo ich Tage zubrachte, die ich nicht zu überleben glaubte. Ich lag schwer erkrankt, beinahe sprachlos darnieder. Mein Zimmer wurde am Tage und abends nicht von Menschen leer — wahre Jammergestalten mit eingefallenen Wangen, die mir sanft und bescheiden ihre Noth vertrugen. Ich schrieb ihre Namen auf, und die Zahl ihrer Kinder, und ihre Bitten; diese beschränkten sich darauf, durch Arbeit Brot zu verdienen. Die guten Menschen hielten sich nun für geborgen. Ich gab ihnen Almosen von meinem wenigen Gelde. Meine kleine Kasse war zwar bald erschöpft, doch kümmerte ich mich nicht darum. Das herzerschütternde Elend um mich her verlieh mir einen gewissen Gleichmuth gegen mein eigen Schicksal.

Einige greise Bergleute besuchten mich, um mir genaue Nachrichten über die Zustände der dortigen Gegend zu geben. Gerührt von der Treuherzigkeit und hülflosen Lage der Gebirgsbewohner, ließ Graf Arthur Potocki bei seiner Anwesenheit in Ischl den Aufruf ergehen: Blinde sollten sich bei ihm einfinden, um unentgeltlich operirt zu werden. Dr. Alexander Rasumowski unternahm die Operationen, und führte sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit aus. Einer der Greise, der mich in der Hallstadt aufsuchte, gehörte zu diesen glücklich geheilten Blinden; man hieß ihn nur den alten Wesel. Kein treueres Auge hat je zum Himmel emporgeblickt, kein treueres Herz je unter grober Leinwand geschlagen. Er starb 1830. Sein letzter Hauch war ein Segenswunsch für seinen geliebten Wohlthäter. Im Jahre 1827 war er noch sehr rüstig und mir der Wertheste unter diesen guten Bergleuten. Dieser Mann machte mir

über den Zustand der lutherischen Kirche folgende Mittheilungen.

Die arme kahle seeumflutete Hallstadt, die arme, vom Lande abgeschnittene Obertraun, wo damals wenige katholische Familien, wol aber mehr als tausend Protestanten wohnten, hatten keinen evangelischen Pastor, und im Bethaus der Hallstadt war nur alle vierzehn Tage Gottesdienst, den entweder Herr Wehrenpfennig, Pastor in Goisern, oder dessen würdiger Bruder Bernhard versah. Beide mußten oft mit Lebensgefahr über den See zur Zeit der Stürme und Eisgänge. Die Protestanten hatten auch keinen Schulmeister in der Hallstadt. Der dies Amt versah, ein Bewohner Obertrauns, bekam von der blutarmen Gemeinde nur 105 Gulden, und hätte Hunger gelitten, wenn er in zweiter Ehe nicht eine Mühle erheirathet hätte. Oft sah man ihn mit einem Sack auf der Schulter, oft mit dem Ruder in der Hand, über den stürmischen See schiffen — eine schwere Arbeit, die er dem zweistündigem rauhen, und im Winter lebensgefährlichen Gehen längs den Felsen und Lawinen vorzuziehen alle Ursache hatte. Derselbe hielt auch an dem Sonntag, wo der Prediger fehlte, eine Andachtsübung in dem Bethause. Er war ein Mann von Bildung und Belesenheit, und sorgte musterhaft für die sittliche Ausbildung der Schuljugend.

Der alte Wesel glaubte, es könne mir gelingen, der Hallstadt eine protestantische Kirche zu schaffen, und bat mich in den rührendsten Ausdrücken, ich möchte mich darum bemühen, Gott würde mit mir sein! Ich war bei dieser treuherzigen Bitte unbeschreiblich bewegt. Ich dachte an meine Großmutter Karschin, die arme Schneidersfrau, die sich frühmorgens im Winter, in dünne Kleidung gehüllt, über drei lange Gassen zur Hökerin

schleichen mußte, ein Bündel Reisholz zu bergen, an dessen Glut sie eine Morgensuppe bereitete; an das demüthige Weib aus dem Volke, die den göttlichen Funken im Busen trug und gewürdigt worden war, ihrem heimatlichen Orte Tirschtiegel zum Kirchenbau behülflich zu sein. Mit klopfendem Herzen und nassen Augen reichte ich meinen guten Gebirgsleuten die Hände, und rief: „Ja, ich verspreche euch eine evangelische Kirche!“

Dies war ein großer Augenblick in meinem Leben. Ich fühlte so recht klar und tief, was Geist und Wille auf der Welt vermögen, wenn sie von Gott sind. Zwar wurde mir nicht eine Kirche zu Theil, aber doch ein Pastor und ein regelmäßiger Gottesdienst, und zwar keine zwei Jahre nach jenem unvergeßlichen Abend.

Auf die Einladung des Brauers von der Hallstadt nahmen wir nun dort unsere Wohnung. Sie lag reizend am Seeufer, und zeigte in ihrer Einrichtung von bürgerlichem Wohlstand und strengem Ordnungssinn. Die Gespräche ihrer Besitzer waren unterrichtend und anziehend, so wehmüthig sie mich auch stimmen mußten; denn ihr Gegenstand war die allgemeine Noth der ganzen Gegend, in welche der Wohlhabende mit hineingezogen werden mußte, da jedermann unter vermehrter Arbeitslast, geschmälertem Verdienst, erhöhten Abgaben, Verkürzung der Rechte des Bürgers und Vermehrung seiner Pflichten zu leiden hatte. Die Bräuerin sagte in ihrer Volkssprache: „Wir haben keine Kinder, wir danken dem Himmel dafür! Unser Vermögen ist seit den schlimmen Jahren zugesetzt worden, und neues können wir nicht erhausen! Wir sind froh, wenn wir nur überhaupt mit Ehren bestehen. Den Kunden müssen wir borgen, die Kasse bleibt leer. Der Herr muß einen Knecht machen, und ich eine Magd; wenn Sie in allen Häusern nachsehen, so finden Sie dasselbe. Der Bürger

muß arbeiten, und darbt selbst dabei. Wenn wir nicht so klug lebten, und hätten das Haus voll Kinder, wir hätten schon abhausen müssen. Hallstadt ist der schlimmste Ort im ganzen Salzkammergut, es wächst nichts darin. Er hat keinen Handel, kein Gewerbe, das seinen Mann ernährt, keine Fabrik. Nur der Berg erzeugt Salz, aber er hat den vierten Theil, oder auch mehr von seinem Betrieb verloren."

„Sie haben Mineralien und Fossilien", unterbrach ich sie. Kopfschüttelnd fiel sie ein: „Wir haben keine Verkäufe zum Absatz, sonst könnten wir wol etwas besser gedeihen. Wir haben auch Marmor und Erz, Alabaster, Kupfer, Zinnober, und ich weiß nicht was noch; aber was hilft es uns, wir sprechen nicht einmal davon. Denn wenn ein Schlaukopf darüber kommt, so beutet er die Berge aus, und schöpft uns das ganze Fett davon weg. Ja, wenn ein rechtschaffener Mann den Arikogl ausbeuten wollte, er könnte reich dabei werden, man könnte an hundert Arbeiter dort beschäftigen, aber die Sache muß einen Haken haben." Ich kannte den Haken. Gold und Silber, und die gehaltvollsten Erzstufen des Berges lagen in der Tiefe, und konnten nur noch mit Lebensgefahr erbeutet werden. Schon die Römer hatten zu ihrer Zeit diesen Bergbau eingehen lassen. Wahrscheinlich war dies die Ursache, daß das Salzoberamt vorzog, das Volk auszubeuten. Das ging leichter, und es konnte niemand dabei ins Wasser fallen. Wenn dieser Schacht einmal erschöpft war, so konnte man noch immer den Arikogl angreifen. Ich habe nicht erfahren, ob man es nicht endlich gethan hat; denn bei den ungeheuern Fortschritten der Wissenschaft ist es vielleicht möglich geworden, im tiefsten Schos des Berges zu arbeiten, und vielleicht liegt ein Eldorado, oder gar ein

Californien im feuchten Schos des armen Landes.' Es ist eine Thatsache, daß von Zeit zu Zeit fremde Männer kamen, und in dem undurchdringlichsten der Wälder des Oberukammerguts Steine und Metalle ausbeuteten. Dies geschah schon seit undenklichen Jahren. Niemand hinderte diese Leute. Im Lande wurde versichert: sie fänden Gold — vielleicht nur Steine mit Goldadern; wer weiß aber, ob das nicht Fingerzeige der göttlichen Vorsehung sind, und ob man nicht bei genauem Nachforschen Goldminen fände, die hier im Schos der bittersten Armuth verborgen liegen?

Ich ließ damals solche Vermuthungen nicht laut werden, sondern begnügte mich, den Einwohnern Muth zuzusprechen so gut ich konnte. Mit Worten läßt sich kein Hunger stillen, und ich hatte nichts als Worte. Mein Max sagte einmal in seiner treuherzigen Art: „Meine Mutter ist die ärmste Wohlthäterin!" Gott segne es meinen beiden Söhnen in alle Ewigkeit, wie liebevoll und treureich sie mir in jenen drangvollen Zeiten zur Seite gestanden; wie sie sich gern bemühten, heldenmüthig entbehrten, wenn irgend guten Menschen Hülfe geleistet wurde. Diese Stimmung in ihren Gemüthern war nicht haften geblieben. Am längsten zeigte mein Max Gesinnungen, die mich entzückten. Wilhelm ließ sich vom Schriftsteller Spindler hinreißen, der alles lächerlich machte, was jener ehemals heilig gehalten, der jeden edeln Keim in ihm erstickte, und ihn von der Poesie durchaus entfernte. Was ich hierbei litt, weiß Gott allein! Es gibt moralischen Meuchelmord, der nicht den Leib tödtet, aber die Seele! Max kam wieder zur Einsicht, er fand Gott wieder. Er schuf mir entzückende Augenblicke für ein Mutterherz. Einst als er nach einem gefährlichen Fieber

noch Hoffnung zur Geneſung gab, und ich ihm ſagte: „Wirſt du auch nicht ſterben?“ antwortete er: „O gewiß, ich werde leben bleiben!“ „Wirſt du auch ein guter Junge werden?“ „Ja, und ein noch beſſerer Mann!“ „Wirſt du mir die Augen zudrücken?“ „Ja, wie Joſeph; wie es in der Bibel ſteht.“ Ich mußte vor Freude weinen. Ein andermal, als er eben in ſein fünftes Jahr ging, und noch wenig Deutſch konnte, kam die Rede auf meinen Geſundheitszuſtand, der damals ſehr ſchwankend war. „Wenn ich nun ſtürbe?“ ſagte ich. Er antwortete ſchnell: Alors je mourrais aussi! Ich habe dich eben gar zu lieb!“

O mein Max! Gott und die Engel hörten deine ſüßen Worte, und freuten ſich.

Der Tag der Austheilung der kaiſerlichen Gaben rückte heran, man wollte mich dabei haben. Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, den Saal, in welchem ſie geſchehen ſollte, mit nothdürftig gekleideten abgemagerten Müttern, oder hinfälligen Greiſen anfüllen zu ſehen; doch im Gegentheil erblickte ich nur wohlgenährte rüſtige Dirnen, und wohlgekleidete Matronen, welche ihr empfangenes Theil raſch in die Taſche ſteckten, und mit einer ſchnellen Verbeugung wieder aus dem Saale gingen. Da jedoch die Liſte der Beſchenkten nur Dürftige und Würdige, nur Cretins und halbſterbende Kranke enthielt, ſo glaubte ich, die wohlbeleibten geſchniegelten Empfängerinnen ſeien nur im Auftrag der Betheiligten da, und es mag auch zum Theil ſo geweſen ſein.

Es war nun Zeit nach Gmunden zurückzufahren. Die guten Hallſtädter beſchenkten mich noch beim Abſchied mit mancher merkwürdigen Foſſil, mancher Verſteinerung, einer Kiſte voll Salzarten, darunter roſenfarbene und himmel-

blaue, und mit andern merkwürdigen Kleinigkeiten, welche sie als Augenweide jahrelang aufgehoben hatten. Im Jahre 1854 verschwanden mir diese lieben Andenken in Genf.

Mir fehlen Worte, meine damalige Stimmung zu schildern; sie war überspannt. Von vielen Seiten her war ich bitter getäuscht worden. Ein höllisches Lügengewebe hielt mich umfangen; ich will davon was hier möglich ist enthüllen, denn Wahrheit ist immer nützlich und gut!

Nach den Ansichten des neuen Salzoberamtmanns, Hofrath von Schiller, war sein verstorbener Vorgänger in der Vorsorge für die armen Bergleute zu weit gegangen. Lenoble von Edelsberg hatte ganz entgegengesetzte Grundsätze. Er wollte das Volk beschäftigt und gesättigt wissen. Er meinte: „Die Füße, die den Kopf tragen, müssen kräftig und gesund sein, sonst könne der Körper nicht vorwärts!" Lenoble's Widersacher meinten dagegen, „daß ein Volk noch immer weit mehr für den Staat leisten könne, als je von ihm verlangt worden sei; daß große Nachsicht und ein zu gutes Leben das Volk nur verweichlichen könne, und es widerspenstig mache; nur unter dem Druck befinde es sich wohl! Maria Theresia und ihr Sohn, Kaiser Joseph, hätten schon einen guten Anfang gemacht, den Charakter des oberösterreichischen Unterhauses zu verderben, die Folge davon wäre mit jedem Jahre fühlbarer, man müsse noch bei Zeiten einlenken!" Lenoble starb über diesen Streit. Nach seinem Tode begann die Einführung des neuen Systems. Man entsann sich in Salzkammergut einer alten Prophezeiung, welche seit Menschengedenken im Lande umhergekreist hatte, sie hieß: „Wenn die Füchse in der Sudpfanne nisten werden, und ein schönes Schloß in der Lahn gebaut wird, dann wird das Kammergut

ein Jammergut werden!“ Kurz nach Lenoble's Tode brannte die Sudpfanne in der Hallstadt ab. Man beschloß, sie nicht wieder aufzubauen. Die alten Leute erinnerten sich der Prophezeiung, von der sich nun schon ein Theil erfüllte. Und das Oberamt ließ ein prächtiges Verwesamt in der Lahn bauen. Nun war auch das Schloß da. Zwei Theile der Prophezeiung waren erfüllt; man fürchtete, der dritte würde nicht ausbleiben, und es geschah so. Im Jahre 1824 wurde zu der Abdankung der dreitausend armen Salinenarbeiter geschritten. Sie hatte Hunger und Mangel zur Folge, und die politischen Behörden, die nur allzu gut wußten, daß nicht die Abdankung allein, sondern ihre Umtriebe und Erpressungen einen großen Antheil am Elende des Landes hatten, setzten alles in Bewegung, um den Glauben zu verbreiten, daß die Brotlosigkeit von dreitausend Individuen ganz allein schuld an den unglücklichen Zuständen des Landes sei.

Man fing an die Eisenbahnen zu unternehmen, allein das gute Volk war dieser Arbeit nicht gewohnt, und benahm sich ungeschickt dabei, vermißte auch schmerzlich die Begünstigungen, die noch von bessern alten Zeiten her mit dem Bergbau verknüpft waren. Sie bedachten nicht, die armen Menschen, daß die Staatsersparnißmaßregeln, wenn auch nicht human, dennoch zum Theil unerläßlich waren; sie empfanden die Entziehungen früherer Begunstigungen als eine Strafe, da sie doch nichts begangen hatten. Ihre Väter und Mütter waren gehegt worden wie Kinder des Landes, die Mutterhand Maria Thereſia's hatte gewaltet. Jetzt herrschte eine fremde Behörde. Die Söhne des Landes waren verwaist.

Man muß diese Menschen kennen, um sich einen Be

griff von ihrem Gemüthszuſtand zu machen. Der herrſchende Nothſtand rechtfertigte ihren Schmerz und ihre Beſorgniſſe für die Zukunft des Landes. Ueberdies war das Salzkammergut mit Grundſteuer bedroht. Zwar war unter den frühern Kaiſern beſchloſſen worden, dies arme Land, wo nichts wuchs als Gras und ſchlechte Obſtbäume, wo alle Bedürfniſſe höchſt koſtſpielig aus der Ferne her eingeführt werden mußten, mit einer Grundſteuer zu verſchonen. Aber im Widerſpruch mit jenem frühern Beſchluß war das Salinenamt ſtark darauf bedacht, ſie einzuführen.

Ich kannte nichts von den innern Umtrieben, von den frechen Räubereien, die an den ausgehungerten Einwohnern ſchamlos verübt wurden, und auf welche das Salinenamt ganz in der Stille ein wachſames Auge hatte. Ich ſah nur die Thränen der Verſchmachtenden, hörte nur das Wehklagen der Unterdrückten, und folgte nun meiner Ueberzeugung, daß der Staat helfen könne, und müſſe, wo ein gutes Volk durch Entziehungen und Erpreſſungen zu Grunde ging. Ich beſchloß, mich um Hülfe zu verwenden, wie viel Mühe es auch koſten ſollte. Das Unrecht war gewiß auf allen Seiten, doch am wenigſten auf der meinigen, die durch liſtige Vorſpiegelungen getäuſcht war, und nur zu helfen kam. So eilte ich denn, mit geringem Reiſegeld verſehen, meiſt zu Fuß nach Auſſee, um mich dort mit einigen verſtändigen Salinenbeamten zu berathen.

Der Oberamtsrath Tickinger war mir als einer der erleuchtetſten und wohlgeſinnteſten genannt worden. Ich beſprach mich mit ihm. Der würdige Mann mochte wol bemerken, wie entbrannt ich von der Vorſtellung der Rettung des Landes war, wie ſelbſtvertrauend in meine Kräfte und Kenntniſſe, wie durchdrungen von der Ueberzeugung, daß

nur die Härte des Salinenamtes alles Elend hervorgebracht; aber im Stillen mochte er mich doch als eine gutmüthige Phantastin bedauern, die man auf alle Gefahr gewähren lassen könne, und die niemandem schaden würde, als allenfalls sich selbst. Er bekämpfte keine meiner Ansichten, widerrieth keinen der vorhabenden Schritte, und ließ mich freundlich ziehen, wohin ich zu gehen gedachte. Mein ältester Sohn, als der stärkste von beiden, hatte alle Documente und Vorstellungen, die mir gebracht worden waren, in ein schönes schwarzes Felleisen gepackt. Wir machten unsere Wallfahrt zu Fuß bei drückender Hitze. Wir gelangten nach dem Stift Admont, wohin wir auf unserer ersten Reise nach Steiermark eingeladen worden. Wir wurden auf das herzlichste empfangen. Diese würdigen Geistlichen, dem Erzherzog Johann treu ergeben, und mit den Zuständen des Salzkammerguts innig vertraut, wußten zwar nichts von der Handlungsweise der politischen Behörden, sondern nur von dem Nothstand, der große Aehnlichkeit mit dem des Landes ob der Enns hatte, und von den einschneidenden Maßregeln des Oberamts. Sie äußerten sich wenig über eine Verfügung desselben hinsichts des Stifts, wonach eine starke natürliche Salzquelle, die dasselbe früherhin versorgte, versiegelt worden war, und das Stift sein Salz kaufen mußte. Doch wurde keine Klage über diese Beeinträchtigung laut. Hier arbeitete ich meine Vorstellung an die Kaiserin Charlotte Auguste aus.

Schon am Morgen früh nach ihrer Vollendung gingen meine Söhne mit der Schrift und ihren Beilagen durch die Ennsschlucht, die das Gesäuse genannt ist, nach Vordernberg zum Erzherzog Johann. Der Postmeister Plochel in Aussee, bei dem ich, wie schon erwähnt, gewohnt hatte, gab ihnen einen Brief an seine Tochter, die

Gemahlin des Erzherzogs, mit. Ich wußte nicht, daß der Weg durch das Gesäuse in so früher Jahreszeit lebensgefährlich sei, ich würde sonst schwerlich zugegeben haben, daß meine Kinder ihn unternahmen. Sie aber hätten sich durch keine Rücksicht abhalten lassen, denn es war in ihnen dieselbe Begeisterung, dasselbe Gefühl des Unrechts, dasselbe Erbarmen, welches in meiner Brust glühte. Ich weinte die süßesten Freudenthränen, die wol je Mutteraugen genetzt. Jetzt sind die Lichtquellen dieser Augen vertrocknet, selbst ihre Thränen sind versiegt. Ich bin ausgeplündert, besitze nichts mehr als mein knappes Jahrgehalt als Witwe eines der ersten Männer in Frankreich. Ich bin verkannt selbst von ihr, der immer meine ganze Seele offen lag. Doch ich murre nicht; Gott kennt mein Herz und meine Thaten.

Am Abend des dritten Tags nach ihrer Abreise kamen meine Söhne wieder, freudezitternd und mit leuchtenden Blicken. Erzherzog Johann hatte sie huldvoll empfangen, ausführlich angehört, und seinen freudigen Beistand für mein Unternehmen verheißen. „Aber Ihre Mutter sticht in ein Wespennest", hatte er geäußert. Da jubelte Wilhelm, dessen Feuerseele, damals noch vom Hauch der Welt unberührt, so tief und kräftig das Rechte erkannte und das Gute übte: „O kaiserl. Hoheit, meine Mutter hat schon oft in ein Wespennest gestochen, sie fürchtet sich nicht!" Der Erzherzog lächelte, der Muth des Knaben gefiel ihm. Er lud ihn nebst seinem Bruder zu Mittag ein. Da beide in steirischer Jägertracht waren, wollten sie sich entschuldigen; doch der Erzherzog sprach: „In der Landestracht sind Sie hier immer willkommen." Die Tafel war heiter und durch geistvolle Gespräche belebt. Der Erzherzog nahm die jungen Leute noch mit in sein Nebenzimmer. Der Inhalt des Felleisens lag

auf seinem Tisch ausgebreitet. Wehmüthig lächelnd sagte der Erzherzog: „Ich habe alle diese Papiere durchgesehen, längst schon kannte ich sie alle, — was hilft das Recht ohne die Gewalt! Doch Gott wird das Werk Ihrer Frau Mutter segnen, denn es geht aus reinen Beweggründen hervor. Sie selbst denkt nicht an sich, und das soll auch kein Mensch thun, der etwas Gutes ausrichten will. Ich werde heute noch nach Wien schreiben, und morgen eine Depesche an meinen Bruder Ludwig schicken, der wird die Sache besorgen. Ihre Frau Mutter soll mir schreiben, aber nur durch einen Expressen; ich habe meine eigene Post. Wenn der Herr, der Kaiser, meine Briefe läse, so wäre mir's recht; aber die Schurken lesen sie, und das soll nicht sein!"

Wilhelm und Max glaubten, daß ich besorgt um sie sein und sie ungeduldig erwarten würde; sie hatten auch nur etliche Zwanziger bei sich, um ihren Rückweg zu bestreiten. Freude und Liebe beflügelten ihre Schritte, sie wußten, daß ich Eile zur Rückreise hatte.

Die ehrwürdigen Vater hörten die Erzählung meiner beiden Söhne mit dem innigsten Antheil an. Ich besuchte noch den Pfleger Staari, und seine liebenswürdige Schwester Lisette. Wir schieden mit schwerem Herzen. Ich hätte in Admont sterben mögen. Die prachtvolle Gegend, der herrliche Fluß, die gesunde Luft, und die guten Menschen — alles vereinigte sich, um diesen Wohnsitz anziehend zu machen. Er wird in alten Büchern rauh und unwirthbar genannt. Seinen ersten Anbau verdankt er den Benedictinern. Die frommen Väter nahmen selbst die Schaufel in die Hand, lichteten die Waldungen, ebneten das Erdreich und pflanzten es an. Ich habe noch selten einen geistlichen Bau gesehen, der nicht in der reizendsten Lage wäre. Lilienfeld in Ober

Steiermark ist ein Paradies! Der Prälat, den wir 1826 dort fanden, hat es unter weiser Leitung mit schaffendem Feuergeist aus seiner Asche neu erstehen lassen. Zacharias Werner schrieb dorthin, und bat um Aufnahme für seine letzten Lebensjahre. Der Brief war rührend. Die Bitte wurde abgeschlagen. Ich fand dies grausam; den Grund der Weigerung habe ich nicht erfahren können. Auch der sanfte gefühlvolle Greis Ladislav Porker wurde in Lilienfeld nicht verstanden.

Nur allzu oft sind die Menschen gewöhnlichen Schlages demjenigen feind, der aus ihren Kreisen heraustritt. Selbst in bloßen Aeußerlichkeiten beunruhigt es sie, wenn sie eine Verschiedenheit wahrnehmen. Sie wollen das Hergebrachte auch in Kleinigkeiten aufrecht erhalten. Die Ausgelassenheit der Sitten ist ihnen nicht eigentlich verhaßt, wenn nur alles scheinbar im alten Gleis bleibt.

Nicht lange vor unserer Ankunft hatte sich eine erschütternde Begebenheit dort zugetragen. Zwei junge Geistliche knieten am Tage ihrer Einkleidung am Altare. Der Blitz schlug ein und tödtete sie. Einer der fungirenden Geistlichen äußerte: „Man weiß nicht, ob man sie bedauern oder beneiden soll!“

Wir verweilten auf unserm Rückweg noch einige Tage in Aussee. Die liebenswürdige Familie Plochel war uns sehr theuer geworden. Der Hauptgegenstand unserer Gespräche war immer Erzherzog Johann. Plochels erzählten, daß eines Tags, wo er im Begriff war, Postpferde nach Gratz zu nehmen, wohin ihn ein dringendes Geschäft rief, ein alter Bauer, den er sehr wohl kannte, ihn um mehrere hundert Gulden Darlehn bat, um sein Haus und Gut von der Gant zu retten. Der Erzherzog ließ sich alle Gegenstände dieser Sache erläutern, und beschloß dem braven Manne zu helfen. Er

fragte Graf Mortschin, seinen Adjutanten, wie viel Geld in der Reisekasse läge. Graf Mortschin nannte ihm die Summe. Der Erzherzog sagte: „Wohlan, geben Sie her, was unser alter Freund verlangt!" „Und die Postpferde?" fragte der Graf. „Die bestellen Sie ab; wir gehen zu Fuß durch das Gebirge nach Gratz!" Das Leben des Erzherzogs umfaßt unzählige solche Züge, ich weiß nicht ob sie aufgezeichnet sind, aber man vergißt sie nicht.

Der Sohn des Bergmeisters Pruckner, Heliodor, war erst vor kurzem von seinen Studien aus Kemnitz zurückgekehrt. Er begleitete mich auf meiner Rückreise. Es ergoßte ihn, daß man ihn nach fünfjähriger Abwesenheit nicht wieder erkannte. Meine Söhne waren auf einem Alpenausflug, wir wollten uns in der Obertraun wieder treffen. Auf dem Wege dahin schlug mir Heliodor vor, eine Niederalpe zu besuchen, welche statt auf einer Spitze in einer tiefen Schlucht liegt, wo herrliche Futterkräuter wachsen. Es war dunkel geworden, Heliodor schlug vor dort die Nacht zuzubringen, der Weg ging fast abschüssig hinunter. Wir gelangten glücklich bei dem Dorfe an, sahen die Feuer zur Abendkost brennen, und athmeten die sanfte Abendluft ein, durchwürzt vom Oden des blumenbedeckten Bodens. Einige Almerinnen bemerkten uns, und fragten uns ziemlich verwegen, wer wir denn seien, und was wir hier wollten? Die Erläuterung war kurz und deutlich. Als die Mädchen hörten, ich sei „die Frau", denn so hieß mich das ganze Land, erschraken sie heftig, und baten mich um Verzeihung. Es wurde beschlossen, Heliodor sollte zu einer alten Almerin in die Hütte.

Sie konnten sich über seine Wiederkehr nach Aussee gar nicht fassen, und bereiteten uns ein köstliches Nachtmahl. Sie boten mir an, uns von ihren Liedern einige

zu ſingen. Ich ging indeſſen weit ab von der Hütte, um ungeſtört zuzuhören. Die Mädchen hatten ſich bei der Auswahl von Liedern ſchnell und eifrig wie zu einem Concert verabredet. Dieſe Sennerinnen ſind wahre Künſtlerinnen; herrlich nahmen ſich ihre Töne beim Schimmer der flackernden Herde, beim Säuſeln der dichtbelaubten Buchenwipfel aus. Das ganze Dorf lief zuſammen, um mich zu bewillkommnen. Mehr als hundert Stimmen fügten ſich zum vollen Chor, den ſie nur mit Hülfe der Natur einſtudirt hatten. Einige Soloſtimmen von der erquickendſten Friſche und keckſten Höhe ſetzten mich in Erſtaunen. Ich dachte daran, ob ich nicht Anſtalten treffen ſollte, dieſe Naturſängerinnen nach Wien zu ſchaffen; doch ich verwarf dieſen Gedanken, die guten Kinder hatten mir ja nichts zu Leide gethan.

Eine angenehme Müdigkeit, wie ſie nur nach einem ſolchen Gang und nach ſolchem Vergnügen folgen kann, bemächtigte ſich meiner, und ich ſchlummerte ganz beſeligt ein. Zu meinen Füßen hatte ſich die gute Almerin ein Lager bereitet. Der Waldbach rauſchte in meine Träume hinein, und einzelne Klänge von Alpenliedern kamen wie Freunde, die nach unſerm Schlummer ſchauen.

Mit der Morgenröthe erſchien Heliodor's Hausfrau mit einem guten Kaffee, und die lieben Mädchen begleiteten uns bis auf die Heerſtraße, wo ſie uns noch nachſangen, ſolange ſie uns ſahen. Sie ſprachen nicht mehr von ihrer Ungeſchicklichkeit beim Empfang, aber ſie küßten mir die Hände, auf welche verſtohlen manche Thräne fiel.

Liebes gutes Volk! Obertraun bleibt eine meiner wärmſten Erinnerungen. Oſtſüdlich der Hallſtadt gegenüber liegt das idylliſche Thal hart am See, den es im

Halbmond einſchließt. Eine ſchmale Brücke über die Traun, die von hier aus in den See ſtrömt, verbindet es mit dem jenſeitigen Felsufer, von welchem aus in zwei Stunden die Hallſtadt auf ſchmalem gefährlichen Fußwege erreicht werden kann. Dieſen Weg muß der Schulmeiſter nehmen, wenn es ſtürmt. Hier ſank ſeine erſte Gattin in das feuchte Wellengrab, dreißig Perſonen mit ihr. Sie kamen fröhlich von einem Hochzeitsfeſte in Hallſtadt, der Sturm erhob ſich, der leichte Nachen ſchlug um.

Dieſe Gegend, nach der wir, ich und meine Söhne, uns oft zurückſehnten, wird von Salzarbeitern bewohnt, unter denen es viel Wildſchützen gibt, die ganz im ſtillen die Gegend weit umher mit dem köſtlichſten Wildpret verſorgen, welches ihnen nur knapp bezahlt wird. Die politiſchen Behörden und die Geiſtlichkeit gehörten zu ihren freigebigſten Kunden. Die Freude des Erlegens, die Gefahr des Fortſchaffens bringen eine Art von Poeſie ins Leben des Jagdvölkchens, ſie meinen dabei treuherziger Weiſe: „Das Wild ſei ihr Eigenthum, es lebe in freier Luft, und koſte kein Futter.“ Es iſt ſchwer ſie über dieſen Punkt aufzuklären, da ſie der Anſicht ſind, daß ihre Behörden es nicht genau mit dem Mein und Dein nehmen. Wie in Böhmen die Contrebande, wird das Wild bei dieſen freiwilligen Jägern beſtellt. Das grüne Deutſchböhmen umſchließt ein Dorf, das von ſogenannten Paſchern bewohnt wird, und wohin die Einwohner der umliegenden Dörfer und Städtchen gehen, um ſich mit Kaffee und Zucker zu verſorgen. Sie wiſſen wol, daß dies verboten iſt; aber ſie ſagen, die Waaren, die verzollt werden müſſen, ſeien zu theuer, und halten daher ihr Contrebandiren für eine menſchenfreundliche Handlung. Es gibt keine geſchicktern Schützen als die

Obertrauner, die dabei die ehrlichſten Seelen von der Welt ſind. Mord und Todtſchlag fiel wenigſtens zu jener Zeit in dieſer Gegend nicht vor; die Wilddiebe hatten wachſame Auflaurer und ſichere geſchickte Zeichen; ſie freuten ſich der Gefahr und des Sieges darüber.

Wir raſteten am Steg bei unſerer guten Stadlemann, einer der eifrigſten Beförderinnen der Angelegenheiten der Armen. In Traunkirchen angelangt, wurde uns ein großer Brief mit fünf Siegeln entgegengereicht. Er war vom Grafen Wurmbrand, Oberhofmeiſter der Kaiſerin, und enthielt in den huldvollſten Ausdrücken die Bezeigungen des Beifalls und Dankes der höchſten Frau, für die Art und Weiſe, wie ihre Aufträge erfüllt worden, und den Befehl, einige Centner Flachs, welche dieſer Geldſammlung und dieſem Briefe folgen würden, zur Verarbeitung auszutheilen. Wo fände ich Worte, um mein Entzücken zu ſchildern! Schon hielt ich das Land für geborgen, die Armen für verſorgt, die unglücklichen abgedankten Arbeiter für wieder aufgenommen in den kaiſerlichen Dienſt, und das durch eine unbedeutende Fremde. Die erfreulichſten Nachrichten aus Gmunden geſellten ſich zu dem Inhalt des Schreibens von der Kaiſerin, denn es hieß, ihr Gemahl habe dem Salzoberamtmann heftige Vorwürfe über die Abdankungsmaßregel gemacht, und auf das ſtrengſte befohlen, alle, in meiner Vorſtellung gerügten Ungerechtigkeiten auf der Stelle wieder gut zu machen.

Hofrath von Schiller kannte zu gut ſeinen kaiſerlichen Herrn, um die geringſte Beſorgniß wegen ſeiner Aufwallung zu hegen. Er wußte, wo und wie ich getäuſcht worden. Er hatte als Beamter ſeine Pflicht gethan, nur daß, wie Jean Paul ſich auszudrücken pflegte, „der Menſch lieber mehr thut als ſeine Pflicht!“ Er

lächelte dazu, daß die politiſchen Behörden ſchon vermeinten, er würde ſeinen Abſchied nehmen müſſen.

Der unglückliche Pfleger von Orth war (um mich des dort üblichen Ausdrucks zu bedienen) „ſchwarz", er war auch reif, und mußte fallen. Er hatte gedacht ſich durch meine Schritte retten zu können; ſeine Rechnung war falſch. Der Pfleger hatte geglaubt mich zum Werkzeuge ſeiner Rettung zu machen; ohne es zu ahnen, hatte er durch' ſeine Schritte nur ſeinen Untergang beſchleunigt. Als ich nach Traunkirchen kam, beſuchte mich Schiebel mit einer herzlichen Einladung des Kreishauptmanns von Dornfeld, zu ihm zu kommen und dort Maßregeln für die Aufhülfe zu nehmen. Was hätte mich, die ganz Bethörte, in Verwunderung ſetzen können? Ich ahnete nicht, daß man glaubte, es ſei mir um mich und meinen Vortheil zu thun, und daß man mich in dieſem kritiſchen Zeitpunkt aus dem Salzkammergut weglockte, um mich ſicher in Händen zu haben.

Dankbar und vertrauensvoll kam ich nach Steier und bezog das Gaſtzimmer, das mir dort angewieſen wurde; es war eng und verſteckt. Mein Sohn Max erkrankte darin, die liebenswürdige Familie pflegte ſein mit Sorgfalt.

Der Kreishauptmann ſah wohl ein, daß es nicht in meiner Abſicht lag, den öſterreichiſchen Staat umzuwälzen, ſondern daß ich ganz einfach an einer Verwirrung der Begriffe litt, und Welt und Leben nur aus meinen Büchern kannte. Mein Donquixotismus mag ihn beluſtigt haben. Er begriff klar aus allem, was um mich her geſchah, daß meine Abſicht unſträflich, meine Handlungsweiſe makellos ſei. Er verſicherte mich mit großem Ernſt, ich müſſe zu dem Generalgouverneur Grafen von und zu Ugarte! Ich konnte nicht begreifen, was ich da ſollte; doch ich

fügte mich und reiſte nach Linz. Der Kreishauptmann dictirte mir die Worte, die ich dem Präſidenten ſagen ſollte; ich verſtand ſie nicht, doch lernte ich ſie auswendig.

Es hat lange gedauert, ehe mir nur ahnete, daß ich glühende Kaſtanien aus der Aſche holen ſollte, die Abſicht, die man mit mir hatte, wurde jedoch durch meine Einfalt vereitelt; denn ich ſagte dem Präſidenten nicht ein Wort von denen, die mir in den Mund gelegt worden, und ich glaube, das war gut.

Er hatte mich ſehr kalt empfangen, mein guter Wille ſchien mir das nicht zu verdienen, und ich betrübte mich im ſtillen darüber, ohne mir die Sache erklären zu können. Wahrſcheinlich war es gelungen, dem Präſidenten eine unrichtige Meinung von mir einzuflößen, denn das Pflegamt und Conſorten hatten die lügenhafteſten Berichte über mich nach Wien und Linz eingeſchickt. Ich nahm Abſchied vom Präſidenten, ohne im geringſten über ſeine Geſinnung für das Salzkammergut und für mich beruhigt zu ſein, und ohne zu ahnen, was gegen mich war unternommen worden. Zum zweiten mal in meinem Leben blieb ich unverſtanden, und hatte meine Widerſacher durch weibliche Einmiſchung aufgebracht. Sie hatten auch zum Theil recht! Iſt es aber nicht bedauernswerth, daß Männer nicht eingreifen, wo ſie ſollten? In kurzem ſah ich mich von lauter Räthſeln umgeben, und es bedurfte mehrere Jahre ehe ich klar ſah. Die Greuel der bejammernswürdigſten Verwaltung wurden mir offenbar, auch die erbärmlichſte Verdächtigung, die man über mich zu bringen verſucht, wurde mir enthüllt, und durch eine vortreffliche Verfügung des Kaiſers kam die Wahrheit an den Tag.

Es war nach Wien berichtet worden, daß ich Volks

verſammlungen hielt, daß meine Söhne das Volk aufzuwiegeln ſtrebten. Nachts ſei eine Tenne zu den Zuſammenkünften beſtellt, und Maßregeln zu einer Revolution wären genommen worden. Es ſei alles ſoweit gediehen, daß man genöthigt ſein würde, Militär in das Salzkammergut zu ſchicken. Nur durch meine Entfernung könne die Ruhe wieder hergeſtellt werden!

Der kaiſerliche Hof lächelte zu dieſen Beſchuldigungen. Es gab dort einen Cavalier, der mich genau kannte, und den das ganze Gewebe mehr beluſtigte als empörte. Er vertheidigte mich jedoch auf das wärmſte, pries meine Geſinnungen, meine Rechtſchaffenheit, meinen feurigen Willen für das Gute, welches er nicht allein aus meinem ganzen Betragen entnommen hatte, ſondern auch durch Zeitſchriften kannte, die bei Anlaß meiner Rechtsſache gegen die preußiſche Invalidenprüfungscommiſſion in den Jahren 1815—17 ihre Stimme erhoben hatten. Auf dieſe Erläuterungen hin erſuchte Kaiſer Franz den Ehrenmann um eine ſtrenge geheime Unterſuchung der Anzeigen des Pflegamtes Orth und meines Betragens in den Orten, wo ich mich bisher im Kammergut aufgehalten hatte. Der edle Graf, der bereits dreizehn verſchiedene wichtige Stellen im Kaiſerthum bekleidete, den der Kaiſer mit ſchwierigen Aufträgen, unter anderm mit einer Unterſuchung der Beſchwerden einer bedeutenden Provinz und der Schurkereien dortiger Beamten, beehrt hatte, weigerte ſich nicht, meine Sache an das Licht zu ziehen; denn er konnte weder an der Reinheit meiner Abſichten, noch meiner Handlungen zweifeln. Er begab ſich zuerſt nach dem untern Kammergut, wo er mich zu finden glaubte, und meine Abweſenheit dazu benutzte, um ſich ungeſtört und unbemerkt nach mir zu erkundigen. In Traunkirchen ſagten die Leute, ich würde wahrſcheinlich

in Iſchl ſein. Er eilte dorthin, begleitet vom Baron G. ſeinem Freunde, mit welchem er Gaſtein beſuchen wollte. Auf der Poſt, wo die Badegäſte von Iſchl ſich abends zuweilen verſammelten, hörte er meinen Namen nennen, erfuhr meine Wohnung, und kam am andern Morgen mich aufzuſuchen. Er traf mich in einem Saal, wo alle meine Papiere auf einem großen Tiſch in Ordnung lagen, und zeigte Verlangen, ſie ſich anzuſehen; nachher äußerte er, daß er einige davon ſich mitzunehmen wünſche, was ich ihm natürlich freiſtellte. Er ſteckte ſich alle Taſchen voll. Ich ſagte ihm, er fände hier nichts als Notaten über die Zuſtände der Einwohner. „Das iſt eben was ich will", rief er aus, und ſtopfte immer mehr kleine Packetchen in die Taſche hinein, die er mit nach Hauſe nahm. Andern Tages war er wieder bei mir. Seine am geſtrigen Tage zwar freundliche, aber doch ſehr ernſte Miene war in Heiterkeit umgewandelt. Er zog meine Papiere hervor, ordnete ſie von neuem auf dem Tiſche, und ſagte lachend: „Da haben Sie Ihre hochverrätheriſchen Plane zurück! Ich hatte Auftrag, über Sie Erkundigungen einzuziehen, und Ihre Papiere zu unterſuchen, — dies iſt geſchehen! Ich weiß nun alles, nur über einen Gegenſtand müſſen Sie mir ſelbſt Auskunft geben. Sie haben nämlich, laut Bericht, alle Bewohner des Salzkammerguts allnächtlich in einer Tenne vereinigt, wo mag die Tenne ſein? Es iſt alles ausgeſchickt worden, jedes Rattenloch, um ſie zu finden. Im ganzen Salzkammergut iſt keine Tenne, und kein Bewohner erinnert ſich, politiſche Vorträge von Ihnen gehört zu haben. Jetzt müſſen Sie aushelfen! Sollte die Tenne vielleicht im Monde liegen? Aber wie kommt man hin?" Ich mußte lachen, ſo empört ich war. „Ich bin ganz unſchuldig", rief ich aus, „und beleidigt

habe ich niemand; es iſt eine Schandthat, mich anzuklagen!“ Unwiderſtehliches Schmerzgefühl hatte mich hingeriſſen, und ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. Der edle Graf ſuchte mich zu tröſten. „Ich habe mich vom Ungrund der gegen Sie erhobenen Verdächtigungen überzeugt“, ſagte er. „Alle Vorbereitungen zu einer Revolution ſeien getroffen, und man würde ſie in Ihren Papieren finden, hatte man verſichert. O, was habe ich gefunden? Die Zahl der Kinder einer Familie, die Chiffre der Schulden, die auf dem Beſitzthum laſten, die Einnahmen von Salz, von Korn, von Butter u. ſ. w.; aber keine Spur von politiſchen Umtrieben, von Umgeſtaltung des Kaiſerreichs. Fahren Sie auf dem angetretenen Wege fort, der Kaiſer und ſeine Gemahlin werden mit Ihnen zufrieden ſein; keiner der Schurken kann Ihnen etwas anhaben. Jene haben ſich fürchterliche Blößen gegeben, die Folgen ſind nicht abzuſehen!“ Ich verlangte keine weitere Erläuterung, fragte nicht nach den Namen meiner Ankläger, und ließ die ganze Sache auf ſich beruhen.

Die Kaiſerin war auf einer Reiſe begriffen; ſie ließ mich nach Salzburg beſcheiden. Ich eilte dorthin. Dieſe Zuſammenkunft war herzerhebend; ſie dauerte lange. Ich fand in der höchſten Frau ein Mutterherz für das arme Land, einen Geiſt, der dieſem Herzen das Gleichgewicht gab, und ein Vertrauen, das mich in meinen eigenen Augen erhob. O fände ich Worte, zu ſchildern was in mir vorging! Schneidend war der Contraſt zwiſchen meiner Lage, meinem Beginnen und den Erfolgen meiner Beſtrebungen! Mir, ſo unerfahren, ſo unbekannt mit aller Größe, allem Glanz der Hoheit, allen Verwaltungsverhältniſſen; mir, die ein einzig Kleid nach Salzburg mitgenommen, es am Abend vor der Audienz zum Putzen

geſchickt, noch kurz vor der anberaumten Stunde es nicht zurückempfangen, und ſchmerzlich ausgerufen hatte: „Das iſt wie ein böſer Traum, zur Kaiſerin zu ſollen, und mein Kleid iſt nich ttrocken!“ — mir entgegen ſprangen die Flügelthüren des Palaſtes auf, riefen zwei hohe Geſtalten entgegen: „Ah, ſchön, daß Sie da ſind!“ — „Haben Sie meinen Brief?“ rief die Dame. „Haben Sie meine Wolle?“ fragte der Graf in demſelben Augenblick. Die Dame ſetzte hinzu: „Ich werde Sie gleich Ihrer Majeſtät anmelden!“ Es waren Graf Wurmbrand und die Gräfin von L., welche vor mir ſtanden. Die Wolle hatte ich noch nicht empfangen. Es war nämlich Flachs, den Ihre Majeſtät geſchickt, um ihn an arme Spinnerinnen auszutheilen. Es erwies ſich, daß der Frachtfuhrmann die Ladung aus Verſehen nicht an mich beſtellt hatte.

Ich wurde zur Majeſtät der Kaiſerin eingeführt. Sie trug ein himmelblauſeidenes Kleid und einen großen Hut mit drei prachtvollen Schwungfedern, welche die ſanften und majeſtätiſchen Bewegungen ihres Hauptes anmuthig begleiteten. Ihre himmelblauen Augen überſtrahlten mit überirdiſchem Glanz ihr roſenfarbenes Wangenpaar. Frühlingsſchön leuchtete der Schmelz ihrer Farbe, und in ungekünſtelter Zierde umwallten dunkle Locken die weiße erhabene Stirn. Sie ſagte mir herzige Worte, und erhöhte den Werth derſelben durch Darreichung ihrer feingeaderten Lilienhände. „Ihre Vorſtellung an mich iſt gut beſorgt worden und hat viel Eindruck gemacht“, ſagte ſie mit Engelstönen. Während ich ſie verlas, hielt der Kaiſer ſeine Schreibtafel auf den Knien, und ſchrieb ſich die Stellen aus, die ihn am tiefſten bewegten. Beruhigen Sie ſich ganz, die Leiden des armen Landes werden ſich in Freuden umgeſtalten!“ Nach dieſen Worten begann die Kaiſerin ein langes Geſpräch voll Kraft und

Herzlichkeit. Die seligsten Stunden meines Lebens verklangen. Ich hoffte nicht, daß ihnen noch viele andere folgen sollten, die ihnen gleich wären an Schönheit der Empfindung, wenn auch nicht an überschwenglichem Glück.

Ich glaubte mein Ziel erreicht zu haben, doch es war dem nicht so. In Salzkammergut fand ich eine merkwürdige Veränderung gegen mich, als ich zurückkam, die mir unerklärlich war; doch ich hielt noch immer das Oberamt Gmunden für meinen Feind, und schrieb alles nach Wien, was mir gegen dieses gesagt wurde. Es war in der That erbarmungslos gegen die Salzarbeiter. In der Ueberzeugung, die Wunden der Gegenwart würden heilen, wenn erst die Zukunft mit ihrer weisern Einrichtung festgestellt wäre, wurde zuversichtlich in das gesunde Fleisch hineingeschnitten, der Jammer der Gegenwart unbeachtet gelassen. Meine Vorstellungen und Bitten blieben unberücksichtigt. Dennoch wurde ich durch einen Auftrag des edeln Mannes überrascht, der mich ersuchte, mir Steuerbücher bringen zu lassen und sie unverzüglich im stillen an ihn einzusenden. Ich gehorchte. Der Grund dieses Verlangens war nicht von mir ausgegangen, ich habe nie erfahren, woher er gerührt. Die Sache ist zu merkwürdig, um sie hier unerwähnt zu lassen.

Im Jahre 1817 war das arme Land, welches der Hunger zum Theil verheerte und die Seuchen auftrieben, in einen so entsetzlichen Zustand gerathen, daß man die Leichen der Verhungerten auf den Heerstraßen fand. Der gute Kaiser schickte große Summen und Erquickungen aller Art für die Leidenden. Es ist mir unbekannt geblieben, wie diese Hülfsleistungen damals verwendet werden. Im Jahre 1826, als ich in Salzkammergut

angelangt war, hörte man wenig mehr von jener entſetzlichen Zeit der Hungersnoth und der Seuchen ſprechen, wiewol ihre Folgen noch auf dem Lande laſteten. Seit dem Zeitpunkt, wo ich angefangen hatte Hülfe zu ermitteln, waren von allen Richtungen, beſonders aus der Grafſchaft Orth, die Einwohner zu mir gekommen, und hatten mich angefleht, doch um Gottes willen nur ihre Steuerbücher anzuſehen. Ich that es, aber ich konnte nichts daraus entnehmen, ſie waren unleſerlich für mich. Ein Schuhmacher in der Viechtau, der gute Arbeit machte, einer von den unliebſamen Männern, welche die dortigen Behörden Grübler zu nennen pflegen — ein Schuſter, der nicht bei ſeinem Leiſten blieb —, erläuterte mir unaufgefordert die Bedeutung zweier Buchſtaben, die häufig in den Steuerbüchern vorkamen, und neben welchen ſtets eine beträchtliche Summe verzeichnet ſtand. Dieſe Buchſtaben hießen „K. K.“ Dieſe große Steuer war abgetragen worden. Die Einwohner der Viechtau hatten berechnet, daß ſie auf dem nicht umfangreichen Diſtrict des Gebirgs über 20,000 Fl. eingetragen hatte. Wahrſcheinlich war es dieſe geraubte Summe, über welche eine Unterſuchungsbehörde Licht haben wollte. Es mögen hierzu noch andere Umſtände gekommen ſein. Nicht lange nach meiner Einſendung wurden die Steuerbücher umgearbeitet, die unleſerlichen Bezeichnungen verſchwanden, und die wenigen Rubriken, welche beibehalten waren, ſtanden gedruckt im Buche. Der Betrug war mithin ſehr erſchwert worden. Auch erließ der gute Kaiſer den Viechtauern drei Jahre von der ſchuldigen Grundſteuer. Dieſe erfreulichen Begebenheiten waren Vorläufer der wichtigen Dinge, die da kommen ſollten.

Der Hofrath von Schiller beauftragte den Oberamts-

rath von Villeford und einige andere tüchtige Beamte mit der Unterſuchung der Amtsführung des Pflegers von Orth; man fand, es würde ſcharf gegen den Angeklagten verfahren. Welche Schärfe konnte doch gegen einen Mann genügen, der durch eine ſo lange Reihe von Jahren den Staat betrogen, und die Gegend ausgeraubt hatte! Nicht lange vor dieſer Kataſtrophe war der Kreishauptmann von Dornfeld nach Iſchl gekommen und hatte mich zu ſich bitten laſſen, weil er krank im Bett lag; ein heftiges Fieber ſchüttelte ihn. Es war mir nicht leicht, in dem nun ſo unfreundlichen Kranken den jovialen Kreishauptmann wieder zu erkennen, in deſſen Hauſe ich und mein Max ſo liebevoll aufgenommen worden. Der Gegenſtand der Unterredung war mein Aufenthalt in Salzkammergut. Herr von Dornfeld ſtellte ſein Anſinnen ſo unklar, daß es nicht möglich war daraus zu entnehmen, ob es vom Präſidenten oder von einer freundſchaftlichen Anſicht des Kreishauptmanns aus guter Meinung und Fürſorge für mich, oder, weil er vermeine, daß mir eine Gefahr drohe, gar höchſten Orts herrühre. Ich fragte ihn darüber; ſeine Antworten waren ausweichend und unverſtändlich, und ſein Fieber ſchien zuzunehmen. Ich klagte Schiebel an, auf eine verſteckte und feindſelige Weiſe gegen mich aufgetreten zu ſein, indem er ſich doch bemüht hätte, mir begreiflich zu machen, daß alle Freunde des Salzkammerguts dahin ſtreben müßten, daß der Kaiſer die Grundſteuer abſchaffe, denn dieſe ſei unerſchwinglich. Das Salzoberamt beſtände darauf, und wolle ſie nun auch im obern Kammergut einführen, wo Grund und Boden nichts als mageres Gras und ſaures Obſt hervorbrächten. Herr von Dornfeld ſetzte hinzu, Schiebel ſei ein Freund und Vater des armen Landes, habe die kräftigſten Vorſtellungen wegen Ab-

ſchaffung der Grundſteuer höchſten Orts eingereicht, und hoffe auch durchzudringen. Aus dieſem allen wollte mir nicht einleuchten, warum ich mich entfernen ſollte, und ich erklärte, ich würde fortfahren, meine höchſten Aufträge zu erfüllen, bis ich derſelben enthoben würde. Hierauf konnte der Kreishauptmann nichts erwidern, klagte über ſein Fieber, und entließ mich mit dem üblichen Landesgruß „Führt Gott", indem er ſeinen Kopf in die Ecke des Bettes verbarg. Der ganze Vorfall war eigentlich darauf berechnet, mich tief zu kränken, mir das ganze Kammergut zu verleiden. Doch ich ließ mich nicht irre machen, ich hatte das Volk zu lieb. Was ich ſpäter davon verſtehen konnte, gehört nicht hierher. Zarte und gebietende Rückſichten haben im Lauf dieſer Erzählung oft meine Feder gehemmt, und noch jetzt walten mehrere derſelben vor. Manche meiner Leſer werden entziffern können, was zwiſchen den Zeilen ruht, und werden verſtehen, warum ich keinen andern Platz dafür wußte. Niemand wird ſich verwundern, zu hören, daß ich für den redlichſten Willen, den treueſten Eifer, die liebevollſte Hingebung, die martervollſte Aufopferung im Grunde nur Undank erfahren habe, daß mein Vertrauen vielfach getäuſcht worden iſt.

Eine bedeutende Verfolgung machte ſich gegen mich fühlbar; ich ertrug ſie ſtandhaft und geduldig, und fuhr ungeſtört in meinen Beſchäftigungen fort. Die Noth war geſtiegen, ich that bei dringenden Veranlaſſungen, was in meinen Kräften ſtand, und mehr, ich gab mich arm. Und wiewol ich in Rückſicht über meine Befugniſſe hinausging, reut mich noch heute nicht, was geſchehen, wenn auch der Erfolg nicht im Verhältniß mit der Aufopferung ſtand. Mein Gewiſſen und die Liebe des Volks hielten mich über jede Anfechtung empor. Ich hatte das Gute gewollt, und das Rechte gethan. Wer

ſich in die Flamme ſtürzt, um Erſtickende herauszuziehen, fragt nicht danach, ob er ſich das Kleid verbrennt!

Ich mußte häufig Ausflüge in das obere Salzkammergut machen, theils um in den Hütten nach dem Geſpinſt und den Spinnereien ſelbſt zu ſehen, theils um mich zu überzeugen, daß die Angaben verarmter Familien über Bedrückung und Ausraubungen ſeitens der Beamten nicht übertrieben ſeien. Sie waren nur allzu begründet; ich hätte Bände darüber ſchreiben können, wenn ich die Zeit dazu gefunden hätte.

Oefters mußte ich in Goyſern verweilen, wo mein Aſyl bei der Familie Wehrenpfennig war. Hier verlebte ich ſelige Stunden. Ich ſchrieb dort ſehr fleißig Fürbitten, Erläuterungen über gekränkte Rechte der Gemeinden, und verſäumte über dieſe Pflichten öfters die Kirche. Der Paſtor Wehrenpfennig war ein echter Diener des Herrn, der die Herzen ſeiner Zuhörer erſchütterte, erhob und erquickte. Die Kirche gewährte einen wohlthuenden Anblick. Die ärmſten Bewohner der Gegend erſchienen dort reinlich, gewiſſermaßen geſchmückt, ſo einfach ihre Gewänder waren; ihr Anſtand war ernſt und geſittet in Mienen und Geberden, die Heiterkeit des Frommen ſprach aus ihren Geſichtszügen. Es war wohlthuend, mit dieſer Gemeinde den Gottesdienſt zu verrichten, und ich geſtattete mir mehrere mal dieſe Gemüthserhebung, ſo oft ich in der Gegend war.

An einem Sonntag morgens, wo ich dringende Abhaltung hatte, war ich im Pfarrhaus geblieben und ſchrieb. Während des Läutens zum Gottesdienſte vernahm ich ein ſcheußliches Grunzen, ein wüſtes Getümmel vor der Kirche. Es trieb mich unwiderſtehlich, auf den Platz zu eilen und nachzuſehen. Welch ein Anblick! Eine ſtarke Heerde von jenen Thieren, die Jeſus

in den See von Genezareth stürzen ließ, lagerte sich unter Hader und Umherbeißen dicht um die Kirche her. Dazwischen tobte und fluchte der Treiber laut knallend mit seiner mächtigen Peitsche, und Gassenbuben mischten sich hetzend hinein, um die Thiere recht erbost zu machen. Die Kirchenthür war zu. Ich, deren Furcht vor dem Borstenvieh nur meinem Abscheu gleicht, machte mich auf, ergriff eine Gerte, die am Boden lag, und erhob sie, um allenfallsigen Andrang abzuwehren, indem ich dem Treiber drohte, ihn sogleich in das Gefängniß führen zu lassen, wenn er nicht auf der Stelle die Heerde von der Kirche entferne. Verdutzt und verschüchtert gehorchte er; es dauerte keine Minute, so war der Platz frei und alles still um die Kirche her, in die ich hineinging, um im Gebet meine Aufwallung zu stillen; ich war auf das höchste empört und erzürnt. Nach beendigtem Gottesdienst beim Herausgehen umringte mich die Gemeinde dankend und händeschüttelnd, und auch Wehrenpfennig kam und drückte mir die Hand. Ein alter Mann äußerte, der Vorgang müsse von irgendeinem Buben herrühren, welcher der evangelischen Gemeinde Schmach habe anthun wollen. Ich ging noch vormittags zum Pfleger, der ein gesitteter Mann war, und der mir versprach, besondere Acht zu haben, daß nichts Aehnliches mehr vorfallen könne. Der Treiber kam in Verhaft. Noch lange nach diesem Vorgang wurde desselben erwähnt mit gemischten Gefühlen, in gerechter Entrüstung und lebhaftem Frohlocken über den Ausgang. Es ist seitdem noch manches geschehen, was in demselben Geist unternommen wurde, aber, wie ich hoffe, keinen schlimmern Ausgang hatte. Der erbitterte Kampf zwischen zwei Parteien verbreitet sich von Ort zu Ort, und wird schwerlich anders erlöschen, als in Strömen Blutes. Gott wende dieses Unheil gnädig

ab, und wehe allen, die mit dem Odem der Hölle die glimmenden Zwietrachtsfunken anfachen!

Der Sommer verging in reger Beschäftigung für mich. Weit besser als mit der ersten Lieferung von Leinwand, die ich besorgt hatte, ging es mit der neuen. Manche der Spinnerinnen waren nicht achtsam genug mit dem Flachs umgegangen, der ihnen anvertraut worden: sie hatten schlecht gesponnen, oder auch gar das Material verkauft. Ich bat daher Ihre Majestät, keinen Flachs mehr zu schicken, und meldete derselben, ich würde mich darauf beschränken, gesponnene Waaren zu kaufen.

Ich gewann nun vortreffliche Leinen. Einige Weber betrogen mich; da sie aber sehr arm waren, mußte man ihnen verzeihen. Die Umstände machten das unglückliche Volk unzurechnungsfähig. Aber klar erkannte es meine Bemühung, meinen redlichen Eifer. Von allen Richtungen her schickten mir die Gemeinden Abgeordnete mit Vorstellungen voll Kraft und Klarheit, und diese Leute baten mich um Beförderung an den Kaiser. Ich versprach es und hielt mein Wort. In weitläufigere Erläuterungen kann ich mich hier nicht einlassen, es genügt zu sagen, daß in jedem Orte offenbare Ungerechtigkeiten begangen wurden, und daß die Beschwerdeführer alle ihre Vorstellungen mit Beweisstücken belegten.

Ich nahm hochgestellte erleuchtete Rechtsgelehrte zu Hülfe, welche aus reinem Eifer für die gute Sache die Actenstücke untersuchten und gediegene Referate darüber aufsetzten. Der eifrigste und befähigtste unter allen war Herr von Buchholz aus Münster, kaiserlich königlicher Hofconcipist, den ein früher Tod seiner gesegneten Wirksamkeit entriß. Ich kann mir nicht versagen, hier dem Baron von Sina einige Worte dankbaren Andenkens zu

widmen, weil er in der Sache fünf beeinträchtigter Gemeinden, mit deren Abgeordneten ich zu ihm ging, nach gewissenhafter Durchlesung ihrer Beweisstücke einen gediegenen Rath ertheilte. Jeder Rechtschaffene konnte sich aus den vorliegenden Documenten überzeugen, daß das Land von allen Seiten her bedrückt und ausgesogen wurde, und daß es sich dabei um bedeutende Summen handle, die nicht allein dem Volke, sondern auch dem Staate entzogen worden. Ich will hiervon nur ein Beispiel in möglichster Kürze anführen.

Ein ehemaliger Pflegbeamter, der Gutsbesitzer auf Schloß Almeck, lebte mit der Tochter des Gerichtsdieners Fanny Hofbauer auf seinem Besitzthum, und führte mit Hülfe dieses Mädchens eines der verwegensten Bubenstücke aus, die je begangen worden. Er hatte verschiedene Helfershelfer in sein Interesse zu ziehen gewußt, und ließ auf dem Kirchenplatz eines Sonntags vormittags ausrufen, „daß die Bauern bei ihm den Zehnten der auf ihren Grundstücken hafte, ablösen könnten". Jeder Grundbesitzer der Gegend erstaunte über die Verkündigung und freute sich. Nun mußten in den folgenden Tagen die Helfershelfer des Ignaz von Auegg in der ganzen Ortschaft unter allerhand Vorwänden von Haus zu Haus gehen, und die Bauern mit ungefähr folgenden Worten bereden: „Leute, wißt ihr's denn schon, der Ignaz Auegg gibt ja dem ganzen Ort den Zehnten billig zum Ablösen; man weiß ja, daß er immer Geld braucht." Es kostet euch eine unbedeutende Summe, und ihr und Kindeskind seid auf ewige Zeiten von der Last frei. Schlagt nur bald ein, der gnädige Herr könnte sich anders besinnen!" Niemand unter der Sonne ist arglöser als ein oberösterreichischer Bauer. Nächsten Sonntag nach der Kirche wurde die Ablösung des Zehn-

ten von neuem angeboten. Der Termin zu diesem Geschäft wurde auf kurze Zeit anberaumt. Herr von Auegg hielt Wort. Er ließ die Kaufpreise mäßig stellen, dennoch wurden sie den armen Bauern schwer herbei zu schaffen, und es kam eine ansehnliche Summe zusammen. Die Kaufcontracte wurden mit Hülfe eines Advocaten, namens Joseph Solterer, wenigstens scheinbar in aller Form Rechtens aufgesetzt und den hochvergnügten Bauern zugestellt.

Nicht lange nach dieser Begebenheit, und kurz vor der Erntezeit, verkaufte Ignatz von Auegg der Fanny Hofbauer, die, wie schon bemerkt, mit ihm lebte, das Schloß und die Herrschaft Almeck um einen mäßigen Kaufpreis. Nicht ohne Verwunderung erfuhren die Bauern diesen Kauf; doch ahnten sie nicht, was ihnen bevorstand. Als die Ernte vor sich gegangen, und die Bauern im Begriff waren sie in ihre Scheuern zu führen, erschien die Fanny Hofbauer, nunmehrige Besitzerin der Herrschaft Almeck, auf den Aeckern, und verlangte den Zehnten. Vergebens betheuerten die Bauern, daß sie den Zehnten gekauft, und brachten ihre Kaufcontracte herbei. Die Fanny erklärte: „der Handel sei null und nichtig! Nicht Ignatz von Auegg, sondern sie sei Herrschaft, in ihrem Kaufbrief stehe der Zehnten mitverzeichnet, und sie werde sich ihn nicht entreißen lassen!" Sie ließ nun sogleich Arrest auf die Ernte legen, und kam mit Soldaten, sogar mit großen Hunden auf die Felder, wo sie den Zehnten eigenmächtig von der Ernte abtheilen und in die Scheuern von Schloß Almeck einführen ließ. Vergebens protestirten die Bauern; wahrscheinlich war in den Kaufcontracten absichtlich etwas versehen worden. Soviel ich glaube, zahlen sie diesen Zehnten noch immer an die Herrschaftbesitzerin. Ich kenne genau

mehrere solche Vorgänge, beschränke mich aber hier nur auf diesen einen.

Der Kaiser hatte mich nach Wien verlangt, ich ließ ihn nicht warten. Ueberfüllt von Eindrücken kam ich im December 1828 nach Wien, wo ich glaubte die letzte Hand an mein Werk legen zu können. Ich war bedenklich krank, aber frohen Muthes. Noch waren damals meine beiden Söhne in der Stimmung, in welcher sie durch das Gesänse zum edeln Erzherzog Johann mit Lebensgefahr gewandert waren. Mar mit seinem weichen Herzen war noch derselbe geblieben, aber Wilhelm hatte sich von den Einflusterungen gewissenloser Menschen hinreißen lassen, und sah die Sache in einem schiefen Lichte an. Er schrieb mir aus Wien: „Vom Salzkammergut ist so wenig die Rede, daß ich kaum zwei mal in dem Fall gewesen bin, das Gespräch darüber coupiren zu müssen!" Diese Worte machten mein Mutterherz bluten. Wehe dem, der sie ihm eingeflößt hat; denn mein Sohn hatte immer großartig und edel gefühlt, seine Worte durch Thaten bekundet, seinen Thaten durch Worte Nachdruck gegeben. Er war noch in den Händen eines falschen Freundes, der den bedauernngswürdigsten Einfluß auf ihn geübt hat, als er seine „Wanda Wielopolska" und seinen „Fahrenden Schüler" schrieb, zwei Werke, die seine Feuerseele verkunden. Erst im Jahre 1845 schrieb er seinen „Frommen Juden", den man infolge der Namenverwechselung mir beigemessen hat, an welchem ich jedoch nicht den geringsten Antheil habe.

Spindler, der die Gemächlichkeit liebte, und überall sparte, wo er es konnte, ohne sich den geringsten Abbruch zu thun, wohnte und lebte bei Wilhelm unter den knauserigsten Bedingungen und mit großem Aufwand, höchst unzufrieden mit allem, was er bei ihm genoß. Er

nahm seinen Freund beim Arm, führte ihn in das leckerste Gasthaus. Beide ließen es sich dort behagen, doch auf Wilhelm's Kosten. Wilhelm's Gattin ließ sich diesen Aufwand gefallen, solange es möglich war ihn zu bestreiten; endlich aber erklärte sie, sie wisse nicht mehr, wofür den andern Tag das Essen hernehmen, und müßte Spindler inständig bitten, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen, ja sogar ihr Haus zu verlassen. Spindler nahm bereitwillig Abschied. Ich kannte seinen Charakter zu gut, um sie nicht vor den nothwendigen Folgen dieses Schrittes, den ich unbesonnen nannte, zu warnen. Sie sah meine redliche Meinung ein und sagte: „Ich kenne jetzt Spindler ganz, doch es ist zu spät!" „Und ich", fiel ich ein, „kenne ihn genug, um nicht zu wissen, daß er Sie seinen Ingrimm wird fühlen lassen. Er, der stets betheuert hatte, er würde Wilhelm aus den Krallen seiner Gläubiger ziehen; er, der alle Mittel dazu besaß, hat ihn nun hineingestoßen und ihn rettungslos zu Grunde gerichtet!" Die Schwiegertochter konnte nicht widersprechen; sie vermochte nichts, als unter den herbsten Entbehrungen ihr Leben zu fristen, und auf einen Glücksfall zu hoffen, der nicht eintraf. Spindler, der im Ueberfluß schwamm, nahm von seinem Freunde die Zinsen von den Zinsen der angewachsenen Schuld, zertrat ihn, und lenkte alles dahin, daß die Gant erklärt wurde. Doch meines Sohnes Anhänglichkeit überwog jeden Zweifel, und er blieb ihm ergeben, wie er es jemals gewesen war. Die Kette, welche ihn an den falschen Freund schloß, war in der Hölle geschmiedet, dennoch zerriß sie. In Freiburg trennten sich wenige Jahre nachher, als meines Sohnes Untergang vollendet war, der falsche Freund, und der, der mir das Herz zerriß. Ich schreibe dies alles ohne Mitwissen meines Sohnes, aber mit vollständiger Ueberzeugung der

Wahrheit. Vor dem Throne des Allwissenden werden wir unsere Rechnung zu schlichten haben. An mir ist ein Mord geschehen, an meinem ältesten Sohne auch. Nicht aus Rache klage ich hier den Mann an, der uns vernichtet hat, nur aus Warnung für liebevolle Aeltern, und für unbesonnene Jünglinge sind diese Worte aufgezeichnet; wer ihren Sinn nicht zu fassen vermag, der lese Spindler's „Boa Constrictor." Spindler hat sich selbst gerühmt, daß dies Werkchen sein Bild und einen Theil seines Lebens enthalte.

Ich hatte für Pflicht gehalten, Eduard Duller, den ich ganz von ihm eingenommen sah, mit Behutsamkeit und Mäßigung gegen Spindler zu warnen. Die einzige Frucht dieser Warnung war, daß Duller mein Haus mied. Doch keine zwei Jahr später entfernte er sich von Spindler.

Der geistreiche, grundgelehrte, talentvolle Philolog Dr. Braun folgte seinem Beispiel nicht. Er verschied in der Blüte der Jugend nach langen entsetzlichen Leiden an den Folgen einer Brustwunde, die Lieutenant Gottraun ihm im Zweikampf geschlagen, zu welchem er ihn gezwungen hatte. Ehe er ihn gefordert, hatte ein sehr hochgeachteter Mann, einer unserer beliebtesten Dichter, ihm gesagt: „Braun, Sie stehen am Rande des Abgrundes, vielleicht ist noch Zeit zur Umkehr. Wer Mittel hat, wie Sie, kann wiederkehren; Sie müssen leiblich und geistig zu Grunde gehen, wenn Sie so fortfahren!" Braun lachte, er rief aus: „Mag ich doch! Die Würfel sind gefallen. Wie ich jetzt lebe, kann ich mich immer noch eine Zeit lang halten! Wenn alles für mich aufhört, so finde ich wol noch einen, der mich zusammenschießt, oder ich ihn, es ist mir dann beides recht!" A..... schauderte, er eilte fort. Wenige Wochen darauf

lag Braun auf dem Sterbelager. Möge ihm der Allmächtige jenseits vergeben. Mich drängt es sein Bild auszumalen, so trostlos es ist. Er nannte sich einen eifrigen Katholiken. Dagegen konnte niemand etwas haben. Es war um die Zeit, wo eben der deutschkatholische Priester Ronge gegen den Rock zu Trier auftrat.

Ich sprach mit Braun über diesen Gegenstand; er äußerte mit sanftem Blick: „Die guten Menschen haben da einen poetischen Begriff unwillkürlich und unbewußt in ihr Leben gezogen, und nun werden sie darüber ausgehöhnt!" Ich blickte ihn voll Erstaunen an, ich konnte nicht sprechen. Etwas über ein Jahr später kam Braun mit meinem Sohn nach Heidelberg. Wir aßen sämmtlich im Badenschen Hof. Es hatte sich dort eine geistreiche Gesellschaft vereinigt, das Gespräch wendete sich auf Religionsfragen. Braun äußerte: „Der Kampf wird jetzt ernster als je, und es ist hohe Zeit, daß er es werde! Wir haben den Protestanten große Concessionen gemacht, diese müssen alle aufhören. Bald wird sie schlagen, die große Stunde, wo die neue Bartholomäusnacht gefeiert wird, keine Pariser Bluthochzeit! Keine europäische! O nein! Die Bartholomäusnacht der Welt. Und da will ich zuschlagen solange ich den Arm rühren kann. Vertilgt müssen sie werden bis auf den letzten Mann, Gott wird seine heilige Sache schützen!"

Mir schauderte, ich war keines Wortes fähig. Ich sah auf meinen Sohn Wilhelm hin, ich hoffte ein tröstliches Wort von ihm, er schwieg mit der ruhigsten Miene, ich seufzte tief. Nun wurde eine ganze Wagenburg von Flaschen, gefüllt mit den edelsten Sorten Rheinweins, die Braun um sich her stehen hatte, verschluckt, er schien nur noch Sinn für diese zu haben. Ein Hannoveraner, ein

sehr feiner Mann, der mir schrägüber saß, und innerlich aber sichtlich warmen Antheil an dem ganzen Vorgang nahm, brach nun gemäßigt, aber kräftig los in ungefähr folgenden Worten: „Niemand hat jemals der katholischen Religion mehr Ehrfurcht bewiesen als ich; mehrere Mitglieder meiner Familie sind katholisch, alle lieben einander, denn alle fühlen sich Eins als Christen. Unter meinen Freunden sind die geehrtesten und theuersten gerade Katholiken. Es hat sich so gefügt, weil auch diese katholischen Freunde von Ehrfurcht für die Religion durchdrungen sind wie wir. Wenn ich nun aber hinzusetzen muß, der Vorsehung dank, daß ich ein geborener Evangelischer bin, so will ich hiermit keine Schmähung gegen den Katholicismus aussprechen. Ich sehe in der katholischen Religion noch immer, was sie zur Zeit der frühern Christen war, was sie vor dem Concilium von Trident gewesen, und was sie im Grunde noch heute ist und morgen wieder werden kann, ja wieder werden muß, wenn der Frieden erstehen und bestehen soll!" Braun horchte hoch auf, er sah forschend um sich her, er fühlte sich allein mitten unter den Gästen, denn nicht Einer nahm Partei für seine Sache. Der beinahe allgemeine Aufbruch begünstigte einen geschickten Rückzug, auch war es mit dem Wein zu Ende, und der Mitkämpfer in spe der Bartholomäusnacht auf dem Halme, entfernte sich. Ihm folgte mein Sohn. Braun verließ den Gasthof und Heidelberg, ohne seine Rechnung zu tilgen.

Ich bin in meiner Erzählung den Begebenheiten weit vorausgeflogen; doch der innere Zusammenhang ist geblieben, und ihn muß jedermann anerkennen, der dies Werk liest, wenn auch der äußere fehlt. Vorsehung und Geschick gestalten ihre Werke ebenso. Eine ferne Zukunft scheint nur durch Augenblicke von der Gegenwart getrennt, weil die Be-

gebenheiten der Zukunft die unvermeidliche Folge der Gegenwart sind. Gestaltung und Duft der Weinrebe, die eben aufblüht, verheißt uns schon die reife Traube.

Ich hatte erfahren, daß Graf von Wickenburg in Wallsee erwartet wurde, und sehnte mich lebhaft, die Angelegenheiten des lieben Salzkammerguts mit ihm zu besprechen. Er war nicht immer einerlei Meinung mit mir. Ihm lief das Herz mit dem Kopf nicht davon, er wollte helfen und retten, aber vom normalen Weg kein Haar breit abweichen. Ich fand, daß bei außerordentlichen Begebenheiten und Zuständen, wie die des unglücklichen Landes, auch außerordentliche Mittel in Anregung gesetzt werden müssen. In Graf Wickenburg's Ansichten bestärkte ihn der Minister Graf von Baldacci, der mit seinem jungen Freunde nach Niederwallsee gegangen war, um sich mit ihm über verschiedene Angelegenheiten zu besprechen. Wir sahen uns nur bei Tafel. Ich fand am Minister Baldacci einen Gegner, mit welchem ich es muthig aufnahm, weil ein unverkennbares Wohlwollen für mich und meine Absichten ihn beseelte. Bei alledem ging die Sache nicht nach meinem Wunsch, denn er blieb bei seinen Ansichten und beim Hergebrachten stehen, und ich meinte, System und Gewohnheit müßten sich fügen, weil das Volk hungerte und fror, weil beinahe alle Lebensbedürfnisse im Preise gestiegen waren, und bei geschmälertem Verdienst Tausende von müßigen Händen vergebens nach Beschäftigung rangen. Es war dem edeln Grafen Wickenburg, und natürlicherweise auch mir, auf das eifrigste um Abhülfe zu thun. Ich, die bis aufs kleinste mit den Umständen vertraut war, sah die Nothwendigkeit der Aufhülfe am klarsten ein. Der menschenfreundliche Staatsmann kannte minder genau die herrschende allgemeine Noth, dagegen aber zum Unglück für

die Leidenden die Gesinnungen und Ränke der Hefen des Volks, die ihm in den Gegenden, wo er ähnliche Functionen erfüllt hatte, anschaulich geworden waren. Es bedarf einer rechtschaffenen Obrigkeit, vortrefflicher Geistlichen und Schullehrer, um die Gemeinden auf guten Weg zu lenken und darin zu erhalten, und gewissenlose Obrigkeiten wirken nur allzu eifrig darauf hin, alle Vergehungen der Niedern in ein gehässiges Licht zu stellen. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, in Kürze ein Beispiel hiervon anzuführen.

Einer der Beamten, die es sich vorzüglich angelegen sein ließen, das Volk zu verdächtigen, hatte sich ein Mittel ausgesonnen, es als verschwenderisch hinzustellen. Von Haus zu Haus eines Dorfes ersuchte er die Bewohner um Eierschalen, unter dem Vorwand, Gurkenkörner hineinzulegen. Das gute arglose Volk ist sehr gefällig, es suchte aus der Nachbarschaft Eierschalen zusammen, und brachte sie dem heimtückischen Beamten. Als dieser eine beträchtliche Menge beisammen hatte, zeigte er sie dem Oberbeamten, und sagte: „Sehen Sie nun das genäschige Volk! Ueber Hunger klagen sie, und haben diese Menge Eier in kurzer Zeit zusammen gefressen, statt sie auf dem Markt zu verkaufen!"

Ich verwendete die Zeit meines Aufenthalts in Niederwallsee auf die Zusammenstellung der Klagen und Bedrängnisse der Bewohner des Salzkammerguts. Graf Wickenburg hatte mir großmüthig angeboten, dort zu verweilen, um ungestört bei dieser Arbeit zu bleiben. Meine Söhne waren häufig zum Besuch im Benedictinerkloster von Melck, auf Jagden, und in Linz bei unserm Freunde, dem Syndikus von Sporn. Sie wurden wie Mitglieder der Familie angesehen. Dieser Aufenthalt war um

so ersprießlicher, da diese Familie wie ein Musterbild der Bildung, Liebenswürdigkeit, Tugend und Sitte auf diese jungen Gemüther wirkte. Ich lebte ganz einsam auf diesem prächtigen Schlosse, das über dreihundert Fenster hat, und sehr anmuthig liegt. Die Requisiten zu meinem Frühstück wurden abends zuvor aus der Pflege zu mir hingebracht. Erst mittags verließ ich meinen Schreibtisch, um mit dem Pfleger und seiner Gattin zu speisen; dann ging es in den herrlichen Garten, der trotz der vorgerückten Jahreszeit ganz voll köstlicher Blumenbeete prangte; oder ich bestieg den Thurm, der die entzückendste Aussicht darbot. Von da blieb ich mit dem Pfleger zusammen, den ich nach dem Abendtisch wieder verließ, um fortzuarbeiten. Es war mir ein eigenes Gefühl, wenn ich den ellenlangen Schlüssel in der Hand, das gewaltige Schloß auf- und sorgfältig wieder zuschloß. Ich hatte dort keine Langeweile, mit meiner Arbeit war Segen. Im Hintergrunde winkte und glänzte Wien mit seinen geistreichen Männern, seinen anmuthigen Dichtern, mit der geist- und herzerhebenden Beziehung zu den Kreisen des kaiserlichen Hofes. Wir verließen endlich Wallsee, unaussprechlich dankbar für die lange genossene Gastlichkeit des edeln Grafen, der diese That wol zu einer der segensreichsten seines Lebens rechnen kann.

Wir gelangten aus unserm geliebten Salzkammergut nach Wien, und bezogen eine Wohnung in dem Hause, welches noch von früherer Zeit her das „Bürgerhospital" hieß, und wo ich Josephine von Perin, unsere theure Freundin, die es seit vielen Jahren bewohnte, wiederfand. Sie empfing mich liebevoll, und wir genossen der anmuthigen Nachbarschaft mit immer neuer Freude. Josephine von Perin, die Tochter eines berühmten belgischen

Generals von Vogelsang, war eine der bedeutendsten Erscheinungen meines Aufenthalts in Wien. Sie besaß eine geniale Schwester, und einen geistvollen Sohn, der die diplomatische Carrière ergriffen hat, und späterhin als Legationssecretär nach Turin ging. Beider Sprachen zum Erstaunen mächtig, schrieb und dichtete Frau von Perin meisterhaft französisch und deutsch, in Versen und in Prosa, wie eine geborene Französin und Teutsche. Man hätte sie fragen können, wie Friedrich Wilhelm IV. Adalbert von Chamisso frug: „Wo haben Sie das herrliche Deutsch her?" Dieses hat durchaus niemand, als wem es von oben herab gegeben ist. Kein Studium verleiht es; Natur gibt es, wie sie der Rose den Duft gibt! Auch Josephinens Prosa athmete denselben Geist, zwanglos, herrlich gegliedert, kraftvoll, lebenssaftig, wie Musik vom größten Meister. Wer enträthselt solch Geheimniß? Wer kann den Augenblick herbeirufen, wo der Genius der Seele den Brautkuß gibt?

Wir brachten mit Josephinen von Perin und gegenseitigen Freunden entzückende Abende zu, aus denen bisweilen Nächte wurden. Wir werden sie jenseits wiederfinden. Grillparzer, Apollonius von Maltitz, Christian von Zedlitz! Ihr könnt diese Stunden nicht vergessen, die Welt kann sie euch nicht wiedergeben; nur jenseits, jenseits stehen sie uns wieder auf!

Wie gerecht ist der Himmel! Den Reichen, die im Golde wühlen, schenkt er nicht was er uns himmlisch Beglückten gibt, wenn die Stunde der Weihe sich in unsere Herzen senkt; wenn Herz in Herz, Leben in Leben überfließt; wenn alle, die den großen Bund feiern, nur Eins sind. Nicht zerreißen kann ein solches heiliges Band, nur unsere Wahrnehmungskraft verschwindet. Das ewig Schöne, das uns der Ewige zu eigen

gegeben, das wir auf ewig besitzen — getrost, wir finden es schöner wieder, als es die Erde uns geben konnte.

Meine Lieder an Seraphina bezeichnen ähnliche Stunden meines Lebens, unter dem schimmernden Dach des kaiserlichen Palastes. Charlotte Auguste war eine Seraphina. Ich habe es viele Jahre verschwiegen, ich wollte nicht der Welt preisgeben, was ich vom Himmel selbst empfangen, was ich mir ruhig und ergeben für diesseits entreißen ließ. „O Gott, wie reich ist doch eine Dichterseele!" hatte sie mir zugerufen, weil sie mich liebte und verstand, die hohe süße Frau! Nicht mir ist sie entrissen worden, sondern ich ihr. Aber sie wird mich wiederfinden, und je schroffer die Trennung war, je süßer wird die Wiedervereinigung sein.

Ich wurde kurze Zeit nach meiner Ankunft in Wien zum Conferenzminister Grafen Kollowrat gerufen, der mich mit der wärmsten Theilnahme empfing. Mit tiefer Wehmuth sagte er mir unter anderm die Worte: „Ah, es geht nicht wie es sollte, ich bin Minister und habe kein Portefeuille. Das Gute wird unbeschreiblich erschwert. Doch man muß den Muth nicht sinken lassen. Der Kaiser hat das menschenfreundlichste Herz und den besten Willen. Erst über seinem Grabe wird die Welt gerecht gegen ihn sein!" Nach einem langen Gespräch, dessen Inhalt ich in meiner Brust verschließen muß, führte mich der Graf zu seiner herrlichen Gemahlin, mit der ich eine schöne Stunde zubrachte. Vor dem Abschied hatte mir Graf Kollowrat noch gesagt, er würde mich zum 12. December beim Kaiser anmelden. Ich hatte mir viel von dieser Audienz versprochen. Ich glaubte dem Kaiser mehr sagen zu können, wenn ich die Letzte wäre, die sich melden ließe, ich hatte Unrecht. Der Kaiser war

schon sehr erschöpft, als ich zu ihm eintrat; sein Adjutant machte mich darauf aufmerksam. Ich hielt es für einen Wink, mit dem Kaiser sehr behutsam umzugehen, und ich hatte recht.

Im reinsten Hochdeutsch sprach der Kaiser zuerst zu mir einige Worte des Dankes, daß ich mich seiner Oberösterreicher so herzlich angenommen habe. „Aber", setzte er hinzu, „die Sache hätte eine schlimme Wendung nehmen können! Wie, wenn ich nun gezwungen gewesen wäre, Militär in das Salzkammergut zu schicken?" Ich erstarrte. Ich sah aus diesen Worten, daß die lügenhaften Berichte des Pflegers von Orth Eindruck beim Kaiser zurückgelassen hatten, und daß er glaubte, es handle sich um eine Empörung. Der Kaiser muß meine Empfindungen in meinen Blicken gelesen haben. Ich sagte ihm mit fast von Schmerz erstickter Stimme: „Ich kann und will mich nicht rechtfertigen bei Ew. Majestät, ich überlasse das Gott und der Zeit!" In den Mienen des Monarchen ging nun eine Veränderung vor, er blickte mich mit seinen schönen blauen Augen freundlich an. „Nun ja", sagte er sanft, „gewiß haben Sie es gut gemeint!" „Und auch gut gehandelt", entgegnete ich. Der Kaiser sprach nun: „Ich weiß durch Sie etwas, das ich nie zuvor erfahren hatte. Da legen sie drüben den armen Leuten, die selber nichts zu essen haben und die Steuer nicht zahlen können, Executionssoldaten in das Haus; das ist mein Wille nicht, das darf nicht sein, das soll nie wieder geschehen!" Die Stimme des Kaisers drückte flammende Wuth aus. Ich sagte ihm: „Es sind auch Menschen unter den Grequenten Ew. Majestät! Es geschah voriges Jahr, daß der Executionssoldat, als er zu einem Bauer kam, Kinder erblickte, die vor Hunger weinten, und keinen Bissen Brot in der Hütte an-

traf; da griff er in seine Tasche, gab der bebenden Hausmutter seine ganze Baarschaft, um Brot zu kaufen, und eilte davon. Ein anderer, ärmer als jener, ging beim Anblick der jammernden Bewohner aus dem Hause, und kam mit Brot beladen wieder. Er hatte eilig sein Gewehr verkauft, und wußte, daß ihn funfzig tüchtige Hiebe dafür strafen würden; doch er folgte der Regung der Menschlichkeit. Ja, Majestät, oft geschieht es, daß die Soldaten auf das Pflegamt zurückkommen und erklären, sie könnten diesen Leuten nichts abnehmen." „Brave Kerls!" sagte der Kaiser, und wiederholte dann noch feierlich sein Versprechen, welches er freiwillig gegeben, daß keine Executionssoldaten mehr in das Salzkammergut geschickt werden sollten. Mir ist unbekannt, von welchem Orte aus diesem großmüthigen und gerechten Entschluß widerstrebt wurde, und zwar mit Erfolg; denn es kamen nach wie vor Executionssoldaten zu den Bewohnern, rückständige Steuern einzutreiben, nur daß man nicht mehr erzählen hörte, daß welche von ihnen ihr Gewehr verkauft, um den Bewohnern Brot zu bringen. Sie hatten sich damit begnügt, aus den jammervollen Hütten, wo keine Maus eine Brotkrume gefunden hätte, unverrichteter Sache auf das Pflegamt zu gehen, wo man nicht ermangelte, die Kosten für den Executor und für den Widerstand der Einwohner in Rechnung zu bringen. Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich entmuthigt oder, wie der Bauer sich auszudrücken pflegt, „maßleidig" war. Ich weiß kein deutsches Wort für diesen Zustand: es bedeutet eine Erschöpfung der Spannkraft, eine wehmuthsvolle Hoffnungslosigkeit.

Kaiser Franz meinte: „Vom Steinsalz könnte man sich im Lande helfen", weil Salzmangel in den Vorstel-

lungen der Landleute auf das kläglichste zur Sprache kam. Ich wußte nichts von einem solchen, konnte weder beipflichten noch widersprechen, und glaubte einigen Unwillen hierüber beim Kaiser wahrzunehmen; auch war er sichtlich erschöpft, seine Augen waren roth. Die große Anzahl der Bittstellenden, die er angehört, hatten vier Stunden seines bedrängten Lebens mitgenommen, in diesen hatte der gute Kaiser viel gesprochen, und viel Leid empfunden, zuweilen auch gezürnt, weil er von vielen und frechen Schurkereien erfuhr, die ihn empörten, und die er bestrafen wollte. Er pflegte dann den Hülfesuchenden auf die Schulter zu klopfen, und die Worte auszusprechen: „Geht nur heim, Kinder, euch soll Recht werden!" Doch unter hundert Fällen gab es kaum einen einzigen, wo dies Wort sich bewährte, denn Arglist und Tücke hatten die Netze zu fein gesponnen, in welchen die Unterthanen zappelten, darbten und verschmachteten. „Es ist schaudervoll", rief einmal die Kaiserin aus, als ich ihr unter andern Reden der Landleute folgende wiederholte: „Ueber die Steuern beschweren wir uns nicht, wenn wir sie geben sollen nach Recht und Gesetz, wie sie uns vorgeschrieben sind; wir wollen die Nächte durch arbeiten, daß uns das Blut aus den Nägeln spritzt; wir wollen hungrig zu Bette gehen, wenn nur der Betrug nicht wäre!"

Ich erzählte Ihrer Majestät auch von einem wackern Landmann, den ich warnte, sich weder durch Leiden, noch durch Aufwiegler hinreißen zu lassen, und keine Empörung zu versuchen, denn der Kaiser werde ihnen gewiß helfen. „Empörung!" rief der Alte, „nein, lieber doch gleich in den See!" Die Kaiserin war tief gerührt. Ich erinnere mich nicht einmal, und fürchte, mich hat eine übertriebene Ehrfurcht

abgehalten, der Kaiserin hinterbracht zu haben, was ich von mehr als Tausenden gehört hatte: daß die Angestellten bei den politischen Behörden mit teuflischem Hohn hell aufgelacht hatten, wenn die Bedrängten etwa drohten, sie würden zum Kaiser gehen. Die Herren durften lachen. Sobald sie wußten, daß die Bauern sich so viel Geld zusammengeliehen und abgedarbt hatten, daß sie Wien erreichen konnten, schrieben sie an dortige Freunde, den Bauern den Zugang zu erschweren, oder zu hindern, im schlimmsten Fall aber sich an diejenigen zu wenden, denen der Kaiser das Referat auftragen würde. Meistens gelang das. Der Kläger, das Herz warm von den Tröstungen des guten Kaisers, noch auf der Achsel das trauliche Klopfen der kaiserlichen Segenshand fühlend, hungerte sich heim, wurde von allen Seiten her mißhandelt, und bekam eine abschlägige Antwort, und obendrein noch einen derben Verweis von der Behörde. Dabei hatte er noch mehr Schulden als früher; denn nicht selten hatte er den Vorschuß zu seiner Reise aus Wuchers Hand empfangen. Der unsterbliche Kaiser Joseph hatte vorausgesehen, daß bei Suppliken der Landleute Umstände wie die eben bezeichneten eintreten müßten. Ihn jammerten die Beschwerdeführer und Bittenden, die mit großen Mühseligkeiten nach Wien mußten, und um ihnen Mühe und Aufwand zu sparen, beauftragte er den Kreishauptmann jedes Bezirks, die Schrift des Bauern nebst einer Einbegleitung von ihm selbst, an Ihre Majestät abgeben zu lassen, worauf der Kaiser den Bescheid durch den Kreishauptmann an den Bauer schicken würde. Der Kreishauptmann von Wels, den Kaiser Joseph selbst noch eingesetzt hatte, hieß Jackobar, der von Steuer Dornfeld; sie waren vorgeschobene Riegel vor der Eingangspforte zum Ihren. Der gesetzliche Befehl für Be-

schwerdeführer und Solicitanten lautete: zuerst zum ·g· amt zu gehen, und wenn dieses abschlägigen Bescheid gab, sich an das Kreisamt zu wenden, welches sodann nach Beschaffenheit der Umstände entweder die Beschwerde oder Bitte verwarf, oder an den Kaiser beförderte. Bei geringen und gewöhnlich individuellen Besuchen pflegte das Kreisamt zu ignoriren, wenn es übergangen wurde; sowie aber der Gegenstand die Rechte einer oder mehrerer Gemeinden und dann gewöhnlich eine große Summe Geldes betraf, wurden Kunstgriffe aller Art aufgeboten, damit die Sache gar nicht vor den Kaiser gelangte. Ich kann hiervon mehrere Beispiele anführen; sie betrafen Gemeindeholz, Korn- und Grundsteuer, und andere hochwichtige Gegenstände, sowie den schon erwähnten Zehnten, den die Gerichtsdienerstochter, Fanny Hofbauer, den Bauern von Almeck gewaltthätig entriß.

Ein Bauerngutsbesitzer Namens Heidinger, der im Namen von fünf Gemeinden an mich abgesendet worden, kam nach Gmunden, mit den Proceßacten versehen, und trug mir klar und begreiflich die Sache der Gemeinde vor, mit inständigster Bitte, sie zur Kenntniß des Kaisers zu bringen, weil man wußte, daß ich nach Wien wollte. Ich willigte gern ein, weil hier eine ungeheuere Unterschlagung vorgegangen war. Heidinger hatte als Beweisstücke hochwichtige Documente im Original und mit dem Siegel der höchsten k. k. Hofstelle herbeigebracht. Ich habe vergessen, wer mir anrieth, dem berühmten Baron Sina alle vorhandenen Documente mitzutheilen, wiewol er mir ganz unbekannt war. Als ich nach Wien gelangt, war mir Heidinger nachgereist, und suchte mit mir Baron Sina auf, der uns mit der größten Theilnahme anhörte und sorgfältig die Acten durchlas. Er äußerte sich mit folgenden Worten: „Diese Sache ist hochwichtig und

sonnenklar! Hier sind drei Actenstücke, die als schlagende Beweise dienen. Die Gemeinden müssen einen Bericht aufsetzen und unterzeichnen, den Sie, gnädige Frau, zum Kaiser in seine eigene Hand gelangen lassen. Vielleicht kann ich selbst meine Theilnahme an diesem Gegenstand beweisen." Ich war über die Aufnahme und das Benehmen des edeln Mannes ganz entzückt, jedoch höchst betroffen, am andern Tage meinen guten Heidinger nicht wiederzusehen. Gegen Abend erschien bei mir ein Bauersmann aus jener Gegend, der mir offenbarte, daß die Polizei am Morgen, als er mit Heidinger ausgegangen war, diesen festgenommen habe. Ich erstarrte vor Verwunderung. So klug und gebildet die Einwohner jener Gegend sind, so wenig sind sie im Stande, der obrigkeitlichen Gewalt mannhaft entgegen zu stehen, wo es ihr gutes Recht gilt. Heidinger hatte sich nicht einmal einen gegen ihn ausgefertigten Verhaftsbefehl vorzeigen lassen, und saß nun im Gefängniß. Sein Landsmann, der ihn nach Wien begleitet hatte und von dem Polizeisergeanten unbeachtet geblieben war, hatte sich wahrscheinlich davongeschlichen, und in Ermangelung bessern Raths zu mir begeben.

Ich eilte zum Stadtdirector Hofrath Persa, mit welchem ich einigemal in Gesellschaft gewesen war; statt seiner erschien der allgemein hochgeschätzte Roe, um mit mir zu sprechen; derselbe, dessen Sylvio Pellico so seelenvoll erwähnt. Ich erklärte diesem würdigen Manne, man habe mir meinen Bauern arretirt, und ich müsse ihn wieder haben. Herr von Roe, der überhaupt vom Hofrath Persa nicht erbaut war, und der meine Verhältnisse zum kaiserlichen Hof kannte, versprach mir, ich solle den braven Mann heut noch wieder sehen. Es war mir unaussprechlich lieb, des Zwiegesprächs mit Hof-

rath Persa überhoben zu sein. Ich verließ getrost das Auge Gottes*), und eilte nach Hause. Wirklich kam mein guter Heidinger dorthin, noch blaß von dem erlittenen Schrecken, und erzählte mir, daß beim Herausgehen aus seiner Wohnung der Polizeisergeant auf ihn zugekommen wäre, und er, Heidinger, vermöge seiner Hasennatur auf der Stelle reißaus genommen habe; jetzt aber komme er, von mir und der Kaiserstadt einen lebenslänglichen Abschied zu nehmen, denn seine persönliche Sicherheit als unbescholtener Unterthan des Kaisers gehe ihm über alles! Nichts konnte ihn bewegen, seinen Entschluß zu ändern; er vermeinte, und wer weiß ob mit Unrecht, man würde ihn im Loche, worin er steckte, haben verfaulen lassen, wenn sein Kamerad mich nicht aufgesucht und mir Nachricht von seinem Schicksal gegeben hätte. Verzeihlich ist die Vermuthung, die ich faßte, daß ihm im Gefängnisse Drohungen gemacht worden seien, denen er nicht zu widerstehen wußte, und daß man ihm vor der Entlassung noch das Versprechen abgenommen habe, sich nicht mehr in diese Sache zu mengen. Ich will sie hier nicht weiter erörtern, denn es wäre zu spät; doch ich werde diese müdgeweinten Augen nicht schließen, ohne die Gewissenspflicht erfüllt zu haben, am rechten Ort damit aufzutreten, um der Zukunft ähnliches Unheil zu ersparen.

Es war Se. Majestät, dem Kaiser Franz, heiliger Ernst um seine Unterthanen. Er hat es bewiesen, und es steht zu hoffen, daß seinem schönen Willen vielfach Folge geleistet worden. Mehrere Jahre vor meiner Ankunft hatte er, auf glaubwürdige und beglaubigte Anzei-

*) So nennt man das Polizeigebäude.

gen, den Pfleger Muttersgleich in Ketten schließen und in lebenslängliches Gefängniß setzen lassen. Trotz unerhörter Ränke der Behörden im Mühlviertel, wo es zuging wie in Salzkammergut, hatte der Untersuchungscommissär die Uebelthäter in den Kerker gebracht. Der Pfleger von Orth wurde bei der Untersuchungscommission, die Hofrath von Schiller gegen ihn errichtete, überwiesen. Er sah nichts mehr voraus als Schmach und Tod; er hätte sein Schicksal wahrscheinlich mildern können, doch er wollte den Freund retten, der sein Mitschuldiger war, verbrannte die Papiere, die diesen Freund compromittiren konnten, und suchte den Tod in dem See. Gelegenheit und Verführung hatten ihn zum Verbrechen hingerissen, aber Tausende hat er ins Unglück gestürzt, ausgeraubt, nicht mit der Bosheit eines Folterers, sondern mit thierischem Raubthierinstinct. Er gewann nicht viel dabei, der größte Theil der Beute kam zuerst in die Hände seines Genossen, andere Theile kamen den Hehlern und falschen Zeugen zu, deren er bedurfte. Als die Stunde schlug, wo er Rechenschaft geben und ersetzen sollte, war nur der See sein Rettungsmittel. Er compromittirte nicht einen seiner Genossen, und manche von denen, die auf irgendeine Art sein Unglück bereiten halfen, hatten ein Gewissen, beinahe so belastet als das seinige.

Der Kaiser hatte mir befohlen, alle Papiere die das Salzkammergut betrafen, nebst seinem Referat, in die Hand des Grafen Rollowrat zu übergeben. Mein ältester Sohn übernahm dies Geschäft noch immer mit der alten Liebe für die Sache, die ihn mitunter auch ergötzte. Die guten Kammergüter zerbrachen sich täglich den Kopf darüber, wer in aller Welt ich denn eigentlich sein könnte. Einer rief aus: „Das wißt ihr nicht? Das ist doch leicht zu sehen, sie fürchtet ja unsere Herren nicht, es ist

die Kaiserin!" „Fehlgeschossen", rief ein anderer, „ich weiß es besser: es ist Se. kaiserliche Hoheit der Kronprinz!" Mein Sohn brach in ein lautes Lachen aus. „Es ist ja meine Mutter", rief er. „Oho!" sprach der Bauer, „weit gefehlt, der Kronprinz will sich von allem überzeugen, er ist selbst gekommen, ja in Wahrheit, man kann es ja sehen. Wer sonst hätte denn solche große Füße!" „Ganz richtig!" fiel ein anderer ein, „ich soll ihn doch wol kennen, ich habe ja unter ihm gedient!" Mein Sohn fing an ärgerlich zu werden. „Der Herr Graf wollen uns nicht glauben!" „Ich bin kein Graf", rief mein Sohn. „Weiß schon, Herr Graf!" antwortete der Bauer. Solche Meinungen kreisten durch das ganze Land. Ein armes Weib schrieb mir: „An Ihre Majestät die Grafing beim Sülzel" (so hieß nämlich unser Gasthof). Als ich zum Besuch bei Pastor Wehrenpfennig war, führte die Pastorin einen alten Mann zu mir in den Garten. Er nahte sich mit unsichern Schritten, und that einen Fußfall. Die Pastorin lächelte. „Horen Sie nur an", flüsterte sie mir zu, „es ist ergetzlich!" und sie entfernte sich.

Ich bat den Mann so dringend aufzustehen und sich auf die Gartenwand niederzulassen, daß er es endlich that, indem er sagte: „Sie haben sich in unsere Mitte begeben, Sie wollen nicht gekannt sein, wir müssen thun wie Sie befehlen, und es ist schön, daß Sie da sind. Es ist so heimlich hier, und es soll Ihnen schon gefallen, Ew. Majestät sind hier vollkommen sicher!" Mich überfiel keine geringe Angst, ich glaubte einen Wahnsinnigen vor mir zu haben. Ich bat den Mann sich zu entfernen. „Nicht doch", rief er gutmüthig aus, „ich bin so frei gewesen und gekommen, um Sie zum Essen zu laden; wir werden um den Tisch her stehen und Ew. Ma-

jestät bedienen; wir haben eine gute Suppe mit Markklöschen, wenn es anständig ist, einen saftigen Lummelsbraten, Haizelsalat, guten Wein aus meinem Keller; aber keine süße Speise, die kann meine Alte nicht kochen." Ich erhielt mich bei meinem angenommenen Ernste, und bedauerte, die Einladung nicht annehmen zu können, weil ich schon beim Pfleger versagt sei. „Ach, Ew. Majestät", rief er zitternd aus, „nur nicht auf das Pflegamt, da werden Sie verkauft und verrathen! Nein, bleiben Sie bei uns, wir lieben Sie, es ist heimlich hier." Ich hatte alle Mühe, mir das Lachen zu verbeißen und mich aus dem Garten zu entfernen. Die Pastorin löste mir das Räthsel. Es war dem Manne gesagt worden: in Wien sei Revolution, die kaiserliche Familie habe flüchten müssen, ich, die Kaiserin, sei durch die Wälder hierhergekommen, und suche nun hier Zuflucht, da wolle er der erste sein, der bei Ihrer Majestät eine Ehre aufhebe. Hierauf habe ihm die Pastorin gesagt, er solle nur mit ihr in den Garten kommen, da würde er die höchste Frau finden.

Es war im obern Salzkammergut noch manches Aehnliche vorgefallen. Ich und meine Söhne hatten nie theil daran, aber die guten Menschen ließen sich ihre Einbildungen gar nicht ausreden; sie nährten ihren Wahn, daß ich ihnen helfen könne, durch die Idee, daß ich mächtig sei. Denn ihre Angst und Ehrfurcht für ihre Behörden wirkten so mächtig auf sie, daß sie glaubten, ich müßte viel gewaltiger und vornehmer sein, als ihre Herren, weil ich so furchtlos mit denselben sprach.

Mein ältester Sohn übergab die Papiere aus dem Kammergut in des Grafen eigene Hand. Ich begreife nicht, wie es zuging, daß noch einige Jahre später keiner der Betheiligten auch nur eins der Papiere wieder zu-

rück erhielt. Ich hatte ein ausführliches Referat über jedes Stück beigelegt. Auf den Wunsch der Vorsteher der Bruderlade im Salzkammergut hatte ich ein Buch auf Pergament geschrieben und in schwarzen Sammt gebunden. Dies Buch enthielt die Statuten der Mitglieder der Bruderlade und Rechnung über die bis dahin empfangenen Gelder, die von Beiträgen edler Wohlthäter und armer Salzarbeiter herrührten. Die Bruderlade wurde bei Erkrankung der Mitglieder in Anspruch genommen; sie bekamen Zimmer, Lager, Arznei und Kost, bis sie wieder genasen. Das Obersalzamt verlangte die Aufhebung der ganzen Anstalt, ohne die Betheiligten über den Grund aufzuklären. Nach einiger Zeit, während sie auf Bescheid über ihre Vorstellung beim Kaiser gewartet hatten, kamen sie um die Wiedererstattung des Buches ein, erhielten aber keine Antwort.

Das Gosathal hatte mir gleichfalls eine Deputation geschickt, um seine früher empfangenen Privilegien beim Kaiser in Erinnerung zu bringen; doch ich mußte das Original zurückgeben, und durfte nur eine Abschrift nach Wien schicken. Ich glaubte damals nicht, daß die Gosaer recht hatten. Ich glaube nicht, daß eine einzige Gemeinde des ganzen Bezirks zurückgeblieben war: unaufgefordert, mit rührendem Zutrauen waren sie alle gekommen, mich zu bitten, ihre Eingaben in des Kaisers Hand zu befördern, und meinten, dann wäre geholfen. Auch ich stand in diesem Glauben, und irrte mich wie alle übrigen. Die eingerissenen Unordnungen, die Vorspiegelungen gewissenloser Beamten, die geflissentlich die Wahrheit entstellten, würden auch in einem kleinen Wirkungskreise Unheil herbeigezogen haben. Abhülfe mußte geschafft werden; das brennende Verlangen zu helfen, überwog alle Bedenklichkeiten. Ich vergaß, daß ich kein

Mann war, daß ich von allen meinen theuern und ausgezeichneten Bekannten und Freunden nie Nutzen zu ziehen versucht, daß ich kein Verständniß von den Dingen des Lebens hatte. Ich meinte, mit der Poesie wäre alles abgethan. Wie sehr war ich auf dem Irrwege! Eine rein poetische Natur wie die Karschin! Ich muß es tadeln, aber auch mein Lob aussprechen. Gibt es denn etwas Beseligenderes, etwas Gottinnigeres, Glücklicheres als eine poetische Natur? sie dichte nun mit was es sei, mit der Seele, mit der Kehle, mit dem Pinsel, mit dem Meißel, mit der Flöte, mit der Harfe, oder mit Blumen, die sie zu Kränzen windet. Sie sei Adler, Lerche, Nachtigall, Thautropfen, der auf Blumen zittert, Heimchen im Grase, summende Biene, zwitscherndes Vöglein, das nur eines Tones mächtig. Ich grüße sie als Schwester! Das Diesseits hat uns die Brücke geschlagen, über die wir wandeln, um uns im Jenseits wiederzufinden. Der Tod ist die Brücke! Der Tod, der liebevollste Freund des Lebens; der Tod, nach dem jedes inbrünstige Leben bangt! Jede Aufstrebung zum Höchsten hin ist ein Selbstmord, ein Vordringen zum Ziel, ein Lüften des Fittichs, der zu Gott hinschwingt.

Es ist mir unmöglich, in alle Umständlichkeiten, welche diesen Zeitabschnitt bilden, einzugehen; auch hat sich seitdem vieles geändert, manches gebessert. Es war der Lieblingsgedanke Ihrer Majestät, der Kaiserin, eine allgemeine Arbeitsanstalt zu errichten, dies ist geschehen. Ich erfuhr durch die höchste Frau unmittelbar vom Aufblühen und Gedeihen dieses neuen Segenswerkes. Einige Jahre lagen zwischen diesem Zeitpunkt und dem eben berührten. Ich hatte thätiger in der Mitwirkung zu diesem Unternehmen sein sollen, und muß mich bitter

tadeln, will auch gar nicht viel zu meiner Entſchuldigung ſagen: denn ich habe nachläſſig gehandelt, ich ließ mich zu ſehr von der Ueberzeugung hinreißen, daß die Kenntniß von der wahren und tiefen Wurzel des Uebels ganz allein aus dem Grunde helfen könnte; da ich hingegen mich hätte begnügen ſollen, die mir angewieſene Bahn feſten Schrittes geradeaus zu betreten und die Radicalcur des Krebsſchadens dem höchſten Gott, der alles durchſchaut und lenkt, gläubig zu überlaſſen. Soll ich mein Vergehen eingeſtehen: der mir anvertraute Zweck reizte meine Phantaſie nicht genug, das Leichteſte wird manchem zum Schwerſten! Während ich auf der einen Seite meine Kraft überſchätzte, wo ſie nicht ausreichen konnte, ſchien mir auf der andern meine Aufgabe zu leicht. Was ich wollte, zum Theil auch erlangte, blieb in der Hauptſumme unerreichbar. Es hätten Mittel dazu gehört, die mir nicht gewährt werden konnten, die ich auch nie zu verlangen wagte. Mich zermalmte die Wucht des herrſchenden Elends. Viel tauſend Menſchen, die mir weinend zu Füßen lagen und ungetröſtet wieder heim mußten, zerriſſen mir das Herz. Hierzu kam, daß meine Söhne meiner bedurften, daß Perſonen, auf die ich mich verlaſſen hatte, mein Vertrauen täuſchten. Theils hatte ich dieſe zu lieb, um ſie zu compromittiren, theils hoffte ich von der Zukunft Aufklärung und Genugthuung, theils von einem nicht unmöglichen Glücksfall Erſatz für den erlittenen Schaden, und Mittel, mich ganz allein vor den Riß zu ſtellen. Meine Handlungsweiſe war rein und treu, mein Wille edel geblieben, mein Zweck in gewiſſer Hinſicht erreicht. Der Kaiſer und die Miniſter hatten klar dies Gewebe durchſchaut, in welchem das gute treue Land wie in einem Netze eingewickelt lag; verbrecheriſche Umtriebe waren gehemmt und für die Zu-

kunft unmöglich gemacht. Von den Edelsten und Einsichtsvollsten wurde ich anerkannt. Karoline Pichler kam mir bei meiner Wiederkunft nach Wien mit offenen Armen entgegen, und sagte mir unter sanften Thränen: „Seien Sie gesegnet, liebe Freundin! Wie viel Gutes haben Sie gestiftet: drei Jahre Grundsteuernachlaß dem armen Lande, vielen hundert Menschen wieder Brot geschafft! O gewiß, Gott wird Ihnen alles segnen, was Sie für meine guten Landsleute gethan!" So sprach die theure Frau, und ich bin stolz auf ihre Worte. Bis in den Tod blieb sie meine standhafte Freundin; die Beweise ihrer Gesinnung für mich sind mir so kostbar, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie zum Druck wegzuschicken, als ich darum von ihrer geliebten Tochter gebeten wurde; vielleicht schmücke ich noch dies Werk mit diesen seelenvollen Denkmalen ihrer Liebe und Treue. Eine österreichische Natur hat noch besondere Eigenthümlichkeiten vor andern voraus; sie gibt Liebe um Liebe mit voller Herzigkeit, mit einem Zauber der Hingebung und Frischheit, der unvergleichlich ist. Auch der unbefangene Dritte, der solche Herzensergüsse liest, empfindet den Werth der Freundin, wie er sich in den Briefen an sie spiegelt, zugleich mit dem der Schreiberin des Briefes; die Wärme und Liebe darin gehen in seine Brust über. Die Unmittelbarkeit der Ausdrücke wirkt auf ihn, und er liebt zwei Wesen, indem er einen Brief lieset; unwillkürlich wird der Brief zum Bilde derjenigen, an welche er gerichtet ist. Ein Theil unserer Correspondenz war ergötzlich für den Dritten, er betraf ganz einfach die Leinwanderzeugung in Salzkammergut. Es war uns so ernst um die Sache, daß man hätte glauben sollen, wir hätten zeitlebens nichts gethan als gesponnen. Es fällt mir hierbei ein, daß uns unser Freund Hammer

einmal erzählte, als er uns eine große Soirée gab: einer seiner Freunde, der uns nicht kannte, obschon er lange mit uns gesprochen hatte, habe ihn gefragt: wer die beiden artigen Frauenzimmer wären, die er vergessen habe ihm zu nennen. „Habe ich das?" fragte Hammer, „ich muß gedacht haben, Sie wüßten es; dies war die Pichler und die Chézy." „Das machen Sie einem andern weis", rief der Fremde, „die Pichler und die Chézy, zwei so einfache Frauen!" Hammer fühlte, wie sehr uns dieser Ausspruch schmeichelte, und verließ uns mit selbstzufriedenem Lächeln.

Hammer's Kreis war stets ein auserlesener, er wich nie von seiner Eigenthümlichkeit ab. Einmal wurde er vom Tisch abgerufen; ohne weiteres eilte er die Treppe hinunter, und kam nach einigen Minuten wieder mit dem Ausruf: „Er paßt wie angegossen!" Es ergab sich nun, daß man ihn von der Tafel gerufen hatte, um seinen Sarg zu probiren. Er bezeigte darüber die größte Freude, und belebte alle seine Gäste durch seine Heiterkeit. Hammer war damals sehr jung, und wird, wie ich glaube, es bis zum Tode bleiben. Ich schätze ihn glücklich, den erkorenen Sterblichen, dessen Geist Frühlingsknospen treibt! Sein Glück ist um so mehr zu preisen, als ein orientalisches Studium oft ein ganzes Leben freudlos macht. Hammer hat übrigens niemals Jüdisch studirt; Türkisch, Arabisch und Persisch sind bekanntlich heitere Studien, dankbarer für das Leben. Das Sanskrit ist eine Leiche, erstarrt in eigener Vollkommenheit und Pracht. Lebendige orientalische Sprachen sind ewige Blüten, die immer wieder Früchte treiben, sich aus sich selbst organisch wieder neu gebären.

Nicht lange war ich in Wien zurück, als ich durch eine Gehirnentzündung an den Rand des Grabes gebracht

wurde. Dr. Grohmann, der Arzt und vertraute Freund des Ali Pascha von Janina, behandelte mich mit der größten Sorgfalt, kam täglich zwei mal, zuweilen öfter. Zu derselben Zeit erkrankte Sophie Müller, die liebenswürdigste und begabteste der Tochter Thaliens und Melpomenens. Zu dem Reiz und der Anmuth ihrer Erscheinung, zum gediegensten Talent gesellte sich die Würde ihres Wesens, die Unsträflichkeit ihres Wandels, um sie der Liebe und Achtung ihrer Zeitgenossen in hohem Grade, und für alle Zukunft hin zu sichern. Sie war von hoher unbekannter Abkunft. Purpur und Diadem schmückten nicht ihre letzte Lagerstätte, sie umschwebten sie unsichtbar. Vielleicht waren die Urheber ihrer Tage nicht ganz einverstanden mit der Laufbahn, welche sie aus Beruf und Neigung erwählt hatte, und deren Opfer sie wurde; denn das Leben nimmt Rache an dem, der seine unerläßlichen Bedingungen besiegen und beherrschen zu können im Wahne steht. Sophie Müller — dies war der einfache Name, den sie trug — kam noch im Sommer 1828 von einer Kunstreise zurück aus der herrlichen Steiermark. Welche Kränze hatte sie errungen, welche Bewunderung und Liebe erregt! Sie wurde mit unbeschreiblicher Ungeduld erwartet. Sie mußte an dem Hochgebirg, dem Grimming vorüber, und reiste nachts, um schneller nach Wien zu gelangen. Es war in der Mitte des Hochsommers, wo erdrückende Hitze herrschte, als sie, von ihrem wackern Pflegevater begleitet, nicht winterlich verhüllt, sondern der Jahreszeit gemäß angekleidet, mit Extrapost auf der Straße nach Wien fuhr; da, wo eine Biegung des Berges den schärfsten Nordwind Spielraum läßt, wurde sie durchschaudert von seiner Wuth, halb erstarrt kam sie auf der nächsten Station an. Ihre Ungeduld beseitigte alle Rücksichten. Sie gelangte nach Wien im be-

denklichsten Zustande. Sie erklärte gleich bei ihrer Ankunft, nicht auftreten zu können, und bat um Aufschub. Die Direction, die nach der Art so vieler glaubte, daß alles geschehen würde, weil, und wie sie es wünschte, nahm keine Notiz vom Zustand der jungen Künstlerin, hielt ihre Weigerung für eine Grille, und schickte ihr den Theaterarzt, der entscheiden sollte, ob sie auftreten könne oder nicht. Sophie Müller, die für ihren Beruf glühte, die zu hoch stand, um kleinliche Rücksichten geltend zu machen, ja zu spielen brannte, wenn es ihr möglich gewesen wäre aufzutreten, sie erhielt Befehl von der Direction, nächstfolgenden Tags als Preciosa zu erscheinen, weil der Theaterarzt erklärt hatte, sie würde es im Stande sein. „Was bedarf es eines Befehls", rief sie in edler Entrüstung, „ich werde auftreten, und sollte ich todt auf das Theater hinfallen." Sie erschien, entzückte, riß hin, und mußte im Zustand einer Leiche von der mit Kränzen bedeckten Bühne fortgetragen werden, um nie wieder auf der Bühne zu erscheinen; sie brachte die Nacht im gefährlichsten Zustand zu.

Ich war damals schon im Stadium des Genesens, und fuhr gleich andern Tags zu ihr hin. Ich fand sie bedenklich krank, sodaß ihr Zustand mir die lebhafteste Besorgniß einflößte. „Kann ich gesund werden?" fragte sie mich. „Nicht wahr, Sie sind ja im Begriff zu genesen?", „Jawol, Liebe!" entgegnete ich ihr wehmuthsvoll. „Wenn Sie eine arme Dichterin wären, die sich mit ihrem bescheidenen Arzt begnügt und ihm vertraut, so könnten Sie genesen! Da aber alle Aerzte zu Ihnen müssen und jeden Tag Consultationen vor Ihrem Bette halten, so werden Sie schwerlich genesen." Sie seufzte, und ich suchte sie zu trösten; doch vergebens. Sie fühlte den nahen Tod. „O", rief sie, „ich bin hungrig, und darf

nur durch die Haut genährt werden; ich verdurste, und darf nicht trinken; ich verschmachte, und darf keinen Athemzug frische Luft schöpfen; so jung muß ich sterben!" Die Aerzte gaben ihr endlich eine Amme, die mit ihr nach Hitzingen fuhr. Nicht lange konnte sie ihr das Leben fristen. Sie erlosch wie ein Licht, sanft ergeben, und schweigend. Nie war eine Trauer allgemeiner und rührender, als die um Sophie Müller. Ich muß darthun, daß mir zarte Rücksichten geboten haben, manches Rührende und Herzerhebende, das auf ihren Tod Bezug hat, zu verschweigen. Von ihr könnte man sagen, wie der französische Dichter von einer entzückenden früh Dahingeschiedenen singt: „Sie starb, und hatte gelebt wie Rosen leben, eine Morgenstunde!" Ich war zu tief von ihrem Tod erschüttert, um etwas anderes zu haben als meine Thränen.

Als ich begann wieder zu Kräften zu kommen, erhielt die Vergnügungssucht wieder ihr früheres Recht. Mit meinen Söhnen besuchte ich die Theater, die mir alle offen standen, die Concerte und die Kreise werther Bekannten. Jetzt ist alles anders als es damals war. Sollte es wirklich schöner sein, weil alles kolossal geworden? Sollte nicht die Ausführung der Meisterwerke früherer Jahre, in der frühern Anspruchslosigkeit, echtern Genuß gewährt haben? Wäre es nicht möglich, daß ein hoher Kunstgenuß mehr Anklang, allgemeinere Wirkung gerade durch eine gewisse Beschränkung gewönne? Mir kommen die kolossalen Einrichtungen, zu denen jetzt hundertfach vermehrte Mittel gehören, unerfreulich vor. Nicht durch sinnlichen Aufwand soll die Kunst wirken, sondern durch geistige Gewalt, denn das ist eben ihr höchster Reiz und Zauber! Der Erfolg künstlerischer Bestrebungen hängt noch hauptsächlich von der Stimmung des

Hörers ab. Wer Liebe und Andacht in die Räume der Kunst hineinbringt, den wird eine Nachtigall im Walde tiefer rühren und süßer entzücken, als ein Chor von tausend Nachtigallen. Wer eine Rose erblickt im ersten Morgenstrahl, dem wird dieser Anblick und Duft süßere Wonne gewähren, als ein See von Rosenessenz, auf dem er wogen kann. Das Geheimniß des Genusses ruht in den Schranken die es umfrieden; nicht im Aufwand der Mittel, sondern in der weisen Anwendung ist es enthalten. Der Geist ist der eigenste Schöpfer der Geistreswonne. Eins der Lieblingsworte der Franzosen, die ich in meiner Jugend gekannt, wenn von einer genialen Zeichnung oder Skizze die Rede war, wie z. B. von einer rasch hingeworfenen Zeichnung von Claude Lorain, Ruisdael, Rafael, hieß: „C'est fait avec rien." Was meinte man damit anders, als den Sieg des Geistes über das Irdische, das Nichts der Mittel, und die Allmacht des Genius? Ich danke Karl Maria von Weber einige dieser Ansichten, und ihre Anwendung auf die Theorie des Kunstgeschmacks und der Poesie überhaupt. „Die Ueberbietung der Mittel", äußerte er eines Abends, „ist der erste Schritt, der zurück in das Chaos führt; hüten wir uns davor, die Klippen sind unübersehbar!" Ich finde, daß Weber im „Freischütz" die Oekonomie der Mittel am glücklichsten angewendet. Freilich waren seine Mittel die siegreichsten, sie werden ewig rühren, denn sie sind aus dem heiligsten und lautersten Born rein geschöpft. Das ergreifende Drama ruht auf den einfachsten und unerschütterlichsten Stützen: Unschuld, Liebe, Gottvertrauen. Das süße Kind Agathe ergreift und fesselt, nicht durch Prunk und Glut, nur indem sie die tiefsten und verborgensten Saiten des Menschengefühls anschlagt. Jung-

fräulich wie ſie ſelbſt, iſt auch ihr Bild, nie hat ein ſüßeres die Bühne geſchmückt.

Sophie Müller, die junge Künſtlerin, ſtarb an der Bruſt ihrer Amme. Die Aerzte hatten geglaubt, ſie retten zu können. Nur um ihren Pflegevater war ſie beſorgt. Die Mitglieder ihrer eigenen Familie nahmen herzlichen Antheil an ihrem Loſe, und kamen ihren Bitten entgegen. Wenige Perſonen waren in das Geheimniß ihrer Abkunft eingedrungen, ſie ſelbſt hatte es nie durch einen Laut verrathen. Sie war eine der wenigen Prieſterinnen der Kunſt, die allein für die Kunſt lebte, wie Agneſe Schebeſt, die noch reicher entwickelt, noch tiefer in die Kunſt der Myſterien eingedrungen war. Weder empfand die Welt je was ſie in Agneſen beſaß, obwol vielleicht keine Künſtlerin jemals ſo zart und innig, ſo der Reinheit ihres ganzen Weſens würdig gefeiert werden, noch war die Empfindung, welche der Mann ihr widmete, dem ſie ſo unerſchwingliche Opfer brachte, ihrer unendlichen Liebe werth, denn wie ſelten verſteht ein Mann wahre Liebe! Wie ſelten lebt einer, der ſie ertragen kann!

Seit Agneſe Schebeſt in Trübſinn verſunken, habe ich unmittelbar nichts mehr von ihr gehört. Ihr Schmerz war ſo groß und tief, daß ich nie daran zu rühren wagte; für ein ſolches Leid hat Gott allein Troſt. Mich empört es, wenn Menſchen tröſten wollen, die es nicht verſtehen; ihre Worte ſind vergiftete Dolchſtiche. Ein gerechter Schmerz hat einen Frühling, eine Blütezeit, er muß aufblühen. Ich ſchrieb einmal der Dulderin Fouk:

O klage nicht, brennt deine Wunde heiß!
Schmerz führt dich hin, wo Glück den Weg nicht weiß

Ich fand vielfach Anlaß, die Kaiserin zu sehen; diese Stunden waren Entzückungen, nicht wegen ihres Ranges vor der Welt, sondern unter den himmlischen Naturen, die Gott der Welt schenkt, damit sie vom Himmel wieder erfahre, den sie so gern vergißt. Ich wage es nicht, sie zu schildern, ihre Worte zu wiederholen; ich sage nur, daß ich ein Menschenherz im Frühling seiner Blüte gesehen, und vor ihrem Angesicht erkannte, welch ein Himmelsgebild der Schmerz aus dem Menschen macht. Möge dieser süßen Erinnerung ein Lied gewidmet sein, welchem ihre Thränen flossen, als sie es von mir hörte! Es heißt: „Wohl und Weh". Ich schrieb es an Ernst von der Malsburg in seinem Leid.

Hast du, Herz, kein Leid erfahren,
Kennst du nicht die höchste Lust!
Jedisch Weh' muß in der Brust
Wohl vor ew'gem Weh' bewahren.
Schatten Licht erst offenbaren,
Sonne glühn aus tiefer Nacht,
Daß du wissen: Liebe wacht!
Die aus lichten Sternenräumen
Schmerzlich lächelt unsern Träumen,
Lächelt süß, wenn wir erwacht.

Laß des Glückes Unbestand
Nie den frommen Muth bezwingen!
Unser Hoffen, Streben, Ringen,
Ist's in Gott nicht, ist's nur Tand.
Knüpfe durch des Glaubens Band
Hoffnung, die vom Himmel nieder
Stieg, an ihre Heimat wieder,
Dann schaust du der Liebe Licht,
Und die Hoffnung täuscht dich nicht,
Trägt dich auf dem Glutgefieder.

Nur die Nacht macht offenbar
Gottes lichte Sternenbahnen;
Was im Wohl wir dunkel ahnen,
Wird im tiefsten Weh' uns klar.
Zeigt der Tag der Blumenschar,
Die im Thau der Wiese funkeln,
Einer Stunde Licht, bald Dunkeln,
So laßt Nacht die Blüten sehn,
Die im Thau der Liebe stehn,
Die im Licht des Glaubens funkeln.

Was dein innres Herz verheißt,
Wird der Vater dir gewähren;
All' dein Weh' in Lust verklären,
So du recht vom Liebe weißt.
Muth gefaßt, bewegter Geist!
Blick' zur Heimat! Auserkoren
Ist wer leidet! Unverloren
Ist jedwede Thräne dein.
Jenseits winkt im Sternenschein
Ewig Wohl aus Weh' geboren.

Geschah es in der Absicht, um mein Herz für künftige Schmerzen auszurüsten, daß die hohe Frau jedesmal, wenn ich sie sah, so weich, so hingebend war, ich weiß es nicht; ich fühle nur, wie nachhaltig solche Stunden für das Leben sind, wie sie durch Thränen schimmernd ein zerdrücktes Herz wieder heben, und die Gabe des Liedes als eine göttliche zeigen, der die Welt nichts anhaben kann!

Der vergangene Winter hatte ein Füllhorn süßer Gaben ausgeschüttet; der Sommer gab ihm nichts nach. Mein Max fehlte mir empfindlich; er war zwar bei dem Vater, der es ihm Dank gewußt, daß er kam, der gegen Freunde geäußert hatte, „er feiere ein neues Leben in seiner Gegenwart"; doch ich hatte ein so bestimmtes Ver-

gefühl der Dinge, die kommen mußten, daß mein ängstbeklommenes Herz mir keinen ruhigen Athemzug gönnte.

Als mein Sohn von Paris gesprochen hatte, wo es denn doch seine Pflicht sei, nach dem Vater zu sehen, hatte ich ausgerufen: „Um Gotteswillen, Max, nicht nach Paris, du läufst ja der neuen Revolution geradezu in die Hände!" Max erstaunte. Er war schon mehr als einmal Zeuge eines ähnlichen Auftritts gewesen. „Die neue Revolution!" rief er aus, „liebe Mutter, wo soll denn eine herkommen, und gegen wen?" „Ich weiß nicht", rief ich aus, „aber die Revolution ist nach meinem Gefühl unvermeidlich, sie wird blutig und entsetzensvoll sein!" Max schüttelte sein Haupt. Es war im November 1829. Ich hatte keinen Brief bekommen, keinen Besuch aus Paris oder Deutschland, las keine Zeitung, bekümmerte mich nicht um die Weltbegebenheiten, verstand auch nichts davon, wußte nicht, welche Rotte Karl X. umgab und ihn misleitete. Dieser war umsponnen; er glaubte, er könne mit der schwachen Greisenhand die Zügel führen, denen die kräftigsten Männerfäuste nicht gewachsen waren. Ludwig Philipp fühlte die Mängel und Misgriffe um ihn her, er hatte Geist und Muth; er wollte jene Mängel abstellen, es gelang ihm nicht. Sein junger Mitbewerber, längst schon bereit mit einem beherzten Griff das funkelnde Diadem an sich zu reißen, verfehlte den rechten Augenblick nicht. Ludwig Philipp brachte ein Opfer; es wäre gut, wenn niemand das vergessen hätte. Er brachte es minder aus persönlichen Rücksichten, als um das Land von Anarchie zu retten. Er wurde Generallieutenant des Königreichs, um nicht die längst verlorene Sache der Republik zu fördern. Er hätte auch unrecht gehabt, wenn er das unternommen hätte; die Franzosen waren der Republik satt. Was hatte sie ihnen gebracht? Früher

den jungen Taumel, dann die alten Ketten, die waren mürde geworden. Das Volk, das noch kürzlich der Erde Geſetze vorſchrieb, war von ſeiner ſchwindelnden Höhe herniedergedruckt worden; das Volk griff gläubig nach der mächtigen Hand, die es wieder emporſchwingen ſollte aus der Schmach ſeines Drucks in die goldenen Regionen der frühern Gewalt. Niemand ahnte, daß das Kaiſerthum nur ſcheintodt ſei, daß es aus der Aſche wieder hervorſteigen würde, daß es in Blut, in Bein und Mark der ganzen Nation übergegangen, und nur durch ein gänzliches Zermalmen des ganzen Kerns auszurotten ſei. Doch an dieſem Kern werden ſich künftig die mächtigſten Völker die Zähne ausbeißen. Frankreich hat noch eine unabſehbare Zukunft vor ſich. Es muß noch der Welt Geſetze geben, oder es wird zertrümmert. Nicht Napoleon machte die Armee, ſondern die Armee erkannte in ihm den Stoff, aus welchem er hervorgehen konnte, aus welchem die hervorgegangen waren, die ſeine Vorgänger geweſen. Der Soldat empfand, daß die Armee bei Napoleon's Führung nicht Maſchine ſei, ſondern ein beſeeltes Ganze werden mußte. „Du willſt Ruhm, General!" tönte es ihm aus den Reihen zu; „gut, Ruhm ſoll dir werden!" Sie riefen ein anderes Wort, das gemeinſte und höchſte aller Wörter der Sprache, das Wort, worüber Sterne ſo jungfräulich erſtaunt und ſo theilnahmsvoll klagt, das Univerſalzeitwort, womit der Franzoſe alles ausſpricht, was er ſagen will. Das Wort, welches ich nicht ſchreiben würde, wenn ich auch ein Mann wäre, wiewol es auch hier ſtehen ſollte; denn es iſt hiſtoriſcher wie ſelten ein anderes war. Es war in dem Augenblicke, wo es die Armee ihm zurief, ein Gelöbniß, ein freudiger Verzweiflungsſchrei. Es wurde geloſt, mit dem glühendſten Herzblut beſiegelt. Dies war

die Armee, der Napoleon zugerufen hatte: „Soldaten, bedenkt, daß von den Spitzen dieser Pyramiden vierzig Jahrhunderte auf euch herabsehen!" Der Muth hatte damals seinen Silberblick. Jetzt gibt der Feldherr Königinnen unerhörte Festlichkeiten, und ein tapferes Volk läßt sich hinschlachten, weil es soll und muß, und eben darum auch will. Nie werden sich dieses Volkes Lorbern entfärben. Der Franzose ist um so preiswürdiger, weil er ohne Enthusiasmus nur in Erinnerung früherer Größe das ist, was seine Väter waren. Es gilt nicht mehr die Freiheit, nicht mehr das Vaterland, nicht mehr den Feldherrn, der jeden Augenblick bereit war sein Blut zu verspritzen, es gilt den französischen Ruhm, dieses Palladium, das den Enkeln anvertraut ist, und ewig über ihrem Namen flammt. Die Stunde wird schlagen, wo der Franzose mit wiederbelebter Begeisterung kämpft.

Meine ahnungsvolle Warnung hatte bei Max keinen Eindruck gemacht. Er verließ noch im Januar Gmunden, und ging von innerm unwiderstehlichem Drang getrieben nach Paris. Diese Nachricht war mir ein Donnerschlag. Es wurde ihm schwer mich zu verlassen, darum geschah die Reise heimlich, ohne Rücksprache mit mir. Ich hatte ihm, falls er sich zur Abreise entschloß, so unendlich viel zu sagen für den Vater, der für uns viele Jahre lang stumm gewesen, was nur ein Sohn bestellen konnte, was nicht zu Papier durfte. Max schrieb mir endlich selbst von Paris. Er hatte diejenige, welche die Urheberin unserer Leiden seit so vielen Jahren gewesen, auf dem Sterbelager getroffen. Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen, sie pries seinen Entschluß nach Paris zu kommen, sie sagte dem Jüngling unverhohlen: „Gut, daß Sie zum Vater gekommen

ſind, ſeien Sie ſein guter Engel, erheitern Sie ihn!" Und im Sterben ſagte ſie noch zu Chézy: „Laſſen Sie Madame kommen!" Sie ſtarb am Bruſtkrebs unter unbeſchreiblichen Martern. Ihr Tod wurde mir nicht gemeldet.

Chézy's Charakter ließ keinen Entſchluß in ihm reif werden. Niemand von der Familie hatte Mitleid genug mit der Mutter ſeiner Kinder, um mir von dem Vorgefallenen Nachricht zu geben, ſie fürchteten meine Vorwürfe. Gott, wie ſchlecht kannten ſie mich, wie unverſtanden war ich von ihnen geblieben!

Chézy ließ ſeinen Sohn Max dort unter dem berühmten Herſent als Maler ausbilden. Mein älteſter Sohn war nach München gegangen, um dort die Rechte zu ſtudiren. So war ich denn im Gebirg allein und unbeſchreiblich traurig.

Noth, Arbeitsloſigkeit und Betrübniß der Gebirgsbewohner konnten durch die geringe Hülfe, die von Wien aus anlangte, nicht gehoben werden; es war ein Tropfen im Meer. Der Hoffnungsfunke einer beſſern Zeit verglomm allmählich.

In Paris brach die Julirevolution aus. Ludwig Philipp gewann das Vertrauen der fremden Mächte. Er ergriff behutſam die Zügel der Regierung, vernichtete die Folgen der Revolution, und wußte ſeine Franzoſen wieder unvermerkt ins alte Gleis zu lenken. Ich war damals zum Beſuch auf dem Schloße Wirting bei der liebenswürdigen Familie des Grafen von Seeau. Seit vielen Jahrhunderten iſt dieſe Familie berühmt. Dieſe Grafen haben den Traunfall, die Ems und die Traun ſchiffbar gemacht, den Salzberg bei der Hallſtadt entdeckt, und die prächtige Kirche in Lauffen im Obern Kammergut erbaut. Auch findet ſich in ihrem Wappen eine bezeich-

nende Spur von ihrer Wirksamkeit und ihren Thaten im Morgenlande. Im Jahre 1830 im Juli fand ich den Abkömmling so ruhmvoller Vorväter auf seinem Schloß zu Grunde gerichtet, durch einen Proceß, von Zeitverhältnissen unschuldig in seinen Rechten gekränkt, und in seinem Wohlstand erschüttert. Seine verehrungswürdige Gemahlin, Mutter zwei schöner Töchter, die noch im ersten Aufblühen waren, gab in diesem entlegenen Waldbezirk ein bewunderungswürdiges Beispiel heldenmüthiger Aufopferung und Entsagung. Geboren und erzogen in den großartigsten Verhältnissen, Gemahlin eines der ausgezeichnetsten Adelichen, der in glänzendsten Vermögensumständen war, ausgestattet mit allen Vorzügen der feinsten Bildung, traf die edle Frau und ihren Gemahl der Schlag, der ihren Wohlstand zerschmetterte, und von dem sich ohne ihren standhaften Muth ihre Familie nie wieder erholt. Ich will sie schildern, wie ich sie antraf: freudig ergeben, angestrengt thätig, unermüdet in Ausübung ihrer schweren Pflichten, ihren Gemahl aufrichtend, durch ihre Liebe tröstend, ihren Töchtern die sorgsamste Mutter, die aufgeklärteste Freundin. Vor Tagesanbruch eilte sie hinunter in schwerer grober Kleidung, die Arbeiten des Gesindes überwachend; um 8 Uhr wendete sie eine Stunde an das heitere und belehrende Familiengespräch beim Frühstück. Vorher hatte sie schon ihre bäurische Tracht mit einem bescheidenen Hauskleide verwechselt; ein fast unscheinbares Stückchen Band bezeichnete die Stelle, wo der Sternkreuzorden bei Hoffesten geglänzt hatte. Ein einfaches Häubchen bedeckte der Matrone schönes Haupt, auf welchem früherhin prachtvolles Geschmeide gefunkelt. Sie nahm nun mit ihren Töchtern an einem Tische Platz, der mit Büchern und Zeichnungen beladen war,

und begann ihre Lehrstunden, die bis zur Tafel dauerten. Musik, Malerei, Zeichnungen wechselten hier miteinander ab. Für Geschichte und Geographie, Botanik und Sternkunde wurde durch gute Bücher aus der Bibliothek des Grafen gesorgt. Die Nachmittage und Abende gehörten seinen weiblichen Arbeiten und dem Genuß der freien Natur. Die jungen Gräfinnen waren bildsam und heiter; sie beglückten ihre gute Mutter, die zu sagen pflegte: „Ohne unser Unglück würde ich vielleicht nicht glücklich sein!"

Nur einige schöne Tage waren mir hier vergönnt. Die Nachricht von den pariser Begebenheiten, überraschend wie ein Schlag aus heiterer Luft, scheuchte mich fort. Ich mußte nach Gmunden. Ich hoffte dort auf Briefe von meinem Max. Konnte er nicht ein Opfer der drei verhängnißvollen Julitage geworden sein? Alle baten mich, zu bleiben. „Wenn ein Unglück ihren Max betroffen hat", rief die Gräfin, „so werden Sie sich bei uns leichter trösten!" „Nichts auf der Welt wird mich trösten", sagte ich ihr, „wenn mein Max mir entrissen worden!" Ich schied, und verhieß wiederzukommen; doch ich konnte nicht.

Ich brachte die Nacht in Gmunden in herzzerreißender Bangigkeit zu. Die Standhaftigkeit, mit der ich mich dem Kreise des Schlosses Wirting entrissen, wurde durch einen lieben Brief belohnt, den ich schon am Morgen empfing. Bereits waren die Unruhen in Frankreich gestillt, mein Sohn war geborgen; doch ich trug in mir die Ahnung der künftigen Geschicke Frankreichs, und ruhte nicht, bis ich meinen Sohn aus diesem Lande zurückhatte. Mein Ahnungsvermögen hatte mich nicht getäuscht. Bei den nachfolgenden Kämpfen, nach den Julitagen von 1830, fielen drei Mann aus der Compagnie

meines Sohnes, welche dicht neben ihm gestanden hatten. Schon seit März 1831 war er wieder wohlbehalten bei mir in München, wohin ich Wilhelm nachgefolgt war, weil er mich in seine Nähe wünschte. Seine Gesundheit war schwankend, er konnte die münchener Luft schlecht vertragen, und bedurfte häuslicher Pflege und Kost.

VI.

München. — Chézy's Tod. — Neuer Aufenthalt in Paris.

München machte bei meiner ersten Ankunft keinen angenehmen Eindruck auf mich; es hat sich seitdem sehr verschönert. Ich traf dort die Brüder Boisserée, wie überall und immer rühmlich beschäftigt. Melchior leitete die unübertrefflichen Arbeiten der Glasgemälde, in welchen ein Theil seiner Galerie zum zweiten mal in voller Herrlichkeit erblühte. Sulpiz gab seinen Dom von Köln heraus. Beide waren in ihrer Thätigkeit noch so jung, so lebenskräftig wie ich sie als Jünglinge gekannt; beide übten noch die vorige Gastlichkeit gegen die Fremden, welche ihre Kunstwerke zu sehen kamen, und ihr Haus war noch immer der Sammelplatz aller berühmten Gelehrten, Künstler und Literatoren.

Die Königin Therese ließ mich kurz nach ihrer Ankunft zu sich rufen. Ich fand sie höchst liebenswürdig, und ganz so, wie sie mir die Kaiserin und die Erzherzogin Sophie geschildert hatten. War sie doch eine Schwestertochter der Königin Luise von Preußen. Sie hatte Aehnlichkeit mit ihr, und nicht blos äußerliche. Als die Rede von meinen Söhnen war, und sie erfuhr,

daß Max bei der Nationalgarde ſei, fragte ſie mich? „Aber was thut denn Ihr Sohn bei der Nationalgarde?“ Ich antwortete raſch: „Das iſt der Zwang der neuen Freiheit, Ew. Majeſtät!“ Dies Wort gefiel ihr außerordentlich, es klang, wie das Meiſte was ich ſprach, beinahe unbewußt aus meiner lyriſchen Natur heraus. Wäre ich beſonnen, wäre ich nicht Helmina! Die Königin ſelbſt war ſo expanſiv, daß ſie einen durch den Zauber ihrer Gemüthlichkeit verlockte, ihr gegenüber laut zu denken. König Ludwig's Bezeigen war ganz verſchieden von dem ſeiner Gemahlin. Sie vergab ſich kein Haar breit von ihrem Rang, ſo huldreich ſie ſich oft benahm; König Ludwig dagegen ging im Schloßgarten mit dem Literaten Saphir ſpazieren. Ich traf ihn ſelten bei der Königin, fand ihn immer ſehr gedankenvoll und zerſtreut. Es lag ihm am Herzen, München ſo reich als möglich auszuſchmücken; er ſann unabläſſig darauf, wenig andere Gegenſtände hatten Intereſſe für ihn. Sein Hauptzweck dabei war ein ſehr menſchenfreundlicher, er wollte es nie an Arbeit in München fehlen laſſen. Doch ich bemerke, daß ich von ihm rede wie von einem Todten, und wie von einem Unthätigen, wogegen ich glaube, daß er noch immer für das Ganze lebt und thätig wirkt, und jetzt auch glückliche Tage feiert. München war damals ſchon eine unerſchöpfliche Fundgrube, und iſt es gewiß jetzt noch mehr.

Einer der erſten angenehmen Eindrücke, die mein neuer Aufenthalt mir gewährte, war das Wiederfinden eines theuern jungen Freundes, mit welchem in einem Augenblick das ſüße Bild des entzückenden Thales im Rheingau 1811 vor mir ſtand. Der Kreis, der mich damals liebend umringte, die unausſprechlich herrliche Gegend, und die ganze Stimmung jener Tage erwachte wieder in meiner

Brust. Lebhaft wie ich bin, wollte ich Karl von Gemmingen sogleich in mein Haus einführen. Er konnte nicht mit hinaufkommen, ich mußte mein wiedergefundenes Glück allein in mir selbst verarbeiten. Karl von Gemmingen, damals bairischer Offizier, war ein Mann von seltenen Geistesgaben und geläutertem Kunstgeschmack, den ich im Rheingau hatte kennen lernen. Er lebte mit seiner edeln Mutter in München, wo er ein reichhaltiges Museum gesammelt und noch täglich vermehrte. Er lud uns an demselben Abend zu sich, um es mir zu zeigen. Er nahm es späterhin mit nach Nürnberg, wo er der glückliche Gatte einer ihm gleichgesinnten jungen Patricierin wurde. An jenem Abend fand ich bei ihm eine sehr interessante Familie, die des geistvollen Architekten Vorherr, desselben, dem wir die erste Anleitung zum „Sonnenbau" verdanken; einen der segensreichsten Fortschritte für die ganze Menschheit, der vielleicht noch nicht genug berücksichtigt worden, weil alles Große und Gute einen schwierigen Anfang hat!

Vorherr theilte mir seine trefflichen Schriften über den Sonnenbau mit, sie sind mir weggekommen. Ich hoffe, daß sie gewirkt haben. Jene Zeit war zu verhängnißvoll für mich, als daß ich hätte nach der Selbstbefriedigung streben können, für das Gedeihen und die Ausbreitung dieser Idee mitzuwirken. In meinem Kreise habe ich späterhin, durchdrungen vom Gefühl des Segens ihrer Auffindung und Begründung, das wenige gethan, was in meinen Kräften stand. Für heute muß ich mich darauf beschränken meine Meinung auszusprechen, daß die Cholera nicht hätte wurzeln und sich ausbreiten können, wenn Vorherr's System allgemeine Beherzigung gefunden hätte. Möge sich indeß der edle bescheidene Erfinder dessen erfreuen was ihm gelungen ist, und über

das tröſten was unterblieb. Wir verlebten genußreiche Abende mit dieſer werthen Familie und in deren Kreis. Frau Oberbaurath Vorherr und ihre liebliche Tochter Adeline mußten mir ſehr theuer werden. Adeline verhieß alles, was ihre Mutter ſchon erfüllt hatte; beide waren edle Naturen von harmoniſcher Bildung. Vorherr bewies Gefühl und Sinn für alles, was einen Ehrenmann in dem Philoſophen Krauſe erfreuen konnte. Letztern traf ich noch kurz vor ſeinem Lebensende bei ſeinem Freunde Vorherr. Er ſchien mir leidender als ehemals, und ich ſchied mit achtungsvoller Wehmuth von ihm. Ueber die Geſtalt, welche Krauſe's Hinterbliebene den Verhältniſſen gegeben, die zwiſchen uns obwalteten, mögen ſpäterhin über meinem Grabe diejenigen, die genau darum wußten, Auskunft geben; die Acten liegen vor. Die Nachwelt möge dann ihr Urtheil darüber fällen, ich berühre ſie blos an dieſem Ort, um zu erklären, daß ich blos aus Schonung und Rückſicht für den Verſtorbenen, der an allem unſchuldig war, darüber ſchweige. Wer kann dafür, wenn die Seinigen entarten! König Ludwig, Königin Thereſe, vor allem die hochgeſinnte Witwe, Königin Karoline, gaben mir die rührendſten Beweiſe klarer Anerkennung und zarten Mitgefühls über das Misgeſchick, das mich traf wie ein Donnerſchlag aus heiterer Luft, ohne mich beugen zu können. Das Bubenſtück war mit der größten Schlauheit entworfen; zwar blieben mir die Urheber lange verborgen, aber deren Werkzeuge hatten ſich auf der Stelle kund und bloßgegeben, ſie konnten es vermöge der Strafloſigkeit, welche ihnen zugeſichert war. Als ich die Grundfäden des Gewebes durchſchauen konnte, erfaßte mich ein Ekel, meine Kraft dagegen zu kämpfen erlag, denn die Verfolgung gegen mich kam von einer Seite her, von wo man ſie nicht erwarten, ja nicht einmal

ahnen konnte. Man wollte mich vernichten. Was davon gelang, konnte nur durch die schnödesten Mittel erreicht werden. Die Zeit mußte kommen, wo man diese durchschaute, und die Beweggründe zur That für unedel erkennen mußte; dann war mir der Sieg gewiß.

Noch bin ich nicht dahin gelangt, mit kaltem Blute von dieser Sache und deren Folgen zu sprechen; doch diese Zeit wird kommen. Der Sterbliche schält immer mehr von seiner Hülse ab, bis der Tod die letzte sprengt, die ihn noch gefangen hielt! Ich habe einen langen und schweren Kampf wegen dieser Sache bestanden. Auf gewaltsam empörende Weise wurde ich durch eine falsche Anklage angegriffen. Ich konnte mich auf der Stelle rechtfertigen, und that es. Nachdem ich den Beweis meiner Unschuld, durch den die Anklage sogleich vernichtet wurde, vollständig gegeben hatte, sagte die Gerichtsperson, welche mich aufgefordert hatte, mich über den Gegenstand zu erklären, mit tiefer Wehmuth folgende Worte: „Wir sind Ihnen Satisfaction schuldig, diese soll Ihnen zu Theil werden, unsere eigene Ehre erfordert es! Empfangen Sie jetzt den Ausdruck unserer vollkommensten Achtung und unsers Schmerzes über das Geschehene! Wir können es nicht wieder gutmachen; Sie müssen Trost und Erhebung in Ihrem Bewußtsein, und in unserer aufrichtigen Reue suchen!“

Ich blieb äußerlich gelassen, Gott hatte mich gestärkt. Ich hatte meine ganze Fassung in einem Augenblick bewahrt, wo vielleicht nicht eine Person von Gefühl und Ehre den Muth zu leben sich erhalten hätte. O, es war unverkennbar, es war unmittelbar göttlicher Beistand, der mich emporhielt! Ich stand ganz allein, meine Söhne waren fern, mein Mann in Paris. Meine hohen Beschützerinnen, die Königin Karoline und Therese, waren

nicht in der Nähe, doch die Königin Therese wurde jeden Augenblick erwartet. Ich gab Ihrer Majestät sogleich Nachricht von der Schändlichkeit, die an mir verübt worden. Sie schrieb mir durch Fräulein von Tenelle Worte, die ihres Geistes und ihres Gemüths würdig waren. Dasselbe that später König Ludwig. Mein Max, der auf die erste Nachricht von dem empörenden Vorgang von Gastein nach München eilte, damit ich an seinem Herzen den süßesten Trost fände, den mir die Welt noch bieten konnte, bewies sich als ein treuer beherzter Vertreter der Ehre seiner Mutter. Ich ersehnte und erstrebte mit Recht volle Genugthuung, und würde sie erlangt haben, wenn ich gewußt hätte, wer mich verfolgte. Die wahren Urheber und Leiter des Angriffs waren und blieben verborgen, sie standen hinter ihren Werkzeugen, die durch eine höllische List einen höhern Schutz zu erlangen gewußt. Es ist nicht aus Mangel an Muth, daß ich schweige, es fehlt mir nicht an Kraft und Bewußtsein, um den Angriff zu führen; vielleicht auch war ich berufen, es zu thun; vielleicht ist es unrecht von mir, die göttliche Stimme, die mich dazu erkor, unbeachtet zu lassen, doch ich glaubte recht zu handeln.

Die Meinung einer meiner hohen Beschützerinnen billigte meine Handlungsweise, und war sogar mit dem wenigen was ich gethan, um mich vor der Welt zu rechtfertigen, nicht einverstanden. Sie meinte, ich hätte genug gethan, wenn ich mich begnügt hätte, meine Unschuld unwiderleglich zu beweisen, um mich dann, in das Gefühl meiner Würde gehüllt, schweigend zurückzuziehen. Sie wußte nicht, die hohe Frau, daß bei meiner Angelegenheit die unwürdigsten Triebfedern in Bewegung gesetzt worden, und daß es unmöglich war, das geheime Gewebe zu durchblicken. Oft stärkten

mich die einfachen herzigen Worte, die mir Vater Gleim bei Anlaß meiner Vertheidigung der Frau von Genlis 1790 geschrieben hatte:

Gott sieht was wir nicht sehn bei Sonnen und bei Kerzen.
Und sieht in ihrem Herzen
Er, was in ihm die Unschuld sieht,
Dann tilget der Verleumdung Schmerzen
Einst eines Engels Lied!

Noch immer sind dieselben Hände thätig, bittere Tropfen in die Neige meines Lebensbechers zu mischen; aber ich murre nicht, mich hält mein Bewußtsein aufrecht. Ja, ich weiß es, ohne mein Zuthun werden die Nebel fallen, die vielleicht noch jetzt mein Bild entstellen.

Von den wenigen Männern, die sich bei dieser Gelegenheit loyal benommen haben, erwähne ich den Ober-Medicinalrath Breßlauer, Baron von Klosen, Präsident Graf von Seinsheim, Tribunalrath Gramm, Referendarius Christoph, Hofrath Dr. Schlagintweit, Stadtphysikus Dr. Kopp, Dr. Sänger und Baron Karg. Es thut mir leid, wenn Unwissenheit mir einen der Namen derjenigen entzogen, die ich diesem Verzeichniß beifugen könnte, wenn ich sie wüßte. Die Erinnerung dieser Sache hat ihre Bitterkeit noch nicht verloren. Ich will mit den Namen derjenigen, die sich vor den Riß stellten, als die Kabale in Wirksamkeit kam, nicht diese Blätter beflecken, sie werden nicht ermangeln andere Gelegenheiten zu suchen, sich berühmt zu machen, mir bleibt nichts übrig als ihnen zu verzeihen.

Noch bleibt mir eine schmerzliche Angelegenheit zu berühren übrig, ich meine den traurigen Tod des Künstlers Grahmüller, eines der verdienstvollsten Männer

Baierns. Er war mit Prinz Max von Birkenfeld, Sohn des unvergeßlichen Herzogs Wilhelm, zugleich unterrichtet worden, und hatte ſich um den Prinzen in deſſen Freiſtunden wahrhaft verdient gemacht. Oft hatte ihm der Prinz geſagt: „Grasmüller, ich bin Ihr Schuldner! Ich danke Ihnen viele Aufmunterung zum Lernen, viel Licht für meine Studien, ich will es wett machen! Wenn ich majorenn werde, kommen Sie zu mir; Sie ſollen ſehen, daß Max von Birkenfeld ein treues dankbares Herz hat!" Der liebenswürdige Prinz ſprach aus Herzensgrund, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn er ſein Wort nicht erfüllte. Grasmüller, der beſcheiden ſich ſelbſt bewußte Künſtler und Forſcher, dachte nicht daran ſich hervorzudrängen, ihn blendete der Begriff, den jeder Redliche von der Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit der Menſchheit im allgemeinen in ſich trägt, er meinte: Verdienſt und zweckmäßige Mühe wären hinreichend, ihn emporzubringen. Er erwog nicht die Zahl der Concurrenten auf ſeiner Bahn, die es ſchwer machen, unter den Würdigen die würdigſten auszuwählen. Zudem fiel er in die Hände eines ſchlauen geſchickten Speculanten, der mit ſeiner Argloſigkeit ein ſo keckes und ruchloſes Spiel trieb, daß gegen alles Recht der ſauer errungene Erwerb für preiswürdige Mühen und Ruhm der Unternehmung in ſeine räuberiſche Hand fiel. Grasmüller war verdienſtvoll; er würde gegen den Ruchloſen aufgetreten ſein, aber er war zu arm, um einen Rechtshandel gegen ihn zu unternehmen. Sein braves Weib und ſeine zwei Knaben bedurften Brot, letztere ſogar Unterricht. Grasmüller ging dürftig gekleidet umher. Er hatte ſich nie zum Prinzen von Birkenfeld gedrängt, der indeß Herzog geworden, und ihn jederzeit mit offenen Armen empfangen haben würde. Doch als ſich endlich Grasmüller

entſchloſſen hatte, ihn um Hülfe zu bitten, wurde es ihm unmöglich gemacht, gemeldet zu werden, als er vor dem Thürſteher erſchien, einem fettriefenden ſtrotzenden Schweizer, der das Vertrauen ſeines edeln Fürſten misbrauchte, um den Bedrängten fühlen zu laſſen, daß die Gnade und Huld des Fürſten ihm ohne ſeine Huld nichts nützen könnte. Der würdige Grasmüller, unter dem Druck des bitterſten Elends, in dürftiger Tracht, mit bleichem Antlitz und gefurchten Wangen, wurde von dem Uebermüthigen ſo ſchnöde abgewieſen, daß er zitternd davonſchlich und ſich nicht wieder zum Palaſt hinwagte. Briefe, die er dem Prinzen ſchrieb, wurden wahrſcheinlich unterſchlagen, weil der Böſewicht Mittel gefunden, ihres Inhalts theilhaftig zu werden. Eigentliche Schulden hatte er nicht gemacht, doch bei bedrängten Umſtänden ſind Kleinkrämer erbarmungslos und preſſen den Unglücklichen um ſchleunige Zahlung der unentbehrlichſten Bedürfniſſe. Der fleißige, wackere, ausgezeichnetſte Mann wurde ſo hart und bitter gedrängt, daß ſein zartes Gemüth das Uebermaß des Elends nicht ertragen konnte. Manche Nebenverdienſte reichten nicht hin, ſeine Lage zu erleichtern, da ihm die Hauptſumme für ſein Werk durch eine hölliſche Liſt verkümmert worden. Der Betrüger nutzte ſogar die vorwaltenden Umſtände, um ſich den Anſchein zu geben, als habe er ſich über Grasmüller zu beklagen. Nun brach ſein Muth, nun erlag ſeine Kraft. Noch einmal war er vor der Thür des Herzogs erſchienen. Schnöder und brutaler als je wies ihn der Schweizer ab. Noch einmal wankte er nach Hauſe, ſchloß die Seinigen unter Thränen und Küſſen an ſein Herz, ſchrieb einige Zeilen an ſie, die er auf den Tiſch legte, und ſtürzte hinweg nach dem Rand der Iſar, die Taſchen voll Steine, in die reißende Flut. An Frau und Kinder

war die Hoffnung ausgedrückt, daß ihm Gott verzeihen werde, und daß sein bitterer Tod die Menschen rühren würde, damit seine Witwe und Kinder nicht dem Hungertode preisgegeben wären. Es war in der That kein Bissen Brot mehr, auch kein Geld im Hause. Die jammernde Witwe eilte zur Königin Therese. Die Pforten des Schlosses standen den Unglücklichen offen. Frau Grasmüller gelangte zur Königin Therese. Ich war an demselben Morgen zu ihr gerufen worden. Die Königin gab ihr 30 Fl., denn auch sie hatte nicht viel zu geben, eben weil sie zu viel gab. Ich fand Ihre Majestät an diesem Morgen ganz erschöpft von Kummer über die traurige Begebenheit.

Die Witwe Grasmüller empfing Hülfe, doch nur knapp reichte diese zu, so viel Ruf sich auch ihr Gatte erworben. Obschon er mit der größten technischen Vollendung in seinen Werken hohe umfassende wissenschaftliche Geistesbildung vereinigte, wurde durch die angewendeten Ränke sein Name doch überschleiert. Die Werke selbst konnten nicht herabgewürdigt werden, wol aber konnte ihm das Verdienst des Textes entrissen werden, und demjenigen zugute kommen, der es sich aneignete. Auch bei Erfüllung der Bedingungen war List thätig, und wußte Saumseligkeit anzuwenden, gegen die der edle redliche Mann keine Hülfe fand, und die ihn bei den gerechtesten Ansprüchen auf Bezahlung mittellos machte. Ich darf diese Werke nicht näher bezeichnen, um den Verleger nicht an den Pranger zu stellen. Schon steht er wahrscheinlich vor Gottes Gericht, wo ihm der schlau erworbene Reichthum nicht gedeihen kann.

Ein Theil seines lehrreichen Tagebuchs war mir anvertraut worden, ich wollte es zum besten der beiden jungen Grasmüller, die schon in zarter Jugend Geist, Ge-

muth und Talent des Vaters verhießen, herausgeben; aber die Umstände haben diesen Plan nicht begünstigt. Diese Begebenheit führt mich zu einer andern, nicht minder schmerzlichen. Man könnte noch viel dergleichen zur Oeffentlichkeit bringen, wenn man alles Aehnliche erfuhre und aufzeichnete.

Ein alter schwedischer Künstler, dessen Namen mir nicht im Gedächtniß geblieben ist, kam gegen das Jahr 1830 nach München, begleitet von seiner schönen hochbefähigten Tochter, die sich in München ausbilden wollte. Er wollte sein Vermögen, das aus 12,000 Kronen bestand, aus Schweden übersiedeln. Oft gehen selbe Geschäfte langsam; dies war auch hier der Fall. Reisekosten und Lebensbedürfnisse zehrten bald und unvermuthet die mitgebrachten Gelder des Malers auf. Er und seine Tochter waren tieffühlende leicht verletzbare Kunnierseelen, es würde ihnen unmöglich gewesen sein, ihren Nothstand zu offenbaren, oder Einwohner von München, die ihm fremd geblieben waren, um Beistand anzugehen. Sie waren in die Hände einer habgierigen Zimmervermietherin gefallen, welche sie nicht allein betrog und prellte, sondern auch auf die unmenschlichste Weise um ihr Guthaben drängte, und unter dem Vorwande Geld zu brauchen, die Entschuldigungen ihrer Miether nicht gelten ließ, sowie sie auch den Briefen von Schweden aus, welche den Abgang der 12,000 Kronen nach München bezeichneten, weil sie kein Schwedisch verstand, nicht glauben wollte. Wahrscheinlich hätten Vater und Tochter sich darüber ausweisen können; allein sie waren verschämt und schüchtern, in Dingen der Welt unbewandert und unbehülflich, hatten in München keinen Freund zur Seite. Man erfuhr später, daß sie nicht einmal auf das Bureau der Fahrpost gegangen waren, nachzuforschen,

ob dort etwas an sie angelangt sei. Muth und Spannkraft des Vaters und der Tochter waren dahin. Mit Schmach und Gefängniß hatte das harte Weib sie bedroht, keine Bitten rührten den Unbeld. Nach einem entsetzlichen Auftritt waren sie beide aus dem Hause gegangen, hatten sich an einer einsamen Stelle der Isar mit Tüchern zusammengebunden und vereint in die Fluten gestürzt. Man fand am Abend ihre Leichen im Strom. An demselben Tage war das Geld von Schweden bei der Wirthin angekommen. Es war, so wurde mir versichert, schon seit zwölf Tagen in München auf der Post. Ich erfuhr den traurigen Vorgang durch eine Dame, die in demselben Hause wohnte, und der ich Glauben schenkte. Ich hatte sie bei der Königin Witwe kennen lernen; sie maß das Ausbleiben des Geldes nicht allein einer zufälligen Verzögerung des Absenders, sondern auch der Unbehülflichkeit des Postboten zu, der sich aus der Adresse, die vielleicht nicht ausführlich genug bezeichnet war, nicht zurecht finden konnte.

Ich kam damals oft zu Ihrer Majestät der Königin Therese, die sich vom jungen Künstler Selb lithographiren ließ. Sie ließ mich zu jeder Sitzung rufen, um ihr vorzulesen. Der interessante Künstler machte ein sehr ähnliches und sorgfältig ausgeführtes Bildniß, welches bald in Verkauf kam, und wie die meisten Lithographien jener Zeit bei dem ausgezeichneten Piloti abgezogen wurde, der auch das Bildniß der Agnese Schebest, ein seelenvolles Werk meines Sohnes Max, hatte abziehen lassen. Diese Sitzungen bei der Königin waren sehr interessant, und ich freute mich jedesmal darauf wie ein Kind. Die Königin war höchst liebenswürdig, es lag kindliche Hin-

gebung in ihrem Wesen. Einen Zug ihrer thätigen Herzensgüte darf ich hier nicht übergehen.

Eines Morgens, als sie mich hatte zu sich rufen lassen, rief sie mir zu: „Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen. Ludwig Philipp's Tochter, die junge Herzogin Marie von Würtemberg, wird hier in München erwartet. Ich will Sie durch ihre Tante, die Kurfürstin Witwe Karl Theodor's, anmelden lassen; es läßt sich vielleicht wegen Ihrer Pension etwas bei ihr ausrichten!" „Wegen meiner Pension?" rief ich aus, „das kann ich nicht, Ihre Majestät!" Die gute Königin stampfte mit dem Fuß, es stand ihr sehr zierlich. „Es ist wahr", rief sie, „ich hatte vergessen, daß Sie von Ludwig Philipp keine Gnade erbitten wollen." Ich beugte mich halbkniend auf ihre Hand. „Königin", rief ich aus, „um eine Gerechtigkeit darf ich ihn bitten, ohne von meinen Grundsätzen abzuweichen. Es ist sogar meine Pflicht, kein Mittel unversucht zu lassen, um meines Mannes hinterlassene Schriften an das Licht zu ziehen. Wenn Ew. Majestät so gnädig sind, mir Gehör bei der Herzogin Marie zu ermitteln, so werde ich dieser eine Vorstellung an ihren königlichen Vater mitgeben, damit er verfüge, daß diese Handschriften in Druck kommen, und zum besten der Witwe verkauft werden; dieser Gunst genießen alle Hinterbliebenen großer Gelehrten. Die Werke liegen fertig zum Druck, sie sind nach dem Urtheil competenter Richter gediegen, und werden Frankreich Ehre und Nutzen bringen." Ich erklärte nun der Königin mehrere der Gründe, die Chézy abgehalten, diese Arbeiten selbst herauszugeben, wer nun dazu bereit gewesen wäre, und wie der Minister Graf von Corbière ihn bereits die Typen zum Abdruck der indischen Grammatik

bewilligt habe, wie der grausame Tod durch die Cholera ihn überrascht und seine Unternehmungen ins Stocken gebracht. Ich erklärte ihr auch, wie eine niederträchtige Kabale aufgetaucht sei und des Ministers Guizot preiswürdigen Willen, diese Arbeiten an das Licht zu ziehen, gehemmt habe.

Die Königin hörte mich antheilvoll an, erbot sich noch an demselben Morgen die Sache bei der Kurfürstin einzuleiten, und ermahnte mich sofort, die Vorstellung an den König Philipp aufzusetzen. Ich gehorchte. Diese Vorstellung beschränkte sich auf eine etwas dürre Darlegung der Thatsachen, sowie auf einen Anruf an des Königs Gerechtigkeit, und war durchaus mit keiner Schmeichelei verbrämt. Ich wies sie meinem Freunde, Grafen von Méjan, der mich darauf aufmerksam machte, daß nichts Verbindliches darin stand. Ich entgegnete, daß es mir unmöglich sei, anders an Ludwig Philipp zu schreiben! Graf Méjan sagte: „Er ist einmal der Chef des Staats, und Sie die Witwe eines Franzosen! Die Ehrerbietung erfordert, daß Sie bittend vor ihn hintreten." Ich gehorchte dem wackern Freunde, und setzte einige verbindliche Worte in die Vorstellung, muß aber vermuthen, daß sie dem Könige nicht gefiel, denn sie blieb unbeantwortet und erfolglos, obgleich die edle Prinzessin geglaubt hatte, mir den Erfolg verbürgen zu können.

Die Kurfürstin, Witwe Karl Theodor's, ließ mich zu sich rufen. Ich bewunderte im stillen die Reste ihrer Schönheit, und die unverwüstete Jugend ihrer Augen, die ein achtzehnjähriges Gesicht geschmückt haben würde; auch die hohe Intelligenz in den Fragen, die sie an mich stellte, die Klarheit ihrer Begriffe, die Bedeutsamkeit ihrer Worte erfreuten mich. Diese Audienz währte ziemlich lange,

mir aber dennoch zu kurz. Mehrere Tage darauf läßt mich die Herzogin Marie zu ſich laden. Mit klopfendem Herzen durcheilte ich den hohen Blumengang, der zu ihren Zimmern führte. Niemand war im Vorzimmer befindlich. Die Herzogin kam mir entgegen. Eine weiblich zierliche Geſtalt von graziöſer Haltung, mit feinen ausdrucksvollen Geſichtszügen, und ſchönen Augen, in deren ſanftem Blick unverkennbare Wehmuth lag. Sie redete mich Deutſch an, das ſie gut und untadelhaft ſprach. Zuerſt unterhielt ſie ſich mit mir von meiner Angelegenheit, dann von Kunſt und Poeſie. Ihre ſinnigen Worte waren verbindlich und huldreich. Sie entließ mich und verhieß, daß ihr Vater mir gewiß Gerechtigkeit ſchaffen würde. Nicht ohne einige Regungen von Stolz ſog ich ihre Worte ein, als ſie lobend von meinen Dichtungen ſprach; wahrſcheinlich kannte ſie welche durch das Medium der Muſik. Ich war ſo bevorzugt, ſie noch zwei mal zu ſehen, und zwar in der Scheideſtunde, wo auch die Familie der Kurfürſtin und deren Gemahl Graf Arco zugegen waren. Der ganze Kreis der Abſchiednehmenden geleitete die hohe Frau an die Reiſekutſche. Ihr ſanfter Blick winkte mir, mich ihr zu nahen. Sie reichte mir ihre ſchöne kunſtreiche Hand, rief mir noch lebhaft zu: „Leben Sie wohl, meine Liebe! Seien Sie überzeugt, daß mein Vater Ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen wird!“ Ihr folgten feuchte Blicke und heiße Segenswünſche; für dieſſeits blieben ſie unerfüllt. In der Blüte der Jugend, in der Fülle des Eheglücks und der Mutterfreuden ſchied ſie aus dieſer Welt, welche ſie nur kurze Zeit geſchmückt hatte. Sie ähnelte ihrer geiſtvollen höchſt originellen Urgroßtante, der Schwägerin Ludwig's XIV., Herzogin von Orleans, der unſchuldigen Urſache des blutigen Succeſſionskrieges.

Wenn die Königin Therese Geschenke machte, was sehr oft der Fall war, so wußte sie dieselben durch die Art des Gebens zu würzen und zu erheben. Sie hatte mir im Jahre 1832 eine ausgezeichnet schöne und kostbare Uhr verehrt, die von eigenthümlicher Form war; auf dunkelblauer Email war ein Sternenkranz um eine Vergißmeinnicht gemalt. Diese Uhr war mir in Paris gestohlen worden.

Eines Tages führte sie mich in ein Cabinet, wo sie ein Schreibfach öffnete, indem sie zu mir sagte: „Frau von Chézy, Ihnen ist die Uhr gestohlen worden, die sie von mir besaßen; nun denken Sie sich einmal, Ihre Uhr hat sich wiedergefunden!" Bei diesen Worten langte sie ein Etui heraus, in welchem eine schöne goldene Uhr mit geschmackvollem Haken lag.

Ich kann mich nicht enthalten die Art bekannt zu machen, mit der sie ein schlauer Dieb mir in Paris entwandte. Der Portier eines Wohnhauses überbrachte mir ein Päckchen, welches ein Buch und einen zierlichen Brief enthielt. Der Brief besagte: „der Unterzeichnete sei der Verfasser der Anlage, und würde dies Buch in acht Tagen bei mir abholen, denn es läge ihm an meinem Urtheil, und er wünschte mir seine Verehrung mündlich bezeigen zu können". Dies Werkchen war betitelt: „Prinz Rosa Stramin"; es war voll Geist und Laune, und muß von einem gewandten Schriftsteller sein; es stand kein Name davorgedruckt. In acht Tagen nach dem Empfang ließ sich der Verfasser des Werks bei mir anmelden. Es war ein noch junger Mann von feinem Aussehen, anständigen Manieren, geschmackvoll gekleidet. Da mich sein Gespräch interessirte, und es schon 4 Uhr war, lud ich ihn zu Tisch, und bat ihn, als er sich nach Tisch entfernte, wiederzukommen; ich

ſetzte hinzu, daß er mich in einiger Unordnung antreffen würde, da ich Anſtalten zu meiner Reiſe nach Deutſchland zu treffen habe. Etwa vierzehn Tage ſpäter, kurz vor meiner Abreiſe, war Madame Récamier noch einmal zu mir gekommen. Ich hatte meine kleinen Koſtbarkeiten, im Begriff ſie einzupacken, auf einer Seite des Zimmers vor mir liegen; die Uhr ſtand auf dem Kamin. Madame Récamier hatte mich vor meiner Abreiſe noch nothwendig zu ſprechen; meine Thüren ſtanden offen, weil ich Träger erwartete, die einige Kiſten, welche noch bei mir ſtanden, zum Spediteur Dreifuß bringen ſollten. Unerwartet trat der geiſtreiche Verfaſſer des „Prinz Roſa Stramin" in das Zimmer, und nahm Platz. Madame Récamier bat mich, mit ihr in ein anderes Zimmer zu gehen, da ſie mich allein ſprechen müſſe; ich that es, ohne alles Mistrauen in meinen Beſuch. Kaum fünf Minuten ſpäter trat er in das Zimmer, wo ich mit Madame Récamier ſaß, und bat mich um Erlaubniß wiederkommen zu dürfen, weil er ſich augenblicklich auf eine Stunde entfernen müſſe. Er mußte ſich allerdings entfernen, denn er hatte meine Uhr mitgenommen, und er kam natürlich nicht wieder. Freund Heine, dem ich meinen Unfall erzählte, erkannte den ſaubern Gaſt aus dem Schreiben, wiewol er unter einem andern Namen zu ihm gekommen war; er hatte ihm Geld abgeliehen. Ich mußte noch froh ſein, daß er von den übrigen Koſtbarkeiten, die ich damals beſaß, nichts entwendet hatte.

Ich theile dieſe Begebenheit mit, weil ſie nützlich ſein kann. Zwar kann ſie auch den Gaunern einen neuen Diebsgriff lehren, denn die meiſten ſind jetzt literariſch gebildet, und leſen gern. Ein Herr S., ſelbſt Schriftſteller und Dichter, der bei der b.....ſchen Poſt angeſtellt war, und wegen unterſchlagener 5000 Gulden fünf Jahre

im Zuchthause saß, ist ein Beweis dieser Wahrheit, und hat auch mich bestohlen; er nahm mir jedoch nur 7 Kronenthaler aus meinem Sack, den ich bei Freunden auf dem Sofa hatte liegen lassen, die sich zugleich mit mir aus dem Zimmer auf einige Minuten entfernt hatten. Wir alle hatten sein früheres Leben nicht gekannt, ich würde sonst meinen Sack mit aus dem Zimmer genommen haben. Zwei ähnliche Exemplare, die sich als literarische Männer auswiesen, bestahlen mich in Genf. Das Verzeichniß dieser ehrlosen Menschen ist mit den angeführten noch nicht vollständig, es gehört noch unter andern ein Pfälzer Flüchtling hinein; ich darf seinen Namen hersetzen, weil es nicht sein Name ist, er führte ihn nur vermöge eines falschen Passes. Eitelmann interessirte mich lebhaft, weil er mit Geist und Salbung von religiösen Gegenständen sprach, und vermöge seiner Reden für einen frommen jungen Mann gelten mußte. Dieser freche Dieb nahm mir Juwelen, Geldmünzen und ähnliche werthvolle Gegenstände beinahe vor meinen Augen weg. Ich hatte Mühe ihn wegzuschaffen, nachdem ich endlich auf die Spur der Wahrheit gekommen war, und mir ahnte ein Zusammenhang mit einer Rotte von Dieben, welche sich auch wirklich darthat. Er bestahl noch an denselben Tag, wo ich ihn verabschiedet, einen jungen Maler, und wie ich höre, hat man ihn elf Diebstähle beschuldigt und überwiesen. Er sitzt bei Zwangsarbeit auf funfzehn Jahre. Der berüchtigte Räuber und Dieb Wagner Leisell (Alois Wagner) machte eine Ausnahme von der Regel, er war ein witziger Patron, der Anwandelungen von Rechtschaffenheit hatte. Als es gelungen war, ihn zu fangen und zu überweisen, hatte er seine Untersuchungshaft in Linz im Strafhause zu bestehen. Er äußerte sich öfters über seine Lage: „Hier", sagte

er, „könnte man wünſchen zeitlebens ein ordentlicher Mann geweſen zu ſein, denn unſereins hat auch ſeine Plage. Hier habe ich mein warmes Zimmer, mein ordentliches Lager, mein reichliches Eſſen, meine einträgliche Arbeit. Ei, wem es ſo geboten wird, der hat's leicht rechtſchaffen zu ſein.“ So ſagte Wagner Loiſell, und pries ſein günſtiges Geſchick; ging auch fleißig in die Kirche, und benahm ſich gut darin. Nun aber war die Unterſuchungshaft zu Ende, ſein Urtheil wurde verleſen: lebenslängliche Feſtung. Er rief aus: „Ei meine Herren, dies iſt gefehlt, laſſen Sie mich hier, hier werde ich gut thun, hier gefallt es mir; aber auf der Feſtung breche ich aus und komme nicht wieder!“ Der Gerichtshof lachte. „Nur gemach, meine Herren“, rief Wagner Loiſell, „ich bin ein Mann von Wort! Ich hätte hier ſchon zehn mal entwiſchen können, ich habe es nicht gethan. Ich bitte Sie recht flehentlich, behalten Sie mich hier!“ Dies alles half ihm nichts, er mußte auf die Feſtung und wurde ſorgfältig bewacht; doch es gelang ihm durch Hülfe von außen, ſich zu befreien, und, wie mir verſichert wurde, nicht ohne Blutvergießen. Ich zweifle, daß er wieder eingebracht worden. Das Volk erzählt ſich eine Menge Schwänke von ihm. Er ging einmal durch einen Wald; ihm begegnete ein hübſches Mädchen, mit der er ſich in ein Geſpräch einließ. „Ach beſter Herr“, rief dieſe aus, „wenn Sie nur ein bischen langſamer gehen wollten, ich möchte gern heim, ich mache morgen Hochzeit, hier im Wald ſoll der Wagner Loiſell herumſtreichen, ich fürchte mich vor ihm, wenn er uns zu zweien ſieht, ſo wird er nichts gegen mich wagen!“ Man ſchritt nun rüſtig voran. Am Dorfe angekommen, reichte Loiſell Wagner dem jungen Mädchen die Hand, drückte ihr einen Laubthaler hinein, und ſagte: „Zu Hauſe ſage

deinen Leuten, der Wagner Loisell läßt alle grüßen, und schickt einen Laubthaler zu einem Hochzeitskuchen. Adieu!" Noch denselben Abend flog das Geschichtchen von Mund zu Mund, und die Leute freuten sich darüber. Es kam auch wol, daß der Schall eine ganze Streifbande weitumher tief in den Wald führte, um ihnen zu zeigen, wo sie den Wagner Loisell finden könnten, und wenn er weit genug voraus war, ihnen zurief: „wenn sie den Wagner Loisell finden sollten, müßten sie früher aufstehen". Solche Possen verschafften ihm die Gunst des Volks, das ihm oft beigestanden haben mag, strenge Maßregeln gegen ihn zu vereiteln.

Ein schmerzlicher Vorfall nahm zu jener Zeit das Mitleid der Kaiserin in Anspruch. Ich war damals im Schlosse. Man kam, die Langenloiser anzumelden. Es war eine ganze Truppe Bauerfrauen, die ins Bitten gekommen waren, und deshalb zur Kaiserin gingen, die mit gnadenreichem Herzen und offenem Ohr alle Bittenden anhörte, und den Kaiser, ihren Gemahl, in Kenntniß ihres Anliegens setzte. Ihr Grundsatz war, immer das Gute thun, und immer im stillen! Die Langenloiserinnen wurden zu ihr eingelassen. Ich erfuhr nun, daß sie gekommen waren, wie sie schon oft gethan, um die Aufmerksamkeit des guten Kaisers auf das unverschuldete und entsetzlichste Misgeschick ihrer Gatten zu lenken, die schon seit Jahren in strenger Haft saßen. Der ganze Ort war des Mordes des Syndikus beschuldigt, welcher ein rauher strenger Mann war. Er war eines Morgens früh vor seiner Hausthür, ich erinnere mich nicht mehr, mit welchem Mordinstrument, getödtet gefunden worden; vom Thäter hatte man keine Spur entdeckt. Die Bewohner des Orts waren friedliche Männer vom besten Ruf, die gewöhnlich den ganzen Tag auf dem Felde

beschäftigt waren. Sie hatten vom Syndikus manche Unbilden und große Bedrückungen zu ertragen, wurden daher für die Mörder gehalten und eingekerkert. Ich habe nicht erfahren, ob es der Kaiserin gelungen ist, sie zu befreien. Die Wahrheit von der Sache ist, daß sie auf bloßen Verdacht hin festgesetzt wurden, denn es fehlte an allen Indizien. Der Zustand war schauderhaft. Der einzige Verdacht wegen des Mordes fiel in der öffentlichen Meinung auf einen Hausirer, welchem der Syndikus kurze Zeit vor dem Morde einen Pack Spitzen als Contrebande confiscirt hatte, und welcher seitdem in der Gegend nicht mehr war gesehen worden. Der Vorfall würde mir unglaublich geschienen haben, wenn ich ihn nicht aus dem Munde Ihrer Majestät selbst und der verehrungswürdigen Gräfin Lazansky gehört hätte. Ich zweifle nicht, daß die Wahrheit an das Licht gekommen. Wer aber ersetzte nun den unschuldig angeklagten Familienvätern ihren zerrütteten Wohlstand, ihre Lebenskraft, die Leiden ihrer Angehörigen? Man kam immer darauf zurück, der Mörder müßte einer von den Langenloisern sein, und die Sache müsse an das Licht.

Ich kann hier einen Zug des Herrn Hofrath Dr. Schlagintweit nicht übergehen, der seinem Herzen und Talent die größte Ehre macht. Er hatte sich eine große Fertigkeit in den Augenoperationen erworben, und da er mit seiner Zeit haushälterisch umging, so blieb ihm welche für arme Augenkranke, die er unentgeltlich heilte und operirte. Der Eifer für diese Unglücklichen wurde immer brennender in seiner Seele, und gedieh bis zu einer muthigen Entschließung.

Ein anfangs kleines Local, dessen Unkosten er aus eigenen Mitteln bestritt, nahm eine Menge unglücklicher Erblindeten auf, die geheilt daraus hervorgingen. Nach

und nach wurde die edle That bekannt. Menschenfreunde brachten freiwillige Beiträge zu den Unkosten, und verpflichteten sich zu jährlicher Beisteuer. Die königlichen Personen und ihr Hof schlossen sich nicht von der Theilnahme aus, wie auch der edelgesinnte Theil des Publikums. Die Anstalt stand in vollem Flor, als ich München verließ. Was vermag nicht frommer Muth und fester Wille! Hofrath Schlagintweit hatte die Leidenden eingeladen sich bei ihm einzufinden, nahm sie in seine Anstalt auf, wo er sie zweckmäßig bekostigte, und durch Arzneien für die Operation vorbereitete, die er nie vergebens unternahm. Im Jahre 1839, wo die Aerzte meinem Max die Wassercur anriethen, ging ich mit ihm nach Brunnthal, wo ein einfacher Chirurg mit Kenntniß und seelenvollem Eifer die Curanstalt leitete. Ich wünschte, daß es nicht zur Schwitzcur, der ein kaltes Bad folgte, kommen möchte; ich glaubte, Max würde sie nicht aushalten. Bleiby unterstützte meine Bedenklichkeiten nicht, er hatte recht. Mein Sohn aber war seinem Anrathen geneigt, die Cur wurde ohne mein Vorwissen vorgenommen, und schlug vortrefflich an. Es waren viel Gäste in Brunnthal, meist aus dem Mittelstande. Die Lage war reizend, das Haus wohlgebaut, der Garten groß, die Bedienung aufmerksam, die Kost kräftig und gesund, der Preis der Pension nicht unbillig. Wir trafen dort einen Grafen von Cencimon mit Gemahlin und Söhnen, gemüthliche freundliche Menschen, und einen Hofrath Kaspar nebst Gattin. Kaspar war ein geistreicher Mann und vortrefflicher Jurist, der auch als Publicist rühmlich thätig war; wir wurden bald Freunde. Im Lauf des Sommers bewiesen die Anmerkungen, welche die zahlreichen Gäste beim Abschied im Buche zurückließen, daß alle genesen waren; nur einer, der sterbend angelangt, war gestorben.

Im Pape Brunnthal lernten wir den verdienstvollen Gouverneur der Söhne des Herzogs Max von Birkenfeld kennen, einen geist- und kenntnißvollen Mann, dessen Unterhaltung uns viel Belehrung und Genuß gewährte. Er lenkte gern das Gespräch auf drei indische Prinzen, Königssöhne, die in einem Kriege gefangen genommen worden, und die Herzog Max von Birkenfeld gekauft hatte und sorgfältig aufziehen ließ. Der Hofmeister hatte sich die Sprachen beider zu eigen gemacht, und beschäftigte sich sehr angelegentlich mit ihnen; sie waren sanft und fromm, und beteten in ihrer Sprache, die sie tu malu und tenkalu nannten — seelenvolle Gebete. Herzog Max wollte ihnen eine ganz ausgezeichnete Erziehung geben, und sie zu einem Amt ausbilden lassen. Ich weiß nicht, was ihn von diesem schönen Plan ableitete. Doch nicht selten wird den Großen ihr schönster Wille durch Einmischung anderer gelähmt. Die Indier kamen unter die Begleitung des Prinzen, und waren darüber sehr betrübt. Anfangs, nachdem der Prinz sie aufgenommen, waren sie sehr scheu, und von düstern Zweifeln und Vorstellungen gepeinigt. Man überhäufte sie mit Gefälligkeiten, und reichte ihnen sehr gute Kost. Sie rührten nichts an, und weigerten sich überhaupt etwas anderes zu essen als trockenes Brot und Früchte. Mit Mühe erfuhr man, daß sie die Einbildung gefaßt hatten, man wolle sie sehr gut nähren, um sie zu schlachten und zu essen. Ihr Freund, der Hofmeister, wußte ihr Vertrauen zu gewinnen, und ihre Hirngespinste zu zerstreuen. Sie aßen nun nach Herzenslust. Gleichwol starb der jüngste unter ihnen am Heimweh. Sie hatten ein Morgengebet, das von der größten Schönheit war; es wurde mir freundlich mitgetheilt, doch konnte ich keine Abschrift davon erlangen: es lag darin eine Frischheit

und Innigkeit, die ſich dem Geiſt chriſtlicher Gebete näherte. Ich habe einen hohen Begriff von einer Landesſprache bekommen, in welcher etwas ſo Vollkommenes, Inniges und Wohlthätiges für die Seele erſchienen war, mehr noch von einem Volke, das mit ſolcher Ehrfurcht und Liebe für Gott empfindet.

Mehr als einmal habe ich auf meine frühern Daten zurückkommen müſſen, indem mich die Flügel der Erinnerung zu einem andern Gegenſtand hintrugen. Es kommt mir bei dieſem Werke minder auf chronologiſche Ordnung an, als auf innern geiſtigen Zuſammenhang.

Mich ſuchte im Jahre 1837 im Spätherbſt ein lutheriſcher Geiſtlicher auf, der von der katholiſchen Religion zur lutheriſchen übergetreten war, und einer Pfarre entgegenſah. Er erwartete und erhielt auch von mir ein kleines Geſchenk zu ſeiner Unterſtützung. Dieſer Candidat machte mich mit dem Geiſtlichen Langenmeier bekannt, von welchem ich im „Münchener Landboten" einen gediegenen Aufſatz geleſen, und der mich kennen zu lernen wünſchte. Langenmeier kam. Die Erſcheinung dieſes edeln Mannes flößte Ehrerbietung ein, und war gewinnend. Er lebte in München mit einer Verwandtin und deren Tochter, die ein gutes einfaches Mädchen war, in reifern Jahren ſehr praktiſch die Haushaltung des Oheims führte. Langenmeier gehörte zu den katholiſchen Prieſtern, deren Andenken noch ſpäte Zeiten ſegnen werden. Er hielt mit Ruhe und Kraft den Moderantismus empor, und blieb der Partei fern, die in Baiern die „ſchwarze" hieß. Er machte einen ſchönen Auszug aus den Schriften der Kirchenväter, dies wurde von den ſchwarzen Söhnen der Kirche übel genommen, und Langenmeier mußte es büßen. Er war damals Landpfarrer. Seine Freunde und Correſpondenten waren u. a. ein Pfarrer Königsberger, ein Rector Sallat, und andere erleuchtete

Prieſter. In München befanden ſich Pfarrer Holzleutner, Mannhard, Schwarz, Gentner. Dieſe alle waren Unglücksgefahrten: ſie hatten, wie Langenmeier, bei mächtigen Antagoniſten unauslöſchliches Misfallen erregt, verloren dadurch ihre Pfarrſtellen, büßten nicht lange darauf auch das Recht zu predigen, Meſſen zu leſen, zuletzt ſogar ihre Tischtitel ein, und wurden der Gegenſtand gehäſſiger Verfolgung. Pfarrer Holzleutner war der bedauerungswürdigſte unter dieſen Geiſtlichen, indem man ihn in das Strafhaus der Pfarrer zu bringen gewußt hatte. Er hatte den Haß eines bedeutenden Mannes, eines Gutsherrn, deſſen verbrecheriſche Umtriebe er höchſten Orts enthüllte, auf ſich gezogen, und war trotz der vortrefflichſten Fähigkeiten zu ſeinem Amte, trotz ſeines muſterhaften Betragens, in das Strafgefängniß geführt worden. Hier behauptete er, Gift bekommen zu haben. Er kränkelte ſeitdem, und verfiel in Wahnſinn. Pfarrer Schwarz und Gentner wurden minder heftig verfolgt als Holzleutner, der eine Flugſchrift hat drucken laſſen, deren Titel heißt: „So geht es im conſtitutionellen Baiern zu", und in welcher ein Theil ſeiner Lebensgeſchichte verzeichnet ſtand. Die Schrift war muſterhaft verfaßt, und erweckte ihm nun ſchwere Verfolgung. Er mußte noch einmal nach Dorfen, und kränkelte ſehr. Er unterlag und verfiel, wie ſchon bemerkt, in Wahnſinn. Ein wenig verſchiedenes Los hatte Königsberger, ein Geiſtlicher voll Tugend und Frömmigkeit. Auch Pfarrer Langenmeier mußte nach Dorfen; eine Jugendſchwachheit war ihm zum Verbrechen gemacht worden. Der Lebenswandel der übrigen dieſer Geiſtlichen war ſtreng und tadellos, ſie waren die Märtyrer der Sache des Lichts und der Mäßigung, der katholiſchen Religion getreu, fern davon Proſelyten zu machen. Ihr Augenmerk war allein darauf

gerichtet Beispiel und Lehre des Guten zu verbreiten. Seit meiner Abreise von München empfing ich keine Nachricht mehr von diesen würdigen Freunden, die ich oft gesehen, und nie ohne Erbauung und Rührung verlassen habe. Einer unter ihnen nährte sanguinische Hoffnungen auf den zufälligen Umstand, daß ich oft zur Königin gerufen wurde, dort den König zuweilen sprach, und der Königin Witwe genau bekannt war. Zum Unglück sprach er nicht davon mit mir, ich würde ihm bedeutet haben, daß ich mich nicht befähigt noch berufen fühle, gegen die „Schwarzen" Partei zu ergreifen. Im Jahre 1839 starb der verdienstvolle Mannhard, ihn hatte der Schlag im Lesecabinet gerührt. Aerzte wurde gerufen; ihm wurde der Kreuzschnitt über die Brust gemacht; aber es war umsonst, entseelt wurde er nach seiner Wohnung getragen. Ich traf ihn noch abends vor seinem Tode gesund und heiter. Er hatte mir einen Abend auf Samstag versprochen, er konnte nicht Wort halten. Ich verlor durch seinen Tod einen edeln erleuchteten Freund, der die Aufrichtigkeit und Treue erkannte, die meine Trostesworte in sich schlossen, denn ihm war nicht lange vor seinem Tode verboten worden zu predigen.* Manche erheiternde Stunde und manche erquickende Labung dankte der edle Mann einem Freunde, dem Schriftsteller Dr. Ehrenbaum, und dessen Gattin, die sich damals in München aufhielten.

Zu jener Zeit zürnte das Volk dem Pfarrer Eberhard, und einem andern, dessen Name mir entfallen, dem ersten wegen seiner wüthenden Ausfälle gegen Protestanten auf der Kanzel, dem letztern wegen ähnlicher Worte bei der Kinderlehre Sonntags um 1 Uhr. Die Königin Witwe hörte davon und fand Gelegenheit sich bei ihrem Stiefsohn König Ludwig zu beklagen. Auch die kampfscheue langmüthige Königin

Thereſe wurde endlich entrüſtet. Sie wohnte dem Religionsunterricht ihrer Kinder bei. Der Lehrer ließ ſich durch ſeinen Eifer ſoweit hinreißen, daß er den Prinzen und Prinzeſſinnen zurief: „Verflucht ſind die Proteſtanten!“ Statt Entrüſtung zu zeigen, ſagte die ſanftmüthige Frau mit ſchmerzlich bewegter Zunge: „O, wollen Sie uns denn alle verdammen?“ Der Prieſter ſchwieg. Es ſteht jedoch zu vermuthen, daß er ſich fortan ähnlicher Ausfälle enthielt. Eberhard erhielt endlich die Weiſung, München zu verlaſſen. Es war im November, ein Theil ſeiner Anhänger hatte den Weg vom Pfarrhof an bis zum Thore mit Roſen und andern ſchönen Blumen beſtreut. Man ſah auch auf dieſem Wege weinende Mädchen, Frauen und ſchöngeputzte Kinder, welche köſtliche Bouquets in den Reiſewagen warfen. So wurde dem Manne gehuldigt, deſſen giftriefende Worte unabläſſig Unfrieden zwiſchen den beiden Religionsparteien ſtifteten. Mannhard's Leichenzug dagegen wurde von wenigen ſtill und tiefgerührten Freunden begleitet, doch ſein Andenken bleibt unvergeßlich, warm und geſegnet, und die Frucht ſeiner Worte wird noch durch ſpäte Zeiten fortwirken.

Im März 1831 kam mein Sohn Max aus Paris nach München herbei, erfleht von meiner Angſt um ihn und ſeine Geſundheit. Die Königin Witwe ließ ihn ſogleich zu ſich einladen, doch ſein unbefangenes Künſtlergemüth entſprach nicht den Erwartungen der hohen Frau. Sie erfuhr nichts durch ihn von den pariſer Zuſtänden. In München war ihm das Klima feindlich. Im Herbſt bewog ihn ſein Bruder mit nach Baden zu gehen. Ihr Vater war mit dieſem Entſchluß ſehr unzufrieden, doch er erfuhr nicht früher darum als bis er ſchon ausgeführt war. Er entzog ihnen von nun an die Hälfte ihres

Einnahme, und legte mir jährlich 24 Karolin zu. Dieſe Maßregel hatte traurige Folgen. Ich ſelbſt gewann nichts dabei, denn ich erſchöpfte mich in Bemühungen, den Verluſt zu erſetzen. Auch verging kein Jahr, ſo wurde uns Chézy durch die Cholera entriſſen. Von dieſem Zeitpunkt an begann unſer Unglück von außen her, von innen war es längſt im Werke; doch ich ſchweige darüber. Die Schilderung der Martern meines zerriſſenen Herzens gehört nicht vor den Richtſtuhl der Menſchen, nur der Allwiſſende kann ſie durchſchauen. Nicht blos Unvergeßliches aus meinem Leben gehört in dies Buch. Wer kann im ganzen Sinne des Worts ſein Leben ſchreiben? Niemand! Zu viel und Wichtiges bleibt ihm ſelbſt verborgen. Das Innere des Menſchengemüths iſt ein Bergwerk, nur Gott kennt ſeine Schachten! Die Beweggründe einer That bleiben dem Urheber derſelben ſelbſt verborgen.

Meine Söhne waren fern von mir in Baden-Baden, als der entſetzliche Schlag dieſer Todesnachricht mich traf und auf das Krankenlager daniederſtreckte. Meine Penſion blieb aus; die Familie in Paris traf keine Verfügung, daß ſie mir geſchickt wurde. Wie unüberlegt trieben ſie ein Spiel mit dem Herzen eines zärtlichen Vaters und zweier Söhne, deren ganze irdiſche Zukunft von der Wohlthat und Zärtlichkeit dieſes Vaters abhing! Sie wußten, daß Chezy kein Vermögen hinterließ, denn die Kriegsjahre, die feindlichen Einfälle, die Opfer, welche die allgemeine Noth von ihm erheiſchte, hatten ſeine Mittel erſchöpft. Es wäre Pflicht geweſen, ihn anzumahnen, nun an ſeine armen Kinder zu denken; aber dies that niemand. Einige Mitglieder der Familie, denen die einlaufenden Gelder anvertraut wurden, glaubten ſie

aufheben zu müſſen. Vergebens ſchrieben wir um Geld, man ſchickte keins.

Meinen Söhnen in Baden hatte Spindler gerathen abzuwarten was aus Frankreich kommen würde, und ihren, wie er es nannte, vortheilhaften Standpunkt an der Grenze zu behaupten. Görres war ſo freundſchaftlich und einſichtsvoll, mir mit Rath beizuſtehen. Ich lag faſt beſinnungslos. Niemand nahm ſich meiner ſo warm an als die Königin Witwe, die mich unmittelbar nach dem Tode Chézy's zu ſich rufen ließ, um mich zu tröſten und aufzurichten; mein unverkennbarer Schmerz ging ihr zu Herzen. „Liebe", ſagte ſie mir, „ich mußte wol glauben, ſie bewegt zu finden, aber ſchmerzzerriſſen habe ich Sie mir nicht gedacht!" Ich antwortete ihr mit den Worten, die mir Schmerz und Liebe eingaben. „Bleiben Sie nun hier", ſagte die edle Königin, „ich werde Sie nie verlaſſen!"

Ich konnte dieſen ſo gnädigen Rath nicht befolgen; ich wußte was Chézy hinterlaſſen hatte, es war ein kleines Kapital von nicht ganz 2000 Thlr. in ſeiner Kommode, eine werthvolle Uhr, ein Brillantring vom Kaiſer Franz, und ein ſilbernes Tiſchſervice, nebſt einigen Möbeln und einer Bücherſammlung. Was konnten zwei unverſorgte Söhne und eine hülfloſe Witwe damit beginnen! Ich hatte nicht das Herz mit der Königin hierüber zu ſprechen, und wahrſcheinlich trat niemand auf und ſprach für mich. Das Einzige was ich nach dieſer Entrevue erfuhr, war, daß mir die höchſte Frau zu meiner Erleichterung Trauerkleidung, Betten, einige Möbel, die mir fehlten, und wie ſich ihre Umgebungen ausdrückten, etwas Geld beſtimmt hatte. Es kamen von ihr die Geſchenke, nebſt 40 Gulden.

Alle Ausgaben, die sich während des langen Ausbleibens meines Gehalts aus Paris aufgehäuft hatten, mußten bestritten werden. Es war Ende October, für den Winter kein Vorrath vorhanden, und die Nothwendigkeit da, nach Paris zu gehen. Spindler hatte, wie schon angeführt, meinen Söhnen betheuert, daß man die kostspielige und beschwerliche Reise sparen könne. Mein ältester Sohn gehorchte ihm, und blieb in Baden. Max erklärte sich bereit, mich nach Paris zu begleiten. Durch wohlfeiles Losschlagen meines Handbuchs „Nerika" und meiner Gedichte, die bei v. Seidl in Sulzbach erschienen und von den entstellendsten Druckfehlern überfät waren, sowie durch Veräußern einiger Pretiosen, konnte ich endlich die Kosten meiner Reise nach Baden und Strasburg bestreiten und mit meinem Max bis Paris gelangen. Der geistreiche Staatsrath von Maurer in München, den Görres gebeten hatte, mir mit Rath beizustehen, hatte mir erklärt, daß ich in Paris weder Unkosten noch irgendeine Schwierigkeit bei der Erbschaft haben würde. Auch diesem würdigen Manne glaubte mein ältester Sohn nicht, und dieser irrthümliche Entschluß stürzte uns in 3000 Francs Unkosten.

Wir langten im Collège de France in Paris an. Ich schickte nach einigen Mitgliedern der Familie, die sogleich kamen und mir freundlichen Antheil bezeigten. Der Schwiegersohn von Sylvestre de Sacy, Herr Pavet von Courteille, ein wackerer Freund Chézy's, Herr Langlois sein berühmter Schuler, waren noch denselben Abend bei uns, sowie Chézy's noch einzige Schwester Adelheide, nebst ihrem Sohn Antoine, dessen geliebte Gemahlin, Clémence, jetzt in Algier mit zwei Söhnen und Schwiegertöchtern wohnt. Andern Tags suchte ich Sylvestre de Sacy auf, bei dem ich den Grafen von Salvandy traf,

deſſen berühmt gewordenes Wort: „Wir tanzen auf einem Vulkan", wol noch für heute gelten kann, wenn wir gleich nicht tanzen.

Die Bemühungen der edeln Freunde Baron Prony, Sylveſtre de Sacy und Degerando, hatten vortheilhaft für mich beim Miniſterium gewirkt. Meine Aufopferungen für die Gefangenen von der Schlacht bei Hanau wurden in das gehörige Licht geſtellt, und erwarben mir viel Sympathien. Der Miniſter des öffentlichen Unterrichts ließ mich rufen, und ſagte mir bedeutungsvolle Worte, die mich über meine Zukunft beruhigen konnten.

Ich habe, ſo nahe meinem Grabe, den Gedanken aufgegeben, das ganze Gewebe der Widerſacher, Neider und Feinde des edeln verſtorbenen Chézy an das Licht zu ziehen; ich bin bis in den Tod ermattet, und muß auf meinem letzten Lager darben und entbehren, ſo manche edle Hand mir auch ſchon Linderung zukommen läßt. Ich bin im Sinne des Worts ausgeraubt worden, und ſehne mich nach der Befreiung von ſoviel Leiden; da fehlt es mir an Stimmung und Kraft, die letzten Prüfungen die ich erdulde, ausführlich zu ſchildern, ich habe ſie Gott geopfert. Nur über Eines muß ich meine Stimme erheben, die ſchwache Stimme, die vielleicht bald der letzte Seufzer erſtickt, die aber ein Echo in Aſien und Europa wecken wird.

Seit längerer Zeit ſchon hatte der Graf von Corbière die Typen zu Chézy's indiſcher Grammatik bewilligt. Um dies vortreffliche Werk herauszugeben, fehlte es ihm blos an der Zuſammenſtellung des Anhangs, den er dazu gemacht, und der, wie mir ein Sprachforſcher verſicherte, durchaus neu und von erſchöpfender Belehrung iſt. Zum Unglück hatte ich das Schreiben des Miniſteriums noch

nicht aufgefunden, als ich die verlangte Notiz für den Minister Guizot aufsetzte; die Mittheilung desselben würde jeden Zweifel des Ministeriums gehoben haben, ja, sie hätte das ganze Bubenstück von vornherein unmöglich gemacht. Wer hätte zweifeln können, daß Chézy's Vorsatz, seine Manuscripte in Druck zu geben, feststand, da er bereits die Typen dazu vom Ministerium bewilligt erhalten hatte?

Ein nun verstorbener Verwandter Chézy's, den ich nicht näher bezeichnen werde, bedurfte des Taufscheins des Verstorbenen, um sein Geburtsdatum richtig auf den Leichenstein zu setzen. Da er diesen Taufschein nicht gleich vorfand, kam er nicht auf den natürlichen Gedanken, ihn im Register seiner Kirche aufsuchen zu lassen, sondern vermeinte, der Taufschein könne ihm nicht entgehen, wenn er alle Papiere des Dahingeschiedenen ohne Ausnahme durchsuchen ließ. Dies geschah unbehindert in jener Zeit, wo die Verheerungen der Cholera jeden Unfug begünstigten. Wenige der Schriften, Familienpapiere und dergleichen kamen an ihre rechte Stelle zurück. Es fand sich auch kein Testament mehr vor, wiewol mehrere Freunde Chézy's darum wußten, daß der Verstorbene ein Testament aufgesetzt hatte. Auch wurde erst fünf Tage nach dem Tode desselben die Wohnung versiegelt, weil bei den häufigen Todesfällen die Gerichte mit Geschäften überhäuft waren. Ich schweige von dem Unfug und der Ausplünderung des Hauses, die noch durch Domestiken vorfiel. Mein Schmerz war zu heftig, als daß ein Kummer neben dem um den geliebten Todten in mir hätte aufkommen können. Der Tod hatte Chézy überrascht, als er im Begriff stand, seine Werke, die Frucht vierzigjähriger Anstrengung, der Oeffentlichkeit zu übergeben; sie sind zahlreich und hochwichtig, ihre

Titel sind in der „Biographie Universelle" von Michaud, im sechzigsten Bande (Supplement), im Artikel „Chézy", genau verzeichnet. Ich nenne davon nur die große indische Grammatik, ein Werk von bedeutendem Umfang, dessen scharfsinnige Forschungen sich über alle Sprachen des Orients verbreiten; ferner eine Sanskrit-Chrestomathie umfassenden Inhalts; Auszüge aus den Puranas; „Hasyanava („Die Vereinigung der Schurken"), mit Uebersetzung der bedeutendsten Stellen; indische Gnomen; indische metrische Uebersetzungen deutscher und französischer Gedichte; die Analyse des „Ramayana" mit vielen Erläuterungen und sprachforschenden Bemerkungen. Von den persischen Werken bezeichne ich nur eine Chrestomathie, von der geschmackvollsten und mannichfachsten Auswahl und vom gediegensten Werth.

Der Minister Guizot, stets von Eifer für das Schöne und Gute erfullt, schickte mir im November 1832 eine Aufforderung, ihm eine Note über alle hinterlassenen Arbeiten Chézy's auf das schleunigste zu senden. Ich bedurfte bei dieser Arbeit keine Hülfe, Chézy hatte das Verzeichniß gemacht, und ich hatte die Noten und Manuscripte selbst, soviel in meiner Macht lag, durchstudirt. Ich verstand zwar kein Indisch und nur wenig Persisch, allein unsere Gespräche hatten immer auf diese Gegenstände sich ausgedehnt, ich war in den persischen Manuscripten beinahe so heimisch als er. Dies war eine glückliche Zeit unsers Beisammenseins, als plötzlich der Gedanke, Sanskrit zu lernen, in ihm aufstieg. Er sagte: „Ich habe so gut wie gar keine Hülfsmittel, nichts als eine mangelhafte Grammatik von Anquetil du Perron, einige Arbeiten von Fra Bartolommeo und die Manuscripte der Bibliothek; doch bei Benutzung der Uebersetzungen, die es bereits gibt, bei der Ankunft der Grammatik von

Willens, und bei angestrengtem Fleiß und unermüdetem Forschen, werde ich der erste Franzose sein, der das Studium des Sanskrit auf das Festland hinverpflanzt. Frankreich wird vom Gelingen meines Unternehmens Ehre und Nutzen ziehen: hierher werden die Gelehrten reisen, um Indisch zu lernen. Paris wird ihr Sammelplatz werden. Hamilton ist fort, aber sein unvergleichlicher Katalog unserer indischen Werke ist hier geblieben, und das Katheder für das Sanskrit kann da niemand besteigen als ich!" Meiner Schwiegermutter ging bei solchen Reden das Herz auf, sie sah ihren Sohn im Geist von einer Glorie umstrahlt, einer Glorie des Heidenthums und des Martyrthums. Das Opfer, welches auf dem Altar brannte, war sein eigenes Selbst, sein Frieden, sein häusliches Glück, seine Gesundheit, sein Lebensgenuß, seine Jugendblüte, sein Weib und seine Söhne. Ich fühlte es, der Preis war eines solchen Opfers werth, und ich brachte es mit ihm, ergeben in seinen Willen; erleichtert wurde es mir durch ein Unglück ohne gleichen. Meine Schwiegermutter, eine kräftige Natur, eine eifrige Katholikin, eine Frau voll Geist und Leben, konnte sich nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß eine Ungläubige wie ich, Gattin ihres Sohnes und Mutter ihrer Enkel sei. Sie und ihre Tochter, die alle die vortrefflichste Erziehung genossen hatten und von denen eine schön malte, waren Muster der Weiblichkeit und Häuslichkeit. Ich war nur für die Poesie erzogen worden, mein redlichster Wille konnte die Einübung in das häusliche Getriebe nicht ersetzen. Die Kränklichkeit meines ältesten Sohnes zehrte an Zeit und Lebenskraft. Hierzu kamen die literarischen Beschäftigungen, ich mußte Brot für die Haushaltung verdienen helfen, die Theuerung war gestiegen. Die Schwiegermutter meinte: „Geld verdienen

solle einzig die Sorge des Mannes sein; die des Weibes sei auf ihre Häuslichkeit beschränkt!" Unter andern Zuständen würde sie recht gehabt haben, nicht so unter den obwaltenden. Da ich nun wußte, daß Chéry's inneres Glück davon abhing, daß seine Mutter die höchste Liebe und Achtung von mir genoß, bemühte ich mich aus allen Kräften, ihr die Liebe zu zeigen, die ich für sie empfand. Doch dies machte keinen Eindruck auf sie. Ich hätte mich total umschaffen müssen, um ihrem Begriff von einem Weibe wie es sein sollte, zu entsprechen. Die Feder in meiner Hand war ihr ein Greuel. Den ersten ungünstigen Eindruck, den sie durch mich empfing und mir späterhin eingestand, verdanke ich dem Mißbehagen, das sie empfand, als ich zum ersten mal bei ihr speiste und nach Tisch meine Serviette nicht zusammenlegte. Später empfing ich einmal einen Brief von ihr, in welchem die Worte standen: „Glauben Sie mir, hören Sie mit ihren Schreibereien auf, und flicken Sie Ihre Sachen!" Ich ging zwar keineswegs zerrissen, aber sie sah mich doch nie beim Flicken sitzen. Sie verlangte das von der jungen Kindermagd, die ein vortreffliches Mädchen war, sich aber, sowie auch ich, anhaltend mit den zwei Kindern beschäftigen mußte, und wirklich kaum die nothwendigste Zeit zum Waschen, Bügeln und Nähen ersparen konnte. Das Mädchen, erst neunzehnjährig, war höchst empfindlich und verletzbar; in acht Tagen fand sie eine vortheilhaftere Stelle und verließ uns. Ich fand nicht mehr solche wieder. In unserer verdumpften sonnenlosen Wohnung erkrankten die Kinder bedenklich. Die Schwiegermutter im ersten Stocke wohnte gesund. Die Aerzte erheischten Landluft für die Kinder und mich. Ich suchte in Chaillot und Passy nach Wohnungen, und zwar in der Nähe des Palais Bourbon; ich konnte

dort auf den täglichen Besuch Chézy's hoffen, erfuhr aber, daß er nur alle acht Tage kommen würde; ich hätte es dabei bewenden lassen sollen, er liebte mich und unsere Söhne, und würde gekommen sein; allein das Herz war wund an allen Stellen, der unselige Trotz meines leidenschaftlichen Gemüths hatte sich meiner bemeistert, und da Challiot und Passy doch eigentlich nur Vorstädte von Paris sind und der Aufenthalt daselbst die Beschwerden einer dürftigen Haushaltung nur vermehrt, so glaubte ich in Montmorency einen gesündern Aufenthalt zu finden, und suchte mir dort eine Wohnung, wo mich Chézy alle acht Tage besuchen konnte, und richtete mich ein, sie am 16. Juni zu beziehen.

Als ich in den Wagen stieg, der mich nach Montmorency führen sollte, ahnte ich nicht, daß ich das Haus meiner Schwiegermutter nie wieder bewohnen würde. Es war halb zwölf, als ich nach der Uhr meines Mannes [illegible] Kamine hing.

Abends kamen wir in Montmorency an. Mit unsern kleinen Einrichtungen und der Sorge für die Kinder ging mir und meiner treuen Marianna der folgende Morgen und der Nachmittag hin, wo nur einzelne Blicke aus dem Fenster hinaus nach dem silberhellen See, am Fuß der Hügel, nach dem dichten Walde und den schönen Feldern mein Herz erquickten. Es war nun Abend geworden, die Kinder niedlich geputzt. Wir gingen durch eine kleine Straße in das nahe Kornfeld, nach dem Kastanienwald, auf dem Wege nach Rousseau's Hermitage. Die Sonne senkte sich schon, die Weinberge hauchten Düfte, Heimchen schwirrten, Nachtigallen schlugen, über dem Kornfelde schwebten singende Lerchen. Meine Kinder jubelten vor Lust, uns umfing mit einem mal ein Frieden, eine Seligkeit, als wenn ich nun am Ziel aller

Leiden sei. Hier zu sterben wünschte ich innig, aber ich war zu größern Schmerzen aufbewahrt.

Mit freudiger Ungeduld erwarteten wir den Ablauf der Woche. Der Samstag sollte uns Chézy bringen, wir gingen ihm bis zur Barre entgegen; die Kleinen konnten der Liebkosungen kein Ende finden. Kinder sind nie anmuthiger, als wenn sie glauben, sie hätten etwas zu erzählen, jeder Umstand erlangt Wichtigkeit durch die Lust der Mittheilung. Als wir oben in der Wohnung waren, zog Chézy seine Uhr hervor; sie war ein Erbstück von seinem seligen Vater, dem besten und würdigsten der Menschen, und er hing sehr daran. „Mienchen", redete er mich an, „was hast Du denn mit der Uhr gemacht?" Unbefangen wie ich war, antwortete ich: „Ich habe noch nachgesehen, wie viel die Uhr sei, als ich in den Wagen stieg, es war halb zwölf!" Chézy öffnete jetzt die Uhr. Punkt halb zwölf war die Kette gesprungen. Ich erschrak heftig darüber, ein ahnender Schauer zuckte durch mein Herz, doch erst nach mehreren Jahren konnte ich wissen, wie prophetisch dieser Umstand war.

Recht friedlich und süß verging der Sommer, meine Kinder erholten sich, ich selbst genaß von meinem schweren Kummer. Mein Mann brachte viele schöne Tage mit uns zu. Wir besuchten den an Feigen, Pfirsichen, Melonen und Mandeln überreichen, köstlichen Garten der Mutter Marie. Wir irrten durch die Kastanienwälder nach den umliegenden Dörfern; wir besuchten das Schloß, wo der gequälte Rousseau auf der Pilgrimschaft des Lebens eine kurze süße Rast gefunden. Oftmals gingen wir über die Waldeshöhe durch St.-Prix nach der Ruine des alten Jagdschlosses, mitten im schönsten einsamsten Wald, wo Heinrich IV. mit Gabriele unter einer hohen Eiche geiessen, die noch jetzt ihre Zweige

in das Gemüther zu ihren Füßen senkt, wo noch immer alles duftet und blüht, wo die süße Natur noch immer in ungestörtem Frieden waltet.

Noch widmete sich Chézy in diesem Sommer nicht so ausschließlich dem Sanskrit als späterhin. Er hatte den „Schahnameh" mit nach Montmorency genommen, und zog die Episode von Rusthem und Sohrab für seine Chrestomathie aus verschiedenen Manuscripten der kaiserlichen Bibliothek. Sie hatten Varianten dargeboten, und die Arbeit war von großem Verdienst. Mehrere Jahre später gab der berühmte Professor Mohl dieselbe Episode nach seiner eigenen Bearbeitung heraus, die ganz vortrefflich sein soll. Denselben Sommer setzte Chézy seine persische Anthologie in Stand, und arbeitete an seinem „Jeboun-nameh". Er fügte auch arabische Dichtungen zu der schon so reich ausgestatteten persischen Chrestomathie, doch nach meiner Abreise ließ er sich ganz von der Begierde, das Sanskrit aus dem Grund zu studiren, hinreißen. Er trat zuerst mit der Dichtung des „Nadschnadattabhatta" aus dem „Ramayana" auf. Friedrich Schlosser übersetzte diese Episode, und las sie im „Frankfurter Museum" vor. Sie wurde allgemein bewundert. Nur Karl von Dalberg, der milde und erleuchtete Priester des Herrn, bemerkte in seinem Brief an Chézy über diesen Gegenstand, daß die Idee der Wirkung eines unverdienten Fluches ihm Abscheu errege! Sein Gefühl war richtig. Die Götter der Indier, die einen unverdienten Fluch auf das schuldlose Haupt des Gegenstandes mit einen Donnerkeil lenkten, entsprachen nicht der Idee des alliebenden, des allvollkommenen höchsten Wesens; aber jene alte heidnische Lehre stellte nicht den Menschen als geschaffen nach Gottes Bilde dar, sondern sie schuf die Götter nach dem Bilde des Menschen, leiden-

ichaftlich und ſinnlich. Das Volk Gottes that daſſelbe. Moſes ſagt in den Zehn Geboten: „Denn ich der Herr, dein Gott, bin ein zorniger Gott, der die Sünden der Väter heimſuchet an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied!“ Ueberhaupt kann ich bei Erwähnung der indiſchen Dichtungen nicht übergehen, daß mir der „Mahabharata“ weit mehr als der geprieſene „Ramayana“ gefällt, obſchon man von ihm ſagt, daß ihn der Waldgott Hanuman ſelbſt in die Felſenwände der Pagoden eingehauen, und daß ich die Sakuntala aus dem Mahabharata der des Kalidaſa weit vorziehe, da ſie mehr Kraft, Wahrheit und Würde hat. Firduſi's „Schahnameh“ iſt mir lieber als die indiſchen Heldengedichte, er bleibt in den Kreiſen der Menſchheit; ich weiß kein indiſches Gedicht, dem man daſſelbe nachrühmen könnte. Es war wol vor allem der Reiz der Sprachforſchung, der Chézy in das unabſehbare Gebiet des Indiſchen lenkte. In ſeinen Arbeiten finden ſich 12,000 Karten, auf denen Haupt- und Zeitwörter aus allen orientaliſchen, ſowie auch europäiſchen Sprachen, der älteſten wie der neueſten Zeit, verzeichnet ſind, welche Uebereinſtimmung haben, oder Anklang darbieten; ein Werk vom umfaſſendſten Umfang, welches mit zur indiſchen Grammatik gehört. Es ſind nun zweiundzwanzig Jahre, daß Chézy im Grabe liegt; doch ſteht zu vermuthen, daß ſeine Entdeckungen nicht nach ihm von andern gemacht werden, denn es gab keinen zweiten Chézy. Seine Beharrlichkeit, ſein Muth, ſeine Geiſtesſchärfe, verbunden mit ſeinem poetiſchen Gefühl, finden ſich nicht leicht wieder beiſammen. Die Winke, die er für die Wiſſenſchaft gab, wurden zwar von den Wetteiferern häufig benutzt; doch für die rechte Spur fand niemand das Licht, das in ihm wohnte. Sein Nachfolger Burnouf, einer der fähigſten Köpfe und fleißigſten Arbeiter,

die es jemals gegeben, besaß zugleich das Talent, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt anhaltend zu beschäftigen und zu nähren, mit Hülfe Chézys, der sich eifrig bestrebte, die errungenen Früchte seines Wissens zu verbreiten, und sie auf neue Bahnen zum Gipfel hinaufzuführen, sodaß die berühmtesten Indianisten Europa's unter seiner Leitung Meister wurden; auch war Burnouf einzig darauf bedacht, sich aus mittelmäßigen Schülern eifrige Bewunderer und Freunde zu machen und eine Partei für sich aus ihnen zu bilden. Burnouf glaubte, weiter gelangt zu sein und höher zu stehen als sein edler Meister; diese Ansicht war, wenn auch nicht richtig, dennoch nicht zu tadeln, man findet sie oft bei der anstrebenden Jugend. Langlois und Loiseleur waren gerechter, und liebten ihren Meister. An die Gegenpartei hatten sich Menschen geschlossen, deren Namen die Feder sich sträubt aufzuschreiben, deren Wege noch etwas dunkler waren, als ihr Dasein geblieben ist. Ihren Umtrieben ist es zu verdanken, daß der geistvolle thatkräftige Minister des Unterrichts, Guizot, die Notiz über Chézy's Manuscripte, die er selbst verlangt hatte, unbeachtet ließ, während er die hinterlassenen Schriften der vier Gelehrten, die beinahe zugleich mit Chézy gestorben waren, von der Regierung kaufen ließ, zum Besten ihrer Witwen in den Druck gab, und ihnen gute Pensionen schaffte, wiewol er mich bei den Kammern zu 3000 Francs Pension vorgeschlagen. Ich lag während dieser Vorgänge brustkrank, und zwar lebensgefährlich darnieder.

Im Juli 1833, als ich wieder etwas zu Kräften gekommen, bat ich einen alten Freund, der öfters mit Hippolyt Royer-Collard zusammenkam, er möchte sich bei ihm erkundigen, wie es zuginge, daß von mir keine Rede mehr sei, und was denn mit den Manuscripten meines

Mannes zu thun beſchloſſen wäre, da man durch die Zeitungen erfahre, daß die armeniſche Grammatik von Abel Remuſat erſchienen, und daß die Regierung der Witwe des dritten Gelehrten, den der Tod ſeit der Zeit dahingerafft, nicht allein 3000 Francs Penſion verwillige, ſondern auch eine Summe von 50,000 Francs, um ihr Töchterchen zu erziehen. Champollion der Jüngere war dieſer Gelehrte. Nach ſeinem Tode war bei ihm das zweite Exemplar der Zeichnungen gefunden worden, die er aus Aegypten mitgebracht hatte. Das erſte war Herrn Champollion ſelbſt, noch bei ſeinem Leben, vom Miniſterium für einen hohen Preis abgekauft worden. Man ſieht, wie auch unter dem Bürgerkönig alles nach Gunſt ging. Champollion's Witwe hatte ohne Zweifel mächtige Fürſprecher gefunden, denn wozu können Doubletten, deren Originale ſchon in Kupfer geſtochen ſind, nützen? Hippolyt Rover-Collard ließ mich zugleich wiſſen, daß er von keiner Entſcheidung über Chézy's Manuſcripte gehört habe. Ich wendete mich alſo an den Miniſter, und erfuhr durch ein Handſchreiben deſſelben Folgendes, das mich in die höchſte Beſtürzung verſetzte: der Miniſter habe eine Commiſſion ernannt, welche die Manuſcripte des verſtorbenen Herrn von Chézy unterſucht habe; da ſich jedoch nichts gefunden, als einige unbedeutende Fragmente, und er, der Miniſter, ſich auf den Bericht ſeiner Commiſſion nothwendigerweiſe verlaſſen müßte, ſo wäre in dieſer Sache nichts weiter vorzunehmen. Chézy's Manuſcripte waren nicht aus meinen Händen gekommen, niemand war erſchienen ſie zu unterſuchen, die ganze Sache mußte ein Irrthum ſein. Ich ſchrieb deshalb an den Miniſter, an den Herzog von Broglio, an Sylveſtre de Sacy, an Baron de Gerando, an den Baron Pronv, um Auskunft und Erläuterung zu ermit-

teln. Hippolyt Royer-Collard antwortete mir: man habe sich nach den hinterlassenen Schriften Chezy's pflichtmäßig erkundigt, und der Minister habe eine Commission ernannt, welche sie untersuchen sollte, allein bedauerungswürdigerweise habe man aus dem Bericht dieser Commission sowol, als durch die Freunde des Verstorbenen, und durch ihn selbst in Erfahrung gebracht, daß Herr von Chezy nichts hinterlassen habe, als einige unbedeutende Fragmente, woraus denn erhelle, daß in dieser Sache weiter nichts zu machen sei. Vergebens protestirte ich gegen diesen Ausspruch. Es gelang mir endlich, die Namen der Gelehrten zu erfahren, aus welchen die Commission bestanden haben sollte. Mir wurden drei der ersten Ehrenmänner Frankreichs genannt, an welche ich mich sofort wendete. Der Baron Sylvestre de Sacy schrieb mir sogleich mit höchster Empfindlichkeit, daß diese Mittheilung eine Lüge sei, er sei nie zu solcher Commission ernannt worden, noch habe er eine abgehalten. Ich befragte mich dann mündlich beim Herrn Letronne, er betheuerte das nämliche. Ich bat ihn, es mir schriftlich zu geben. Er versicherte, sein Wort sei hinreichend, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Ebenso handelte Herr Demanne. Ich schrieb nun von neuem an den Minister und die übrigen genannten Herren; nicht ein einziger antwortete mir. Was vermag denn eine hülflose Witwe, und was vermag nicht eine vorgefaßte Meinung? Die edle Juliette Récamier kam mir zu Hülfe; es hat nicht gefruchtet, allein es verdient erwähnt zu werden.

Ihre liebenswürdige Nichte war mit dem Gelehrten Lenormant vermählt, der mit Champollion in Aegypten gewesen war, und sehr viel beim Minister Guizot galt. Charles Lenormant sollte einen Brief in des Ministers

Hände besorgen, und diesen noch in einer Unterredung überzeugen, daß ich in allem die Wahrheit geschrieben habe. Dies geschah, und ich empfing darauf einen Brief von Herrn Lenormant im Namen des Ministers, „daß sich Se. Excellenz geirrt hätten, daß keine Commission bei mir gewesen sei, der Minister aber sofort die Manuscripte meines Mannes seinem Nachfolger im Amte Herrn Burnouf zur Untersuchung übermachen wolle". Dabei blieb es. Denn Herr Burnouf war nicht in Paris, sondern in Orford auf einer langen Reise. Er blieb solange in Orford, daß das Ministerium sich indessen änderte. Er kam zurück, und ich schrieb über diese Angelegenheit an alle Personen, an die ich mich vorher gewendet hatte, und an Ludwig Philipp selbst, vergebens. Die Prinzessin Marie von Orleans, an die ich mich auf Antrieb der Königin Therese von Baiern wendete, ertheilte mir Audienz, und nahm den Brief an ihren Vater mit. Der Brief war, wie natürlich, mit der gehörigen Achtung abgefaßt, aber etwas trocken; ich wollte keine Gunst, sondern forderte Gerechtigkeit. Die Königin hatte zu mir gesagt: „Ich solle mich mit dem zugeworfenen Almosen von 1500 Francs nicht begnügen, sondern um eine wirkliche Pension einkommen." Ich entgegnete ihr, daß ich dies unmöglich könne, da mein Mann Legitimist gewesen sei. Sie schickte mich zur Tante, der jungen Prinzessin von Orleans. Ich lernte diese merkwürdige Fürstin kennen, von der ich damals noch wenig erfahren hatte, einige Jahre später aber viel sprechen hörte. Ich fand sie von einer leuchtenden Klarheit des Verstandes, von einer Bestimmtheit des Urtheils, die mir bewunderungswürdig schien. Ihre großen schwarzen Strahlenaugen funkelten von Jugendfeuer, ihre schönen Gesichtszüge waren regelmäßig und angenehm. Sie richtete

viele Fragen an mich, und bezeigte mir in wohlgesetzten Ausdrücken, daß meine Aussagen ihr lebhaften Antheil einflößten. Sie gab mir bestimmte Hoffnung, daß der König meine Eingabe beherzigen würde. Sie fragte auch nach meinen Schriften. „Ich bin es zwar nicht würdig, daß Sie mir viel darüber sagen", sprach sie, „denn ich kenne Sie nur dem Rufe nach! Ich habe zu viel Geschäfte, um mich um Literatur zu bekümmern. Vielleicht kommt eine Zeit, wo ich Ihre Schriften und Sie näher kennen lerne!" Darauf entließ sie mich. Doch es verging lange Zeit, ehe ich etwas über das Schicksal meiner Vorstellung an den König Ludwig Philipp erfuhr.

Endlich schrieb mir der Minister Salvandy einen Brief, der mein gereiztes Gefühl empörte, weil er Chézy oft gesehen und ihm Wohlwollen bezeigt hatte. Ich erfuhr aus den wenigen empfangenen Zeilen, daß der König Ludwig Philipp ihm die Vorstellung hinsichts der Manuscripte Chezy's übergeben, aber nichts darüber entschieden habe; so wäre denn das Einzige was er für mich thun könnte, mir vorzuschlagen, die Arbeiten an das Ministerium zu schicken. Dies stand nicht in meiner Gewalt, denn ich hatte sie nicht mit mir in München. Die zwei großen Kisten, in welchen sie geordnet lagen, hatte ich in Roßheim deponirt. Es war vielleicht zur Unzeit, daß ich im Gefühl des hohen Verdienstes meines Mannes und seiner Arbeiten einen Stolz übte, den eine arme alte Wittwe nicht aufkommen lassen soll. Ich fragte mich selbst: Ist es denn nicht eine Schmach, welche dem Andenken eines solchen Mannes angethan wird, wenn man die Werke, die er selbst erklärt zum Druck fertig zu haben, noch einer andern Beurtheilung als seiner eigenen überlassen will? Zu gleicher Zeit gab es einsichts-

volle und gutdenkende Männer, die mir versicherten, ich müsse selbst nach Paris reisen, wenn ich etwas ausrichten wolle; und doch war ich zu arm, um eine solche Reise auf's ungewisse zu unternehmen. Ich ließ also die Zeilen des Ministers Salvandy unbeantwortet, hoffte auf einen neuen Wechsel des Ministeriums und auf die Möglichkeit meiner Rückkehr nach Frankreich. Ich setze hinzu: daß weder hinsichts meiner Manuscripte, noch meiner Pension etwas für mich geschehen ist; daß alle meine Eingaben unberücksichtigt geblieben sind; daß meine zahllosen Opfer und Bestrebungen, die Rechte meines Mannes emporzuhalten und die Früchte seines unabläßigen Fleißes seinem Andenken und dem Gedeihen der Wissenschaft nützlich zu machen, mislungen sind. An ihm ist ein doppelter Mord begangen, zuerst durch die Cholera, dann durch seine Gegner, wie ich schon früher in diesen Blättern geäußert. Es gibt Verbrechen, die dem Gesetz nicht unterliegen, und doch ist der moralische Meuchelmord der gräßlichste. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie es wol zugehen mag, daß die Laufbahn der Wissenschaft nicht minder, als die der Literatur und Kunst, sowie der Musik, allzu oft einen tödtlichen Haß erzeugt, der zuweilen noch über das Grab hinausdauert. Es sollte doch bei den Jüngern der Wissenschaft Liebe vorherrschen; das Ziel, das ihnen winkt, sollte Hand in Hand erstrebt und erreicht werden. Chézy's reine große Seele war ausschließlich vom heiligen Eifer für das Gedeihen der Wissenschaft angeregt. Neidlos erfreute er sich der Fortschritte edler Mitbewerber, und jeder Bestrebung, die der Wissenschaft zugute kam. Er wurde dennoch angefeindet, gemartert, zertreten; er mußte beispiellose Ungerechtigkeiten wehrlos ertragen. Der Conservateur der orientalischen Manuscripte, Langlès,

starb. Der hergebrachten, stets beobachteten Ordnung gemäß mußte Chézy, der älteste und erste angestellte Beamte, nach ihm nun seine Stelle bekleiden. Er wurde auch zu dieser einstimmig vorgeschlagen, allein man ernannte plötzlich noch zwei Candidaten, um unter ihnen und Chézy den Conservateur auszuwählen. Dies waren zwei noch junge Männer, die wenig Verdienst um die orientalische Literatur besaßen und auf der Bibliothek nicht Bescheid wußten. Der eine hieß Abel Rémusat. Man erstaunte sehr, daß Chézy, dem durchaus berechtigten Nachfolger von Langlès, noch zwei Mitbewerber an die Seite gesetzt werden sollten, nachdem er, schon seit 1798 in Talleyrand's Bureau als Orientalist angestellt, wenige Jahre darauf bei der Bibliothek als erster Employé ernannt worden, Adjunct auf dem Katheder der persischen Sprache war, sein Amt rühmlich geführt, und seinem Vaterlande als Professor des Sanskrit einen wesentlichen Dienst erzeigt hatte. Karl X. wollte nichts davon hören, daß Chézy wider alles Recht übergangen werden sollte; doch die schlauen Rädelsführer der Kabale wußten den schwachen König zu überreden, daß Chézy keine Rücksicht verdiene. Die Ursachen, die sie angaben, enthielten nur Scheingründe; es lag dem Monarchen, der zeitlebens der Meinung getrotzt hatte, jetzt alles daran, der Welt glauben zu machen, daß er moralisch sei, wiewol niemand das von ihm verlangte. Herr Abel Rémusat, hieß es, sei ein treuer Hausvater, zu Langlès' Amte befähigt, seine Ernennung würde einen guten Eindruck machen, Chézy könne täglich zu seinem Adjunct ernannt werden und 3000 Francs Gehalt beziehen. Von nun an wurde so stark gemunkelt, daß man diese Einrichtung treffen würde, daß dem zurückgesetzten, in seinem heiligen Recht gekränkten Chézy kein

Zweifel übrigbleiben konnte. Er forderte seinen Abschied. Der Minister, Graf von Corbière, sah ein, welcher Verlust diese Entfernung Chézys für die Bibliothek sein würde, und suchte ihn auf alle Weise zu bewegen, seinen Entschluß zu ändern; aber vergebens. Mit einem todwunden Herzen verließ der würdige Mann den Schauplatz seiner Thätigkeit, die Heimat seines Geistes, das Reich seines ruhmvollen Wirkens, die Wohnung, welche er mit großen Unkosten wohnlich gemacht aus seinen eigenen Mitteln, und bezog das entlegene Collège de France, wo er wiederum auf seine Kosten Räume bewohnbar machte, die ganz im Verfall waren. Wie in der Bibliothek beliefen sich die Unkosten auf mehr als 3000 Francs. Die Wohnung war sonnenlos und feucht, die Bibliothek sehr entlegen. Man sparte dem so vielfach Gekränkten nicht einmal den Schmerz, ihm öfters die Manuscripte und Bücher von der Bibliothek, die er zu seinen Arbeiten brauchte, wiederholt und dringend abzufordern. Zuviel der Herabwürdigungen waren dies. Chézy erkrankte von nun an oft und schwer. Noch kurz vor dieser Katastrophe hatte der Minister von Corbière in einem officiellen Schreiben Chézy die Typen zum Druck der indischen Grammatik bewilligt, die als Handschrift noch heut in den Händen seiner unglücklichen Witwe liegt, und deren Unterdrückung eine Kränkung der heiligsten Interessen der wissenschaftlichen Welt sein würde, wenn man das begangene Unrecht nicht wieder gutmacht.

Ich war gezwungen noch in Paris zu bleiben, um mir wenigstens Lebensunterhalt durch eine Pension zu verschaffen. Nur von weitem empfing ich zuweilen eine unbestimmte Nachricht hierüber. Die edle liebenswürdige Tochter der Frau von Stael, Herzogin von Broglie,

sprach mir Muth ein, so oft sie mich sah. Eine Engländerin, die in ihrem Hause lebte, Fräulein Randall, eine verständige wohlwollende Natur, gab mir gute Hoffnung, und sprach mir Trost ein; doch ich mußte lange auf eine Entscheidung warten. Ich war in Paris nun wieder allein, denn mein geliebter Max konnte die Luft dort nicht vertragen. Er war nach Fontainebleau gegangen, wo er sich bald wiederhergestellt fand.

Als der Minister Guizot durch den Baron Sacy erfuhr, daß das wenige baare Geld, welches Chézy hinterlassen, verbraucht sei, sendete er mir 250 Francs. Ich gab dem Wunsch einiger Orientalisten nach, und verkaufte ihnen einige der Werke, die ich aus Chézy's Bibliothek nahm. So war ich denn im Stand, meinen Max zu verhindern, seinen Brillantring für einen Spottpreis an einen Juwelier zu verkaufen, indem ich ihm Geld zur Reise nach Baden-Baden verschaffte. Ich blieb sehr betrübt in Paris zurück, um dort abzuwarten, was Guizot über mich verfügen würde. Max sah sich in seiner Hoffnung getäuscht, in Baden-Baden Geld zu erwerben, er war damals nicht gehörig bekannt; beide Söhne mußten im Gasthof zehren, wurden betrogen und gemisbraucht, und machten Schulden.

Im Juli kam ein Brief vom Ministerium. Eine jährliche Einnahme von 1500 Francs wurde mir unter der Benennung „Indemnität für die Witwe eines Mitglieds des Instituts" zugesichert. Auch Madame Remusat hatte eine gleiche Zusicherung, unmittelbar nach dem Tode ihres Gatten, und zwar vom damaligen Minister Argout empfangen. Und wiewol zum zweiten mal verheirathet, bezieht sie, wie ich glaube, noch immer diese Pension.

Sylvestre de Sacy war über die Entscheidung mei-

ner Sache sehr betrübt. Die Zahlungen aus dem Fond, der zur Unterstützung von Gelehrten, Künstlern, oder deren Hinterbliebenen bestimmt ist, sind ungewiß können gestrichen, oder auch vermindert werden. Chézy hatte noch im Sterben seinen Freund Baron Sacy dringend angefleht, mir eine Pension zu verschaffen. Sacy stellte Guizot vor, wie wenig die für mich getroffene Einrichtung der letzten Bitte des Sterbenden entspräche. „Was wollen Sie?" hatte Guizot geantwortet, „meine Gesinnungen für Frau von Chézy sind wohlwollend und eifrig; Sie wissen, daß ich mich in Bestrebungen für sie ganz erschöpft habe; doch die Kammern scheinen ihr nicht günstig gewesen zu sein. Fünf traurige Begebenheiten hatten sich Schlag auf Schlag vereinigt. Cuvier, Champollion, Rémusat, St.-Martin und Chézy waren hintereinander gestorben. Madame Cuvier und Madame Champollion mußten großartig berücksichtigt werden. Es blieb mir nichts übrig, als für Frau von Chézy auf die Weise zu sorgen, wie ich es that. 1500 Francs in Paris sind sehr wenig, die Frau von Chézy liebt ihr Vaterland, sie kann diese Einnahme ungehindert in Deutschland verzehren!" Sacy wendete noch ein, daß diese Einnahme unsicher sei. „Nein", rief Guizot, „kein Minister ändert etwas an dem, was sein Vorgänger festgestellt hat."

Sacy rieth mir, keine weitern Schritte zu thun, und ich mußte seinem Rathe folgen. Mein ältester Sohn bedurfte Geld, er hatte eine schöne Baustelle in Baden billig erstanden. Ich besaß kein Vermögen, nur Chézy's Bibliothek, die ich ohne diesen Drang der Umstände vortheilhaft zu verkaufen hoffen konnte, nun aber versteigern mußte, um Wilhelm's Wunsch zu willfahren. Auch Mar gab alles her, was er unter der Seele

hatte; denn zärtlicher hat nie ein Bruder den andern geliebt. Der Bau der Villa Chézy wurde begonnen, die Stimme der Mutter wurde überhört. Vergebens stellte ich meinem ältesten Sohn vor, daß eine solche Unternehmung nicht ersprießlich ausfallen würde, seiner Stellung nicht entspräche, und ihn in seinen literarischen Unternehmungen hemmen müsse! Die Folge belehrte meinen ältesten Sohn bald, daß ich vollkommen recht hatte. Doch es ist einmal das Los der Erfahrung, daß der, welcher sie erwirbt, sie nur insofern schätzt, als er sie theuer erkauft hat! Auch gibt es Menschen, die durchaus nur auf selbstgewähltem Wege ihr Glück suchen wollen. Wilhelm von Chézy hatte eine herrliche reiche Gabe für die Poesie. Der Hohn Spindler's, den er für seinen Freund ansah, war auf diese Blüten wie Mehlthau gefallen. Görres sagte einmal zu mir: „Suchen Sie sich über Wilhelm's Verlust zu fassen, er ist in den Händen eines Rattenfängers von Hameln! Sorgen Sie nur, daß Sie den Kleinen retten!" Ich beherzigte diesen Rath. Max entwand sich noch zu rechter Zeit den Netzen, von denen er umsponnen gewesen; Wilhelm jedoch mußte ich sich selbst überlassen. Er erkannte endlich die Wahrheit, doch mit herzzerreißendem Schmerz und viel zu spät. Möge ihn Gott auf seinem neuen Lebenswege zum Heile leiten!

Ich bin mit besonnener Eile über die Begebenheiten meines Lebens seit dem eben geschilderten Zeitpunkt hinweggegangen. Zu meinem Erstaunen lebe ich noch; doch mein Herz hat seit 1841, wo ich am Sarge meines Max geweint, schon mehr als tausendmal den Tod gelitten. Seit langer Zeit übe ich mich nun im Sterben ein. Im alten Heidenwahn waren die Götter selbst

dem Geschick unterwerfen. In der christlichen Lehre steht Gott über dem Geschick, und selbst der Mensch ist dessen Meister!

Meine Erni, ich habe dich in diesem Buche noch nicht genannt, doch jeder Herzschlag nennt dich bis in den Tod, und mein Geist wird dich auch jenseits liebevoll umschweben! Ahnung sagt mir, daß auch du eine erkorene Natur bist, daß auch deine Bahnen zum Lichte führen werden, und daß wir uns wiederfinden.

Und nun noch ein Dank und Segenswort an dich, meine liebe Muhme Bertha Borngräber, die du mir wie ein Engel vom Herrn gesandt bist, mir aus so weiter Ferne, aus dem mir so heiligen Städtchen Tirschtiegel, wo du noch so liebe Geschwister verließest, so liebreich zu Hülfe kamest. Nicht achtend meine körperlichen schweren Leiden, welche du so mit Geduld tragen hilfst, und bei allen Entbehrungen der nöthigsten Bedürfnisse unverdrossen, halfest du fleißig, ja mit der größten Anstrengung an diesem Werke arbeiten. Denn nur durch deinen Fleiß und deine Anregung wurde mein schon so schwacher Geist, der infolge schwerer Krankheit und Trübsal die Jahre des Alters drückend fühlt, wieder feurig und rege, und ich kann dieses Buch mit Gottes Hülfe der Nachwelt übergeben. Ich kann dir nicht nach Verdienst lohnen wie ich möchte; aber es ist einer über uns, der kann mehr thun als wir bitten und verstehen, der wird dich dafür segnen; denn er spricht ja: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten in meinem Namen, das habt ihr mir gethan!" Dein so reich bewegtes Leben schon von früher Jugend an hat hier noch neue mannichfache Erfahrungen gesammelt, die dein Leben noch reichhaltiger machen sollten. Doch nur im Feuer wird das Gold

von den Schlacken gereinigt, und geläutert bewährt es sich fort und fort. Ich werde bald diese Welt verlassen und zu unsern Lieben in höhere Sphären eilen; dort werde ich dich einst verklärt ewig schauen, und in jener himmlischen Vereinigung werden erst die reinen Triumph-, Dank- und Siegeshymnen ertönen!

Genf, den 1. December 1835.

Helmina von Chezy.

Bayer... Staat... München